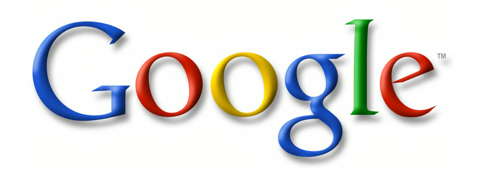






Ger 44.1.20
SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ECCLESIAE



JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXXIII.

MIT 10 TAFELN UND 25 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1892.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

II. Litteratur.

*) Im Text steht irrthümlich Tafel XI.

Seite

III. Miscellen.

IV. Berichte.

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Die Kölnischen Meister an der Kathedrale von Burgos.

Vortrag gehalten am Winckelmannstag 1891

von

Karl Justi.

(Hierzu Tafel I—IV.)

An wenigen Grenzmarken Europas dürfte sich — wenigstens war es so bis vor Kurzem — die Verschiedenheit zweier verwandter Nationen dem Reisenden so schroff aufdrängen, wie da, wo am Nordwestende der Pyrenäen der geschichtlich berühmte Bidasoafluss, zwischen Frankreich und Spanien, in den Golf von Biscaya mündet. Der hier angeschlagene Ton wird indess nicht immer festgehalten. Beim Vordringen ins Innere bieten sich zunächst nichts weniger als afrikanische Eindrücke. Der Weg führt, fortwährend im Steigen begriffen, bald aus den baskischen Provinzen hinauf in das Tafelland Alt-Castiliens, und auf einer Höhe von dreitausend Fuss, in einem der unbestrittenen Herrschaft der Nordwinde untergebenen Gebiet, zu dem kältesten Punkt Spaniens. In einer weiten, baumlosen Thalfläche, zwischen unabsehbaren Weizen- und Flachsfeldern, die den Reisenden oft schneebedeckt (denn der Winter währt acht Monate), oder geröstet vom Sonnenbrand, nur in Glücksfällen grün bewillkommnen, erscheint, unvorbereitet, hinter dem von langen, melancholischen Alleen begleiteten Flüsschen Alarzon, am Saum eines kahlen Hügels mit formlosen Trümmern der einst stolz thronenden Königsburg, das ehrwürdige *Caput Castellae*, das jedem Knaben aus den Romanzen vom Cid bekannte Burgos, einst Königshof, Sitz eines streitbaren Adels und reicher Kaufherren; nun schon dreihundert Jahre als verarmte Provinzialstadt seine matten Lebensreste hinschleppend. Und aus seinen hohen Häuserreihen taucht auf die graue Kathedrale, — im Schweigen dieser Oede wie eine aus den Lüften tönende Musik, von Menschen- und Engelzungen[1]), ein

1) Philipp II. sagte von der Laterne, sie sei ein Gebilde der Engel, kein Menschenwerk.

Hymnus von Geschlechtern, Thaten und Gedanken, die längst im Strom der Zeiten versunken sind.

Es ist die Südseite der Kirche, die sich da vor uns dehnt — noch länger erscheinend durch die Versenkung des unteren Geschosses hinter dem anstossenden erzbischöflichen Palast und dem Kreuzgang; denn man sieht von ihrem Körper nur die Fenster und Schwibbogen des Lichtgadens. Um so mächtiger wirken die am West- und Ostende und in der Mitte, ohne Einschiebung steiler Dachflächen, frei in die Lüfte aufsteigenden Hochtheile, den Segeln eines Dreimasters vergleichbar. Hier grüssen den Nordländer vertraut zwei Thürme mit durchbrochenen Helmen — ein Anblick, der ihm dort nicht zum zweiten Male werden wird —, fremdartiger ein ungewöhnlich breiter und hoher Vierungsthurm, endlich im Osten eine Kapelle von ähnlicher Form. Durch diese Theile wird der erste Eindruck des Baues bestimmt, und die von jeher ausgesprochene Meinung, dass in malerischem Reiz kein Kirchenbau jenes Landes, wenige überhaupt, ihm gleichkommen[1]).

Und die freie Gruppirung und Mannichfaltigkeit der Formen dieser drei Gebilde, welche die Gliederung des Unterbaues, dem sie entsteigen, ahnen lassen; die hohen Kronen jener Spitzthürmchen, die in ihren wechselnden Verschiebungen, Cypressengruppen vergleichbar, die starren Formen beleben und ihre Massen verklingen lassen; die Achtflächigkeit, eine Form von der Beweglichkeit der Kreislinie, aber mit den klarmarkirten Wechseln von Licht und Schatten, die gekrümmten Flächen fehlen; endlich eine Zierlust, die keine ungeformte Stelle übrig lässt: das ist wie ausgedacht für malerische Wirkung, und doch ist es nicht ausgedacht worden.

Keinen Augenblick wird man sich besinnen, dies alles der Spätzeit der Gothik, dem XV. Jahrhundert zuzuweisen, derjenigen Abwandlung, die man dort, von der Erinnerung an Pflanzengebilde, den blühenden (*florido*) Stil nennt.

Aber man würde sich täuschen, wollte man hieraus auf Alter und Charakter der Kirchenanlage schliessen[2]). Tritt man vor die Fassade, blickt man hinauf zu den Pfeilern und Gewölben der drei

---

1) Unica en la hermosura de su vista exterior, y grandeza del crucero. *Florez*, España sagrada, XXVI, 308. Madrid 1771.

2) Wie man früher that, und auch jetzt noch zu lesen ist, z. B. in dem Buche von Edmondo de Amicis, Spagna. 1873, p. 86: La chiesa appartiene all' ordine gotico, dell' epoca del Rinascimento.

Schiffe, verirrt man sich in den Winkel der halb in den Berg vergrabenen Nordostseite, so entdeckt man eine streng einfache, ernste Construction, in den schlichten Formen der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Was uns aus der Ferne von dem Bau entgegenragte, das ist mehr als zweihundert Jahre, zum Theil viertehalbhundert Jahre jünger als der Plan des ersten Architekten. Es rührt zumeist her von Künstlern anderen Stammes, deren erster aus weiter Ferne kam, von einer Familie deutscher, rheinischer Herkunft, den Meistern *de Colonia*, die in mehreren Geschlechtern, in ununterbrochener Folge, an der *fabrica* der Kathedrale den obersten Bauposten besessen haben. Doch bevor man sich in ihr Werk vertieft (es ist fast das einzige was man von ihnen weiss), möchte man von der Geschichte des Baues etwas hören, dem sie ihre Lebensarbeit gewidmet haben.

Die Gründung der neuen Kathedrale.

Burgos besass im Anfang des XIII. Jahrhunderts eine kleine romanische Kathedrale; Alfons VI. hatte sie (1096) an der Stelle seines Palastes, bald nach Verlegung des uralten Bischofstuhles von Oca nach dieser Stadt (1075) errichtet. Bei Umbauten, im Jahre 1862, hat man noch Reste von ihr, im Stil des XI. Jahrhunderts gefunden, an der Stelle zwischen der Kapelle del Santo Christo und dem erzbischöflichen Palast: ein romanisches Portal; in einer Urkunde von 1285 wird dieser Platz *el claustro viejo* genannt. Der Bau entsprach längst nicht mehr den Begriffen des Kapitels und des Bischofs vom Rang der Kirche von Burgos, „Mutter und Haupt der Kirchen Castiliens“. Nun trug damals ein junger Fürst die Krone, dem auch in diesen Dingen grosse Entschliessungen abzugewinnen waren. Nach Heinrich I. Tode (1257) hatte dessen Tochter und Erbin D[a]. Berengaria (oder Berenguela), Gemahlin des Königs Alfons von Leon, die ihr zugefallene Krone Castiliens ihrem achtzehnjährigen Sohne *Ferdinand* übergeben. Nach vorläufiger Niederwerfung starker Widersacher, unter ihnen der eigene Vater des jungen Monarchen, war die staatskluge und sehr thatkräftige Dame darauf bedacht, ihrem Sohn eine Königin zu suchen. Um die häufigen Wirren in Folge späterer Auflösungen von Verwandtenehen abzuschneiden, nach anderen in Erinnerung eigener Jugendneigung zu dem früh verstorbenen Konrad von Rotenburg, beschloss sie, die künftige Beherrscherin beider Reiche im Ausland zu holen. Die

auserwählte Braut war eine Prinzessin deutschen Stammes, Beatrix, Tochter des ermordeten Königs Philipp von Schwaben und der griechischen Irene, also die Muhme Kaiser Friedrich II. Es war der Bischof von Burgos (seit 1213), Mauricio, von einem Nachfolger zwei Jahrhunderte später *famosus* genannt, der als Brautwerber, mit einem Gefolge von drei hohen Geistlichen, an den Hof des Kaisers in Speier abgeordnet ward (1219). Die Reise dauerte lange, von Mai bis zum November, weil Friedrich vier Monate mit der Antwort zögerte[1]). Auf dem Rückweg, in Paris, veranstaltete König Philipp August seiner Verwandten glänzende Feste, und gab ihr ein ansehnliches Geleit bis zur Grenze mit. Am 30. November 1219 fand die Trauung in der alten Kirche von Burgos statt. Am 20. Juli 1221 legten der 23jährige Ferdinand und Bischof Moriz den Grundstein zu der *nueva obra*, auf dem Platz der alten Kathedrale. Wie diese wurde sie der heiligen Maria geweiht, unter dem Titel ihrer Himmelfahrt. Schon nach neun Jahren (1230) konnte das Kapitel den Chordienst in den neuen Chor verlegen. Mit dem Chor, als dem nothwendigsten Theil, pflegte man den Anfang zu machen. Der König war eifrig, sagt die Chronik, mit Gold, Silber, Juwelen und seidenen Geweben Christi Kirche zu schmücken. Noch sieht man im Kreuzgang zwei köstliche, einst bemalte Statuen von Stein, Ferdinand der Beatrix den Ring reichend. Sie stammen wahr-

---

1) Mauricio wurde zur Belohnung für die Reisemühen von Ferdinand III. zu Valladolid am 22. Juni 1221 mit drei Ortschaften beschenkt, für sich und seine Nachfolger. Volens remunerare labores multiplices venerabilis patris praedicti Mauricii nunc Burgensis Episcopi quos sustinuit in eundo in Alemaniam, et redeundo, de mandato meo, et dulcissimae matris meae, pro karissima uxore mea Regina Doña Beatrice (*Florez* a. a. O. 305). Hiernach ist kaum denkbar, dass Mauricio von der Gesandtschaft ausgeschlossen werden müsse, wie *Schirrmeister* auf Grund von Schwierigkeiten in der Datirung der Reise fordert (Geschiche von Spanien IV, 343). Die Schwierigkeiten bestehen darin, dass die Speiersche Chronik zum Jahre 1219 die Anwesenheit König Friedrich II. in Speier in der zweiten Hälfte des Februar bezeugt, und zu demselben Jahre der spanischen Gesandtschaft gedenkt. Wogegen Mauricio's Unterschrift in königlichen Urkunden vom 20. Februar (Burgos) und 15. Mai (Toledo) vorkommt. Da aber auf die Ankunft der Beatrix in Spanien ihre Vermählung unmittelbar gefolgt sein muss, so ergiebt sich für die Reise des Mauricio ganz natürlich die Zeit zwischen Mai und November, wo für Hin- und Rückweg und den viermonatlichen Aufenthalt in Deutschland Platz ist.

scheinlich aus der Zeit ihres Sohnes, Alfons des Weisen. Grosse Dinge waren damals im Werden, die Anfänge der Kirche von Burgos sind mit ihrer Erinnerung verwebt. Während sonst schon der Niedergang der Kreuzzugbewegung begonnen hatte (die mit der Entstehungsgeschichte der Gothik ziemlich parallel läuft)[1]), lebte hier der Glaubenskampf mächtig auf. Im Jahre 1224 eröffnete Ferdinand III. den andalusischen Krieg, der seine ganze Regierung, d. h. alljährlich die gute Jahreszeit ausfüllte. Und während seine Mutter in Castilien die Regentschaft führte, fielen die blühenden Maurenstädte mit ihren trotzigen Alcazars Schlag auf Schlag in die Hände der vordringenden Race. Die Grenzmarken, die Ferdinand der Heilige († 1252) erstritten, sollten mehr als zwei Jahrhunderte ziemlich unverändert bleiben.

Die Kirche des Bischofs Mauricio ist die erste auf spanischem Boden in dem mittelfranzösischen Kathedralenstil des XIII. Jahrhunderts; das Signal gleichsam, dass dieser gothische Laienstil die Pyrenäen überschritten hat und im Begriff ist sich eine neue Provinz zu erobern. Ihr folgte rasch Toledo (1227), dessen Grundstein ebenfalls Ferdinand legte, und Leon. Die neue Form tritt hier auf ohne die Uebergangsbildungen, die man im Mutterland Schritt für Schritt verfolgen kann; auch so rein von Beimischungen an bestehendes Spanisches oder Maurisches, dass man, wie George Street bemerkt[2]), sich hier nach Frankreich versetzt glauben kann. Nichts liegt also näher als die Vermuthung, dass jene Reise des Bischofs durch Frankreich im Jahre 1219 die Veranlassung des Entschlusses wo nicht zum Umbau, doch zum Neubau der Kirche in dieser Gestalt gegeben hat. Jedermann erinnert sich hier der Reise des Conrad von Hochstaden zum Lyoner Concil (1245). Früher hat man den neuen Stil mit der angeblichen fremden Herkunft des Prälaten, englischer oder französischer, in Verbindung gebracht; sie wird schon von seinem Nachfolger Alonso de Cartagena im XV. Jahrhundert als Ueberlieferung erwähnt (*quem ferunt Anglum fuisse*). Allein nach den von Florez mitgetheilten Daten aus seinem Vorleben muss man diese Annahme aufgeben. Wohl aber darf man

1) *Louis Gonse*, L'art gothique. Paris, 1891. p. 46.

2) *G. E. Street*, Some account of Gothic Architecture in Spain. London 1869, p. 15.

sagen, ihm könne auf jener Reise unmöglich die ausserordentliche Bewegung im Kirchenbauwesen entgangen sein, die damals die Städte des französischen Kronlands ergriffen hatte, und deren Ergebniss jene erstaunliche Zahl von Bauwerken war, die selbst noch des modernen Frankreichs Stolz sind. Diese Bewegung knüpfte sich ja gerade an die Errichtung bischöflicher Kirchen. Die Entzündung des Feuers ging von den Bischöfen aus, aber es fand in der vorangegangenen Pflege der Baukunst bei den grossen Orden, in der religiösen Begeisterung des Jahrhunderts, in dem städtischen Ehrgeiz reichlichen Nahrungsstoff. Kühnheit und Eleganz der Construction und dadurch befreiter Erfindungsgeist, Neuheit und Frische der decorativen Motive, Aufschwung des ausschmückenden Kunstgewerbes verband sich mit einem Unternehmungsgeist, der auf die Dauer gleichen Eifers bei künftigen Geschlechtern rechnete.

Die damals im Bau begriffenen Kathedralen befanden sich in den verschiedensten Stadien der Ausführung, einige der ersten Versuche, mit noch tastendem Stilgefühl konnten als abgeschlossen gelten: Noyon, Laon, Senlis, Soissons. Kühne Glockenthürme mit steinernen Nadeln besassen St. Denis, Chartres, Rouen. Vor vier Jahren war der Chor von Rheims (begonnen 1212) eingeweiht worden. Andere hatten sich noch kaum über die Grundmauern erhoben, wie Bourges; von Amiens, dem Vorbild des Kölner Domes, ist erst im Jahr darauf (1220) der Grundstein gelegt worden.

Wir kennen die Reiseroute der Beatrix von Schwaben nicht, aber in Paris hat der Zug verweilt. Von Notre Dame, 1163 von Maurice de Sully begonnen, waren nach dem ersten Plan Chor und Langhaus fast beendigt (1220), und 1218 die Fassade in Angriff genommen worden. Mauricio konnte bereits die drei Portale aufgemauert sehen, denn 1223 stand die Front bis zur grossen durchbrochenen Gallerie, welche die Thürme verbindet. Er mag hier an die Enge und Kleinheit seiner eigenen Kathedrale gedacht haben und die Vorstellung ihn ergriffen, dass sein Name einst im Munde nachfolgender Geschlechter mit einem so erhabenen Gotteshaus verbunden sein solle.

Die Kathedrale von Burgos war also das erste Beispiel dort des französischen Kathedralenstils, — nicht des Spitzbogenstils. Dessen Einführung war bereits erfolgt: selbst in Burgos. Vor den Thoren von Burgos hatte Alfons VIII. 41 Jahre vor der Grundstein-

legung der Kathedrale ein Cistercienserkloster[1]) gegründet, seiner Gemahlin Leonor, Tochter Heinrich II. von England zu Liebe. Das königliche Nonnenkloster Las Huelgas wurde schon 1181 bewohnt, die Kirche 1199 eingeweiht; ihr Stil ist streng und schmucklos.

Wenn es der übermächtige Einfluss der Abteien gewesen ist, dem die französischen Bischöfe eine gleich starke Anziehungskraft in *ihren* Kirchen entgegenstellen wollten, so ist es ein merkwürdiges Zusammentreffen, hier bei dem ersten Schritt in Spanien eine Analogie dieses Verhältnisses zu finden.

Ob der Bischof die Bildung einer Kolonie der pariser Bauhütte dort angeregt, ob er selbst einen Werkmeister mitgenommen hat, wird wohl nie ausgemacht werden. Wäre es jener Maestre Enrique, dessen Tod im Jahre 1277 verzeichnet wird[2]), so müsste der Schöpfer des Bauplans ein sehr junger Mann gewesen sein. Antheil an der Ausführung aber hat Enrique gewiss gehabt. Er ist bekannt als Architekt der viel schlanker und luftiger gebauten Kathedrale von Leon.

Die Formen von Burgos sind natürlich alterthümlicher als die der ungefähr gleichzeitig gegründeten Kirchen von Amiens, Rheims, und entwickelter als Notre Dame, dessen Vergleichung am nächsten liegt. Notre Dame stand damals im Vordergrund französischer Kirchenbauten, alles bisherige in Schatten stellend. Unser Plan ist freilich viel einfacher. Das noch kriegerisch harte Wesen des Spaniers verleugnet sich hier nicht: *Fortiter et pulchre construxit Ecclesiam Burgensem,* rühmt das Chronicon Tudense von Mauricio. Der Chor, fünfseitig aus dem Zehneck, hat nur einen Umgang und hatte einen Kranz von fünf strahlenden Kapellen; das Langhaus drei Schiffe, das Transept eines. Aber an der Westseite erscheint doch die Signatur des Zeitpunktes der Notre Dame-Fassade unver-

---

1) Das Kloster von Viruela, gegründet 1146, ist die älteste Cistercienserstiftung in Spanien. Die Kirche hat bereits den Spitzbogen.

2) Historia del Templo Catedral de Burgos, escrita con arreglo á documentos de su archivo por El Dr. D. *Manuel Martinez y Sanz,* dignidad de chantre de la misma santa iglesia metropolitana. Burgos 1866. Diesem goldenen Büchlein verdankt man die Mehrzahl der auf die Baugeschichte und das Personal bezüglichen genauen Angaben. Vgl. p. 16, 182 f. Eine Beschreibung des Baues im Einzelnen liegt nicht im Plan dieses Aufsatzes. Vgl. *E. Guhl,* Architektonische Studien in Spanien in G. Erbkams Zeitschr. f. Bauwesen, VIII. *C. v. Lützow,* Meisterwerke der Kirchenbaukunst. Leipzig 1862. *Street* a. a. O.

kennbar. Die beiden Thurmgeschosse mit den mächtigen, langen Fensterpaaren und dem Kugelwerk der Hohlkehlen, scheinen Notre Dame nachgebildet. Die Fortsetzung der viereckigen Form bis zu den beabsichtigten achtflächigen Pyramiden, also ohne das schon im romanischen Stil eingeführte vermittelnde Octogon ist den Kirchen von Isle de France eigen. Die Thürme bekamen hier freilich zwei ganz ähnliche Geschosse; eine Wiederholung, welche der Geschmack des Erfinders von Notre Dame nicht geduldet hätte.

Am meisten hat der plastische Schmuck des pariser Portals den bildfrohen Spanier angesprochen. Die statuenaufnehmende Gliederung der Thorgewände setzte sich fort in den Fronten der vier grossen Strebepfeiler mit ihren beiden Reihen Statuen. Leider hatte das Eis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts diesen Portalen arg zugesetzt, von vielen waren nur noch Trümmer vorhanden, doch sah Ponz[1]) noch bedeutende Köpfe (*cabezas grandiosas*). Um 1790 (die Jahreszahl sagt genug) wurde dann von Madrid aus eine noch jetzt die Fassade entstellende Restauration vorgenommen. Nur vier alte Statuen haben den Platz behauptet: Ferdinand und Mauricio, Alfons II. und Asterius von Oca. Dieses Statuenheer verbreitet sich hinauf über die Thürme. Der italienische Tourist vergleicht sie einer himmlischen Legion, die über dem Monument Wache halte. Sogar die Fialen über der Verbindung der Schwibbogen mit dem Kranzgesims sind durch Engel ersetzt.

Auch Kleinigkeiten erinnern an Notre Dame, z. B. die Blendrosetten mit Dreipass in den Zwickeln der Rose und der Fenster unter den Thürmen.

Anderes ist vereinfacht, oder verräth eine jüngere Zeit. Von den durchgehenden Galerien, die bei Notre Dame die Horizontale so stark betonen, ist nur die Statuengalerie des Mittelbaus geblieben. Sie stimmt mit denen in den Querschiff-Fronten. In die zu Paris ganz einfachen Steinringe der Fenster ist ein Vierpass gesetzt. Die Fenster des hohen Chors haben eine Form, ähnlich der an der Galerie der Fassade von Amiens (1230—40).

Alonso von Cartagena.

Im XV. Jahrhundert wurde in Burgos angenommen, die Kathedrale, deren Chor das Kapitel 1230 bezogen hatte, sei noch von

1) *A. Ponz*, Viage de España XII, 23. Madrid 1783.

dem Bischof Mauricio († 1238) bis auf die Thürme vollendet worden, was freilich eine Bauzeit von nur siebzehn Jahren ergeben würde. Diese Meinung beweist jedenfalls, dass die letzten Arbeiten damals weit genug zurücklagen, um dem Gedächtniss entschwunden zu sein. Honorius III. ertheilte 1224 einen Ablass für den „vornehmen und kostspieligen Bau“[1]). Möglich aber ist, dass Körper und Fassade schon im Lauf des XIII. Jahrhunderts bis auf die Plattform der Thürme gefördert worden sind. Der herrliche Kreuzgang nämlich (zu dem man doch kaum vor Vollendung des Inneren geschritten sein wird), mit seinen hochbedeutenden Statuen, gehört dem XIV. Jahrhundert an, man sagt dort der Zeit Heinrich II. (1379—90); aber Street setzt ihn richtig viel früher, 1280—1350; das ihm angeschlossene Kapitelhaus wurde schon 1316 gegründet. Sein reicherer Stil beweist aber, dass im XIV. Jahrhundert auch dort jene schlichten Formen nicht mehr im Gebrauche waren.

Eine neue Bewegung kam in die Baulust der Prälaten um die Mitte des XV. Jahrhunderts, und jetzt wandte man sich der Ausgestaltung des Domes in verticaler Richtung zu. Hier war für wirklich organische Zusätze noch Platz. Verdriesslich war, dass eine Kathedrale, die ihre Stadt überragend beherrschen sollte, kaum aus der Umgebung hervorsah. Dem konnte zunächst abgeholfen werden durch den Ausbau der Thürme.

Der Mann, auf den die nun beginnende, durch Berufung fremder Architekten eröffnete Bauperiode zurückgeht, war der Bischof Alonso de Cartagena (1384 † 1458), eine der merkwürdigsten Erscheinungen spanischer Prälatur.

Er entstammte einem alten, in Burgos ansässigen jüdischen Geschlecht. Sein gelehrter Vater, der sich zum Stamme Levi rechnete, hatte, im Forschen über Jeremiä 31, die Göttlichkeit des Neuen Bundes mit dem ins Herz geschriebenen Gesetz erkannt und im vierzigsten Lebensjahre mit den Seinigen die Taufe empfangen (1390). Hierbei nahm er den Familiennamen de Santa Maria an, und als Wappen die (in der Folge an des Baues höchsten Theilen prangende) silberne Lilie im grünen Feld; als Taufname aber Paulus, denn Paulus, sagte er, hat mich zum Glauben bekehrt. Ein hinreissender

1) Cum igitur burgensis ecclesia structura nobili et adeo sumptuosa consurgat, ut ad eius consummationem ipsius non suppetant facultates etc., bei Martinez 16.

Prediger (vor dem Pabste zu Avignon), durch sein *scrutinium scripturarum* ein noch in den Tagen des Tridentiner Concils hervorgezogener, hochgeschätzter Polemiker, lenkte er die Aufmerksamkeit Heinrich III. auf sich und erhielt das Bisthum Cartagena (1402); seitdem nahm die Familie den Namen de Cartagena an. Sterbend bestimmte ihn der Monarch zum Archicancellarius des Reichs, damit er die Erziehung des unmündigen Johann II. leite; er gewann Einfluss auf die Staatsgeschäfte, und bahnte sich so den Weg zum Stuhl von Burgos (1415).

Sein zweiter Sohn Alonso war bei der Taufe zwei Jahre alt. Er erhielt eine humanistische Bildung (er verfasste später eine glossirte Uebersetzung von Schriften Seneca's); als Jüngling fertigte er bereits Rechtsconsulten aus. Der 32jährige Dechant von Segovia und Santiago sass im Rathe des Königs und wurde mit staatsmännischen Sendungen betraut, z. B. den Frieden mit Portugal zu unterhandeln (1422—24). Der Hof Juan II. war eine Akademie von Schöngeistern, dort fanden die mächtigsten Grossen des Reichs Musse, eine neue Kunstdichtung zu pflegen, die bei aller Ueberspanntheit und Spitzfindigkeit doch spanisch war in Sprache und Versmass. Wir finden da neben einem Marques von Santillana, Juan de Mena, und seinem Verehrer und Freund Fernan Perez de Guzman unsern Alonso in der ersten Reihe der Poeten des Cancionero general. Er hat auch staatsrechtliche und historische Arbeiten verfertigt: eine Vindication der Ansprüche Castiliens auf die Canarien und Marokko gegen Portugal; dem Kapitel aber widmete er kurz vor seinem Tode einen Abriss der Geschichte Spaniens, vom ersten Gothenkönige an. Sie sollte die Mitte halten zwischen Genealogie und Geschichte, mit synchronistischen Angaben der Päbste, Kaiser und Könige von Frankreich; bei jedem spanischen Monarchen wurde dessen bildliche Darstellung angegeben und die Berühmtheiten der Zeit als Köpfe beigesetzt [1]). Kurz, Don Alonso war einer jener universellen Menschen, welche dem XV. Jahrhundert, nicht bloss in Italien, eigen sind.

1) Das eigentlich „Genealogica Regum Castellae et Leonis arbor" betitelte, gewöhnlich Anacephalaeosis genannte Werk steht in A. Schott's Hispania illustrata. Frankfurt 1603. I. p. 247. At quia imagines rerum fortius memoriam coadiuvant, quam nuda scriptura, Reges ipsos congruo arboris loco depingi feci in recta linea Regibus solis depictis: in marginibus vero aliquibus aliis quorum strenuitas non ab re iuxta Reges collocari petebat, per sola capita figuratis.

Bald erhielt er Gelegenheit, sein Licht auf der grössten Bühne leuchten zu lassen. 1434 wurde er, nach dem Tode des Cardinals Carrillo, der Gesandtschaft zum Concil von Basel beigesellt, und zugleich mit einem Auftrag an Kaiser Albrecht III. (in Prag) abgeordnet. In Basel stritt er mit Erfolg für den Vortritt des spanischen Gesandten gegen den englischen. Aeneas Sylvius nennt ihn „die Wonne Spaniens“ und „die Zierde der Prälatur“, vor allen ragend in Klugheit und Wohlredenheit. Als der Orator des Königs von Spanien, erzählt er, das Wort nahm für die Oberhoheit des Concils über den Pabst (wobei auch Aristoteles ins Feld geführt ward), da hingen alle an seinem Munde und statt nach Schluss der Rede begehrten sie deren lange Fortsetzung. Eugen IV. gewann in der Folge eine hohe Meinung von ihm, ja wenn man der Chronik Johann II. glauben dürfte, sollten dem Pabst, als er vom Kommen Don Alonso's hörte, die Worte entfallen sein: „er würde sich schämen, auf dem Stuhl Petri niederzusitzen, wenn der Bischof von Burgos daneben stünde“ [1]). Florez (S. 391) glaubt, der Abschnitt, wo dieses steht, rühre von Juan de Mena her. Sein Biograph Hernando de Pulgar sagt von ihm: er sprach wenig und gewählt und war sehr reinlich. Seine Erscheinung war ehrfurchterweckend, kein unziemliches Wort wagte sich in seiner Gegenwart hervor [2]).

Meister Hans von Köln.

Als der Doctor und Dechant von Santiago schon nach dem Concil unterwegs war (1435), entschloss sich sein 83jähriger Herr Vater, auf den Krummstab zu verzichten; der König bestimmte den Sohn zum Nachfolger. Als Bischof also sollte er die Vaterstadt wiedersehen. Und da man ihn später als eifrigen Bauherrn kennen lernt, so darf man glauben, dass er auch auf seiner Reise in Deutschland den Kirchengebäuden besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, und bei den schönen durchbrochenen Helmen von Freiburg und Basel (der nördliche war schon vorhanden) an seine Kirche gedacht hat, deren Antlitz nun mehr als zwei Jahrhunderte baarhaupt zum Himmel schrie. Dass er kunstfertige Meister, und darunter

1) Por cierto que si el obispo de Alonso de Burgos en nuestra Corte viene, con gran vergüenza nos asentaremos en la silla de S. Pedro.

2) *Hernando de Pulgar*, De los claros varones de España. In dessen Epistolae, Amsterdam 1670. „Todos se honestaban“ p. 271.

den Kölner, von der Concilfahrt mitgebracht, ist allerdings nur Ueberlieferung. Im alten Kapitelsaal steht es indess unter seinem Bildniss[1]). Solche Notizen wurden bei der Erneuerung dieser bischöflichen Portraitgallerie (1711—12) von Kanonicis und Archivisten aufgestellt. Ueber den Ausbau der Thürme enthält das Kapitelarchiv keine Akten, da der Bischof selbst die Kosten bestritten hat. In jenem „Stammbaum" giebt er als Anfangsjahr 1442 an, zwei Jahre nach seiner Rückkehr[2]). 1447 gewährte Nicolaus V. eine Ablassbulle. Juan de Colonia wird im siebten Jahre des Baues (1449) zum ersten male (als Zeuge) genannt und im zwölften als *maestro de las obras* der Kathedrale. Dass er die Thurmhelme nicht bloss beendigt, sondern auch entworfen und begonnen hat, darauf führt schon der Stil, der nach Deutschland weist. Die Verbreitung der Angehörigen der Kölner Dombauhütte nach Norden und Süden ist bekannt; Burgos aber ist wohl die letzte Mark Kölnischer Maçonnerie, der äusserste Punkt im Westen, bis zu dem der Dom des heiligen Köln seinen Riesenschatten erstreckt hat.

Es versteht sich von selbst, dass Helme von Anfang an beabsichtigt waren; das starke Strebewerk der Thurmgeschosse kündigt sie deutlich genug an[3]). Man wird sich aber diese geplanten Helme des XIII. Jahrhunderts natürlich anders vorzustellen haben als die jetzigen, etwa nach dem Muster des alten Thurmes von Chartres, oder des abgebrochenen der Stiftskirche von S. Denis. Durchbrochene Helme sind erst gegen Schluss des XIII. Jahrhunderts aufgekommen, im grössten Maassstab aber und mit völliger Beseitigung der Flächen in Deutschland ausgeführt worden. Sie waren das Ergebniss des sich nie genügenden Dranges nach Leichtigkeit und des Grundsatzes, solche gegen das Leere absetzenden Theile mit Baugliedern zu bekrönen, die einen Uebergang aus dem Vollen ins

---

1) Truxo sigo maestros, que acabaron las pirámides de esta iglesia.

2) Turres duae principales quae sunt in porta quam vocant regia, non fuerunt tunc ex toto finitae, sed post anno Domini 1442°, 220°. postquam incepta fuerat aedificari ecclesia. In eadem fere die coepit continuare aedificium illarum turrium Alphonsus Episcopus huius nominis II., qui hodie per divinam misericordiam sedet, et cum divino auxilio opus hoc facit continuari (1456). Schott a. a. O. cap. 83, 282.

3) Man hat dem Johann auch die Untergeschosse zugeschrieben, aber Einzelheiten späteren Gepräges können von einer damals vorgenommenen Restauration herrühren.

Leere vorstellen. Ueber einem offenen Glockenhaus wäre die geschlossene Pyramide ein Rückgang gewesen. In diesen höchsten Spitzen, aus weiter Ferne auf dem Grund des offenen Himmels filigranartig sich abzeichnend, sollte, wie Florez sagt, der Bau sich in die Luft aufzulösen scheinen. Eine Ballade preist die Thürme von Burgos, durch welche die Sterne flimmern.

Der Kölner hätte gewiss gern ein vermittelndes Octogon gegegeben, aber dazu war es zu spät, er begnügte sich mit einem von unten kaum bemerklichen, achteckigen, 2,80 cm hohen Tambour. Indess hat diese kunstlose Verbindung der achtseitigen Pyramide mit dem Dreieck den Gesammteindruck nicht beeinträchtigt. Das Viereck giebt den Eindruck der Festigkeit, die dem Octogon weniger eignet, und die Eckthürmchen kommen in ihrer flankirenden Funktion besser zur Geltung.

Der Anfang wurde gemacht mit dem südlichen Helm, am 18. September 1442. Don Alonso hat die Vollendung des nördlichen (4. September 1458) nicht mehr erlebt, die aber nur zwei Jahre seines Nachfolgers in Anspruch nahm. Ihre Höhe beträgt dreihundert Fuss, — ungefähr das Längenmass der Kirche. Man kann sie als verkleinerte Nachbildungen der Kölner betrachten, deren Aufrisse dem Meister gewiss bekannt waren; an dem kölner Südthurm hat er ja wohl mitgeholfen. Die durchbrochenen Füllungen der Fassetten (55 cm dick) ebenso wie die Krabben der Kanten, sind derb genug; letztere z. B. zwei Fuss lang, aber zur Entlastung oben ausgehöhlt und mit Canälchen für das Regenwasser versehen. Dadurch gewann man eine klare Fernwirkung der Silhouette und trug den zerstörenden Einwirkungen von Eis und Sturmwind Rechnung. Und so haben diese luftigen Steingebilde fast fünftehalb Jahrhunderte Stand gehalten, während tiefer gelegene, massivere Theile vom Unwetter herabgerissen wurden. Erst 1692 und 1749 (und jetzt) sind Ausbesserungen nöthig geworden; aus dieser Zeit stammen die eisernen Klammern.

Der rheinische Meister berücksichtigte den dortigen Geschmack. Ein eigenthümlicher Zug der gothischen Ornamentik dieser Zeit ist die den Arabern entlehnte Verwerthung von Inschriften als Ornamentmotiv. Die schöne eckige Mönchsschrift eignete sich hierzu eben so gut wie die arabischen oder kufischen Charaktere. An dem Mittelbau, wo ein Bild der Mutter Gottes steht, ist die Brüstung aus den Schriftzügen Pulcra es et decora gebildet. An der Westfläche der

beiden Plattformen dienen als Balustraden die ebenfalls auf Statuen bezüglichen Worte Ecce Agnus Dei und Pax vobiscum. In den letzten Galerien unter den Thurmspitzen (*arandelas*, Halskrausen) stehen die Monogramme von Santa Maria und Jesus.

Jedermann fallen die stilwidrigen Spitzen auf. Der englische Architekt, der gegen deutsche Gothiker immer etwas hart ist, verfehlt nicht, sie dem Hans von Köln anzukreiden. Dreihundert Jahre lang ragten hier (wie seit Sixtus V. auf den Imperatorensäulen Roms) Statuen der Apostel Peter und Paul. 1749 wurde die erstere entfernt; ein Narciso Cortés vollführte den halsbrechenden Auftrag. Damals wurden die jetzigen (73 Pfund schweren) Bleihüte aufgesetzt.

Während jener sechszehn Jahre ist der Domwerkmeister natürlich noch durch andere Unternehmungen in Anspruch genommen worden. Don Alonso hat manche Kirchen und Klöster seiner Diöcese neu gebaut. Oben an steht die von seinem Vater als Grabstätte für sich und die Seinen begonnene prächtige Kirche des S. Paul-Klosters, die neuerdings zerstört worden ist[1]). Wer eine gründliche ecclesiologische Tour durch die Diöcese unternähme, würde wahrscheinlich mehr als einmal den Spuren des Hans von Köln begegnen.

Die Errichtung seiner eigenen letzten Ruhestätte war es, worauf der Bischof vor allem Anderen bedacht gewesen war. Gleich nach seiner Rückkehr von Basel, im Jahre 1440, überredete er das Kapitel, ihm eine Kapelle der hl. Marina am Südtransept als Baustelle zu überlassen. Der Capitelbeschluss betont die Verschönerung und Würde, welche die Kirche durch Erweiterung des, wie es scheint, hier verbauten Querschiffs, durch freien Blick und Helle gewinnen werde[2]). Hier erbaute er in zwei Jahren die Kapelle der Heimsuchung Mariä. Schon 1447 und 49 heisst es, „hier sei das Grab des Bischofs gebaut, wenn es Gott gefallen werde, seine Seele zu sich zu nehmen“[3]). In ihr wurden noch im vorigen Jahrhundert

---

1) Ausserdem S. Juan de Ortega, ebenfalls von seinem Vater begonnen. Er gründete auch das Kloster S. Ildefonso, von Augustinerinnen-Canonissen. Florez p. 392.

2) Los dichos señores Dean é Cabildo . . . dijieron que en se facer la dicha capilla . . . la dicha eglesia seria *mas clara é mas honrrada*, cá por ello se ensanchaba (Acta capit. 17. Febr. 1440). La cual (capilla) daba et da *gran vista* et *grand claridad* á la dicha eglesia (a. a. O. 6. Abril 1442) Martinez p. 94 ff.

3) 24. Nov. 1447. Ubi iam aedificatus est loculus, seu sepulcrum. In der Fundationsakte der Kapelle vom 7. Nov. 1449 sagt er: Ubi iam

seine hinterlassenen Schriften aufbewahrt. In der Mitte steht die hohe Marmortumba, mit Heiligenbildern in Nischen, und der edlen Schlummerstatue des Bischofs *de buena memoria*, wie ihn das Volk nannte, in reich mit Perlen, Edelsteinen und Bildstickereien geschmücktem Pontificale. Das edle, etwas längliche und volle Oval, die schmalen feinen Formen der Augen und des Mundes lassen die Art der damaligen Bildhauerschule von Burgos erkennen.

Auch ein königlicher Auftrag wurde Johann von Köln, freilich ist ihm die Ausführung nicht beschieden gewesen. König Heinrich III. besass in der Nähe der Stadt ein Jagdschloss, von den farbenglühenden Beeten des Gartens und Parkes, der es umgab, Blumenschau (*Miraflores*) genannt. Jetzt sieht man hier nur Steingerölle und Felder. Sein Sohn Johann II. schenkte den Palast den Karthäusern und gründete die Kirche für sein und seiner Gattin Isabel de Barcelós Grabmal. Am 13. September 1454 legte Hans von Köln den Plan der Kirche vor. Er erhielt dafür 3350 Maravedis (zehn Dukaten). Jedoch die Arbeit kam während der Wirren Heinrich IV. ins Stocken und wurde erst von Johann II. Tochter Isabella der Katholischen (1477) wieder aufgenommen. Nachdem der Spanier Garcia Fernandez de Matienzo ein Jahr dabei beschäftigt gewesen war, hat sie Johanns Sohn übernommen und vollendet (1488). Die einschiffige Kirche mit siebenseitigem Abschluss und dreizehn nasenverzierten Gewölbrippen des Chors wird heute hauptsächlich besucht wegen des königlichen Doppelgrabmals von der Hand des Gil de Siloe und des Altarwerkes. Diese überreich mit Statuetten und Zieraten ausgestatteten Denkmäler von sehr eigenthümlicher Erfindung waren das letzte Wort gothischer Bildnerei in Burgos.

Der Vierungsthurm *(crucero)*.

Zwei Jahre nach Grundsteinlegung der Karthause starb Don Alonso auf dem Heimwege von einer Pilgerreise nach S. Iago de Compostela. Ihm folgte D. Luis Osorio de *Acuña*. Den Namen Acuña hat er von seinen mütterlichen Vorfahren angenommen, ohne Zweifel wegen des besseren Klangs, denn die Acuña führten ihren Stammbaum zurück auf Juan Manuel, Sohn Ferdinand des Heiligen. Ehe er in den geistlichen Stand trat, war er verheirathet gewesen,

---

monumentum lapideum sub quo corpus nostrum recondatur quando omnipotens Deus nos vocare dignabitur sculptum et fabricatum est. Ebenda 98.

sein Sohn ist jener Bischof von Zamora, Antonio de Acuña, der im Aufstand der Gemeinen eine verhängnissvolle Rolle spielte und wegen Mords des Castellans von Simancas am 23. März 1526 auf Befehl des Kaisers erdrosselt wurde. — Der vornehme, freigebige Herr wollte hinter seinem Vorgänger vom Stamme Levi im Aufwand für seine Kirche nicht zurückbleiben, und er hatte Zeit, denn er regierte fast vierzig Jahre.

Das grossartige Unternehmen, welches die ganze Regierungszeit Acuña's ausgefüllt hat, ein Werk, das an Kühnheit und Reichthum jene Thurmhelme noch hinter sich zurückliess, war die Errichtung des grossen Vierungsthurms (*Cimborio* oder *Crucero*). Bisher fehlte es über die Zeit seiner Errichtung an bestimmten Nachrichten. Der bestunterrichtete Mann in der Geschichte der Kirche hatte nur festgestellt, dass die Kathedrale bis auf diese Zeit keinen Cimborio besessen hatte und dass dieser am Ende des Jahrhunderts von D. Luis erbaut worden war. Zu derselben Zeit also wie der herrliche normannisch-gothische Thurm von S. Ouen in Rouen. Es ist aber eine Notiz vorhanden, nach der der Beginn früher anzusetzen ist, wahrscheinlich in sofortigem Anschluss an die Vollendung des nördlichen Fassadenthurms. Diese Notiz findet sich in dem Reisebericht des böhmischen Edlen Leo von Rožmital, der im Jahre 1466 nach Burgos kam; hier heisst es: Diesem Heiligthum sind zwei zierlich aus Quadersteinen aufgeführte Thürme angefügt, *der dritte wurde damals, als wir dort waren, erbaut*[1]).

Hieraus ergiebt sich aber weiterhin, dass es Hans von Köln und nicht sein Sohn und Nachfolger gewesen ist, der den alten Crucero entworfen hat und ziemlich weit gefördert haben muss, denn er stand dem Bauwesen der Kathedrale zur Zeit Acuñas noch vierundzwanzig Jahre vor.

Der Gedanke des Bischofs war ohne Zweifel ein glücklicher. In den Augen der Kenner des nationalen Kirchenbaus fehlte, ohne den Crucero, dem Stolz von Burgos noch ein wesentlicher Theil. Dem Erbauer fiel also der Ruhm zu, der nunmehr dritthalbhundertjährigen Baugeschichte erst ihren bekrönenden Abschluss gegeben zu haben.

---

1) Huic [fano] adiunctae sunt duae turres eleganter ex lapide quadrato extructae, tertia tum, cum ibi essemus, aedificabatur. Des böhmischen Herrn Leo von Rožmital Ritter-, Hof- und Pilgerreise durch die Abendlande, 1465—1467. Stuttgart 1844, S. 164.

Die Castilier hatten von jeher auf ihren *Cimborio* ganz besondere Stücke gehalten. Sie empfanden in diesem Punkt wie die Normannen. Nach aussen als dominirenden, mehrstöckigen Thurmbau, nach innen als lichtspendende Laterne. Die Kathedrale von Zamora, die alte von Salamanca, die Colegiata von Toro besitzen Cimborien, die zu den originellsten und gelungensten Erzeugnissen ihrer romanischen Zeit gehören. Aussen herrscht die acht- oder sechszehneckige Form, von vier Thürmchen flankirt; nur in Zamora dringt auch hier die Kuppel durch. Im Innern erhebt sich über Pendentifs, auf kreisförmiger Grundlinie eine hohe Trommel mit zwei Fensterreihen und gerippter Wölbung.

Nun ist bekannt, dass sich die Gothik, in ihrem Mutterlande wie in Deutschland, zunehmend kühl zu diesem romanischen Vermächtniss verhalten hat. Die Kathedralen von Isle de France legten viel mehr Gewicht auf die Fassadenthürme, der Mittelthurm begann zu einem mageren Dachreiter zusammenzuschrumpfen. Der erste Baumeister von Burgos hatte, im Anschluss an Notre Dame, keinen Vierungsthurm in seinen Plan aufgenommen. Auch bei den Burgos auf dem Fuss folgenden Kirchen von Toledo und Leon fehlt die Laterne, nicht zum Vortheil ihres nationalen Gepräges. Aber sobald die neue Weise Wurzel gefasst hatte, das eigene Gefühl wieder zum Wort kam, kehrten auch ihre Gothiker zu dem liebgewonnenen Zug zurück. In den Anfang des XV. Jahrhunderts (1404) fällt das „Lichthaus" der Kathedrale von Valencia, wo die gothische Auflösung der Wandflächen in Fenster kühn auf den Crucero übertragen ist. Alabasterplatten schliessen die Oeffnungen der zwei Ringe von sechzehn Fenstern.

Es war nicht blos Anhänglichkeit an das Hergebrachte. Indem der romanische Vierungsthurm die schlanken Thurmpaare an den Chören oder am Querhaus wie Vasallen um sich schaart, giebt er dem reichen Ganzen einen wirksamen Mittel- und Gipfelpunkt. Und wo er im Innern als Laterne den unschätzbaren Eintritt eines höchsten Oberlichts vermittelt, setzt er auch hier dem Uebergewicht der Längenachse einen centralen Zug ausgleichend entgegen, oder besser, betont diesen schon durch die Kreuzform in die Basilika eingeführten Zug.

In der That, was wäre die Kathedrale von Burgos ohne ihren Crucero. Grade nach der Aufführung des mächtigen, den Körper der Kirche erdrückenden Westthurmpaares, machte sich das Fehlen

eines ausgleichenden dritten Thurmes an dieser Stelle empfindlich bemerkbar. Wie die normannisch-englischen Kathedralen verdankt sie ihm die imposante Harmonie ihres Aufbaues.

Und so erklärt sich, dass man noch in späten Zeiten — gleichsam vor Thorschluss — zu einem so eingreifenden Neubau sich entschloss. Der verantwortliche Meister fand sich freilich in einer schwierigen Lage. Sein Vorgänger hatte die vier Pfeiler, welche jetzt die Last des Crucero tragen sollten, schwerlich viel stärker gemacht, als die übrigen. Sollte er sie nun von Grund auf erneuern? Welche zeitraubende, umständliche Arbeit that sich da auf. Wahrscheinlich rieth er dazu; aber der Bischof hatte Eile. Die Zeitgenossen staunten über die Kühnheit, „auf so hohe und schlanke Säulen eine solche Masse zu stellen" [1]).

Leider zeigte sich schon nach einem Menschenalter, dass er den Pfeilern doch zuviel zugemuthet hatte. Schon 1535 erschienen bedrohliche Anzeichen; die Meister nahmen eine Verstärkung (*aforro*) vor, aber der Archidiaconus von Briviesca, Juan de Lerma, erklärte sie für unzureichend. Damals stellte der Bildhauer Juan Villareal noch an den Pfeilern Statuen der Evangelisten und Kirchenlehrer auf. Ein Unglücksfall war noch im Gedächtniss aller. Der Cimborio der Kathedrale von Sevilla war sogleich nach der Vollendung, im Jahre 1511 zusammengebrochen. Der von Saragossa, eine Gründung des Pedro de Luna aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts, war schon 1500 so baufällig, dass er abgebrochen werden musste. Der Prior von S. Augustin zu Burgos, Thomas von Villanueva, soll die Katastrophe prophezeit haben. In der Frühe des 4. März 1539 stürtzte die Kuppel ein.

Wie sie ausgesehen hat, davon geben noch einige alte Schilderungen einen Begriff. Sie war sehr hoch (*in auras evexit*), von sehr eleganter Construction (*affabre constructum*), mit vielen Bildsäulen verziert und mit acht Phialen bekrönt. Der Bischof Fray Pascual de Fuensanta (1497—1512) nennt sie „eine der schönsten Sachen der Welt". Im Protokoll der Kapitelsitzung am Tage des Einsturzes heisst sie ein Bau von höchster Pracht (*el sumptuosisimo edeficio del crucero*). Karl V. meinte, sie sollte eigentlich wie ein Juwel in einem Etui aufbewahrt werden und nur selten, auf Ver-

1) Magna artificum fiducia, qui ausi sunt tantam molem medio templi quadrivio imponere, praesertim altissimis et gracilibus fulciendam columnis. Martinez p. 248.

langen, gezeigt; wie er ähnliches bei dem Glockenthurm Giotto's äusserte.

Man müsste in der That die Kirche von Burgos am Ende des ersten Drittels des XV. Jahrhunderts gesehen haben, um den Eindruck ihrer vollen Glorie zu empfangen. Damals stand das Innere noch im Dämmerlicht der Glasmalereien [1]), von denen wenig mehr übrig geblieben ist, als die Namen der damals berühmten Meister, wie Juan Valdivielso, Diego von Santillana, beide besser aus der Kathedrale von Avila bekannt; vor allen des Niederländers Arnao de Flandes (1512—26) mit seinem Sohne Nicolas de Vergara, die sich in den prachtvollen Fenstercompositionen im Transept des Doms von Sevilla ein Denkmal gesetzt haben. Im Altarhaus, dessen gothische Pfeiler noch nicht modernisirt waren, stand ein altes Chorgestühl, das im XVI. Jahrhundert ins Schiff verlegt und im Renaissancestil erneuert wurde, wobei der freie Durchblick in der Längenachse verloren ging. Wo jetzt der kalte italianisirende Riesenretablo des Bildhauers Rodrigo de la Haya (1562—80) bis zum Gewölbe ragt, stand, den Capellenkranz offen lassend, ein gemaltes und geschnitztes Altarwerk, das den böhmischen Reisenden alle die sie je gesehen weit zu übertreffen schien [2]). Alonso de Cartagena hatte es 1446 an der Stelle eines älteren errichtet.

Vergleicht man aber die Schilderungen des alten Crucero mit dem neuen, jetzigen, so scheint doch, dass jener im Wesentlichen als Muster festgehalten wurde. Das Meisterwerk des XV. Jahrhunderts wiederhergestellt zu sehen, war von Anfang an der Wunsch des Kapitels. Dennoch scheint man zwischen Beibehaltung des alten Plans und Aufstellung eines neuen geschwankt zu haben. Die Präcedenzfälle gingen auseinander. In Saragossa hatte man den Crucero als zweistöckige Laterne wieder aufgerichtet (1520); in Sevilla dagegen wurde auf Kuppel und hohen Thurm verzichtet. Beidemal nach Anhörung der angesehensten Kirchenbaumeister des Landes. Die decorativen Einzelheiten der jetzigen Laterne schliessen sich freilich dem inzwischen zur Herrschaft gekommenen plateresken Geschmack an, aber Plan, Verhältnisse und Construction zeigen

1) Navagero fand sie *oscura e fredda*.

2) In quo [templo] tabula altari praetensa, pulcherrime depicta, et artificiosissimo opere caelata visitur, ita ut omnes a me conspectas, ea in re, longo post se intervallo relinquat. a. a. O. Vgl. Martinez, 247.

doch nichts von italienischem Kuppelstil, hier wurde das Vermächtniss der scheidenden Gothik treu festgehalten.

Aus der Mischung beider Elemente nun entstand dieser märchenhaft prächtige Bau von 180 Fuss Scheitelhöhe, der von dem Werkmeister Juan de Vallejo während der Regierung des Cardinals Juan Alvarez de Toledo aus dem Hause Alba (1539—50) in Angriff genommen und im Jahre 1568 vollendet wurde[1]). Auch die vier anstossenden Gewölbjoche mussten erneuert werden; man erkennt es an den geschweiften Formen der Rippendecoration. Viele Baumeister und Bildhauer wurden aufgeboten; den Riss soll nach einer freilich nicht verbürgten Ueberlieferung der alte Philipp Vigarni aus Burgund geliefert haben. Im Jahre 1540 erhält der *entallador* Juan de Langues (Langres in Burgund) für ein Modell 12000 Maravedis. Der Betrieb zeugt von einer Begeisterung, die der goldenen Zeit des XIII. Jahrhunderts nicht nachsteht. Zufällig war gerade vor dem Unglücksfall Ebbe in der Kasse, also dass die Mittel kaum für die laufenden Arbeiten ausreichten. Aber Domherren und Dechant, der Bischof und der Condestabile, vor allen die Stadt wetteiferten in Opferfreudigkeit. Die Gesammtkosten beliefen sich auf 20 Millionen 768,500 Maravedis, was 55,531 Ducaten von elf Silberrealen oder 152,710 Francs gleichkömmt.

Den Eindruck des rein gothischen Sterngewölbes mit doppeltem Strahlenkranz, dessen Rippen statt der Kappen offene Steinmuster ausfüllen, vergleicht Amicis mit dem plötzlichen Aufstrahlen eines Feuerwerks[2]). Die Wirkung des Aeusseren gewinnt noch durch den Schluss der Arme des Transepts, der aus drei Spitzbogenöffnungen gebildet und horizontal abschliessend, mit dem zweistöckigen, von

---

1) Die bisherige allgemeine Annahme des Jahres 1567 ist von *Demetrio de los Rios* in dem Werke España, sus monumentos etc. Barcelona 1888, p. 486 berichtigt worden.

2) En levant la tête, on aperçoit une espèce de dôme formé par l'intérieur de la tour — —. C'est un gouffre de sculptures, d'arabesques, de statues, de colonnettes, de nervures, de lancettes, de pendentifs à vous donner le vertige. On regarderait deux ans qu'on n'aurait pas tout vu. C'est touffu comme un chou, fenestré comme une truelle à poisson; c'est gigantesque comme une pyramide et délicat comme une boucle d'oreille de femme, et l'on ne peut comprendre qu'un semblable filigrane puisse se soutenir en l'air depuis des siècles. *Théophile Gautier*, Voyage en Espagne.

vier Thürmchen flankirten und von acht Phialen bekrönten Thurm für das Auge zu einem Ganzen verschmilzt.

Der Bischof Acuña hatte über dem Bau des Crucero nicht seines eigenen Namens Gedächtniss vergessen. Da wo die Kapelle der heil. Anna und des heil. Antolin stand, an der Nordseite des Langhauses, erbaute er sich die Kapelle der Concepcion für seine Gruft. Sie übertraf an Umfang und Pracht weit die gegenüberliegende Kapelle seines Vorgängers. Hier wurde geraume Zeit nach seinem Tode, in Ausführung der letztwilligen Bestimmung, das Grabmal im Stil der italienischen Renaissance von Diego de Siloe ausgeführt (1519).

Simon von Köln und die Condestabile-Capelle.

Die Grundlegung der Kapelle des Bischofs Acuña (1477) mag die letzte Arbeit des Meister Hans gewesen sein. 1481 ist er nicht mehr am Leben. Aus der Ehe mit einer Spanierin, Maria Fernandez, hinterliess er sechs Kinder, Simon, Diego (beide Architekten), Fernando, Leonor und zwei Minderjährige. Simon wurde sofort vom Kapitel zum *obrero mayor* der Kathedrale ernannt. Er hat sein Amt dreissig Jahre lang bekleidet. Ihm fiel die Vollendung des Crucero, der Capelle der Concepcion und der Kirche der Karthause zu. Dann aber wurde ihm, sofort nach der Bestallung, ein Bau übertragen, der, als sein eigenstes Werk, seinen Anspruch auf einen Ehrenplatz in der Baugeschichte von Burgos und seinen Ruhm bei der Nachwelt begründete.

Damals lebte dort der alte D. Pedro Fernandez de Velasco, Graf von Haro, erblicher Condestabile von Castilien, vermählt mit Doña Mencia de Mendoza, Tochter des Marques von Santillana. Diese hochgesinnte Frau war die Erbauerin des noch vorhandenen Familienpalastes, der Casa del Cordon, wo Philipp der Schöne starb, und der Casa de la Vega; ihr Gedanke war es auch, im Bezirk der Kathedrale eine Familienkapelle zu gründen, die dem Glanz der Namen Velasco, Mendoza und Figueroa (ihrer Mutter) entsprechen sollte. Während der Abwesenheit des Gemahls erlangte sie, am 1. Juli 1482, vom Kapitel die Licenz. Keinen geringeren Platz hatte sich die Schwester des „Grossen Cardinals von Spanien", D. Pedro de Mendoza, ausersehen, als den Ostpunkt des Chorumgangs. Hier stand die ehrwürdige Capelle des heil. Petrus (1382 *una de solempnioribus ipsius ecclesiae capellis* genannt), in die

man noch in jenem Jahrhundert den Chor hatte verlegen wollen; hier war das Grabmal des Bischofs Domingo. Sie wurde niedergelegt, ebenso zwei Häuser, und im Laufe von zwölf Jahren von Simon die neue Capelle und später auch die Sacristei errichtet. Ihr Titel, der Reinigung Mariä, erinnert daran, dass dies auch die Stelle der Lady-chapel in englischen Kathedralen ist. Don Pedro hat ihre Vollendung nicht erlebt, er starb, 79jährig, in Granada, kurz nach dessen Uebergabe. Seine Söhne D. Bernardino und D. Iñigo setzten das Werk fort, sein Enkel D. Pedro vollendete es und liess die Marmorbilder für das Grabmal in der Mitte aus carrarischem Marmor in Genua herstellen.

Der Bau erhebt sich, in einer Abweichung von der Längenaxe der Kirche nach links, weit über das Kranzgesims des Chors hinaus, mit seiner Krone von acht statuenbesetzten Fialen, die das Zeltdach umschliessen und überragen, — in unverkennbarem Anschluss an den Crucero. Er hat sechzig Fuss Durchmesser im Lichten, das reichste Beispiel jener grossen Centralbauten des Spitzbogenstils, die seit dem XIV. Jahrhundert in Spanien aufgekommen waren, immer als Anhängsel einer vornehmen Kirche, ihres Kreuzgangs oder Altarhauses. Sie sind eine architectonische Besonderheit der spanischen Gothik[1]). Die Centralform liegt nicht im Geist dieses Stils, wo sie bei selbständigen Bauten auftritt, sind es Anpassungen an Werke der Vergangenheit, deren Grundform man pietätvoll bewahren wollte. Die Kreisform musste dann ins Polygon — man nannte den Stil ja früher den polygonalen — übertragen werden. In den ältesten Beispielen pflegte man durch Ueberwölbung der Ecken des quadratischen Unterbaues eine regelmässige achtseitige Trommel oder Sohle für das Gewölbe herzustellen; in späterer Zeit bediente man sich der Pendentifs mit fächerartigen Kanälen.

Das erste Beispiel in Burgos und Vorbild der späteren war der am 13. September 1316 gegründete Kapitelsaal (*cabildo nuevo*), später die Kapelle der heil. Catharina genannt, im Kreuzgang. Heinrich II. wurde in der Folge hier beigesetzt. Die Form war wie vorausbestimmt für Grab- und Familienkapellen. Dann erhob

1) Sie stehen vielleicht nicht ausser Zusammenhang mit den orientalischen Kuppeln, die man dort von dem arabischen Mihrab der Moschee von Cordoba bis zu dem „Salon der Medianaranja“ im Alcazar zu Sevilla verfolgen kann.

sich in der Mitte die Tumba der Stifter, geräumige Nischen ringsum waren vorgesehen für die Descendenz. Auch die seltenen Rundkirchen der Templer (in Segovia; die grösste bei Thomar in Portugal) gingen ja auf das Vorbild der heil. Grabeskirche zurück. Der enge Raum, dessen der König wie der Bettler für den letzten Ruheplatz bedürfen, sollte diesen Raum-Nimbus ausstrahlen, in dem das Selbstgefühl mächtiger Adelsgeschlechter sich spiegelte. Dass der Kirchenbau planmässig abgeschlossen war, galt als kein Hinderniss. Wir sahen wie in Burgos alte Kapellen niedergelegt wurden, der Kapellenkranz des Chors gesprengt; die Kirche des XIII. Jahrhunderts wurde der Kern, dem ohne Rücksicht auf die Verhältnisse prachtvolle Auswüchse entquollen. Man rühmte es dort den Fremden, dass fünf Messen gleichzeitig ohne gegenseitige Störung gesungen werden könnten [1]).

Die Cathedrale von Toledo besitzt zwei solche Octogone, S. Ildefonso und S. Iago. Das eine ist die Ruhestätte des streitbaren Cardinals Gil de Albornoz, dessen Leiche auf Geheiss Urban V., zum Dank für die Wiederherstellung seines Staates, auf Schultern von Viterbo bis Toledo getragen wurde (1364). Das andere birgt die schauerliche Gruft des einst allmächtigen Ministers Johann II., D. Alvar de Luna, 1453 auf dem grossen Platz zu Valladolid enthauptet. Welch ein Zufall, der hier die Erinnerungen an einen päbstlichen und einen königlichen Dank zusammengerückt hatte! Zu den letzten Beispielen mittelalterlichen Stils gehört die Capelle der Velez, errichtet von dem Adelantado Juan de Chacon in der Kathedrale von Murcia, und die Capella imperfeita König Emanuels von Portugal in der Kirche von Batalha.

Bankünstlerisch betrachtet, kann man diese Octogone als Weiterbildung des gothischen Systems in Richtung auf Grossräumigkeit und Raumvereinfachung betrachten. Also eine Parallele im Sinne des Centralbaues zu der Veränderung der Basilikaform in den catalonischen Kirchen, wo ein einziges Schiff die Abseiten aufsaugt. Wir hörten ja, wie grossen Werth die Domherrn auf *espaciosidat*, *gran vista*, *gran claridad* legten. Auch die Spanien und Portugal eigenthümlichen grossen Hospitäler, die um die Wende des Jahr-

---

1) L'on y chante la Messe en cinq Chapelles différentes, sans s'interrompre les uns les autres. *Mad. d'Aulnoy*, Relation du Voyage d'Espagne. A la Hoye 1692, I, 121. (Sie war dort 1679.)

hunderts gegründet wurden — in Granada, Toledo, Santiago, haben einen hohen Kuppelbau als Mittelpunkt, um den vier Arme oder Säle, Säulenhöfe einschliessend, in Form eines griechischen Kreuzes angeordnet sind.

Ausserhalb der Halbinsel haben diese Capellen eine Parallele in den Kapitelhäusern englischer Kathedralen, deren Gewölbe jedoch auf einem Centralpfeiler ruhen. Das schönste Beispiel, am Münster von York, macht hiervon eine Ausnahme. Schon im vorigen Jahrhundert sind englische Reisende in der Condestabile-Capelle an dies Chapterhouse erinnert worden[1]). Freilich hat es hölzerne Kappen und nicht viel mehr als die Hälfte des Umfangs.

In Feinheit und Fülle decorativer Bekleidung dürfte die Capelle Simons von Köln von allen ihrer Art die erste Stelle einnehmen. Sie fiel in die Zeit der ornamentlustigen Abwandlung des Stils. Der Italiener Andrea Navagero, Venedigs Gesandter beim Kaiser, nennt sie *molto ornata.* Die colossalen Wappen jener angesehenen Geschlechter im unteren Theil der Wandflächen, dieselben von wilden Männern und Pagen gehalten vor den Brüstungen der grossen Mauerblenden darüber, sind Prachtstücke heraldischer Stilisirung. Hier hat Simon den Rundbogen angewandt. Alle die zahlreichen Hohlkehlen der Dienste, Fenster, Gesimse sind mit unterhöhltem Blattwerk gefüllt; die Laibungen der mittleren Nischenbogen mit breiten durchbrochenen Fransen besetzt, zusammengesetzt aus Wappen haltenden Figürchen. Auch die Gewölbrippen sind mit Nasenwerk gesäumt. Die breiten Doppelfenster im Flamboyantstil mit den diesmal noch erhaltenen, späten Glasmalereien ergiessen eine Fülle von Licht über den Raum, und das Sterngewölbe kann sich in Eleganz der Steinstickerei dem des Crucero an die Seite stellen. Street wollte in der „endlosen Verschlingung und Zartheit" des Details einen deutschen Zug finden[2]).

* * *

So hatte also der in der goldenen Zeit des gothischen Baustils gegründete Tempel noch spät durch Meister deutscher Herkunft einen

1) An octagon building, with eight pyramids, which correspond exactly to the Chapter-house at York. *Swinburne,* Travels through Spain. II, 261. London 1787.

2) His work is essentially german in its endless intricacy and delicacy of detail. a. a. O. 21. Er schreibt die Capelle dem Johann von Köln zu.

vom ersten Erbauer nicht geahnten Abschluss erhalten; nahe ihrem Ende hatte die Kunst der *mazoneria* noch ein volles Strahlenmeer über ihn ausgegossen. Die Steine haben jetzt in der feuchten Luft einen grauen Ton angenommen; in der ersten Zeit muss der Kalkstein von Ontoria, der fast die Weisse des Marmors hat, diesen graziösen Gebilden des Meissels einen blendenden Glanz verliehen haben[1]). In beiden, durch lange Zeiträume geschiedenen Epochen ging die Initiative aus von gereisten Prälaten, — von der Triebkraft autochthoner Entwicklung kann hier keine Rede sein. Man hat gesagt, die Geschichte dieses populärsten Bauwerks des spanischen Mittelalters sei nicht gerade schmeichelhaft für die Spanier. Wohl kann nur das ungelehrte Auge hier eine Nationalschöpfung von Einheit der Erfindung und des Gusses anstaunen. Aber Plan und Zufall, fremde Form und alteingewurzelte einheimische Neigungen sind doch zu einem gewissen Einklang gebracht, denn am Ende ist ja alles vom Bauherrn einer Kirche so entschiedenen Charakters wie die spanische ausgegangen. Auch nach scharfer Auseinanderlegung heterogener Theile muss man gestehen, dass dieses Ganze weder in Frankreich, noch in Deutschland oder England möglich gewesen wäre. Davon ganz abgesehen, dass die Betheiligung verschiedener Zeiten und Hände den malerischen Reiz des Baues nur erhöhen konnte. Einen südlichen (oder englischen?) Zug erhält der Aufriss auch durch das Fehlen der hohen Dächer über Kapelle, Kuppel und Lichtgaden. Sind diese niedrigen Dächer ein Ergebniss späterer Wiederherstellungen? (Bei dem Sturm des 16. August 1642 wurden sämmtliche Fialen des Crucero herabgerissen.) Schwerlich. Eine französische Vorliebe für die Horizontale ist schon in den wagerechten Abschlüssen der Fronten des Querschiffs und des Mittelbaus der Fassade bemerklich. Und nachdem in den Thurmhauben die steile Form zum Wort gekommen war, entsprachen diese flachen Zeltdächer der beiden Octogone dem Grundsatz der Mannichfaltigkeit. Die Wirkung ihrer steinernen Krone würde verloren gehen, wenn sie dem Riesen eines Helmdachs die Schleppe hielte.

Francisco de Colonia.

Die Geschichte unserer Künstlerfamilie ist indess noch nicht zu Ende.

---

1) Bosarte meint, das Auge vermöge bei Neubauten nicht ohne Schaden auf diesem Stein zu verweilen. Viage artistico. Madrid 1804. 258.

Schon in Meister Simons Tage fiel bereits der Niedergang der Bauweise, deren Meisterschaft sein Vater die Berufung hierher zu verdanken hatte. Mitten in die Bewunderung der zuletzt geschilderten Steingedichte fiel beunruhigend und erkältend der Ruf, dass im Osten, in Rom andere Ordnungen auferstanden, ja längst herrschend seien, dass man in Castilien eigentlich zurückgeblieben sei. Man wünschte nun auch solche moderne Werke zu besitzen, man achtete es zeitgemäss und dem Rang der Kirche des Caput Castellae geziemend, dass auch hier *á lo romano* gebaut werde[1]).

Als im Jahre 1498 Simon die künstlerische Ausschmückung der Rückwand des Chors zu leiten hatte, wurden die grossen Passionsreliefs einem burgundischen Bildhauer übertragen, Philipp Vigarni aus Langres, — dem ersten muthmasslich, der die Gepflogenheiten der italienischen Renaissance in Burgos einführte. Auch Simon selbst konnte sich dem Zug der Zeit nicht ganz verschliessen. Die spätere Ausstattung der Condestabile-Capelle, Altarwerk, Gitter, Sacristeithüre gehören zu den ersten Versuchen in der neuen Art. Burgos wurde bald Hauptpflegestätte und Ausgangspunkt des plateresken Stils.

In die Jahrzehnte der Aufnahme und des Siegs der Renaissance fällt nun die Amtsthätigkeit des dritten und letzten der Colonia, Francisco, der nach des Vaters Tode zu dessen Nachfolger von Bischof und Kapitel ernannt wurde (am 28. November 1511), zunächst als *maestro de obras de canteria de la catedral.* Er hat die Stelle dreissig Jahre lang besessen. Als seine Geschwister werden genannt der Doctor Geronimo und Isabel de Colonia.

Wenn er nun auch neben so phantasievollen und fruchtbaren Männern, wie jenem Vigarni, einem Diego de Siloe, dem Eisenkünster Cristobal de Andino zurücktritt, so darf man sich doch nicht vorstellen, dass in Burgos für einen Meister der Maçonnerie, was er doch wohl in erster Linie gewesen ist, nichts mehr zu thun gewesen sei. In der Construction von Kirchen und Kapellen behauptete sich die alte Weise noch bis in die Mitte des Jahrhunderts. Wenn auch bei der Ausführung klassische Glieder und Ziermotive immer unvermeidlicher wurden, anfangs gemischt und frei, dann ausschliess-

---

1) Toda esta obra ha de ser *del romano* (Contract für das Grabmal Acuña, vom 2. Juli 1519). Toda esta obra ha de ser labrada é ornada *de obra de romano* (Contract für den S. Annenaltar vom 12. Juli 1522). Hier kann der Sinn des Wortes opus = Stil nicht angefochten werden.

lich und systematisch. Ein Zeugniss dieses Fortlebens der Gothik neben ihrer siegreichen Erbin sind noch einige grosse Kapellen mit Sterngewölben.

Man wird bei ihnen die Hand des Domwerkmeisters voraussetzen dürfen. Mit ihm eng verbunden, überhaupt der Familie nahestehend, war sein späterer Nachfolger, der Erbauer des neuen Vierungsthurms, Juan de Vallejo (bis 1569), der seit 1518 unter ihm als Steinhauer (*cantero*) erscheint[1]). Im Jahre 1520 stiftete der Domherr und Protonotar D. Gonzalo de Lerma die Kapelle der Consolacion, am südlichen Seitenschiff; sein Denkmal meisselte Vigarni. Die noch grössere Santiagokapelle, an der Südseite des Chorumgangs hatte der Regidor von Burgos, D. Antonio Melgoso, wetteifernd mit dem Condestabile, als Familienkapelle geplant (1520), dann aber erbaute sie das Kapitel als Pfarrkirche (1524—34). Francisco's Name war auch ausserhalb der Diöcese bekannt. Im Jahre 1540 lief ein Brief des Bischofs und Kapitels von Astorga in Leon ein, des Inhalts: Wenn ein Meister dieser heiligen Kirche und ihres Baus, Namens Colonia, noch am Leben sei, so bäten sie, ihn herzuschicken, damit er ihre Kirche untersuche, wie er sie schon vordem untersucht (Martinez p. 187 f.).

Merkwürdig aber ist — obwohl gar nicht ungewöhnlich in dieser bewegten Zeit — dass dem Francisco auch ein Platz neben jenen Protagonisten des plateresken Stils zugebilligt werden kann. Zeugniss dafür gibt das Thor an der Ostseite des nördlichen Querarms, *La puerta del corralejo* (Hof), oder *de la pellejeria* (Kürschnerei).

Im Jahre 1516 hatte der prachtliebende Bischof Juan Rodriguez de Fonseca (seit 1514 in Burgos) eine Aenderung im nördlichen Eingang der Kathedrale unternommen. Die alte Treppe, welche, den Zugang aus der oberen Stadt vermittelnd, vom hohen Thor der Nordwand des Querschiffs an der Futtermauer des Innern herunterführte, hatte er zu einem decorativen Prachtstück umgebaut, jedoch dem gewöhnlichen Kirchenverkehr entzogen. Für diesen bestimmte er die neu gebrochene Thür an der Ostwand desselben Querarms im Niveau des Bodens der Kirche. Da seine Reste nicht in Burgos,

1) Im Jahre 1541 veräusserte er einige von dem Dr. Gerónimo hinterlassenen Häuser in der Vorstadt S. Cosmé, als dessen Testamentsvollstrecker.

sondern in der Kirche seines Familiensitzes Coca ruhen sollten, so erkor er den weitläufigen Portalbau zu seinem Gedächtnissmal allhier.

Dies Portal hat im Jahre 1516 Francisco entworfen. Es führt uns die früheste Phase des plateresken Stils vor, die Form in der sich die Spanier den Renaissancestil zuerst angepasst haben. Es besteht aus zwei Geschossen: der Thüre, flankirt von zwei grossen Säulen und rundgegiebelten Seitentheilen mit Statuen in Nischen, und einem Aufsatz mit Bildwerken. Hier stehen zwischen drei kurzen Dockensäulen die Relieftafeln des Martyriums der beiden Johannes, der Namenspatrone Fonseca's, darüber im Giebel sieht man die wohlbeleibte Gestalt des Prälaten und Hofdiplomaten, kniend vor der thronenden Mutter Gottes.

Dieser flachgehaltene Aufbau, vergleichbar einem italienischen Altaraufsatz jener Zeit[1]), ist nun, in all seinen Flächen und Gliedern, Pilastern und Fries, Säulenschaft und Sockel, übersponnen mit mannichfaltigem, gleichmässig delicatem Ornament. Die italienischen, lombardischen Vorbilder sind aber in sehr freier Weise, mehr als Anregung der eignen Phantasie benutzt worden. Die Verwendung der klassischen Motive ist ganz im Geist jener letzten gothischen Spitzenweberei in Stein.

Man sieht wohl, der Urheber dieses schönen Werks hat sich bemüht, die gothische Muttersprache gründlich zu verlernen. Das breite Gebälk der beiden Geschosse mit Fries ist bestimmt aufs nachdrücklichste die Horizontallinie geltend zu machen. Gesimse werden aus Eierstab, Riefenleiste, Welle u. dgl. umständlich zusammenbuchstabirt; die Säulenkapitäle sind frei korinthisch und die Statuen stehen vor flachen Muschelnischen. Aber dass seine Wiege unter dem Spitzbogen stand, kann er nicht verleugnen. Es ist wie eine Interlinearversion gothischer Gedanken in italischem Idiom. Man betrachte nur diese tiefeingeschrägten Thürgewände mit den Figürchen unter Baldachinen in den Hohlkehlen. Der Palmettenhalbkreis auf dem Bogenrücken ist eine Metamorphose der Kriechblumen, die Wellenverzierung mit den Cherubin des Intrados ist ein Ersatz für die Nasensäume.

---

1) A primera vista, parece esta fachada un retablo suntuosísimo pegado últimamente á la pared. *Madoz*, Diccionario geográf. Art. Burgos 546.

Kurz der neue Stil scheint zunächst als Wechsel der Ziersprache Anklang gefunden zu haben, eine Wandlung mehr des Costüms als der Figur. Aber in dieser von den Pedanten des Cinquecento geringeachteten Mischung des Alten und Neuen, Angewöhnten und Anstudirten liegt eher ein Reiz dieser ersten „Renaissance“, auf den das folgende correcte, aber in den Einzelbildungen gleichgültige, oft vulgäre Verfahren gründlich verzichtet hat.

Das Portal hatte übrigens eine lange Geschichte. Noch 1532 werden Zahlungen an den *imaginario* Bartolomé de la Haya für Bildwerke und Wappen registrirt. Es ist das letzte Lebenszeichen der Colonia in deutlicher Sprache. Francisco's Ende wurde verdüstert durch den Einsturz des Crucero, des Werkes seines Grossvaters und Vaters. Er hat diesen Schreck nur drei Jahre überlebt. Bei den Berathungen über die Wiederherstellung muss er noch amtlich betheiligt gewesen sein. Der Grundstein der vier mächtigen neuen Pfeiler, die Rundthürmen gleichen, ist noch zu seinen Lebzeiten gelegt worden (6. Mai 1541). Er starb im Jahre 1542, gerade hundert Jahre nach dem Beginn der beiden Thurmhauben durch den Grossvater.

* * *

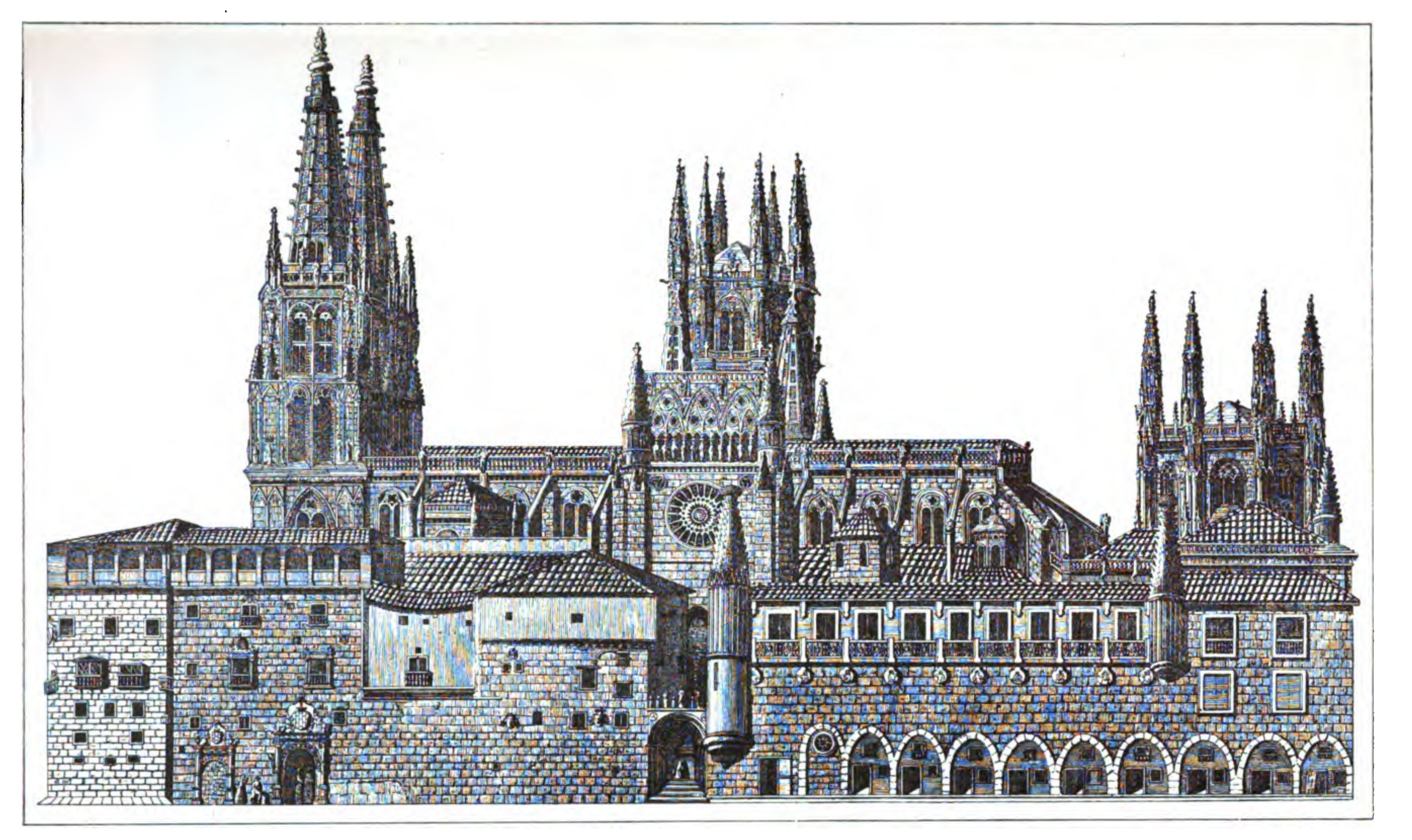
Während dieses Jahrhunderts eifriger Bauthätigkeit und rasch folgender Wandelungen der Kunstformen haben also die drei Meister den ersten Posten an einer der vornehmsten Kirchen des Reiches behauptet, das Bauwesen der Stadt, der Diöcese und Provinz beeinflusst. — Sie sind nicht das einzige Beispiel dort von solcher Stetigkeit der Vererbung einer Kunst in eingewanderten Familien. Man findet in derselben Zeit an der Kathedrale von Toledo die Brüsseler Architektenfamilie der Egas, und im XVI. Jahrhundert zu Leon die Goldschmiedfamilie der drei Arphe, die Deutschland entstammten. — Baulustige Prälaten, Fürsten und Granden fanden in ihnen gewandte Hände für ihre hochfliegenden Plane; die von Hause mitgebrachte Schulung hinderte sie nicht, auf die nationalen Ideen und auf neu emporkommende Geschmacksrichtungen einzugehen. Auch die Betheiligung germanischer Nordländer an der Einführung der italienischen Renaissance steht nicht vereinzelt: solche Einwanderer, die schon in der dort Niemanden erlassenen Anpassung an fremde Sprache und Sitte eine Probe geistiger Beweglichkeit ablegen mussten, waren zu Vermittlerrollen oft geschickter als die

Eingeborenen. — Der erste, geschult in dem grössten Unternehmen des deutschen Mittelalters, hat die vom Rhein mitgebrachten Formen deutscher Gothik auf den seit langer Zeit abgebrochenen Bau des XIII. Jahrhunderts übertragen. Sein Sohn war ein Virtuose des reichen und blühenden Stils, der uns überall verkündigt, dass wir uns in der ritterlich-romantischen Zeit Isabella der Katholischen befinden. Während Johann und Simon diese mittelalterliche Kunst klangreich ausläuten, steht Franz unter den Ersten, welche Spanien mit den Formen beglückten, die der Nachahmung des Alterthums entlehnt, die Sprache der folgenden Jahrhunderte werden sollten.

Unbekannt in ihrem Vaterland, in Castilien gewiss sehr bald völlig hispanisirt, auch dort bald vergessen, sind ihre Namen erst aus den Akten eines Kirchenarchivs wieder zum Vorschein gekommen, ihre Persönlichkeit kann für uns keine Gestalt mehr gewinnen. Aber ihre Handschrift ist deutlich, —

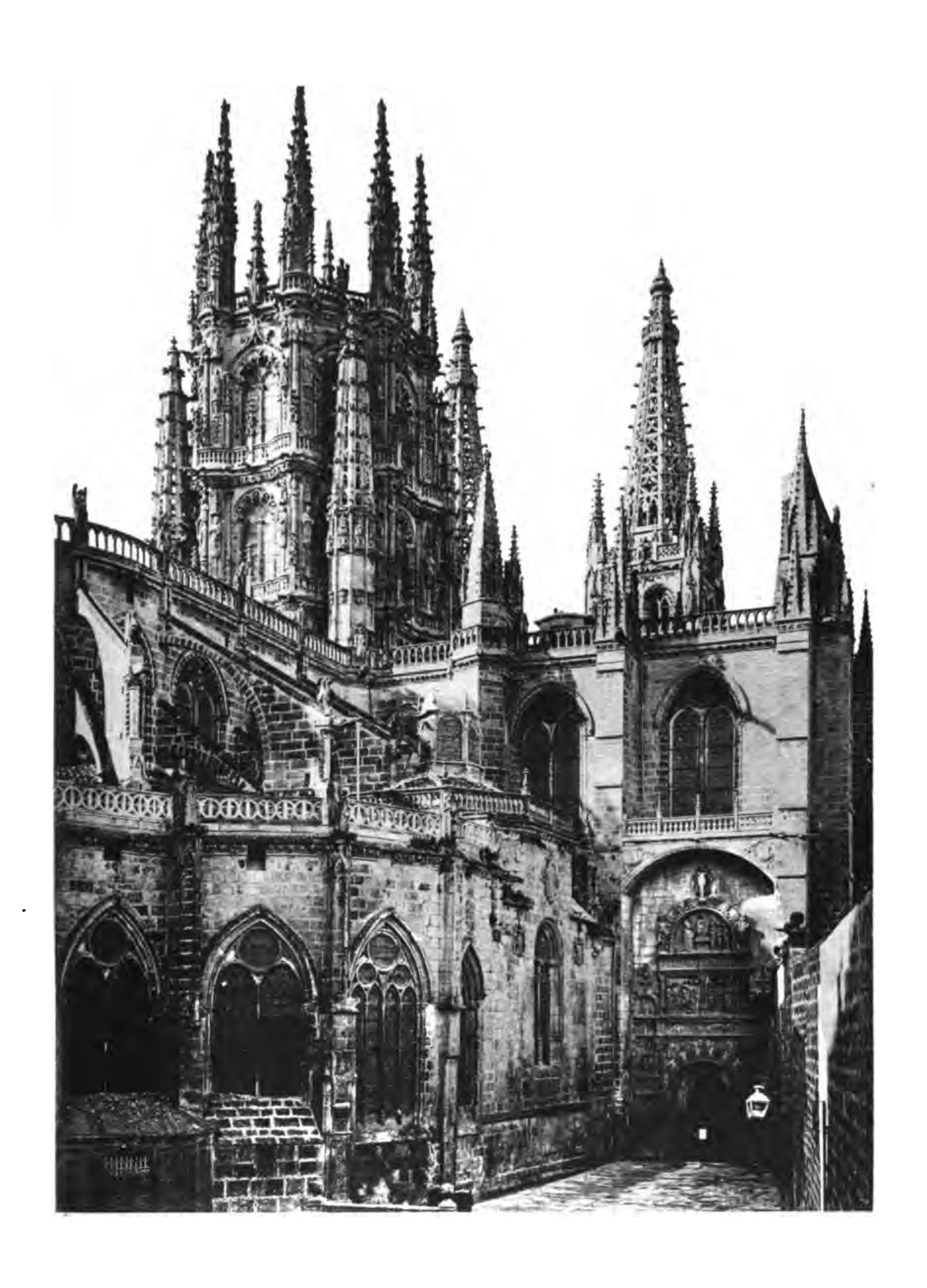
Mein Ruf sind Felsenhieroglyphen —

Möchten diese Urkunden ihres Daseins noch lange, mit dem erhabenen Bauwerk dem sie ihr Leben geweiht dauern, trotz der unerbittlichen Zeit, der Gleichgültigkeit der Menschen und den zerstörenden Springfluten von Aufruhr und Krieg.



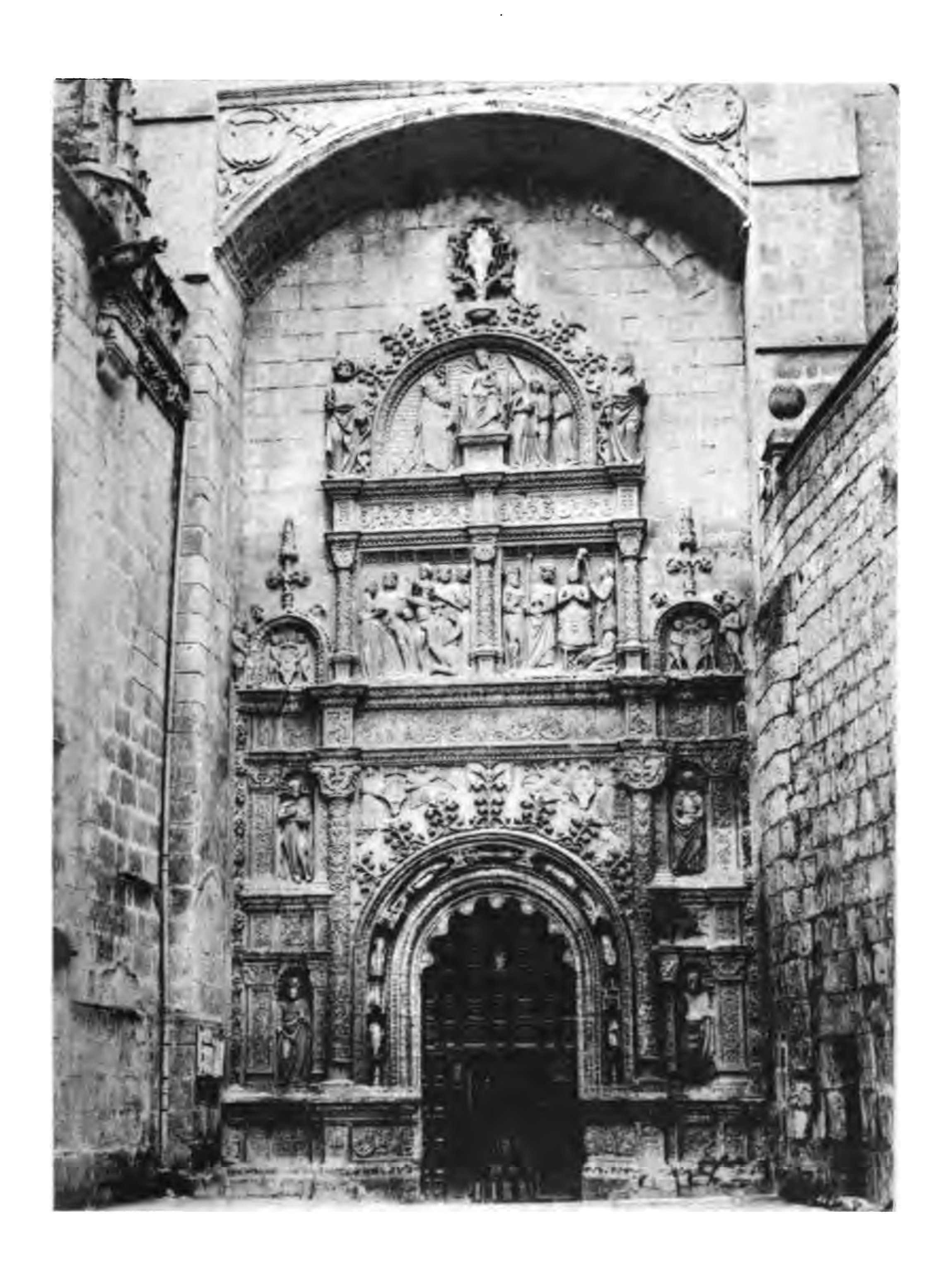
DRUCK VON CARL GEORGI IN BONN.

Die Kathedrale von Burgos nach einem alten Stich.



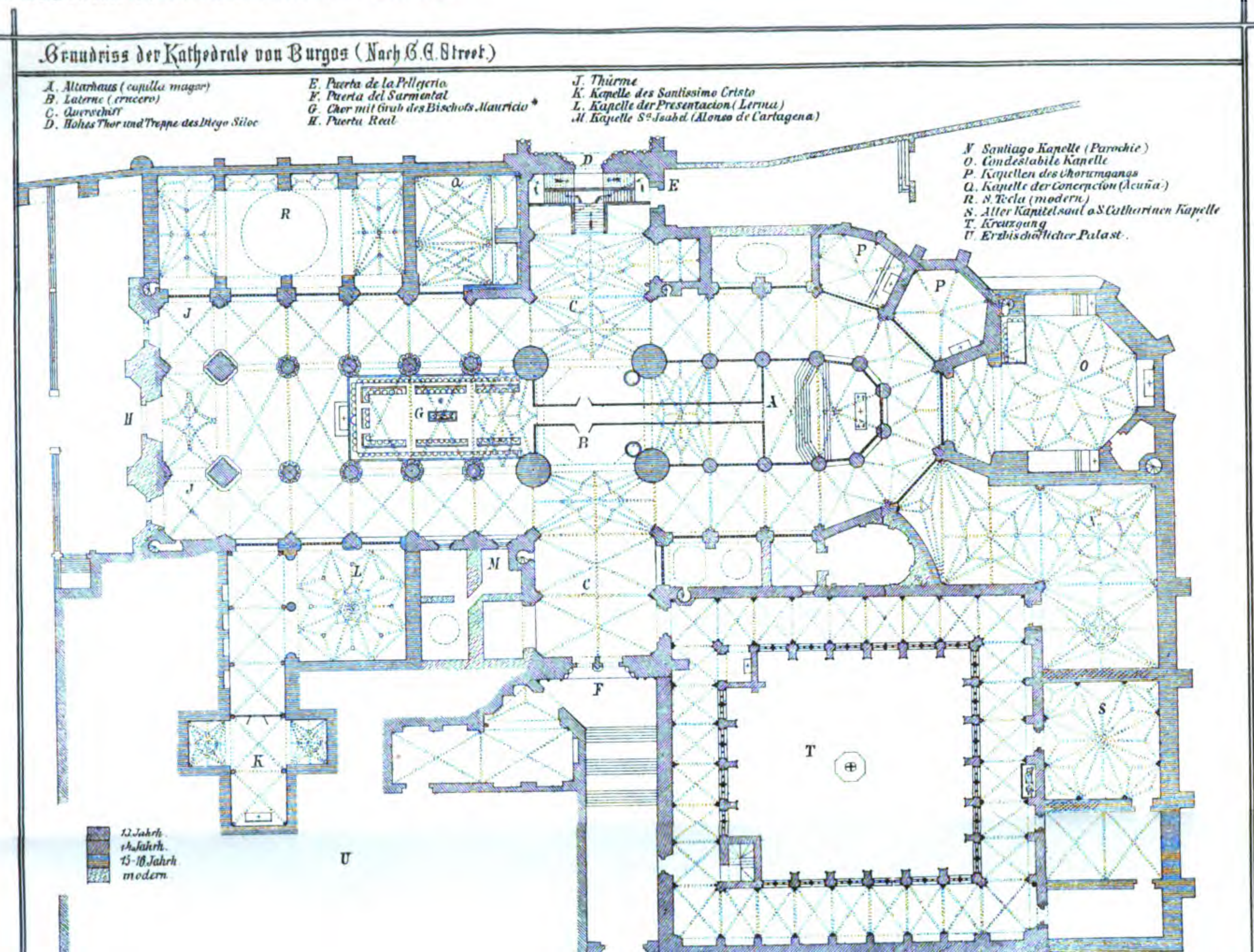
Ansicht der Kathedrale von Burgos von Nordost.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.



Portal im nördlichen Querschiff der Kathedrale von Burgos.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.


Grundriss der Kathedrale von Burgos (Nach G. G. Street.)
A. Altarhaus (capilla mayor)
B. Laterne (crucero)
C. Querschiff
D. Hohes Thor und Treppe des Diego Siloe
E. Puerta de la Pellejeria
F. Puerta del Sarmental
G. Chor mit Grab des Bischofs Mauricio *
H. Puerta Real
J. Thürme
K. Kapelle des Santissimo Cristo
L. Kapelle der Presentacion (Lerma)
M. Kapelle Sta Isabel (Alonso de Cartagena)
N. Santiago Kapelle (Parochie)
O. Condestabile Kapelle
P. Kapellen des Chorumganges
Q. Kapelle der Concepcion (Acuña)
R. S. Tecla (modern)
S. Alter Kapitelsaal o. S. Catharinen Kapelle
T. Kreuzgang
U. Erzbischöflicher Palast.
12. Jahrh.
14. Jahrh.
15-16 Jahrh.
modern

2. Funde in Köln.

Von

A. Kisa.

(Hierzu Tafel V.)

Bei Herstellung der Gasleitung in der neu angelegten Händelstrasse (einer südlichen Seitenstrasse der Aachenerstrasse) stiessen die Arbeiter zu Ende Oktober v. J. auf sehr ansehnliche Reste eines römischen Mosaik-Fussbodens, welcher zu den bedeutenderen Funden dieser Art auf kölnischem Boden gehört. Leider war man beim Graben des Gaskanales so unvorsichtig vorgegangen, dass wichtige Theile des Mosaiks zerstört wurden und eine Reconstruction des Gesammtmusters nicht mehr möglich ist. Doch blieb das Hauptstück, eine grosse achteckige Rosette von ungefähr $1^1/_2$ m Durchmesser, von einzelnen Sprüngen und Beschädigungen an den Kanten abgesehen, unversehrt. Die Mitte derselben bildet ein achteckiger schwarz konturirter Stern, gefüllt mit konzentrischen Kreisen aus rothen, gelben und weissen Thonwürfeln, sowie blauen und grünen Glaspasten. Ringsum zieht sich ein breites, doppelt verschlungenes Wellenband, aus schwarzen, rothen und gelben Würfeln zusammengesetzt. Die rothe Aussenborde zeigt zierliche blaue Blumen, welche durch einen braunen Streifen verbunden sind. Die Füllung zwischen den einzelnen Ornamentbändern ist gelblich weiss. An vier Kanten dieser Mittelrosette setzten grau in grau gearbeitete Brustbilder an, von welchen das eine, in dem ich einen Hercules zu erkennen glaube, vollkommen erhalten ist, während einem anderen der Kopf fehlt. Die vortreffliche Zeichnung des ersteren lässt den Verlust der übrigen doppelt bedauerlich erscheinen. Wahrscheinlich waren die vier Götter Juno, Mercur, Minerva und Hercules dargestellt. An die übrigen Kanten, also zwischen die Brustbilder gelagert, schlossen sich vier kleinere kreisrunde Rosetten von ungefähr 80 cm Durch-

messer an, mit einem schönen, reich componirten Stern mit schwarzen Umrissen und buntfarbiger Füllung. Die Einfassung besteht aus breiten schwarzen und rothen Kreisbändern. Von diesen Seitenrosetten ist eine nahezu vollständig, von einer anderen das Segment der rothen Einfassung erhalten. Ueber die Büsten spannte sich eine nischenartige Umrahmung, die jedoch aus den vorhandenen Resten nicht mehr zu reconstruiren ist; wahrscheinlich umgab sie auch die vier Seitenrosetten. Sie besteht aus rothen, weissen und schwarzen Bändern mit Zahnfriesen und Blattornament. Alle diese Ornamentstücke sind in blauschwarzem Mosaikgrunde eingebettet, welchen ein vierfaches Band in Weiss, Roth, Weiss und Schwarz umfasste. Blauschwarz ist auch der Grund des nach Westen zu angeschlossenen Teppichmusters mit weisser, schachbrettartiger Würfelung, das wahrscheinlich den Flur des Hauses bedeckte. Seine Verbindung mit der Hauptpartie ist durch den eingebrochenen Kanal zerstört. Man besitzt davon nur noch ein von breitem rothem Band eingefasstes Eckstück, bestehend aus einem langgestreckten rechtwinkligen Dreieck, das auf braunem Grunde eine reichstilisirte buntfarbige Blume mit langer, oben leicht gebogener Spitze zeigt, ein Muster, das an persische Motive erinnert. An dieses Dreieck schliesst sich ein weiss und schwarz eingefasstes Quadrat mit einem bunten Vierpass auf weissem Grunde.

Das ganze lag auf einer dicken Schichte von Ziegelbeton, unter welcher sich ein etwa 2 m tiefes, mit Sand gefülltes Loch öffnete. Weitere Nachgrabungen förderten Knochen von menschlichen Leichen, Trümmer von Thongeschirr und Dachziegel zu Tage, so dass man an eine gewaltsame Zerstörung der Anlage in sehr früher Zeit denken muss. Von Fundamenten fand sich bisher keine Spur, wohl aber eine Fortsetzung der Betonschichte nach Norden hin.

Unweit von dieser Fundstätte, in der gleichfalls neu angelegten Richard-Wagnerstrasse kam bei einem Bau des Architekten Vohl unter Anderem ein Tuffsteinsarkophag zu Tage, dessen Inhalt schon früheren Schatzgräbern in die Hände gefallen war. Bei dieser Gelegenheit mochte auch die schwere 2,27 m lange und 0,70 m breite Inschriftplatte als Verschluss des Sarges ihre Stelle gefunden haben. Sie besteht aus hartem feinkörnigem Kalkstein und ist an der unteren linken Ecke und am unteren Rande abgebrochen. Bei der Abhebung brach sie auch noch mitten durch. Die sorgfältig ausgeführte, noch der guten Zeit angehörige Inschrift lautet:

D·BONE·MEMORIAE·M
PERPETVE·SECVRITATI ſ
ANTONIE GALENETI·ALBA
VS·LEONTIVS·ET·EVBSYCHI
FILI PIENTISSIMI ſ

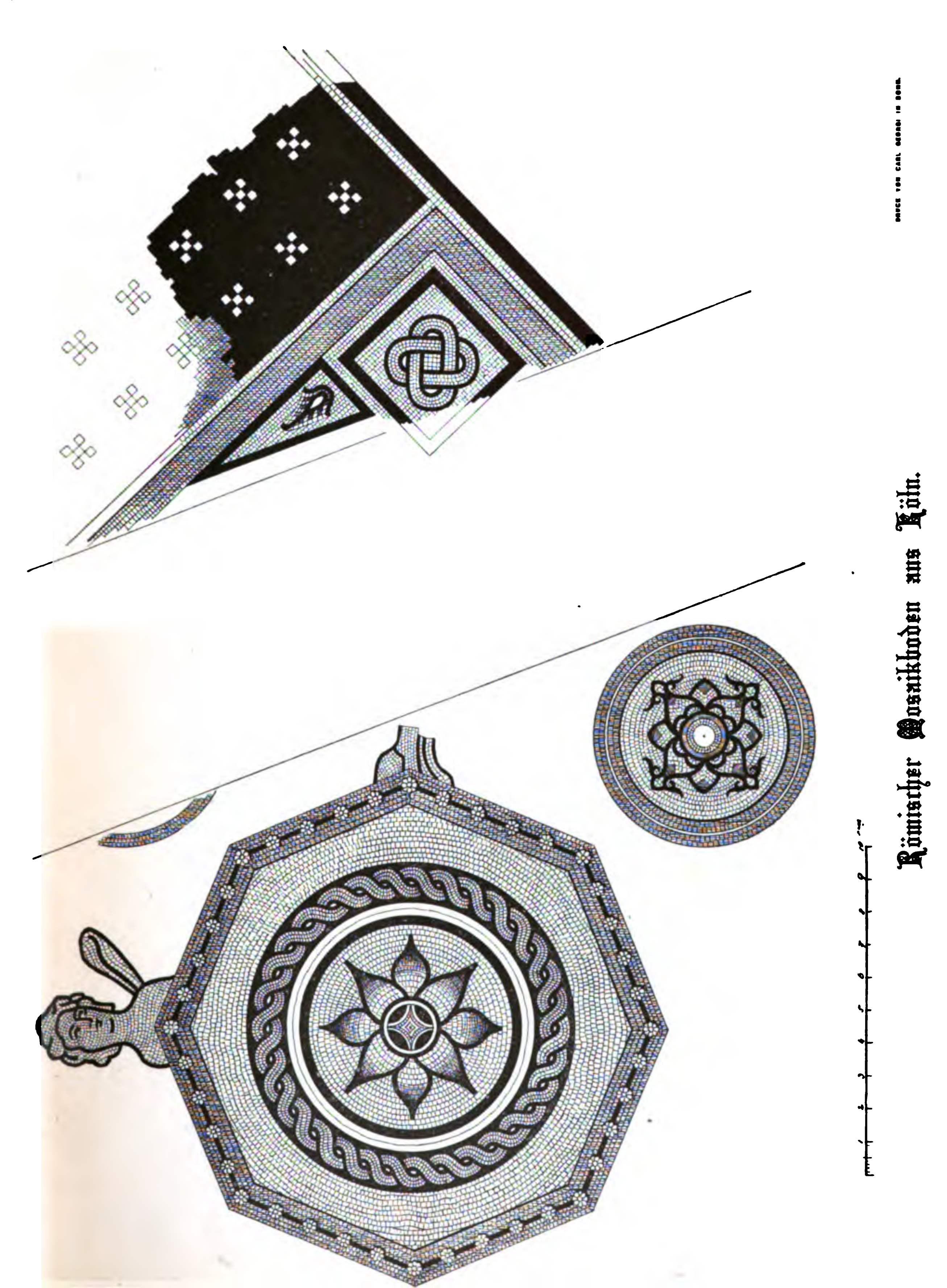
Die Lücken in den Eigennamen sind als Albanius und Eupsychius leicht zu ergänzen. Die Dedicationsformel ist abgebrochen. Merkwürdig sind die langen bogenförmigen Füllungen am Schlusse der 2. und 5. Zeile. Zu beiden Seiten der Inschrift befanden sich vorn auf der Platte rechteckige Basreliefs mit zwei geflügelten Genien, welche die cartouchenartige Umrahmung der Inschrift hielten und jetzt bis auf geringe Spuren abgemeisselt erscheinen.

Das Mosaik, sowie der Inschriftstein sind dem Museum Wallraf-Richartz übergeben worden. Von den sonstigen an dieser Stelle gefundenen Alterthümern wurde noch ein grosser, wohl erhaltener Trinkbecher aus Terra sigillata mit Barbotine-Ranken und der weiss aufgemalten Inschrift BIBITE abgeliefert.

Von Erfolg gekrönt waren die Nachgrabungen, welche das städtische Tiefbauamt für das Museum auf einem Grundstück veranstaltet, das schon bei früheren Gelegenheiten sich als eine ergiebige Fundgrube römischer Alterthümer erwiesen hat, an der Fortsetzung der Moltkestrasse gegen den Brüsseler Platz, also nördlich von der Aachenerstrasse gelegen. In einer Tiefe von ungefähr 2 m kamen 5 Gagatnadeln von etwa 7 cm Länge mit runden und fassettirten Köpfen zu Tage, welche eine willkommene Bereicherung der hübschen Gagatsammlung des Museums bilden werden. Daneben fand sich eine kleine, einer Kuchenform ähnliche Schüssel aus feinem Silber mit Kanelluren, ein kleiner silberner Spiegel mit flachem, henkelartigem Bügel auf der Rückseite, ein bronzener Schlüsselgriff mit schöner Patina, eine kleine Kugelflasche aus Glas und eine Anzahl von Bronzen, welche zur Montirung eines Kästchens dienten, u. A. ein kleiner Schlüssel, der noch im Schloss steckt, ein aus zwei Delphinen geformter Henkel und einige Platten mit durchbrochenen Rändern. Einige Schritte davon stiess man auf ein schönes halbrundes, muschelartiges Becken aus Bronze von 0,2 m Dm. mit drei Kanelluren und auf einen Kugelbecher von seltener Grösse (0,145 m Dm.), aus grünlichem Glase mit zwei Reihen spitzer, divergirender Kniffe. Alle die genannten Gegenstände lagen mit Knochen vermischt neben den vermoderten Resten eines Holzsarges. 2 m tiefer kam ein Blei-

sarg zum Vorschein und neben demselben drei grosse Kugelflaschen mit langen, doppelhenkligen Hälsen und eingeschliffenen Bändern, zwei davon von tadelloser Erhaltung, ein grösserer Spiegel aus Weissmetall, eine Kugelflasche aus rothem, schwarz gefirnisstem Thon mit zierlichen weissen Ranken und der Inschrift AMO TE und zwei Trinkbecher aus demselben Material mit weissen Barbotine-Ornamenten und den Devisen IMPLE ME bez. TENE ME, die drei letztgenannten durch sorgfältige, elegante Arbeit ausgezeichnet. Ebenso glücklich war das Tiefbauamt bei seinen Nachgrabungen in der Weixerhofstrasse bei St. Severin, wo eine prächtig irisirende Phiole in der ungewöhnlichen Länge von 0,52 m und eine hervorragend schöne Schüssel aus farblosem Glase, mit reichen geschliffenen Verzierungen bedeckt, zu Tage gefördert wurden. Beide Stücke sind vorzüglich erhalten.

Das Museum Wallraf-Richartz verdankt dem städt. Tiefbauamte schon manchen werthvollen Fund. In letzter Zeit ist durch das Zusammenwirken beider Theile das Interesse an der Sache kräftig geweckt worden und so die Erwartung nicht unberechtigt, dass auch andere städtische Aemter, deren Aufgabe es ist die Tiefen der alten Colonia zu Nutz und Frommen der gegenwärtigen Geschlechter zu durchwühlen, sich dem guten Beispiele des Tiefbauamtes anschliessen werden.



Römischer Mosaikboden aus Köln.

Druck von Carl Georgi in Bonn.

3. Die antiken Thonlampen im Museum Wallraf-Richartz zu Köln.

Von

A. Kisa.

Die Abtheilung der römischen Alterthümer, bisher das Stiefkind der Museumsverwaltung, wird gegenwärtig einer durchgreifenden Neuordnung und Katalogisirung unterzogen, nach deren Beendigung die bedeutenderen Stücke zur öffentlichen Ausstellung gelangen werden. Bisher waren nur die Inschriftsteine, Architekturstücke und grösseren plastischen Arbeiten dem Publikum zugänglich und von Düntzer in seinem Katalog der römischen Alterthümer vorwiegend berücksichtigt worden. Diese Abtheilung hat inzwischen mancherlei Bereicherung erfahren, auch hat die Forschung manches Neue bezüglich der Lesart der Inschriften und der Deutung einzelner Bilderwerke ergeben, so dass auch diese einer neuen Katalogisirung bedürfen. Gegenwärtig werden die kleineren Arbeiten in Thon, Metall, Glas, Bein und anderen Materialien für die Ausstellung vorbereitet und katalogisirt. Ein Theil derselben füllte bisher in ungeordneter Weise aufgestellt einige Schränke und Vitrinen des oberen Kreuzganges, die meisten mussten erst aus den Depôts, aus vergessenen Schiebladen, aus dem Schutte der grossen Graburnen, ja selbst aus dem Keller hervorgezogen werden. Da ein Zuwachs-Inventar erst seit wenigen Jahren geführt wird, war es nur selten möglich, über Fundort und Erwerb der Gegenstände sichere Anhaltspunkte zu gewinnen. Verlässliche Notizen finden sich vom Jahre 1888 ab für die vom städt. Tiefbauamte ausgegrabenen und dem Museum überwiesenen Fundstücke; die übrigen tragen kein Inventarisationsvermerk und sind deshalb trotz des Verzeichnisses nicht mit Sicherheit bezüglich der Herkunft zu bestimmen. Erst der neue Director, Hofrath Aldenhoven hat hierin Wandel geschaffen. Es ist ihm gelungen, gerade die Abtheilung des antiken Kunstgewerbes mit sehr glücklichen Erwerbungen zu bereichern und das Museum von dem Vorwurfe zu befreien, der demselben früher mit Recht gemacht wurde, dass es für einen so wichtigen Abschnitt der Kölner Kunstgeschichte, wie es

die römische Periode ist, kein Verständniss zeige. Leider ist die Zeit, in welcher der Boden Kölns Denkmäler der antiken Cultur in einer diesseits der Alpen unerreichten Fülle spendete, unwiderruflich dahin — das Beste ist wohl für immer in's Ausland gewandert. Nun gilt es, wenigstens den Rest vor einem gleichen Schicksal zu bewahren und es nicht privaten Händen allein zu überlassen, der Heimath zu erhalten was die Heimath hervorgebracht hat.

Die zahlreichste Klasse unter den Arbeiten des antiken Kunstgewerbes bildet natürlich die Keramik. Sie zählt mit Inbegriff der Ziegelplatten, Wasserleitungsröhren und anderer Baubestandtheile aus Thon über 1600 Nummern. Manche Gruppe mag in Kölner Privatsammlungen besser und vollständiger vertreten sein als im Museum; es ist dies leicht erklärlich, da von einem planmässigen Sammeln unter den früheren Verhältnissen nicht die Rede sein konnte. Trotzdem ist das zufällig Erworbene beachtenswerth, da es in seiner Fülle von Typen und Dekorationsweisen die Form-Entwicklung der einfacheren antiken Hauswaare deutlich zum Ausdrucke bringt, abgesehen von einzelnen hervorragenden Luxusstücken. Es sei mir gestattet, aus dieser Klasse für diesmal eine in sich abgeschlossene Gruppe herauszugreifen und in ihren bedeutenderen Objekten vorzuführen, die der Thonlampen.

Das Museum nennt ca. 220 Thonlampen sein eigen, von welchen jedoch nur 79 Stück von grösserem archäologischem oder künstlerischem Interesse sind. Bei dieser kleinen Zahl will ich von einer Gruppirung des Stoffes nach dem Gegenstande der Reliefdarstellungen absehen und nur die einzelnen Formentypen zusammenfassen.

I. Lampen mit kreisrundem Oelbehälter, rundem in der Längsaxe rückwärts befestigtem Henkel und kurzer Schnauze, welche vorn sich verbreiternd in einem stumpfen Winkel abschliesst und sich in zwei Voluten an die Rundung anlegt.

1. Gelbbraun, mit der Figur des Harpokrates. Der Gott des Schweigens erscheint in Gestalt eines nackten Knaben, der den Zeigefinger der Rechten an die Lippen legt, in der Linken das Füllhorn, auf dem Haupte eine kleine ägyptische Königskrone trägt. Im Gegensinne ist dieser Typus in einem kleinen Broncefigürchen wiedergegeben, das vor Kurzem für das Museum erworben wurde. Bei Passeri, Lucernae I. tab. 1, findet man eine Lampe mit der Halbfigur des Harpokrates.

2. Weiss mit gelbem Firniss. Im Rund eine Mercurbüste, im

Profil nach rechts gewandt, mit Caduceus und Petasus. Das Relief ist sehr abgestumpft. Aehnlich Passeri III. tab. 97.

3. Weiss mit rothgelbem Firniss. Ein auf das rechte Knie gesunkener Gladiator (nach rechts gewandt) stützt den Ellenbogen des linken Armes auf das linke erhobene Knie und scheint gesenkten Hauptes den Todesstreich seines siegreichen Gegners zu erwarten, der auf dem Relief fortgefallen ist. Die Tracht ist bei der Flauheit des Abdruckes unkenntlich, doch ist die Darstellung offenbar mit jener bei Dütschke (B. Jahrb. LXI, Nr. 115, Lampe der Sammlung Herstatt) identisch. Dieselbe Figur finden wir auf Nr. 11, wo sie durch das Riemenwerk der Unterarme deutlich als Faustkämpfer gekennzeichnet wird. — P. J. Meyer erwähnt in der Westd. Z. f. G. u. K. I (1882) p. 173 gleiche Exemplare in Trier.

4. Weiss, mit schönem rothgelbem Firniss. Ein nach links galoppirender Pegasus mit erhobenen Flügeln. Unterseite und Schnauze beschädigt. Gefunden in der grossen Sandkaul zu Köln bei den Kanalarbeiten des städt. Tiefbauamtes im Sommer 1890. Die gut bewegte Darstellung findet sich im Gegensinne bei Beger, Lucernae II, 16. Dasselbe Motiv bei Passeri I, 80, Kenner, d. antiken Thonlampen 136, O. Jahn, Alterthümer aus Vindonissa, tab. 4, Ant. di Ercolano VIII, 22, 4, Dütschke, B. Jahrb. 61. Nr. 49.

5. Weiss, mit glänzendem, gelbbraunem Firniss. Zu beiden Seiten des Eingussloches zwei gegen einander gekehrte Delphine mit hochgeschwungenen Schwänzen. Vgl. Kenner 174, Dütschke, B. Jahrb. 61, Nr. 45, Düntzer, ibd. 35, 44 u. A. Bei Passeri III, tab. 86 dieselbe Darstellung, doch mit einem Dreizack in der Mitte.

6. Weiss mit gelbem Firniss. Ein Kranich, stehend und sich mit dem Schnabel das Gefieder putzend. Gut erhaltenes Exemplar mit scharfer Prägung. Die Darstellung gehört zu den selteneren.

7. Weiss mit gelbem Firniss. Ein nach links gewandtes Schiff — anscheinend zehnrudrig — mit aufrechtstehendem Mast, an welchem das Segel wagerecht aufgerefft ist. Dieselbe Darstellung bei Dütschke, B. Jahrb. 61, Nr. 84, auf einer Lampe der Sammlung Herstatt in Köln (früher bei Merlo) und Nr. 123 bei Wolff. Auf Nr. 151 derselben Sammlung trägt das Schiff eine männliche Gestalt. Aehnliches bei O. Jahn, Vindonissa, tab. 3. Das Schiff gilt auf Sepulkrallampen als Symbol des Einlaufens in den Hafen der Ruhe.

8. Weiss mit rothem Firniss. Das schlecht ausgeprägte Relief

zeigt einen einfachen prismatischen Altar, der oben und unten gegliedert ist. Auf demselben befinden sich runde Früchte, seitwärts vielleicht ein Feston. Opferaltäre und Opferscenen gehören auf Lampen zu den beliebtesten Darstellungen. Vgl. Kenner 195 bis 197, O. Jahn a. a. O. tab. 2 und 3, Passeri III, 54, 58, 60, Beger I, 13, 14, 15. Häufig sind zu beiden Seiten des Altares Cypressen angebracht, wie bei Dütschke a. a. O. Nr. 86. Bei Darstellungen der Inferiae finden sich zumeist Flammen auf dem Altare.

9, 10. Weiss, mit rothem bezw. rothgelbem Firniss. Zu beiden Seiten des Eingussloches zwei Cypressen. Dieselben sind bis unten belaubt, so dass vom Stamme nichts sichtbar wird und nähern sich so der Keulenform. Dass wir jedoch nicht an Keulen, sondern an die mit dem Todtenkult in Verbindung stehenden Cypressen zu denken haben, lehrt der Vergleich mit den bei Nr. 8. citirten Darstellungen.

11. Weiss mit rothem Firniss. Im Rund über dem Eingussloch die Halbfigur des Bacchus in Vorderansicht, das Haupt mit dem Blätterkranze geschmückt, in der Rechten den Thyrsus. Links springt hinter der Schulter des Gottes ein kleiner Panther hervor. Gefunden zu Köln 1889.

II. Lampen von gleichem Typus, jedoch ohne Henkel. Solche wurden nicht in der Hand getragen, sondern auf Ständern oder in Laternen aufgestellt.

12. Grosse Lampe aus weissem ungefirnisstem Thon mit zwei Faustkämpfern in scharfem Relief. Beide sind nackt bis auf den Lendenschurz und die Riemen um Faust und Unterarm, die Hymantes. Der eine zur Rechten ist bereits überwunden. Er kniet in derselben Stellung wie die Figur auf Nr. 3 und erwartet den tödtlichen Schlag des Siegers, der hinter ihm stehend mit der Linken seinen Nacken fasst und mit der Rechten nach dem Kopfe des Ueberwundenen ausholt. Eine ähnliche Darstellung findet sich auf dem grossen Relief vom sog. Grabmal des Scaurus in Pompeii. Vgl. Guhl und Koner, Leben d. Gr. u. R. 696. Die Lampe wurde in Köln gefunden und im September 1890 für das Museum erworben.

13. Weiss mit schwarzem Firniss. Ein nach links ausfallender Gladiator mit Beinschienen und der Sica, dem kurzen, sichelförmig gekrümmten Messer in der Linken, also ein Thrax. Hinter dem Messer hält er den kleinen viereckigen Schild, die Rechte ist vor-

gestreckt. Die Bewegung ist lebendig, die Einzelheiten jedoch wenig ausgeprägt. P. J. Meier beschreibt das Exemplar in der Westd. Zeitschr. I (1882), p. 70 zugleich mit identischen Lampen des Berliner und Trierer Museums. Die Vertauschung von Rechts und Links ist auf Lampen nicht selten. Da römische Schriftsteller wiederholt von linksfechtenden Gladiatoren berichten (vgl. die bez. Stellen bei J. P. Meier a. a. O. p. 168), mag jene Vertauschung in vielen Fällen eine beabsichtigte sein. Andererseits können wir bei Darstellungen wie auf dem Trimyxos bei Urlichs, B. Jahrb. IV, 189 — dessen Echtheit freilich von Wieseler und Janssen geleugnet wird — wo der Bildhauer den Hammer mit der Linken führt, auf der Herstatt'schen Lampe (Dütschke 128) mit dem Wagenlenker, welcher die Peitsche in der Linken schwingt, auf der Lampe bei Passeri tab. 37, wo die Braut dem Bräutigam die Linke reicht, doch nur ein Versehen des Modelleurs annehmen.

14. Weiss mit gelbbraunem Firniss. Hercules in ganzer Figur, etwas nach rechts gewandt, über dem linken Arm die Löwenhaut, in der Hand den Bogen haltend, die Rechte auf die Keule gestützt. Aehnlich Passeri II, 2. — Die Lampe wurde am 23. Dez. 1826 im bischöflichen Garten zu Köln gefunden.

15. Weiss mit rothem Firniss. Im stark vertieften Discus Amor als Todesgott in Hochrelief, ganze Figur in Vorderansicht. Der Kopf leicht nach links gesenkt, der linke Arm auf einen Baumstrunk gestützt, in der Hand einen Bogen. Mit der gesenkten Rechten verlöscht er die Fackel. Das Relief ist gut ausgeprägt bis auf den Kopf. Gefunden zu Köln, erworben Mai 1892.

III. Lampen mit kreisrundem Oelbehälter, rundem, rückwärts in der Längenaxe aufsitzenden Henkel und schmaler, vorne abgerundeter Schnauze, welche in leichtem Bogen in den Lampenkörper übergeht. Am Ansatze derselben zwei kleine Voluten.

16. Weiss mit hellrothem Firniss. Ein nach links springender Löwe mit erhobenen Vorderfüssen und S-förmig emporgeringeltem Schweife. Dieselbe Darstellung bei Dütschke a. a. O. 114 (Sammlung Herstatt) und bei Jahn, Vindonissa, tab. 4, 8. Im Gegensinne bei Dütschke Nr. 93, Kenner Nr. 140, 141. Auf der Unterseite der erhabene Stempel V (oder Λ. Vgl. Kenner, p. 22, not. 3). Die zierliche und gut erhaltene Lampe wurde im Sommer 1889 in der Mohrenstrasse zu Köln gefunden.

17. Weiss mit rothgelbem Firniss. Ein nach rechts schreiten-

der Widder, wie bei Passeri III, 97, Kenner 168. Aehnlich ibd. 167. Dütschke 76 führt eine Lampe mit einem nach rechts schreitenden Schafe aus der Sammlung Herstatt an, welche er für christlich hält, ebenso wie das auf der Rückseite dieser Lampe befindliche Fabrikzeichen I. Dasselbe kommt jedoch auch auf entschieden heidnischen Lampen, wie z. B. der Athenalampe derselben Sammlung Nr. 68 vor. Wahrscheinlich ist auch auf jener von Dütschke beschriebenen Lampe ein Widder, das Merkur geweihte Thier, dargestellt. Die Rückseite unserer Lampe trägt das erhabene Fabrikzeichen M, das sich auch auf einer Lampe mit Blüthenkranz im Bonner Provinzialmuseum (Klein, B. Jahrb. 88, Nr. 57) und auf einer Lampe mit Gladiator bei Herstatt (Dütschke Nr. 118) findet.

18. Gelb mit Orange-Firniss. Darstellung eines Kinder-Coitus. Die spätere Kunst liebte es, Eroten in den verschiedensten Handlungen und Situationen Erwachsener auftreten zu lassen. So sehen wir bei Passeri III, 10 Eroten auf der Tigerjagd, III, 32 auf einer Biga, III, 52 das Opferfeuer hütend. Noch häufiger treten sie als Genien der Götter mit deren Attributen auf. Auf I, 46 derselben Sammlung finden wir einen Eroten als Neptun, 87 als Apollo, 67 mit den Attributen der Minerva, 82 der Euterpe, II, 10 und 11 als Hercules, 4 als Bacchanten. Andere derartige Beispiele bei Kenner 37—57. Ebenso beliebt sind sie als Jäger, Kämpfer, Bacchanten, Gärtner etc. auf pompejanischen Wandbildern, auf Sarkophagen und Schüsseln von Terra sigillata. Am nächsten lag es, wohl, sie auf den Mythus von Amor und Psyche anzuwenden. Vgl. O. Jahn, Archäol. Beiträge 93 ff. Auch in unserem Falle sind die beiden Kindergestalten so zu deuten, obwohl sich an ihnen bei der Flauheit des Reliefs keine Flügel erkennen lassen, die übrigens in der späteren Kunst kein unumgänglich nothwendiges Attribut sind. Dieselbe Darstellung findet sich auf einer Lampe des Bonner Provinzialmuseums und bei Herstatt in Köln, Dütschke Nr. 158.

19. Weiss mit rothgelbem Firniss. Um das Eingussloch legt sich ein Kranz von Früchten (Aepfel, Mohn und Aehren) mit flatterndern Bändern, den Rand schmückt ein vertieftes Herzornament mit nach aussen gekehrten Spitzen. Die wohl erhaltene Lampe wurde in Köln gefunden und im April 1890 für das Museum erworben.

IV. Dem vorigen gleicher Typus, doch ohne Henkel.

20. Weiss mit gelbbrauner Glasur. Ein Fuchs im Cucullus (dem Kapuzenmantel) streckt die Leimruthe nach einem Raben aus, der auf einem Baume hinter einem Gehege sitzt. Unten ist das Erdreich angedeutet. Dieselbe Darstellung veröffentlicht O. Jahn, Vindonissa, tab. 4, 9. — Gefunden in Köln, erworben April 1890.

V. Kreisrunde Lampen mit kurzer, vorn abgerundeter Schnauze ohne Verzierung und rundem, rückwärts in der Längsaxe aufsitzendem Henkel. Ohne figürlichen Schmuck.

21. Weisslich gelb mit Resten von rothem Firniss. Die Abschrägung nach der Mitte zu ist mit einem Bande von feinen radiären Strichen, der Rand mit einem vertieften Eierstabornamente verziert. Auf der Unterseite liest man den erhabenen Stempel SAECVL. Fröhner 1858, Schuermans 4886, Kenner 301, Steiner III, 162. Derselbe ist bisher nur auf Lampen gallischen Fundortes nachgewiesen (bei der Wiener Lampe ist die Herkunft unbekannt). Die Ansicht von Birch (history of ancient pottery p. 522, wo der Stempel auch abgebildet ist), dass SAECVL gleich SAECVLARES sei, also keinen Fabrikstempel darstelle, sondern auf die Saecularspiele Bezug habe, bedarf noch eines Beweises. Auf Kaisermünzen, welche zu Ehren von Saecularfesten geschlagen wurden, findet sich das Wort ausgeschrieben, meist mit Beifügung des Namens des Veranstalters oder die Form Saeculum novum.

22. Röthlichweiss mit Resten von rothem Firniss. Am Rande schönes Weinrankenwerk in Relief; die Lampe gleicht vollständig der bei Passeri III, 103 abgebildeten mit Hinweglassung der von 2 Panthern umgebenen Vase am Ansatze der Schnauze. Auf der Unterseite der vertiefte Stempel CANAI · /Y durch ein eingebrochenes Loch verstümmelt. Zu lesen ist CANAI · M. Schuermans 1032, 1033, Fröhner 539, B. Jahrb. IX 28. Der Stempel dürfte nach dem Fundorte der bisher bekannten Stücke zu urtheilen einer gallischen Werkstätte angehören.

23. Gelblichweiss mit Resten von rothem Firniss. Die Vertiefung mit radiärer gewundener Kanellirung, am Rande schlecht ausgeprägter Eierstab. Stempel INGEFEC (?), vertieft. Ein Stempel OF · INGE aus Tongern stammend bei Schuermans 2648. Wahrscheinlich ist Ingeminus zu lesen.

24. Gelblich mit Resten von rothem Firniss. Die Abschrägung nach dem Eingussloche zu ist radiär gestrichelt. Auf der Unterseite der vertiefte Stempel IMAN, am Schlusse ein undeutlicher Buchstabe.

Vgl. Fröhner 1187 „IMANI“ und Schuermans 2628—2631. Gallischen Ursprunges.

25. Gelblichweiss mit Resten von rothem Firniss. Zu beiden Seiten der Eingussöffnung zwei Palmzweige in Relief. Am Boden der vertiefte, bisher unedirte Stempel CIVLINICEN, darunter ein senkrechter Strich, wie bei Nr. 15. Dütschke a. a. O., 67 not. ist geneigt, den Strich der bekannten Werkstätte des Fortis zuzuweisen, weil er sich häufig gerade unter diesem Namen gefunden hat. Seine Vermuthung erweist sich nun als hinfällig. Der senkrechte Strich ist nicht das Zeichen einer einzelnen Fabrik — dazu ist er auch zu wenig charakteristisch —, sondern wohl eine Arbeitsmarke oder ein Qualitätszeichen von allgemeiner Geltung. Schuermans 2785 führt nach Birch 406 einen Lampenstempel C·IVLI·NICI an, welcher mit unserem wohl identisch ist.

26. Gelblichweiss mit Resten von rothem Firniss. Das Eingussloch erscheint von den leicht gekrümmten Armen einer Zange eingefasst. Wahrscheinlich ist hier eine Zange zum Ausziehen des Dochtes wiedergegeben.

VI. Verwandt dem vorigen Typus sind:

27. Grosse Lampe aus weissem, gelblichbraun gefirnisstem Thon mit ganz kurzer abgerundeter Schnauze. Von dem kreisförmigen Körper ist rückwärts ein Segment nahezu gradlinig abgeschnitten. Ohne Henkel.

28. Rothgelb mit schwarzem Firniss. Der kreisförmige Oelbehälter hat einen rund nach innen gebogenen Rand und ist oben offen. Vom Boden ragt ein kurzes, oben und unten offenes Röhrchen empor, welches wahrscheinlich zum Aufstecken der Lampe auf den Stab eines Lampengestelles diente. Die Dochtöffnung der Schnauze ist sehr breit. Ohne Henkel. Derartige Lampen finden sich auch mit oben geschlossenem Röhrchen, so bei Stetfeld in Köln.

VII. Lampen mit rundem Oelbehälter, langer vorn abgerundeter Schnauze und rundem rückwärts in der Längsaxe aufsitzendem Henkel. Der Raum um die Füllöffnung ist mit einem kreisrunden Stege umgeben, an welchem sich beiderseits bis an den Rand kleine öhrartige Zapfen anlegen. Ursprünglich zum Aufhängen der Lampen bestimmt, sind sie hier zu einem bedeutungslosen Ornament verflacht. Die Schnauze zeigt eine bis gegen die Dochtöffnung reichende Rinne und fällt dachartig ab. Vgl. Kenner, Fig. 16.

29, 30. Weiss mit gelbem bez. rothem Firniss. In der Mitte eine

komische Maske. Solche Masken hatten gleich den Medusen-, Pans- und Löwenmasken eine amuletartige Bedeutung und schützten durch das ἄτοπον vor bösem Zauber, was ihre häufige Verwendung erklärt. Vgl. O. Jahn, Vindonissa p. 107. — Die beiden Lampen tragen den bekannten erhobenen Stempel FORTIS Fröhner 1116 ff., Schuermans 2275, Klein, B. Jahrb. 88 Nr. 39 ff. Lampen dieses Typus scheinen in der genannten — gleichfalls gallischen — Werkstätte besonders beliebt gewesen zu sein. Sie sind entweder mit Masken verschiedener Art dekorirt oder glatt. Mit den unseren identisch Kenner 219, O. Jahn a. a. O. tab. III, 7.

31. Weiss mit rothem Firniss. Den obigen gleich. Auch diese Lampe ist mit einem am Rhein sehr häufig vorkommenden Stempel gezeichnet: EVCARPI. Ein Töpfer Eucarpus arbeitete zu Xanten. Vgl. Kamp, p. 8, Fröhner 1057, Schuermans 2119, Klein, B. Jahrb. 88, 35. Im Wiener Antikenkabinet ist der Name nur einmal vertreten, Kenner 350. Identische Exemplare bei Dütschke 104, 149.

32. Weiss mit Orangefirniss. Oben eine komische Maske, unten der unbekannte Stempel P P·S·F.

33, 34. Ebenso. Die eine mit unleserlichem, die andere ohne Stempel.

35. Weiss mit rothem Firniss. Die ganze Fläche innerhalb des Kreises nimmt eine tragische Maske von stark abgestumpften Formen ein, mit grosser vorstehender Nase und offenem rundem Munde, welcher als Eingussloch dient. Auf ähnliche Weise ist eine Lampe bei Dütschke 124 und eine andere bei Kenner 221 — mit dem Stempel FORTIS — dekorirt.

36, 37. Weiss mit rothem, bez. schwarzem Firniss. Beide ohne Dekoration und mit dem Stempel FORTIS versehen.

38—40. Roth, die eine schwarz gefirnisst, ohne Dekoration. Stempel EVCARPI bez. EVCARP. Auf Nr. 38 befindet sich unter dem Namen des Töpfers ein I, wohl gleichfalls wie der unter Nr. 15 und 23 angeführte senkrechte Strich eine Qualitätsmarke.

41, 42. Kleine Lampen aus rothgelbem Thon, ohne Dekoration, mit dem erhabenen Stempel ATIMETI, einmal mit einem Punkte oberhalb und einem S unterhalb. Derselbe scheint nach seiner weiten Verbreitung zu schliessen einer italischen Werkstätte anzugehören. Vgl. Fröhner 190—194, Schuermans 582. In den Annali 1850, p. 132 findet sich die Bemerkung, dass Lampen dieser

Fabrik feiner Sorte und mit schönen Bildern verziert seien. Klein a. a. O. Nr. 4 kennt den Stempel mit einem S darunter. Dieser Buchstabe, wie der Punkt oberhalb dürften gleichfalls Arbeitsmarken sein.

43. Kleine Lampe aus gelblichweissem Thon mit gelbbraunem Firniss, ohne Dekoration, mit dem erhabenen Stempel CAHTO / F.
Kamp hat denselben in seinen epigr. Antik. p. 4, Nr. 21 richtig gelesen im Gegensatze zu Klein a. a. O. Nr. 14, welcher CARTO annimmt. Die Schrift ist vollkommen klar ausgeprägt. Vergl. auch Merlo, B. Jahrb. 72, Nr. 8. Den gleichen Töpfernamen geben Fröhner 541 und Schuermans 964 aus Neuwied.

44. Kleine Lampe aus gelblichem Thon mit gelbem Firniss. Unten der erhabene Stempel ATTILLVS. Der wagerechte Strich des zweiten L ist viel kürzer als der des ersten. Vgl. Schuermans 612, Fröhner 205—6, Klein 7.

45. Lampe aus weissem Thon mit Resten von gelbem Firniss. Im Boden der vertiefte Stempel NNAELVCI für ANNAELVCI. Vgl. Kenner Nr. 14, Birch p. 605.

46. Lampe aus rothem Thon. Dieselbe unterscheidet sich im Typus von den vorhergehenden dadurch, dass der kreisrunde Steg, welcher die Füllöffnung umgibt, sich gegen die Schnauze zu öffnet und über letztere in paralleler Richtung hinübergehend das Dochtloch einschliesst. Vgl. Passeri, proleg. Fig. 3. Am Boden in der Längenachse der linksläufige unedirte Stempel SVΓ) VS / F. Die Buchstaben sind erhaben, während der sie durchschneidende Bogen in den noch weichen Thon eingekratzt wurde.

VIII. Lampen von gleichem Typus, doch ohne Handhabe.

47. Grosse Lampe, hellroth, am Boden der erhabene Stempel STROBILI. Derselbe ist einer der weitest verbreiteten. v. Cohausen sucht den Sitz dieser Fabrik in der unteren Maingegend, wo noch jetzt eine alte Töpferfamilie den Namen Strobel trage. Vgl. Schaaffhausen, B. Jahrb. 88, p. 140, Kenner 375, 376, Klein 75, 76, Schuermans 5304, Fröhner 2026. Die Lampe wurde August 1883 in Köln am Severinsthor gefunden.

48. Braunroth, mit drei öhrartigen Ansätzen an dem Stege. Am Boden der Stempel ALBINVS. Vgl. Schuermans 194, Fröhner 60, B. Jahrb. 35, 46.

IX. Kreisrunde Lampen mit zwei Schnauzen und einem rückwärts in der Längsachse ansitzendem Henkel, dem oben als Handhabe ein dreieckiges Blatt aufgelegt ist. Die Schnauzen schliessen sich bei Nr. 49, 50 mittels zweier Voluten an den Lampenkörper an, bei Nr. 51 sind dieselben wie bei den Lampen vom Typus VII behandelt.

49. Grosse zweischnauzige Lampe aus hellrothem Thon, mit zwei Ringen um das Dochtloch.

50. Rother Thon mit fleckigem braunem Firniss. Das aufgelegte Blatt am Henkel ist mit vertieften Rippen versehen.

51. Rother Thon, am Boden von drei Kreisen eingeschlossen der Stempel SOllVS F, lies Sollus fecit. In den Rheingegenden und im östlichen Frankreich vorkommend. Schuermans 5289, Fröhner 2017.

X. Lampen, deren Oelbehälter ohne Trennung allmählich in die Schnauze übergeht, sog. Schiffchenform (navicellae), meist der christlichen Spätzeit angehörig und von minder guter Ausführung. Den unter VII angeführten steht am nächsten

52. Grosse Lampe aus röthlichgelbem Thon mit Resten von rothem Firniss. Die obere Seite ist flach und durch einen dem Rande parallel laufenden Steg mit zwei (den Schnauzenansatz markirenden) Zapfen verziert. Vor dem Henkel ragt senkrecht eine Handhabe empor, welche den Stiel eines jetzt abgebrochenen Blattes darstellt. Unten ein Fussring, darin der vertiefte Stempel C. Klein 8, Schuermans 916.

53. Grosse Lampe aus gelbem Thon mit rothem Firniss. Die Mitte mit zwei Eingusslöchern muldenförmig vertieft und von Ringen umgeben. Zwischen den Eingusslöchern befindet sich in der Längsaxe aufsitzend der Henkel. An dem der Schnauze entgegengesetzten Ende ein modernes bärtiges Maskaron.

54. Christliche Lampe aus grobem rothem Thon; in der Mitte ein Lamm, nach rechts schreitend, ringsum ein Band mit derber Strichelung. Anstatt des Henkels ist eine zapfenartige Handhabe rückwärts in der Längsaxe angebracht. Unten ein Fussring, der mit der Handhabe durch einen Steg verbunden ist. Darin der Stempel Ⱶ.

55. Aehnliche Lampe aus feinerem rothem Thon. Das Lamm schreitet hier nach links. Die Handhabe gelocht. Der Stempel Λ ist wohl identisch mit dem vorigen; auch die Arbeit weist auf dieselbe Fabrik hin. Vgl. Kenner, p. 22 not. 3.

56. Grosse Lampe aus gelbem Thon, mit abgerundeten Kanten.

Das in einer runden Vertiefung angebrachte Eingussloch ist radiär kanellirt, ringsum ein vertiefter Kreis und ein in zwei Hälften zerlegtes, eingefasstes Strichelband. Zapfenartige Handhabe. Auf der Unterseite umgiebt eine vertiefte kreisförmige Linie den Fuss, welche sich in zwei Parallelen gegen die Handhabe fortsetzt, ohne dieselbe jedoch zu berühren. Zwischen die Parallelen schiebt sich eine dritte, kürzere ein. Vgl. Kraus, Realencycl. d. christl. Alterthümer II, Fig. 115.

57. Gelb mit Resten von rothem Firniss, oben abgeflacht. In der Mitte eine gut gebildete komische Maske, am Rande ein vertieftes eierstabartiges Ornament. Der beschädigte Henkel scheint zapfenförmig und ungelocht gewesen zu sein. Die Unterseite wie bei Nr. 56. — Ueber die Maske vgl. Nr. 29, 30.

58. Grosse Lampe aus weissem Thon mit Resten von gelbem Firniss. Das Eingussloch befindet sich in einer muldenförmigen, von Kreislinien eingefassten Vertiefung, an welche rückwärts quer die halbrunde gelochte Handhabe ansetzt. Vgl. d. Abb. bei Passeri, proleg. Fig. 1. — Auf der Unterseite in blattförmiger Umrahmung der bisher unedirte Stempel AGAVSVS, oben und unten von einem kleinen Kreise begleitet.

59. Grosse christliche Lampe aus rothem Thon, oben flach, mit zapfenartiger Handhabe und breiter (abgebrochener) Schnauze. Im vertieften Mittelfelde steht Christus, umgeben von einer kreisförmigen Mandorla, unbärtig, in langem Gewande, das Haupt mit dem Nimbus versehen, in der Linken das Stabkreuz, die Rechte zum Segnen erhoben. Den unteren Rand der Mandorla halten zwei fliegende Engel; rechts und links befinden sich zwei Eingusslöcher, darüber im Bogen die Symbole der vier Evangelisten. Zwischen den Symbolen Johannis und Matthäi ragt in die Mandorla die segnende Hand Gott Vaters hinein, die erhobene Rechte Christi berührend. Unterhalb der Engel stehen zwei männliche Gestalten in kurzer Tunica, von denen die eine mit erhobener Rechten auf Christus hinweist. Den äusseren Rand belebt ein Ornament aus aneinandergereihten Kreisen und Quadraten, welche theils mit dem Monogramm Christi, theils mit Rosetten gefüllt sind. Die Unterseite der Lampe ist mit einem Fussringe versehen, welcher mit dem Kamme der Handhabe durch einen Steg verbunden ist. Innerhalb des Fussringes ist ein vertiefter Doppelkreis angebracht.

Der rohe und hässliche Typus der Gestalten, besonders der

des unbärtigen Christus, sowie die Art des Reliefs weisen auf die Zeit des tiefsten Verfalles der antiken Kunst hin. Die Köpfe, Arme und Füsse erscheinen flach erhaben, Augen, Nase und Mund durch rohe vertiefte Linien angedeutet, die Gewänder in senkrechte parallele Stege aufgelöst — ein Reliefstil, wie er z. B. auf den Münzen Valentinians III. ausgeprägt ist. Bei der Deutung der Darstellung könnte man zwischen der Auferstehung und der Himmelfahrt schwanken. Das Kreuz in der Hand Christi verleitet an erstere zu denken, doch fehlt jede Andeutung des Grabes, abgesehen davon, dass die beiden Männer unterhalb des triumphirenden Erlösers durchaus nicht als Wächter, als Soldaten gekennzeichnet sind. Wir müssen uns daher für die Himmelfahrt entscheiden, welche hier — wie auch die Auferstehung und Verklärung in der altchristlichen Kunst überhaupt — durch Idealisirung des biblischen Vorganges zu einer Triumphdarstellung Christi und seiner Lehre verallgemeinert wird. Daher die Anwesenheit der vier Evangelisten in ihren Symbolen und das Kreuz in der Linken des Erlösers. Auf die Himmelfahrt direkt deutet die Hand Gott Vaters, der den Sohn wieder in den Himmel aufnimmt und die Gestalten der beiden Jünger. Dieser Typus der Himmelfahrt erscheint noch in der Kunst des frühen Mittelalters, so z. B. im Wyssehrader Evangelienbuche des 11. Jahrhs. Vgl. Beissel, Des heil. Bernward Evangelienbuch p. 20. Aehnliche, wenn auch einfachere Darstellungen sind auf Lampen altchristlicher Zeit mehrfach aufgefunden worden. So zeigt eine auf dem Palatin entdeckte Lampe des 5. oder 6. Jahrhunderts Christus mit der Aureola, ein Stabkreuz in der Hand, von Engeln angebetet; zu seinen Füssen liegen Löwe, Schlange, Basilisk und Drache. Vgl. Kraus a. a. O. II, 271. Verwandt ist auch die daselbst Fig. 118 abgebildete Lampe mit Christus in kurzer Tunika, von zwei Engeln begleitet, zu seinen Füssen zwei Löwen. Das aus Kreisen und Quadraten zusammengesetzte Randornament findet sich bei letzterer sowohl, wie bei einigen von Kenner 447 ff. und Dütschke a. a. O. 78 erwähnten Lampen. Wenn Dütschke diese Verzierungsart jedoch auf fränkische Metallotechnik zurückführt, so möchte ich dem nur bedingt beipflichten und auf die kreisförmigen und quadratischen Verzierungen hinweisen, welche sich ganz allgemein auf den Gewändern spätrömischer und byzantinischer Zeit, vor Allem aber auf den Textilfunden von Achmim, den koptischen Geweben vorfinden. Allerdings sehen die auf Lampen aufgelegten kleinen

Quadrate, Dreiecke und Rundscheiben mit ihren geometrischen linearen Füllungen wie eine Nachbildung von Metallblättchen mit Filigranschmuck aus, ursprünglich gehört diese Verzierungsart jedoch der Textilkunst an, von welcher sie dann auf das Mosaik, in die Goldschmiedekunst und selbst in die Keramik übernommen wurde. Der Fundort der Lampe ist unbekannt. Jedenfalls stammt sie aus Italien und gehört dem 5.—6. Jahrh. an. Sie wurde im Mai 1891 erworben.

XI. Lampen mit sog. Warzenschmuck, von verschiedenen Formen.

60—64. Lampen aus weissem Thon, rundlich, allmählich in die kurze Schnauze übergehend, die eine sehr grosse Dochtöffnung hat. Um die kreisrund vertiefte Eingussstelle ist ein 3—4facher Kranz von kleinen Perlen oder Warzen gelagert. Die Handhabe ist zapfenförmig und an beiden Seiten mit runden Vertiefungen für die Finger versehen, ohne durchbrochen zu sein. Zwei dieser Lampen haben am Boden den Stempel AS, eine einen kleinen eingeritzten Palmzweig. Vgl. Kenner 452, Dütschke 122. Der Zweig ist hier Fabrikmarke und nicht Verzierung, wie dies anderwärts der Fall sein mag, wo er die ganze Fläche innerhalb des Fussringes ausfüllt und sorgfältig ausgeführt ist. Bei unserer Lampe ist er klein und nichts weniger als ornamental durchgebildet. So findet er sich auch auf einer Ziegelplatte des Museums flüchtig eingeritzt.

65. Hellroth, von länglich runder Form. Die grossen, auf der Ober- und Unterseite dicht aneinandergereihten beerenartigen Warzen geben der Lampe die Gestalt einer Weintraube. Die Schnauze ist ziemlich lang, vorn abgerundet und mit zwei Dochtlöchern versehen, welche mit einem kantigen, rechtwinklig gebrochenen Stege wie bei Nr. 46 eingefasst werden. Der ringförmige Henkel sitzt in der Längsachse mitten auf dem Obertheile auf. Die Aussenkante desselben ist mit einem eingeritzten Lorbeerzweige verziert. Hinter ihm das Eingussloch. Rückwärts geht die Lampe in einen kleinen spitzen Zapfen aus. Das vorzüglich erhaltene Exemplar wurde im Frühjahr 1890 in Köln gefunden.

66. Grosse Lampe aus gelbem Thon mit glänzendem rothbraunem Firniss. Der runde Oelbehälter geht in eine lange, nach vorn sich verbreiternde und geradlinig abschliessende Schnauze aus, der Henkel ist vierfach gerieft. Um das muldenförmig vertiefte Eingussloch legen sich zwei flache Ringe und ein aus einer dreifachen Warzenreihe gebildeter Kranz, dessen Schleife über die Schnauze bis zur Dochtöffnung hinabhängt. Die Unterseite ist ausserhalb des

Fussringes mit dicht aneinandergereihten Warzen bedeckt. An der linken Seite befindet sich ein flossenartiger Ansatz. Das Ganze ähnelt einer Scholle, wobei das Eingussloch das Auge, die scharf abgeschnittene Schnauze die Schwanzflosse darstellt. Die Fischform ist altchristlichen Lampen eigenthümlich, mit Beziehung auf die symbolische Bedeutung des Namens ἰχθύς. Noch deutlicher findet sich dieselbe bei Nr. 73 ausgeprägt.

XII. Lampen in Schiffchenform, der Obertheil nach dem Eingussloche zu schräg ansteigend, dieses, Schnauze und Dochtöffnung mit einem Stege umgeben, mit ringförmigem Henkel.

67—71. Vier dieser Lampen sind aus schwarzgrauem Thon geformt und zeigen Spuren einer modernen Vergoldung durch Blattgold. Eine besteht aus weissem, rothgelb gefirnisstem Thon und trägt auf dem Boden den vertieften Stempel M in doppelkreisförmiger Umrahmung. Vgl. Dütschke Nr. 118, Klein, B. Jahrb. 88 Nr. 57, Passeri III, tab. 100.

XIII. Lampen von ähnlichem Typus. Der Obertheil hoch gewölbt, mit radiär gegen den Einguss zulaufenden Rippen. Altchristlich. Hervorzuheben ist

72. ein zierliches Lämpchen von 0,045 m Länge, aus weissem, hellroth gefirnisstem Thon, wahrscheinlich ein Kinderspielzeug.

XIV. Lampen in Phantasieformen.

73. Lampe aus gelblichweissem Thon in Gestalt eines Fisches, ähnlich Nr. 66. Der runde, oben leicht eingebuchtete Kopf bildet den Oelbehälter und ist rückwärts spitz aufgebogen und gelocht. Die breite Schwanzflosse dient als Schnauze und ist am Ansatze mit einem Ornamente verziert, das zwei von einander abgekehrten Schwanenköpfen gleicht. Auf dem Boden der vertiefte Stempel C·OPPI·RES. Eine Broncelampe, bei der umgekehrt die erhobene Schwanzflosse als Einguss dient, während das Kopfende die Dochtöffnung enthält, beschreibt Dütschke unter Nr. 108. Der Stempel kommt häufig vor und scheint einer italischen Fabrik anzugehören. Kenner führt ihn unter den Varianten C·OPPI·RES, COPPIRES, COPPI·RES 10 mal an. Daneben erscheint bei Passeri, Birch u. A. COPREST, C·OPPIRE, C·OP·REST, C·OPPI·REST· und unsere Lesart. Schuermans kennt die letztere und COPPI·RES. Vgl. auch Steiner IV, 695 und Lersch, B. Jahrb. VIII, 162. Auch der blosse Name OPPI kommt vor (Schuermans 4021, Fröhner 1740, Birch p. 605, Kenner 136, 239, Passeri

II, 9, III, 4, 39, 83). Wahrscheinlich ist dann auch der Stempel COPRESI bei Klein Nr. 28 (Sammlung Wolff-Köln) COPREST zu lesen. Die Beifügung RES findet sich auch bei anderen Töpfernamen, wie MVNIRES (MVNTRES) L·M·RES u. A., bei denselben Namen jedoch auch die Variante REST, auch RESTI (Kenner 84, Sammlung Niessen 60). Alle drei Varianten sind Abkürzungen des Wortes Restituta (sc. fabrica), wie schon Passeri angenommen hat. Der Versuch Chaudruc de Crazannes, Revue archéol. VIII, 247, in dem Stempel C·OPPI·RES das letzte Wort als ein vollständiges und res für gleichbedeutend mit opus zu erklären, ist schon aus sprachlichen Gründen sehr bedenklich und darf seit dem Bekanntwerden der vollständigeren Stempel derselben Fabrik und ähnlich lautender als gegenstandslos angesehen werden.

Den gleichen Stempel trägt

74. eine Lampe aus gelblichem Thon mit Resten von rothem Firniss, in der Form quadratisch, mit einfach gebildeter Schnauze, wie die Lampe bei Passeri I, prolog. Fig. 5 und III, tab. 80, der die Form auf einen ägyptischen Typus zurückführt.

75. Polymyxos aus weissem, schwarz gefirnisstem Thon mit 12 radiär an den kreisrunden Oelbehälter angesetzten Schnauzen. Davon sind je 3 auf jeder Seite mit einander vereinigt, während die anderen vollständig getrennt behandelt sind. Ohne Handhabe.

76. Siebendochtiger Polymyxos aus weissem Thon in Form eines gedrückten Halbkreises. Die Dochtöffnungen sind an der Vorderkante geradlinig aneinandergereiht, während rückwärts die Handhabe ansetzt. Die äussere Kante umgibt ein Steg, welcher sich auch um die Dochtöffnungen legt und zwischen denselben ovale Schlingen bildet, in denen runde Knöpfchen sitzen. Parallel mit dem äusseren Stege umgibt ein anderer in leichter Wellenlinie die Eingussöffnung. Die Lampe ruhte auf drei kurzen zapfenartigen Füssen, von welchen noch zwei theilweise erhalten sind. Sie ist offenbar einem Original aus Metall nachgeahmt. Ganz ähnlich ist die B. Jahrb. 22, p. 74, Tafel I veröffentlichte Lampe, ehemals bei Frau Sybilla Mertens-Schaaffhausen in Bonn, welche im Frühjahr 1848 am Kölner Thore daselbst gefunden wurde. Doch ist dieselbe von rothem Thone, die Rundung schwungvoller, der sich zwischen den Dochtlöchern durchdrängende Steg quadratisch gebrochen. Die Siebenzahl der Dochtöffnungen veranlasste die Besitzerin die Lampe dem jüdischen Kulte zuzuweisen. Sie beruft sich

dabei auf die Mittheilung eines „gelehrten Juden“, dass die Sabbathlampe siebenzackig sei. Derselbe hatte wohl jene metallenen Hängelampen im Auge, welche in Deutschland und Holland sehr häufig zu finden sind, Lampen mit 7 Schnauzen und einem runden Oelbehälter, die zumeist aus dem 15.—17. Jahrhundert stammen und mit den antiken nichts gemein haben als die Zahl der Lichtöffnungen. Auch bei antik-heidnischen Kulten kamen siebentheilige Lampen zur Verwendung. So hat die das „Schiff der Isis“ darstellende Lampe (Passeri III, 79) 7 Dochtöffnungen, welche um den rechteckigen Lampenkörper angeordnet sind. Bei Birch, Fig. 188 findet sich eine kreisrunde siebenschnauzige Lampe, welche am Griff eine Serapisbüste trägt, bei Lindenschmit Sohn, Mainzer Museum tab. 26 eine gleichartige Bronzelampe mit dem Symbol Lunas, dem Halbmond als Handhabe. Auch Dütschke erwähnt unter Nr. 27 eine runde 7dochtige Lampe der Sammlung Herstatt. Auf jüdischen Kult weist nur die bei Beger 33 publizirte Lampe der früheren Sammlung Bellori durch ihren Fundort, den altjüdischen Begräbnissplatz an der Porta Portuense zu Rom hin. Die Siebenzahl der Dochtöffnungen beweist demnach gar nichts. Früher (im Mus. Kircher, p. 15) hat man den Versuch gemacht, dieselbe mit dem Kultus der 7 Planeten in Verbindung zu bringen und zwölfdochtige Lampen als ein Symbol des Thierkreises erklärt. In diesem phantasiereichen Spiele mit mythischen und mystischen Beziehungen mag immerhin ein Körnchen Wahrheit ruhen. Es ist veranlasst durch die mannichfachen Beobachtungen über das Eindringen von orientalischen und christlichen Elementen in die römischen Mysterienkulte und die damit zusammenhängende Nachahmung fremder Kultusgeräthschaften. Es entstand dadurch im antiken Kunstgewerbe eine Mischung fremder und heimischer Formen, bei welcher jedoch die angestammte symbolische Bedeutung — falls eine solche überhaupt vorhanden war — sich allmählich verwischt und die Absicht, etwas Originelles, etwas Modernes zu schaffen, in erster Linie maassgebend erscheint. Die Siebenzahl der Lichtöffnungen hat in Aegypten und bei den Juden eine symbolische Bedeutung. Das berühmteste Beispiel dieser Art, der Leuchter Salomonis, findet sich oft in Relief auf spätrömischen Lampen dargestellt. Birch Fig. 194, Kraus Fig. 130, Beger III, 32. Man hat diese Lampen gleichfalls für jüdische angesehen, bis man in den Katakomben den 7armigen Leuchter auf unzweifelhaft christlichen Geräthen nachgebildet fand. Wenn es

demnach unmöglich ist, Lampen mit einem so specifisch jüdischen Symbole ausschliesslich dem mosaischen Kultus zuzuweisen, so ist dies noch weniger statthaft bei Lampenformen vom Typus der obgenannten, deren Dekoration eine völlig neutrale ist.

Das Exemplar des Kölner Museums wurde im Sommer 1889 beim Kanalbau auf dem Hunnenrücken in Köln aufgefunden.

77. Grosse Lampe aus weissem Thon mit Resten von rothgelbem Firniss. Der Obertheil bildet in Hochrelief den Kopf des Attis; das feiste jugendliche Antlitz ist von üppigen Locken umrahmt, welche unter dem Rande der kleinen phrygischen Mütze hervorquellen. Auf dem Henkel eine Pilgermuschel als Handgriff. Die schöne, wohl erhaltene Lampe, welche seit Mai 1890 eine Zierde der Antikensammlung des Kölner Museums bildet, wurde zu Rodenkirchen bei Köln gefunden und befand sich früher im Besitze von E. Herstatt, welcher sie im B. Jahrb. 88, p. 136, tab. 1, Fig. 2 veröffentlichte. Der frühere Besitzer hielt den Kopf für den eines Bacchus, während die phrygische Mütze und die aufgedunsenen Wangen, hinter welchen die kleinen Augen fast verschwinden, für den Geliebten der Kybele sprechen. Attis ist in spätrömischer Zeit seit dem Ueberhandnehmen der Kybelemysterien ein sehr beliebtes Motiv auf Lampendarstellungen. Kenner 77, Passeri I, 18, 19.

78. Kleine Lampe aus weissem Thon in Form eines (rechten) Fusses, gelb gefirnisst, mit einzelnen zerstreuten braunrothen Flecken. Die Sandale ist mit einem einfachen Riemen über den Zehen und einem über den Spann befestigt. Die Eingussöffnung befindet sich an dem Abschnitte oberhalb der Knöchel, die Dochtöffnung in der grossen Zehe. Rückwärts die Reste des abgebrochenen Henkels. Auf der Sohle ist durch kleine Knöpfchen, eine Nachbildung von Nägeln, in doppelter Umrahmung der Stempel VITALIS dargestellt. Vor demselben befindet sich ein Blatt, hinter demselben ein kleiner Kreis mit einem Mittelpunkt. Die Lampe, zuerst von Kamp, epigr. Antic. p. 7 Nr. 124 edirt, erscheint in einem Exemplar des Bonner Museums, Klein, B. Jahrb. 88, Nr. 81 wiederholt. Die Fussform wurde bei Lampen häufig angewandt. S. die folgende Nummer, ferner Dütschke 77, 144, Lindenschmit tab. 26, Fig. 14 und 25. Nachbildungen von Füssen wurden den Göttern nach glücklich zurückgelegter Reise geweiht. Vgl. die Abbildungen von solchen bei Passeri II. tab. 72 und 73. Sepulkrallampen in Fussform erhielten ähnliche Bedeutung, als Zeichen der vollbrachten Erden-

pilgerschaft, namentlich beim altchristlichen Totenkult (B. Jahrb. 49 p. 156). Der Stempel Vitalis ist einer der verbreitetsten und gehört einer italischen Fabrik an. Fröhner 2174 ff., Schuermans 5851. Ausser Lampen scheinen feine Gefässe in Terra sigillata eine Spezialität der Fabrik gewesen zu sein.

79. Lampe aus weissem Thon mit rothgelbem Firniss, gleichfalls in Form eines rechten Fusses. Die Sandale ist mit Nägeln dicht beschlagen und durch ein reiches Riemengeflecht befestigt, das sich in einem runden Knopf oberhalb des Spannes vereint. Die Ausführung ist eleganter und sorgfältiger als bei dem früheren Exemplare, doch fehlt der Fabrikstempel.

---

4. Zwei Bronzen im Museum zu Speier.

Von

A. Furtwängler.

---

1. Kentaurenkopf (Taf. VI).

Als ich zu Anfang dieses Jahres das Museum in Speier besuchte, war ich überrascht, dort ein Bronzewerk allerersten Ranges zu finden. Es ist der herrliche bärtige Kopf, den Taf. VI in zwei Ansichten wiedergiebt.

Derselbe ist in einer Vorderansicht zwar schon in dem „Katalog der historischen Abtheilung des Museums in Speier 1888“ von Prof. Dr. Harster veröffentlicht und von ihm als eine der „Perlen nicht bloss der Speierer, sondern aller Alterthumssammlungen“ bezeichnet worden. Um dies einzige Werk aber zugleich vollständiger und in weiteren Kreisen bekannt zu machen, geben wir mit der freundlichen Erlaubniss und Beihülfe von Prof. Harster[1]) diese neuen in der Grösse des Originales hergestellten Abbildungen.

Als Fundort des Kopfes wird Schwarzenacker im Bliesthale angegeben. Er ist hohl gegossen, das Innere ist mit Blei vollgegossen. Oben ist eine derbe Oese eingelassen, in der sich ein beweglicher Ring befindet. Der Kopf hat demnach einmal als Gewicht einer Waage gedient.

Allein dies kann unmöglich seine ursprüngliche Bestimmung gewesen sein. Nicht nur durch seine Grösse, sondern auch durch seine Form weicht er vollständig ab von dem Typus der als Gewichte dienenden Köpfe; denn diese sind immer als Büsten gestaltet. Unser Kopf aber hat nicht einmal einen Hals und war, seit er als Gewicht diente, offenbar niemals vollständiger. Doch kann der

---

1) Der die Güte hatte, die photographischen Aufnahmen zu dieser sowohl wie zu der folgenden Tafel unter seiner Aufsicht machen zu lassen.

jetzige untere Rand unmöglich der ursprüngliche Abschluss des Werkes sein. Dieser Rand zeigt, dass der Kopf zwar besonders gegossen ist, aber zum Aufsetzen auf eine Figur bestimmt war; das überfallende Haar und der Bart deckten die Fuge. Ferner bemerkt man, dass das Loch für die Oese oben erst eingebohrt ist, nachdem eine Locke schon etwas beschädigt war. Damit ist erwiesen, dass die Verwendung des Kopfes als Gewicht später als die Verfertigung desselben ist.

Der Ring mit der Oese oben ist nichts als eine barbarische Verletzung des Kopfes, der auch an jener Stelle auf's Vollendetste ausgeführt und cisellirt war. Der Stil desselben lehrt uns nun, dass er wahrscheinlich schon Jahrhunderte bevor er zum Gewicht verwendet wurde und weit entfernt von dem Barbarenlande in einer griechischen Künstlerwerkstatt entstanden ist.

Der Kopf ist ein griechisches Original, und zwar eines von solcher Vollendung und solcher künstlerischen Kraft, dass ich ihm unter allen Bronzen, die ich kenne, auch die Schätze des Museo Borbonico und des British Museum nicht ausgenommen, nur ein einziges Werk als ebenbürtig an die Seite zu stellen weiss: das ist der Pankratiastenkopf von Olympia, in dem ich aus äusseren wie inneren Gründen ein Original des Lysipp vermuthet habe [1]). Unser Kopf zeigt zweifellos etwas jüngeren Stil wie jener; Haar und Bart sind aufgelöster und auf stärkere Schattenwirkung berechnet; die Brauen sind naturalistisch und plastisch gegeben, die dort konventionell und nur gravirt sind. Allein die Virtuosität in der Bildung der Haare und die feine Modellirung aller Details ist hier wie dort so einzig und sich so ähnlich, dass der Speierer Kopf als unmittelbare Fortsetzung derselben künstlerischen Tradition erscheint, die in dem olympischen Faustkämpfer vorliegt.

Auch das Aeusserliche lässt schon das griechische Original erkennen. Die Patina ist jene dunkle tiefgrüne, wie sie den griechischen Bronzen der besten Zeit eigen zu sein pflegt und wie sie ähnlich jenen olympischen Kopf auszeichnet. Auch dass der Kopf getrennt gegossen ist und aufgesetzt war, entspricht griechischer, nicht römischer Weise. Die Augen sowohl wie die Zähne sind von Silber eingesetzt. Die Lippen sind von einem Rändchen umgeben und

1) Olympia, Bd. IV, die Bronzen, Taf. II, Text S. 10 f.

sind vielleicht, obwohl aus Bronze bestehend, auch eingesetzt wie am olympischen Kopfe.

Die Deutung des Kopfes ergiebt sich durch die grosse Verwandtschaft desselben mit einem in mehreren Repliken erhaltenen bärtigen Kentaur, dem ein kleiner Eros die Hände auf den Rücken gebunden hat [1]. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass auch unser Kopf von der Figur eines Kentauren stammt [2].

Die Aehnlichkeit mit jenem ist so in die Augen fallend, dass sie keiner weiteren Auseinandersetzung bedarf. Interessant aber ist es, die Unterschiede der beiden Köpfe zu verfolgen. Obwohl die wirren Haare, die thierischen Ohren und das wilde aufgeregte Wesen beiden gemeinsam sind, ist der Ausdruck doch ein sehr verschiedener: dort in der Marmorstatue macht der wilde Geselle ein gar klägliches und jämmerliches Gesicht; die Mundwinkel sind stark herabgezogen und der Kopf dreht sich ganz nach seiner Rechten herum nach dem Rücken, wo der kleine Dämon sitzt, der ihm die Hände gefesselt. Auch der Bronzekentaur wandte den Kopf nach seiner Rechten, aber nur mässig; seinem Ausdrucke fehlt das Klägliche völlig. Er ist aufgeregt, aber seine Leidenschaft ist von ungebrochener Kraft; sie dringt stürmisch vorwärts; sie ist von mächtiger packender Gewalt.

Das ist kein von einem Eros gebändigter verliebter Kentaur; jene tändelnde Vorstellung ist diesem Werke völlig fremd [3]. Was der Künstler hier ausdrücken wollte und mit einziger Meisterschaft ausgedrückt hat, das ist nur jener alte mythische Begriff von dem Wesen der Kentauren, der wilden stürmischen Dämonen, die in Wald und Bergen hausen.

Wir dürfen danach annehmen, dass die einstige Bronzestatue den Kentaur weniger in einer bestimmten Situation, als nur seinem Wesen nach darstellte. Den nächsten Vergleich würden Statuen

---

1) Vgl. die Litteratur bei Friederichs-Wolters, Gipsabgüsse Nr. 1421. Eine vorzügliche Replik des Kopfes, ungleich besser als die Exemplare im Louvre und Capitol, besitzt die Berliner Sculpturensammlung Nr. 205.

2) Prof. Harster hatte an einen Triton gedacht; die richtige Deutung hatte, wie derselbe mir mittheilt, vor mir auch schon von Duhn bei einem Besuche der Sammlung ausgesprochen.

3) Sie war auch dem Motiv des gefesselten Kentauren ursprünglich fremd: vgl. Phigaliafries West 3 und die Vase Monum. grecs 1876, pl. 3.

anderer Dämonen wie der Satyrn und der Tritone bieten, die seit dem vierten Jahrhundert auch ohne bestimmte Situation häufig in starker Erregung gebildet worden sind; jene, die Satyrn, um die lachende Frechheit, die schäumende Lustigkeit ihres Wesens zu zeigen; diese, die Tritone, um ihr ungestilltes ruhloses Streben und Sehnen zum Ausdruck zu bringen. Ein ganz verschiedenes, aber nicht minder leidenschaftliches Wesen ist das des Kentauren, wie es unser Bronzekopf schildert.

Der Blick scheint fest auf ein Ziel gerichtet, nicht in unbegrenzte Ferne schweifend, wie dies nach Brunn's bekannter Analyse beim Triton der Fall zu sein pflegt. Der Mund ist geöffnet wie in wildem Schrei; die beiden Zahnreihen werden sichtbar. Die halbthierischen Ohren sind beide nach vorn gespitzt, wie um aufmerksam jeden Schall aufzufangen. Auch diese Ohren zeugen übrigens von der Meisterschaft unseres Künstlers; ich erinnere mich keines anderen Werkes, wo sie, wenn man bei einer phantastischen Bildung so sagen darf, so naturwahr dargestellt wären. Die Haare erheben sich wirr und struppig und bilden einen prachtvollen Rahmen um das Gesicht; und auch der Bart umrahmt mehr als dass er bedeckte; er lässt das Kinn ganz und die Oberlippe fast ganz frei. Im Haare lag, wie ein in der Profilansicht deutlicher Einschnitt wahrscheinlich macht, ein besonders gearbeiteter Zweig, vermuthlich mit Epheublättern, die für den Kentauren passten [1]).

Doch wir fahren fort, die Unterschiede von jenem Marmorkentauren hervorzuheben, die uns den Charakter unserer Bronze am besten zu bestimmen helfen. Dort wachsen die Haare in der Mitte in die Stirne herab, was hier gar nicht der Fall ist, und die Augenbrauen sind ungleich buschiger als hier. Beides macht den Typus niedriger, thierischer. Der Hauptunterschied aber besteht in der völlig verschiedenen Behandlung der weichen Theile des Gesichtes. Vor allem spielt die Haut in ihren Zusammenschiebungen und Faltungen dort eine ganz andere Rolle als an der Bronze. An letzterer hat die Haut keine selbständige Geltung; der Künstler strebt — man vergleiche namentlich die Stirne — zunächst die charakteristischen Formen von Knochen und Muskeln auszudrücken; dort aber werden diese gleichsam übersponnen und fast verdeckt

---

1) Auch der oben genannte Berliner Kopf 205 hat einen Epheuzweig im Haar.

von den tiefen Falten der Haut, in deren Wiedergabe der Künstler schwelgt. So ist besonders die Stirne völlig verschieden von der Bronze, so auch die Umgebung der Augen und die Wangen mit ihren tiefen Furchen.

Gerade dies ist aber ein wichtiges kunstgeschichtliches Merkmal und es kann kein Zweifel sein, dass der Bronzekopf eine stilistisch ältere Stufe vertritt als der Marmorkentaur. Wir bemerken nun, dass er auch in der Bildung der Haare noch etwas älterer Tradition folgt als jener; besonders der Bart ist noch kompakter, dem Stile des olympischen Bronzekopfes näher als dort.

Jener Marmorkentaur gehört aber einer geschlossenen Reihe von Denkmälern an und kann mit Hülfe dieser annähernd genau bestimmt werden. Die nahe Verwandtschaft desselben mit dem Laokoon ist längst bemerkt worden. Aber der Laokoon ist selbst ein umstrittener schwankender Punkt und wir sehen uns nach einem anderen festeren um.

Dies sind die Figuren des attalischen Weihgeschenkes zu Athen, von denen uns Wiederholungen erhalten sind. Es ist, wie mir scheint, eine nicht genug hervorgehobene, aber offenbare Thatsache, dass, wenn wir die uns überhaupt erhaltenen Denkmäler stilistisch gruppiren, der Laokoon nicht zu trennen ist von jenen attalischen Figuren. Namentlich mit dem einen bärtigen Gallier [1]) ist er nahe verwandt. Das attalische Weihgeschenk wird gewöhnlich Attalos I. zugeschrieben, obwohl dies nicht ohne weiteres zu beweisen ist. Aber die stilistische Uebereinstimmung mit den erhaltenen grossen Gallierstatuen, die gewiss auf Werke aus Attalos I. Zeit zurückgehen, macht jene Annahme sehr wahrscheinlich. Zu diesen grossen Statuen gesellt sich ein vortrefflicher bärtiger Kopf [2]), der wahrscheinlich einst zu demselben Gruppenwerk gehörte und mit jenem bärtigen Gallier, mit dem Laokoon und jenem Kentauren nahe verwandt ist; und von anderen Werken ist namentlich noch der Schleifer zu Florenz zu nennen.

Der Laokoon nimmt innerhalb dieser Gruppe von Denkmälern nur dadurch eine etwas getrennte Stellung ein, dass er die Augenbrauen nicht mit plastischen Haaren versehen, sondern nach der älteren Art glatt bildet. Allein in den wesentlichen Kennzeichen,

---

1) Overbeck, Plastik II³, Taf. zu S. 205, IV, 7.

2) Anc. marbles Brit. Mus. II, 23. Vgl. Arch. Anz. 1891, S. 141.

in der Behandlung der Haut und ihrer Falten im Gesichte, sowie auch der Haare steht er durchaus auf einer Stufe mit jenen Denkmälern, denen gegenüber unser Bronzekopf ein älteres Stadium vertritt.

Eine dritte Stufe dieser Entwickelung bieten uns die sog. Pergamener, die in Eumenes II. Zeit ausgeführten Altarsculpturen von Pergamon. Sie sind die reife, ja überreife Frucht der vorangegangenen Epoche. Was jene sich mühsam erarbeitet hat, wird hier gleichsam verschwendet. Die Formen, die dort wirklich nach der Natur beobachtet und studirt sind, werden hier durch ein unmässiges Uebertreiben schon zu hohlen Phrasen gemacht. So vor allem die Formen des Gesichtes in Erregung, das Zusammen- und Emporziehen der Brauen, die Falten der Stirnhaut und der Umgebung der Augen; was dort, an den attalischen Werken sowie dem Laokoon, zwar hochgesteigert, aber durchaus innerhalb der Grenzen des Wirklichen liegt, wird hier durch die starke Uebertreibung zur Unnatur. Eine solche Kunst, nach aussen glänzend, innen angefault, kann, wie es bei den Pergamenern geschah, anfangs imponiren, blenden, ja berauschen; aber darauf folgt um so stärkere Ernüchterung. Nur wo reine gesunde Naturanschauung zu Grunde liegt, kann die Kunst auf die Dauer befriedigen und ohne je Ueberdruss zu erregen, immer von Neuem Bewunderung hervorrufen.

Wir haben drei Stufen in der Entwickelung der hellenistischen Kunst unterschieden. Die erste, die durch unseren Bronzekopf repräsentirt wird, folgt unmittelbar auf Lysipp und ist in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts zu datiren. Die andere, durch jene attalischen Denkmäler gebildet, gehört in die zweite Hälfte dieses und den Anfang des folgenden Jahrhunderts, wo sich unmittelbar jene Ausartung in Eumenes II. Zeit anschliesst, welche in den decorativen Skulpturen des Altars vorliegt. Es ist aber natürlich nicht anzunehmen, dass alle Künstler dieser Zeit jene Uebertreibungen mitgemacht haben. Da diese dritte Periode eigentlich nichts Neues hinzubringt, sondern nur Vorhandenes schlecht anwendet, so wird sie von der vorigen nicht immer scharf zu scheiden sein.

Wir haben den Laokoon in die Periode der attalischen Bildwerke gesetzt. Dass er unabhängig ist von der pergamenischen Gigantomachie und einer älteren Kunsttradition folgt als diese, hat Brunn in, wie uns scheint, unwiderleglicher Weise bewiesen [1]).

1) Brunn, Die kunstgesch. Stellung der pergam. Gigantomachie, im Jahrb. d. kgl. pr. Kunstsamml. Bd. V.

Er ist noch vollständig frei von den gewohnheitsmässigen Uebertreibungen der Pergamener und voll von aufrichtigem wahrem Studium der Natur; er sucht nicht, gleich jenen, durch äusserliche sog. realistische Details, wie gewisse Hautfältchen am Körper, zu bestechen, sondern geht noch auf das Wesentliche. Und ihm ist noch ernst und vollwichtig, was dort schon zur Manier geworden ist. Dennoch, und obwohl er in der Bildung von Auge und Brauen sogar älterer Weise folgt als die attalischen Werke, kann er zeitlich mit den Pergamenern ungefähr zusammenfallen, da, wie wir oben bemerkten, die ältere Richtung sehr wohl noch neben den Uebertreibungen der Jung-Pergamener hergegangen sein kann. Die Inschriften mit dem Künstlernamen des Apollodoros, die den neueren Untersuchungen nach bis auf eine als ächt und original anzuerkennen sind [1]), lassen eine Datirung in das 2. Jahrhundert v. Chr. zu. Das Werk, das der Vater dieses Mannes mit seinen beiden Söhnen ausführte, kann demnach unbedenklich in den Anfang dieses Jahrhunderts datirt werden. Gewiss zeigt der Laokoon uns im Wesentlichen den Stil des Vaters, des Agesander, dem seine Söhne bei der Ausführung halfen. Der Vater aber hatte sich seinen Stil in der grossen attalischen Periode gegen Ende des dritten Jahrhunderts gebildet. Der Sohn Athanodoros scheint später, den erhaltenen Inschriften nach, Rhodos verlassen und auswärts kleinere Kabinetsstücke, wahrscheinlich zum Theil von farbigem Marmor gearbeitet zu haben. Seine Kunstart dürfte uns etwa durch eine treffliche kleine Herme des Pan veranschaulicht werden, die, in Rosso antico gearbeitet und aus Pergamon stammend, sich im Berliner Museum befindet; es ist ein prächtiges feines Werk gewiss des 2. Jahrhunderts, dessen Stil sich noch durchaus an den der attalischen Periode anschliesst [2]).

Unseren Bronzekopf dürfen wir, wie bemerkt, noch an den Anfang des dritten Jahrhunderts setzen. Es ist wohl unstreitig das schönste Bronze-Original dieser Epoche, das wir besitzen; wenigstens wüsste ich ihm nichts an die Seite zu stellen.

Der Vorwurf, ein aufgeregter Kentaur, ist von der hellenistischen Plastik, wie es scheint, öfter behandelt worden. Ausser der schon oben verglichenen Schöpfung besitzen wir noch in zwei

1) Förster in den Verh. d. 40. Philol.-Versamml. S. 91 ff. 430. Jahrb. d. Instit. 1891, S. 191 ff.

2) Eine genaue Replik, doch in weissem Marmor befindet sich im Louvre (Saal der kleinen Marmore).



Broncekopf im Museum zu Speier.

Lichtdruck von J. Baeckmann in Karlsruhe.

Kopieen [1]) einen Kopf von wildem Ausdrucke mit spitzen Ohren, der auch nur einen Kentauren darstellen kann. Sein Typus ist kraftvoller, aber gröber als der unsrige. Das seelische Leben des letzteren fehlt ihm ganz. Welch inneres Pathos, welch geistig vertieftes Wesen aus diesem spricht, tritt durch den Vergleich mit jenem erst recht deutlich hervor. Stilistisch ist jener jünger als der unsrige.

Noch ein Kopf ist hier zu erwähnen, den man als Kentauren erklärt hat, der vom Esquilin im Konservatoren-Palast [2]), die Kopie nach einem Werke vom Ende der Entwickelung der attalischen Reihe. Die Deutung kann ich indess nicht für sicher halten; es war vielleicht ein Satyr, und wenn es ein Kentaur war, so war dieser eben satyrhaft aufgefasst. Es ist eine sehr niedere, fast thierische Wildheit in dem Kopfe, die von dem vornehmen Wesen unserer Bronze stark absticht.

Die Aufgabe, die an die pergamenischen Künstler des Altars herantrat, eine Fülle verschiedener Gigantengestalten zu schaffen, führte dazu, dass dieser Altar gleichsam das Sammelbecken wurde für die verschiedenen von der vorangegangenen Kunst geschaffenen Typen dämonischer Wesen wie der Kentauren, Satyrn und Tritone, die sich hier passend verwenden liessen. So finden sich am Altar noch manche Anklänge an die von uns oben besprochenen Typen. Eine der reinsten schönsten Quellen, aus denen der spätere pergamenische Stil sich bildete, haben wir durch den Bronzekopf zu Speier kennen gelernt.

2. **Porträtbüste** (Taf. VII).

Das Museum zu Speier besitzt noch ein zweites vortreffliches Werk von Bronze, die Büste, die wir auf Taf. VII veröffentlichen. Sie befand sich früher zu Ludwigshafen a. Rh. in Privatbesitz und soll daselbst bei Hafenbauten gefunden worden sein; in das Museum zu Speier ist sie erst seit Kurzem gelangt.

Die Büste ist 0,185 hoch und sehr wohl erhalten; die Patinirung ist eine gleichmässige und ist durch keine Reinigung beschä-

---

1) Eine in Berlin, Sculpt. Nr. 206; die andere im Kapitolinischen Museum, in der Gallerie Nr. 14.

2) Helbig, Führer I, 567. Mon. d. Inst. XII. 1.

digt. Von der zweifellosen Aechtheit des Werkes konnte ich mich am Originale überzeugen.

Dass ein Römer aus der ersten Kaiserzeit dargestellt ist, sieht man auf den ersten Blick, ebenso dass es ein Originalwerk eben dieser Zeit und nicht etwa eine spätere Wiederholung ist. Auch die Form der Büste ist die dieser Periode charakteristische. Sie giebt nur einen Ausschnitt aus dem vorderen Theile der Brust, der nach unten schräg zuläuft, wo er gerade abgeschnitten ist. Die Schlüsselbeine sind leicht angedeutet, doch nach den Enden zu verlaufen sie sich; die Schultern sind von der Büste ausgeschlossen. Die Brust unterhalb der Halsgrube ist nicht der Natur entsprechend modellirt, sondern ganz flach gehalten; selbst die Trennung der Brusthälften in der Mitte fehlt. Wie taktvoll und richtig dies ist, versteht man sofort, wenn man sich die Brust voll ausgeführt denkt. Diese einfache Büstenform ist nun die der republikanischen und älteren Kaiserzeit eigenthümliche [1]), während man späterhin die Büste bis auf die Schultern und die Armansätze ausdehnte, wodurch ihre ganze Form und Behandlung eine andere wurde. Die Zeitgrenze zwischen beiden Büstenarten wird sich schwer genau fixiren lassen; sie scheinen eine Zeit lang auch neben einander im Gebrauch gewesen zu sein. Das früheste sichere Beispiel der jüngeren Form das ich kenne ist eine Büste des Trajan [2]).

Der Kopf ist ein sehr individuell gebildetes Porträt von feiner lebendiger Modellirung. Er überragt dadurch die gewöhnlichen Marmorköpfe der Zeit bedeutend. Die charakteristischen Züge — namentlich die breite Stirn, die abstehenden Ohren, das Haar im Nacken, der fein geschwungene Mund mit den dünnen Lippen — machen es sehr wahrscheinlich, dass der Dargestellte der julisch-klaudischen Kaiserfamilie angehörte. Sowohl mit Augustus wie mit Tiberius ist eine gewisse Familien-Aehnlichkeit vorhanden.

---

1) Vgl. z. B. die Bronzebüsten des Augustus und der Livia im Louvre, Fröhner, musées de France pl. I, II; die Bronzebüsten ebenda 658, 661 und die Marmorbüsten des Louvre 2422 (Agrippa), 2455 (Drusus jun.), 2424 (Antonia Drusi); Berlin 342 (Caesar) u. A.

2) Louvre 2437. — Die „Klytia", die älter ist, hat mit der Entwickelung der Büste nichts zu thun; sie ist hintenherum rund ausgearbeitet, also überhaupt keine Büste. — Die späte Kaiserzeit dehnte die Büste zuweilen auf den ganzen Oberkörper bis in die Nabelgegend aus (z. B. Louvre 2269 Gordianus Pius; Berlin 443).

Auch spricht der Fundort, fern von der Grenze des Reiches, wohl dafür, dass die Büste keinen beliebigen Römer der Zeit, sondern ein Glied der kaiserlichen Familie darstellt.

Aber wer mag es sein? — Der Kopf gehört in eine der dunkelsten Parthien der römischen Ikonographie, die der „unbekannten Claudier", in welcher die Namen der beiden Drusus sowie des Germanicus und seiner drei Söhne sich umhertreiben, ohne dass es bis jetzt gelungen wäre, auch nur einen derselben bestimmt zu identificiren [1]).

Unserem Kopfe ist charakteristisch die schräggansteigende und hinten runde Schädelform. Die Haare scheinen am Oberkopfe etwas dünn und spärlich; sie sind deshalb nach der Mitte in einen Wisch zusammengekämmt, der in die Stirne fällt; zu beiden Seiten desselben entstehen dadurch kahle Stellen. Die Stirne geht nicht allmälig in den Oberkopf über, sondern setzt in scharfem Winkel von demselben ab. Die Brauen sind nach der Nase zu etwas zusammengezogen; nach aussen sind sie in charakteristischer Weise bogenförmig hochgeschwungen. Die Augen sind nicht gross, sondern schmal und liegen tief. Die Nase hat einen schmalen, aber nicht so stark wie etwa bei Tiberius gebogenen Rücken; die Nasenwurzel liegt ziemlich tief. Die knorpeligen Theile am Ende der Nase und ihre Flügel sind besonders entwickelt. Die dünnen Lippen und der feine Schwung des Mundes wurden schon hervorgehoben. Die Unterlippe tritt ein wenig zurück; ziemlich stark weicht das Kinn zurück, das sich nach unten in ein sogenanntes Doppelkinn fortsetzt. Der ganze Kopf wendet sich leicht nach seiner Linken und hat einen völlig ruhigen Ausdruck, der durch die tiefliegenden Augen und zusammengezogenen Brauen etwas Düsteres erhält.

Germanicus, an den man zuerst denken möchte, wird durch die ganz verschiedene viereckige Schädelform, welche ihm die Münzen durchweg geben, ausgeschlossen; auch hatte derselbe, den Münzen zufolge, ein anderes, mehr energisches Untergesicht, grosse Augen und sehr dichten Haarwuchs.

---

1) Den neuen Versuch Milani's, den älteren Drusus in einem zu Verona gefundenen Kopfe nachzuweisen (Röm. Mitth. 1891, S. 307 ff., Taf. IX) kann ich nicht für gelungen halten. Das Profil weicht so wesent lich von dem der Münzen — auch der von Milani publizirten — ab, dass mir jeder Anhalt zu jener Deutung zu fehlen scheint.

Aber auch sein Vater, Nero Drusus, an den man schon wegen seiner grossen Feldzüge am Rhein ebenfalls zu denken geneigt ist, kann in unserer Büste nicht dargestellt sein. Nach dem Zeugniss der Münzen waren seine Züge im Wesentlichen in denselben Punkten wie die des Germanicus von denen der Büste verschieden.

Dagegen hat der Kopf des Drusus Caesar, des Sohnes des Tiberius, mehr Aehnlichkeit mit dem unsrigen. Ich darf hier erwähnen, dass von Sallet, als ich ihm im Münzkabinet zu Berlin die Photographie des Kopfes zeigte, auf den ersten Blick glaubte, den jüngeren Drusus zu erkennen. Vor Allem ist die Schädelform sehr ähnlich und auch das Untergesicht mit dem angehenden Doppelkinn gleicht unserer Büste im Wesentlichen. Da auch der Haarwuchs zu ihr passt und auf einigen der Münzen [1]) selbst die am äussern Ende hochgezogene Braue vorkommt, so hat die Identifikation eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Allein es bestehen doch Unterschiede zwischen den Münzen und der Büste, welche uns wieder bedenklich machen. Die zurückliegende Stirne und der Uebergang von dieser zum Oberkopfe sowie nach unten zur Nase ist so verschieden von unserer Bronze, dass wir jene Identifikation als eine sehr unsichere bezeichnen müssen.

Endlich könnte noch der eine Sohn des Germanicus, dessen Kopf wir durch die Münzen hinlänglich kennen, Caligula, in Betracht kommen. Hier passt die Linie vom Oberkopfe zur Nase recht gut zu unserer Bronze; ebenso das kleine tiefliegende Auge und das wenigstens auf einigen Münzen etwas zurückweichende Untergesicht. Allein es fehlt das Emporsteigen des Oberkopfes, dessen Linie ganz anders verläuft als an der Büste. Dagegen würde die Andeutung des dünnen Haarwuchses am Oberkopfe der Bronze, und die sehr breite Stirne, die hohlen Augen und der düstere Blick recht wohl zu Caligula passen, wie er von Sueton geschildert wird. Die Münzen lassen erkennen, dass die officiellen Porträts dieses Herrschers nichts von dem Wilden und Schreckhaften hatten, das Sueton an ihm hervorhebt; denn der Ausdruck ist auf den Münzen ein durchaus ruhiger, so dass von dieser Seite wenigstens nichts im Wege stände, ihn in unserer Büste zu erkennen.

---

1) Exemplare bei Bernoulli, röm. Ikonogr. II, I, T. 33, 2. 3. Imhoof-Blumer, Portr. auf röm. Münzen T. I, 12. Die Mehrzahl der Münzen scheint diese Eigenthümlichkeit allerdings nicht zu haben.





BRONCEBÜSTE IM MUSEUM ZU SPEIER.

Lichtdruck von J. Baeckmann in Karlsruhe.

Die erhaltenen Marmorköpfe helfen uns leider nicht weiter; denn sie sind selbst alle zweifelhaft und die Richtigkeit ihrer Benennungen kann nur an ihrer Uebereinstimmung mit den Münzen geprüft werden. Zu untersuchen wäre aber, ob dasselbe Porträt, das unsere Bronze bietet, mit allen seinen charakteristischen Zügen auch in Marmorköpfen erhalten ist. Diese Frage lässt sich aber erst beantworten, wenn das Material einmal vollständig in Photographien vorliegt; der kleine Theil desselben, den ich bis jetzt übersehen kann, enthält keine directe Replik.

Wenn wir nun auch den Namen des Kopfes im Zweifel lassen müssen, so freuen wir uns doch seiner höchst individuellen und lebendigen Auffassung und rechnen ihn zu den besten Porträts der ersten Kaiserzeit, die wir besitzen.

---

5. Flucht des Aeneas.

Von

Max Ihm.

(Hierzu Taf. VIII und IX.)

Unter den im untern Kreuzgang des Wallraf-Richartz-Museums in Köln aufgestellten römischen Bildwerken lenkt eines besonders die Augen des Beobachters auf sich, die auf Tafel VIII und IX in Lichtdruck wiedergegebene Gruppe, welche sich durch eine für die römischen Rheinlande ungewöhnliche Vortrefflichkeit der Arbeit auszeichnet. Wir sehen einen im eiligen Gang begriffenen jugendlichen Krieger, auf dessen linker Schulter eine in Chiton und Mantel gekleidete kleinere Figur sitzt, kraftvoll umfasst von des Kriegers linkem Arm. Dass der letztere keine geringe Kraft aufwendet und dass es trotzdem den Anschein hat, als trüge er seine Bürde mit leichter Mühe, bringt die Skulptur auf das trefflichste zur Anschauung, ist aber aus der Abbildung weniger deutlich zu erkennen. Das Ganze macht, obwohl die Verhältnisse der sitzenden Person auf den ersten Blick etwas zu klein gerathen scheinen, einen durchaus harmonischen Eindruck. Der Krieger ist mit Tunika, Panzer und Mantel bekleidet; letzterer, auf der rechten Schulter durch eine Spange zusammengehalten, fliegt in Folge der raschen Bewegung des Vorwärtseilenden in weitem Bausch nach hinten. Der mit dem Helm bedeckte Kopf war abgebrochen, ist aber richtig aufgesetzt. Unter dem Helm quillt leicht gewelltes üppiges Haar hervor. Ein in der Scheide steckendes kurzes Schwert hängt an einem von der rechten Schulter über die Brust laufenden Bande an der linken Seite herab. Das kraftvoll vorgesetzte rechte Bein ist am Knie abgebrochen; ebenso fehlt der untere Theil des linken Beins und von dem herabhängenden rechten Arm die Hand mit einem Stück des Unterarms. Die sitzende Figur hält mit beiden

Händen im Schooss einen flachen viereckigen Gegenstand; der Kopf wurde leider nicht mit aufgefunden [1]). Das Material ist Jurakalk, und in Anbetracht dieses spröden, jetzt schon an vielen Stellen verwitterten Steins verdient die tüchtige Arbeit um so mehr Anerkennung. Sie weist auf ziemlich frühe Zeit hin und gehört, wenn nicht in das erste nachchristliche Jahrhundert, so doch wohl spätestens in die Trajanische Zeit.

Der erste Fundbericht stand in der Kölnischen Zeitung und stammt, wie ich vermuthe, aus der Feder Heinrich Düntzers [2]). Bald darauf hat Düntzer das Relief in seinem „Verzeichniss der römischen Alterthümer des Museums Wallraf-Richartz in Köln" kurz beschrieben [3]). Nach diesem Fundbericht wurde Mitte Juli 1884 neben dem Chlodwigplatz auf der nordwestlichen Seite des Bauplatzes Nr. 41 eine Anzahl römischer und mittelalterlicher Baureste aufgedeckt. Ausser unserer Gruppe, dem bedeutendsten Fundstück, haben sich mehrere Reste von grösseren Grabmälern gefunden, zu denen u. a. der untere Theil eines an allen vier Seiten mit Schuppen verzierten Pfeilers und Stücke einer offenbar damit in Verbindung stehenden, ebenso verzierten Wand gehörten. Wenn die Notiz über das Vorhandensein ausgedehnterer Grabanlagen in jener Gegend ihre Richtigkeit hat, können wir schliessen, dass unser Relief als Verzierung einem dieser Grabdenkmäler angehört hat [4]). Dass es nicht frei für sich allein stand, sondern an irgend einem Denkmal angebracht war, darauf scheint auch die massige Verdickung unten an dem in weitem Bogen rückwärts fliegenden Mantel hinzuweisen. Durch diese allein erhielt die Gruppe einen festen Stützpunkt. Jedoch nöthigt Nichts zu der im Fundbericht in der Kölnischen Zeitung ausgesprochenen Annahme, dass der Krieger an

---

1) Die Höhe der Gestalt des Kriegers beträgt etwa 0,89 m (vom Kopf bis zur Bruchstelle des rechten Beines etwa 0,60 m). Die Beine der sitzenden Figur sind 0,17 m hoch; vom Schooss bis zum abgebrochenen Kopf beträgt die Höhe 0,16 m, die Breite 0,22 m.

2) Daraus abgedruckt im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift IV, 1885, S. 78.

3) Dritte Auflage, Köln 1885, S. 53, Nr. 112. Dazu der Nachtrag S. 122.

4) Die am Chlodwigplatz gemachten römischen Funde verzeichnet v. Veith, Das römische Köln (Bonner Winckelmannsprogramm 1885), S. 58 f.

der rechten Ecke eines grösseren Grabmals angebracht gewesen sei und ihm auf der linken Seite ein gleicher entsprochen habe.

So wenig die Deutung der Skulptur einem Zweifel unterliegt, ist sie gleichwohl anfangs falsch aufgefasst worden. Zwar erkannte Hettner bald [1]), dass es sich nicht um die Gestalt eines schwebenden Kriegers handele, wie in dem ersten Fundbericht vermuthet worden war; aber in der Deutung der auf der Schulter sitzenden Figur kam er zu keinem sichern Resultat. Er glaubte, das Figürchen stelle zweifellos eine Frau in vorgerücktem Lebensalter vor und halte eine Tafel auf dem Schooss, und da diese Figur im Verhältniss zum Krieger auffallend klein dargestellt sei, werde sie ein Bild vorstellen sollen; der Krieger habe frei gestanden. Und so kam es, dass man sogar an eine Matrona dachte, indem man weiter schloss, der Gegenstand könne ein Körbchen mit Früchten gewesen sein. Die richtige Deutung gab Düntzer im Nachtrag zu seinem Verzeichniss S. 122. Dargestellt ist der Auszug des Aeneas aus Troia. Aeneas trägt auf der linken Schulter seinen greisen Vater Anchises, welcher das Kästchen mit den troischen Hausgöttern auf dem Schoosse hält; und weiter ergiebt sich die Unvollständigkeit unserer Gruppe: es fehlt der vom Vater an der Rechten geführte Ascanius.

Wir haben also die seit der Zeit des Augustus sehr beliebte römische Darstellung der Sage vor uns, die, wie Düntzer mit Recht hervorhebt, so allgemein bekannt war, dass sie sogar in Herculanum parodirt wurde. Statt der Helden sehen wir nämlich auf einem Herculanischen Wandgemälde [2]) Hunde oder Affen die Flucht des Aeneas darstellen, Anchises hat die Cista mit den Penaten auf dem Schooss, in der Hand des mühsam folgenden Ascanius erblicken wir das Lagobolon. Hiermit deckt sich so ziemlich die Darstellung auf einem in Turin befindlichen Marmorrelief [3]). Auch hier führt

1) Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift IV, 1885, S. 78, in der Fussnote zu dem aus der Kölnischen Zeitung abgedruckten Bericht.

2) Overbeck, Die Bildwerke zum Thebischen und Troischen Heldenkreis S. 661. Abgebildet in den Pitture d'Ercolano IV, 368 und danach Gal. myth. 173, 607. Vgl. Helbig, Wandgemälde Campaniens Nr. 1380 und S. 310; derselbe, Untersuchungen über die campanische Wandmalerei S. 28 und 346.

3) Raoul Rochette, Monum. inéd. I, pl. 76, 8. Overbeck a. a. O. S. 661, Tafel XXVII 16 (vgl. Heydemann, Archäol. Zeitung, XXIX, S. 120).

Aeneas an der Rechten den das Lagobolon tragenden Ascanius; auf seiner linken Schulter sitzt Anchises mit der Cista im Schooss, auf seinem Hinterkopf liegt das Obergewand auf. Die zahlreichen Darstellungen auf Münzen und geschnittenen Steinen bieten im Wesentlichen die gleiche Composition [1]). Desgleichen eine mehrfach besprochene Terrakottagruppe aus Pompeji, deren Abbildung ich hier beifüge, weil sie trotz einiger Abweichungen die Kölner Skulptur auf das Beste illustrirt (Fig. 1) [2]). Aeneas ist gerüstet, aber ohne Kopfbedeckung; mit dem linken Arm umfasst er den am Hinterkopf verschleierten Anchises, welcher die Rechte um den Hals auf die rechte Schulter des Aeneas legt und in der linken Hand die Penatencista hält. Beide sind bärtig. An der rechten Hand führt Aeneas seinen Sohn, der phrygisch gekleidet ist und in der Hand einen Stab (pedum) hat.



Fig. 1.

Mehr mit dieser Gruppe als mit der Kölner ist verwandt ein jetzt in Wien befindliches Marmorrelief. Die nebenstehende, nach einer Photographie hergestellte Abbildung (Fig. 2) verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen der Herren Professoren Benndorf und Bormann in Wien.

1) Vgl. die Zusammenstellung bei Overbeck a. a. O., S. 650 ff., die sich durch weitere Beispiele vermehren lässt; auch Heydemann, Archäol. Zeitung XXIX, S. 120, Anmerkung 35.

2) Abgebildet bei Kekulé, Die antiken Terrakotten I, Taf. 37, S. 48; daraus Wörner in dem Lexikon der griech. und röm. Mythologie von W. H. Roscher I, Sp. 163. Vgl. Heydemann, Archäol. Zeitung XXIX, S. 120.

Der von Karl Patsch im Archäologischen Anzeiger (Beiblatt zum Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts VI, 1891, S. 181) gegebenen Beschreibung der archäologischen Sammlung der



Fig. 2.

Wiener Universität [1]) entnehme ich, dass das Fragment wahrscheinlich von einem Sarkophag stammt, in Rom von Herrn Karl Hollitzer erworben und der Wiener Universitätssammlung geschenkt worden ist [2]). Der Unterschied dieser und der Kölner Skulptur besteht im Wesentlichen darin, dass Anchises sich auf jener mit der rechten Hand auf die rechte Schulter des Aeneas stützt, mit der linken ein cylindrisches Gefäss im Schoosse hält, während die Kölner den Anchises frei sitzen und ihn in beiden Händen das viereckig gestaltete Kästchen halten lässt. Leider ist die Wiener Figur noch mehr zerstört; von der Figur des Aeneas fehlen Kopf, rechter Unterarm und die beiden Beine bis auf den Hüftenansatz, von der des Anchises der obere Theil des Kopfes und die Füsse. In der Bekleidung zeigt sich grosse Uebereinstimmung; hier wie dort trägt Aeneas Tunika, Panzer und Chlamys, hat das Schwert an der linken Seite, ist Anchises mit langem Chiton und einem auf dem Kopf aufliegenden Obergewand bekleidet. Denn das letztere werden wir nach Analogie der anderen Darstellungen wohl auch für die Kölner Skulptur voraussetzen können.

Die übrigen bisher bekannt gewordenen Darstellungen des Auszugs des Aeneas aus Troia hier ausführlich zu beschreiben, würde zu weit führen. Ich begnüge mich mit einigen kurzen Bemerkungen und verweise im Uebrigen auf die Behandlung des Gegenstandes durch Overbeck [3]), Heydemann [4]), Wörner [5]) und Andere.

Die älteste Darstellung ist unstreitig die auf einer Münze des makedonischen Aineia [6]). Aeneas trägt seinen kahlköpfigen Vater auf der linken Schulter und hat den linken Arm um die Kniee des-

1) Die Sammlung besteht meist aus Gypsabgüssen und steht unter der Leitung Prof. Benndorfs. Die Originale verzeichnet Patsch a. a. O., S. 178 ff.

2) Die Höhe beträgt 0,27 m, die Breite 0,205 m, die Dicke 0,12 m.

3) Die Bildwerke zum Theb. und Troischen Heldenkreis, S. 655 ff.

4) Archaeologische Zeitung XXIX (1872) S. 118 ff. (dazu Taf. 54, 1),

5) In W. H. Roscher's Lexikon der Mythol. I Sp. 184 f.; hier ist weitere Litteratur verzeichnet.

6) Abgebildet und besprochen von J. Friedländer in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1878, S. 759; wiederholt bei Wörner a. a. O. I Sp. 167. Die Münze gehört nach Friedländer etwa ins Jahr 550 v. Chr. Vgl. auch die 'Beschreibung der antiken Münzen' (Königl. Museum in Berlin) II, 1889, S. 33, Taf. III, 21.

selben gelegt; in der Rechten trägt er ein kurzes Schwert; Anchises hat seine rechte Hand auf den Kessel des Helm des Aeneas gelegt. Ascanius ist nicht dargestellt, falls es nicht das Kind sein soll, das eine vor Aeneas in hastiger Flucht schreitende Frau auf der linken Schulter trägt. Auf die Kontroverse, die sich an diese Münzgruppe geknüpft hat, will ich hier nicht weiter eingehen. Robert hat es wahrscheinlich gemacht, dass wir es auf dieser Münze mit der künstlerischen Darstellung einer vereinzelten lokalen Sage zu thun haben [1]). Für die Darstellung auf Vasen ist typisch, dass Aeneas seinen Vater nicht auf der Schulter, sondern auf dem Rücken trägt und ihn, der die Arme um den Hals des Sohnes geschlungen hat, entweder unter den Knieen oder unter den Schenkeln fasst; ferner dass Ascanius meistens fehlt [2]). Eine Ausnahme ohne weitertragende Bedeutung bildet die Darstellung auf einer Nolanischen rothfigurigen Amphora: hier sitzt Anchises auf der Schulter des Aeneas [3]). Dasselbe ist der Fall auf der Iliupersis eines Pompejanischen Gladiatorenhelms: Aeneas ist bärtig dargestellt, Anchises hält die schmale Cista auf dem Schooss; mit der Rechten will Aeneas den auf einen Altar geflüchteten, von Kreusa festgehaltenen Knaben fortführen [4]). Und ähnlich auf der Tabula Iliaca, wo wir eine dreifache Darstellung unterscheiden können: erstlich wie Aeneas dem Anchises die Cista mit den ἱερά zur Rettung überreicht, während rings um sie der Kampf wüthet; zweitens Aeneas vor dem Thore, den Sohn an der Rechten führend, den Vater auf der Schulter tragend, gefolgt von Kreusa; drittens wie die Flüchtigen im Begriffe sind, in das zur Abfahrt bereit liegende Schiff zu steigen (Αἰνήας σὺν τοῖς ἰδίοις ἀπαίρων εἰς τὴν Ἑσπερίαν). In der zweiten

---

1) Archäol. Zeitung XXXVII, 1879, S. 23 ff. Robert hält das Kind, das mit dem Chiton bekleidet sei, für ein Mädchen, da in der älteren griechischen Kunst Knaben nie anders als entweder nackt oder mit dem Mantel bekleidet dargestellt seien. An seiner früheren Deutung hält Friedländer fest, Sallet's Zeitschrift für Numismatik VII 1880 S. 221.

2) Overbeck a. a. O. S. 618, 655 ff. Taf. XXV 24, XXVII 8. 11. Heydemann, Iliupersis 31 f. Arthur Schneider, Der Troische Sagenkreis in der ältesten griechischen Kunst (Leipzig 1886) S. 174.

3) Gerhard, Auserlesene Vasenbilder III, 217; Overbeck a. a. O. S. 659, Taf. XXVII, 12.

4) Abgeb. bei Niccolini, Case di Pompei. Caserma de' glad. II 8; wiederholt bei Heydemann, Iliupersis III 1, vgl. S. 32 (auch Archäol. Zeitung XXIX S. 120); Overbeck a. a. O., S. 619 ff.

Scene hält Anchises die Cista in den vorgestreckten Händen, in der dritten, wo er im Begriff ist auf dem Brett in das Schiff zu steigen, in der ausgestreckten Rechten ('Αγχίσης καὶ τὰ ἱερά)[1]). Die häufig wiederkehrenden Darstellungen auf Gemmen, Lampen, Münzen decken sich, wie schon bemerkt wurde, mit dem oben beschriebenen, bei den Römern beliebten Typus, der vielleicht nicht älter ist als die Augustische Epoche, jedenfalls erst dann gestaltet wurde, als der troische Ursprung Roms officiell anerkannt war[2]).

Da sich so viele Repliken derselben Gruppe finden, entsteht die Frage: auf welches Original gehen sie zurück? Dass dasselbe eine gewisse Berühmtheit gehabt haben muss, ferner, dass es nicht in Griechenland, sondern in Rom zu suchen sein dürfte, scheint kaum einem gewichtigen Zweifel zu unterliegen. Aber leider legt sich unsere litterärische Ueberlieferung zu grosse Schweigsamkeit auf, als dass eines der wenigen litterärisch bezeugten Aeneasbilder[3]) mit Sicherheit als das Vorbild bezeichnet werden könnte. Nur Einer hat sich meines Wissens diese Frage vorgelegt, Heinrich Heydemann, und in einer beiläufigen Anmerkung[4]) die Vermuthung ausgesprochen, dass dieses berühmte Original auf dem Forum des Augustus in Rom gestanden habe. Der Kaiser Augustus hatte bekanntlich in der Schlacht bei Philippi dem Mars Ultor einen Tempel gelobt; die Erfüllung des Gelübdes verzögerte sich bis zum Jahre 2 v. Chr.[5]), die Ausführung geschah dann aber in der grossartigsten Weise, indem der Kaiser nicht nur den Tempel dedicirte, sondern denselben zum Mittelpunkte einer neuen Forumanlage machte, des Forum Augustum. Vor dem mit den Bildern des Mars und der Venus geschmückten Tempel[6]) dehnte sich die ziemlich engbegrenzte Fläche des Forums aus mit zwei Säulengängen, in denen Augustus die Statuen berühmter Vorfahren und Feldherrn der Römer aufstellte, darunter sämmtliche Ahnherrn des Julischen Geschlechts.

---

1) Heydemann, Archäol. Zeitung XXIX, S. 119. O. Jahn, Griechische Bilderchroniken, S. 35, 36, 37, Taf. I.

2) Vgl. Helbig, Untersuchungen über die campanische Wandmalerei S. 28.

3) Vgl. Wörner in Roscher's Lexikon I Sp. 183 f.

4) Archäol. Zeitung XXIX, S. 120, Anmerkung 32.

5) Mommsen, Monum. Ancyr. p. 126.

6) Ovid. Trist. II, 295 f.

Dem Tempel zunächst stand in dem einen Säulengang die Statue des Romulus, in dem andern die des Aeneas:

Hinc videt Aenean oneratum pondere caro
Et tot Iuleae nobilitatis avos;
Hinc videt Iliaden umeris ducis arma ferentem
Claraque dispositis acta subesse viris [1]).

Diese Statue des Aeneas, der, wie aus den Worten 'oneratum pondere caro' hervorgeht, sicherlich den Anchises mit den troischen Hausgöttern trug, kann sehr wohl das berühmte Vorbild jener Gruppe von Darstellungen gewesen sein. Andere Städte sind, wie es scheint, dem von Augustus gegebenen Beispiele gefolgt; so die Pompejaner: denn am Eingang eines öffentlichen Gebäudes am Forum in Pompeji [2]) wurden die Inschriften zu zwei Statuen gefunden, deren eine den Romulus [3]), die andere den Aeneas darstellte. Der Wortlaut der letzteren lässt sich auch jetzt, nachdem in den letzten Jahren ein neues Fragment hinzugekommen ist, nur theilweise feststellen [4]). Die Schlusszeilen des Elogium — in den beiden ersten Zeilen sind die Namen des Aeneas, der Venus und des Anchises erhalten — lauten nach der Ergänzung Mommsens:

. . . in
[bel]lo Lauren[ti ges]to non con-
[pa]ruit appel[latus]q(ue) est indigens
[pa]ter et in deo[rum n]umero relatus.

Was die Penatencista anlangt, so hat bereits Otto Jahn bemerkt [5]), dass sie in der litterärischen Tradition nicht erscheint, sondern nur auf Bildwerken. Ihre Gestalt ist verschieden. Auf der Kölner Skulptur hat sie die Form eines flachen viereckigen Kästchens; sonst überwiegt die cylindrische Gestalt, so auf der Tabula Iliaca, der Herculanischen Carricatur, dem Turiner und dem Wiener Relief, Münzen des Pius [6]). Auf einem Neapler Marmor-

1) Ovid. Fast. V, 563—566; vgl. Mommsen, Corp. inscript. Latin. I, p. 281 f.

2) Overbeck, Pompeji. 4. Aufl., S. 117, 132.

3) Corp. inscr. Lat. vol. I, p. 283 n. XXII und vol. X n. 809.

4) Corp. inscr. Latin. X, n. 808, Auctar. n. 8348; dazu Ephemeris epigraphica Bd. VIII p. 86 n. 311 und p. 212 n. 854.

5) Hermes III, S. 333.

6) Vgl. u. a. die Abbildung im Dictionary of Roman coins von S. W. Stevenson (London 1889) S. 16.



Lichtdruck von Anselm Schmitz, Köln.

Gruppe des Aeneas im Wallrafschen Museum zu Köln.



Lichtdruck von Anselm Schmitz, Köln.

Gruppe des Aeneas im Wallrafschen Museum zu Köln.

relief, das Heydemann mit Recht auf die Aeneassage bezogen hat, trägt Anchises im linken Arm ein cylinderförmig geflochtenes Gefäss, offenbar die Penatencista [1]), und eine runde geflochtene Cista mit flachem Deckel erblicken wir auch auf der oben erwähnten Iliupersisdarstellung des Pompejanischen Gladiatorenhelms. Jedenfalls haben wir uns die Hausgötter, die troischen Penaten (τὰ ἱερὰ τὰ πατρῷα Dion. Halic. I 46), als ganz kleine Figürchen von Holz oder anderem Material, als geheime Symbole vorzustellen; aufbewahrt wurden sie in kleinen cylindrischen Gefässen (doliola), wie sie sich mehrfach in Rom mit kleinen bronzenen Idolen gefüllt gefunden haben [2]).

1) Archäol. Zeitung XXIX, Taf. 54, 1.

2) Helbig, Bullettino dell' Instituto 1879, S. 77. Preller-Jordan, Röm. Mythologie II, S. 160, 169 f., 322 f. O. Jahn, Griechische Bilderchroniken S. 35.

6. Westgothischer Goldfund aus einem Felsengrabe bei Mykenä.

Von

Dr. Julius Naue.

Der Goldfund, von welchem wir nachfolgend berichten, wurde im Frühjahre 1890 von einem griechischen Landmanne in einem Felsengrabe bei Mykenä gemacht und fast unmittelbar darauf von einem meiner Freunde vom Finder erworben und mir sofort zugesandt. Ueber die näheren Umstände, die ja, wie wir wissen, bei griechischen und italienischen Funden äusserst schwer oder auch gar nicht zu eruiren sind, konnte mein Gewährsmann nur so viel erfahren, dass der betreffende Landmann zufällig auf das Felsengrab gestossen war und in demselben neben Skeletüberresten die Goldsachen gefunden hatte. Von weiteren Gegenständen, ausser einem kleinen Reste eines Bronzeplättchens und eines kleinen hellgrünen Glasfragmentes, konnte trotz wiederholten Fragens und Forschens nichts ermittelt werden. Wir müssen uns also mit den thatsächlichen Fundverhältnissen zufrieden geben. Vielleicht fügt es ein glücklicher Zufall später Näheres zu erfahren.

Der Fund besteht aus einem von neun kleinen dünnen Goldplatten verschiedener Grösse gebildeten Diadem und aus zwei aus Golddraht breit gehämmerten Schlangenarmbändern. Die Farbe des Goldes ist ziemlich hell, aber als Weissgold — Elektron — kann es doch nicht bezeichnet werden.

Wir beginnen mit der Beschreibung der Armbänder und gehen dann zu dem Diademe über.

Der Durchmesser eines jeden Armbandes beträgt 6,3 cm, die mittlere Höhe 12 mm. Was sofort auffällt ist, dass der Kopf der Schlange mit den oberen Windungen, ungeachtet dieselben nur als Silhouetten gegeben sind, sehr lebenswahr und im gewissen Sinne naturalistisch erscheinen (Figur 1). Nach den oberen Windungen verbreitert sich der Schlangenkörper, verjüngt sich an dem Ende,

welches über die oberen Windungen zu liegen kommt und biegt sodann in den spitz zulaufenden, einmal nach oben und einmal nach unten gerollten Schwanz um. Sämmtliche freiliegende Windungen, sowie die Schwanzenden sind an die anstossenden Körpertheile der Schlange von rückwärts angeschmolzen, nicht angelöthet. Der für die Armbänder verwendete Golddraht war allem Anscheine nach viereckig.

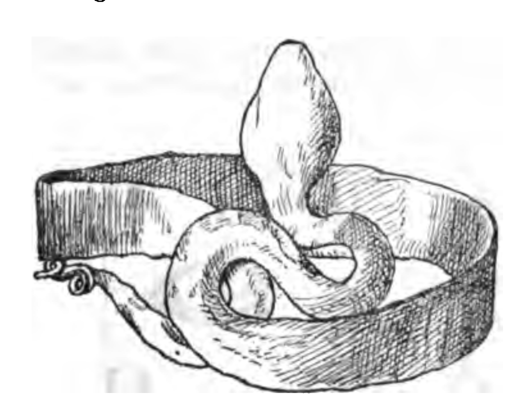


Fig. 1.

Während der breitere, mittlere Theil der Armbänder flach ist, sind die vorderen, nach oben gerichteten Windungen mit den emporstehenden Köpfen, sowie die Schwanzwindungen schwach concav-convex getrieben, auch fehlen an diesen Theilen die wellenartigen Ränder, welche wir als eine Folge des Aushämmerns an den eigentlichen Schlangenkörpern — den breiteren und mittleren Theilen — bemerken. Die Arbeit der Armbänder bekundet eine, wenn auch flüchtige, doch immerhin tüchtige Technik, und die Darstellung der Schlangen eine scharfe Naturbeobachtung.

Ob diese Schmuckstücke nur für den Grabgebrauch angefertigt worden sind, möchte ich deshalb bezweifeln, weil man dann wohl nicht nöthig gehabt hätte, die einzelnen Windungen an dem Schlangenkörper anzuschmelzen, was doch eine ziemlich schwere Arbeit war.

Das Diadem, welches, wie bereits erwähnt, aus neun dünnen Goldplatten von verschiedener Grösse besteht, die theilweise mit eingestempelten Figuren und Ornamenten, theilweise mit grösseren in Goldhülsen gefassten farbigen Steinen oder Gläsern verziert sind, ist folgendermassen zusammengesetzt:

1. eine kleine, 3,4 cm breite und 2,8 cm hohe Platte (Fig. 2), verziert mit einem erhaben eingestempelten runden Schild, der in der Mitte einen kleinen Doppelkreis mit Mittelpunkt hat, von welchem hakenartig gebogene Linien ausgehen. Der zwischen diesem Doppelkreise und dem äusseren Rande liegende Schildtheil ist mit

sechs durch doppelte Linien gebildeten Halbkreisen verziert, deren Mitte durch kleine Punkte ausgefüllt wird, den schmalen Raum zwischen je zwei Halbkreisen füllen drei Punkte von oben nach unten aus. Die Ränder der Platte sind mit kleinen Punktreihen verziert, und die Ecken mit kleinen niederen runden Goldhülsen besetzt, in welchen ehemals kleine grüne Gläser, von denen sich noch eines erhalten hat, eingelassen waren. Auf der Rückseite befinden sich an den vier Ecken kleine Goldösen, die ebenso wie die Goldhülsen bei diesen und den anderen Platten nicht angelöthet, sondern angeschmolzen sind. Genau wie die erste Platte ist die neunte verziert.

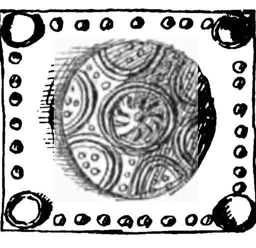




Fig. 2.

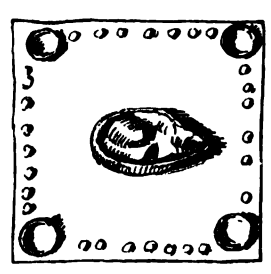


Fig. 3.

Der auf diesen beiden Platten (Fig. 2) dargestellte Schild entspricht jenem auf makedonischen kleinen Silber- (Tetrobolen) und Bronzemünzen; wir werden deshalb nicht fehlgehen, wenn wir den Schild als „makedonischen“ bezeichnen[1]).

Die zweite Platte (Fig. 3), welcher die achte entspricht, hat eine Breite von 3,3 cm bei einer Höhe von 3,1 cm. Die Mitte derselben wird durch eine verhältnissmässig hohe und grosse aufgeschmolzene Goldhülse von mandelähnlicher Form verziert, in welcher je ein grüner, oben runder Glasfluss eingelassen ist. Ränder und Ecken sind wie bei den vorerwähnten Platten mit Punktreihen und aufgeschmolzenen kleinen niederen Goldhülsen, die ehemals rothe Steine oder Gläser enthielten — einer derselben ist noch vorhanden —, versehen, ebenso tragen auch die Rückseiten die vier kleinen Gold-

---

1) Vgl. Head, Barclay V. „Historia Numorum“. S. 209 und Mionnet, T. E., Description de méd. antiques grecques et rom., Suppl. III, S. 2. Auch auf späteren makedonischen Tetradrachmen treffen wir den Schild wieder, doch befindet sich bei diesen in dem grossen Mittelfeld entweder der Kopf des Perseus oder des Pans oder der Artemis.

ösen, welche dazu dienten, die einzelnen Platten mit einer Schnur unter sich und wohl auch auf einem Bande zu befestigen.

Die dritte und siebente Platte (Fig. 4) zeigen die Darstellung je einer eingestempelten Sirenenfigur von gutem Stil. Goldhülsen und Punktreihen schliessen die Platten nach aussen ebenfalls ab, aber die auf der Rückseite befindlichen Goldösen sind so angeschmolzen, dass das Bild der Sirene nicht in richtiger Stellung — den Kopf nach oben —, sondern liegend — den Kopf nach rechts resp. nach links gekehrt — erscheint. Die Goldhülsen dieser Platten hatten grüne Glasflüsse. Breite 3,4 cm, Höhe 2,8 cm.





Fig. 4.

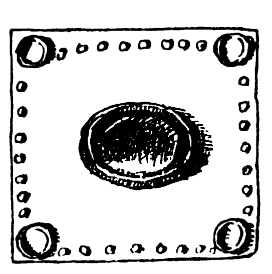


Fig. 5.

Die vierte und sechste Platte (Fig. 5), von 3,5 cm Breite und 2,8 cm Höhe, correspondiren mit der zweiten und achten, aber die in der Mitte aufgeschmolzenen Goldhülsen sind nicht mandelförmig, sondern oval und hatten dunkelrothe, oben runde Glasflüsse oder Steine als Einlagen, während kleine rothe Gläser die Eckhülsen schmückten.



Fig. 6.

Die fünfte — Mittel — Platte (Fig. 6), hat eine Höhe von 4,1 cm bei einer Breite von 3,1 cm. Hier sehen wir, abweichend von den acht übrigen kleineren Platten, die um die Aussenränder laufenden Punkt- oder Perlreihen nicht von rückwärts, sondern von vorn eingeschlagen, in Folge dessen sie vertieft erscheinen. An den vier Ecken befinden sich ebenfalls vier kleine Goldhülsen, die ehemals aller Wahrscheinlichkeit nach mit kleinen grünen Gläsern ausgefüllt waren (eine der Hülsen fehlt, da

das betreffende Eck der Platte abgebrochen ist). In der Mitte zwischen den oberen beiden Hülsen befindet sich noch eine etwas kleinere und niedere, die jedoch etwas über dem oberen Plattenrand hinwegragt. Die sehr flüchtig und mit einem wenig erhabenen Stempel eingeschlagene Darstellung zeigt eine unter einem Tempelchen auf einem niederen Stuhle nach vorn gekehrt sitzende bekleidete weibliche Figur. Das unter der Brust gegürtete Gewand scheint beide Arme nicht zu bedecken. Ueber dem Schoosse liegt ein Mantel, welcher nach unten theils bis über die Hälfte des einen Unterschenkels, theils bis unter das Knie herabgeht. In der rechten Hand hält die Gestalt einen dünnen langen Stab, der oben drei knospen- oder blumenartige Ansätze hat, während die nach oben gekehrte linke Hand einen grossen herzförmigen Gegenstand, die Spitze nach unten gekehrt, emporhält. Auf diesem herzförmigen Schilde sind von rückwärts mit einem spitzen Instrumente mehrere Zeichen eingeritzt, auf die wir später noch ausführlich zu sprechen kommen. Neben dem Stuhle der sitzenden weiblichen Figur scheint eine kleine von rechts nach links schreitende nackte menschliche Gestalt zu sein; bei der sehr verschwommenen Wiedergabe derselben ist es jedoch schwer Bestimmtes zu sagen; am sichersten könnten noch die Beine erkannt werden. Ebenso schwer hält es, zu unterscheiden, ob die sitzende weibliche Figur eine Stadtgöttin oder eine Roma darstellen soll; eher vielleicht die letztere.

Zur besseren Uebersicht wiederholen wir kurz die Reihenfolge der einzelnen Platten des Diademes, wie sie zusammengehören: 1. Makedonischer Schild mit kleinen grünen Eckgläsern. 2. Herzförmige Mittelhülse mit grünem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern. 3. Sirene mit kleinen grünen Eckgläsern. 4. Ovale Mittelhülse mit rothem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern. 5. Sitzende weibliche Figur unter einem Tempelchen mit wahrscheinlich grünen Eckgläsern. 6. Ovale Mittelhülse mit rothem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern. 7. Sirene mit kleinen grünen Eckgläsern. 8. Herzförmige Mittelhülse mit grünem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern und 9. makedonischer Schild mit kleinen grünen Eckgläsern [1]).

---

1) Aehnliche kleine Platten, von länglich viereckiger, rautenartiger und ovaler Form, aber mit grösseren Punkt- oder Perlreihen verziert, die nach aussen und innen von erhabenen Linien eingefasst sind, also wie eine Art Band erscheinen, wurden von reichen palmyrenischen Frauen

Wenn wir nun die sämmtlichen Platten in dieser Reihenfolge betrachten, so fällt vor Allem das merkwürdige Stilgemisch in die Augen: wir haben in den Darstellungen und Ornamenten Motive aus griechischer und römischer Zeit, und in der Ausschmückung der Platten mit Punktreihen und mit aufgesetzten Goldhülsen, welche kleine und grosse Glasflüsse enthielten, Motive aus barbarischer Zeit vor uns. Griechischen Einfluss zeigen die Sirenen und die makedonischen Schilde; erstere dürften wegen ihrer immerhin guten stilvollen Darstellung in das IV. Jahrh. v. Chr. verlegt werden können, letztere gehören jedoch bereits einer späteren Zeit an. Sicher römisch, und zwar dem IV. Jahrh. n. Chr. angehörend, ist die sitzende weibliche Figur der Mittelplatte, und entschieden barbarisch die Hinzufügung der Punktreihen und die der klassischen Zeit unbekannten aufgesetzten Goldhülsen mit ihren farbigen Glasflüssen. Auch die eigenthümliche Zusammenstellung der verschiedenen Goldplatten wirkt barbarisch; denn in welchem Zusammenhang stehen die makedonischen Schilde zu den Sirenen und diese wieder zu der — sagen wir einstweilen — Roma?

Einen weiteren Beleg für das eben Ausgesprochene haben wir dadurch, dass die Platten mit den Sirenen nicht richtig gestellt sind, was durch die rückwärts angeschmolzenen Goldösen bewiesen wird. Um die Figur der Sirenen zur richtigen Anschauung zu bringen, hätten die Platten so angeordnet werden müssen, dass ihre Schmalseiten nicht seitwärts, wie jetzt, sondern nach oben gerichtet wären. Höchst wahrscheinlich wusste man aber die dargestellten Figuren mit den Flügeln und dem ornamental gehaltenen Untertheile nicht zu deuten, nahm sie vielmehr als eine rein ornamentale Verzierung und verwendete sie als solche.

---

als Kopf- oder Haarschmuck derart getragen, dass sie von den hochfrisirten Haaren, über welche als Bekrönung ein Zopf gelegt war, nach vorn bis zur Stirn herabhingen. An den äusseren Seiten der ovalen und rautenförmigen Platten sind zur weiteren Verzierung Perlen angebracht und an die untere Platte drei konische Bommeln mit kugelförmigen Enden, die auf die Stirn herabfallen, eingehängt. Diesen Kopf- oder Haarschmuck zeigt u. a. eine 20 cm hohe Frauenmaske aus weissem Marmor von spätrömischer Arbeit, welche in Palmyra gefunden und in der Auction H. Hoffmann in Paris (15.—16. Juni 1891) versteigert worden ist. Vergl. den betr. Catalog: „Antiquités égyptiennes, phéniciennes, grecques et romaines. Verrerie, marbres, bronzes et poterie. Paris, 1891, S. 20, Nr. 149, und Pl. V.

Aber einen noch entschiedeneren Beweis für die barbarische Geschmacksrichtung haben wir durch die mit farbigen Gläsern versehenen Goldhülsen, welche auf jeder Platte angebracht sind, wozu aber auch noch die Platten mit den grossen Mittelhülsen gehören. Vergegenwärtigen wir uns darnach den Eindruck, welchen das Diadem in dieser Zusammenstellung auf den Beschauer machte, so ist es klar, dass das farbige Element vorwaltete, was in ganz besonderer Weise für den barbarischen Geschmack der ehemaligen Trägerin dieses Schmuckstückes spricht.

Diese Ansicht wird von hervorragenden Alterthumsforschern, wie Altmeister Prof. Dr. L. Lindenschmit in Mainz, Generalintendant Dr. Frz. von Pulsky in Budapest und Dr. Arthur J. Evans, Conservator am Ashmolean-Museum in Oxford, getheilt. Herr Prof. Dr. L. Lindenschmit in Mainz schrieb mir darüber: „Was meine Ansicht über den Fund betrifft, so kann ich mich bezüglich des Stirnschmuckes nur Ihrer Meinung anschliessen. Es ist eine verhältnissmässig späte und in verschiedener Hinsicht von barbarischem Geschmacke zeugende Arbeit. Nicht allein die in Zellen eingesetzten Glaseinlagen sprechen dafür, sondern auch vor Allem die Darstellungsweise der sitzenden Figur auf der Mittelplatte. Sie ähnelt in Manchem, wie Sie richtig bemerkten, den Gebilden auf, übrigens seltenen Scheibenfibeln der merowingischen Zeit, welche Copien römischer Kunstarbeit sind. Ob diese sitzende Figur, welche uns vorliegt, ebenfalls eine Roma darstellen soll, wage ich nicht zu entscheiden. Auf den barbarischen Nachbildungen auf Scheibenfibeln hält die ausgestreckte rechte Hand der Roma eine Victoria, während die linke das Scepter hält. Auf der fraglichen Platte scheint die weibliche Figur in der Rechten ein blumenartiges Gebilde zu halten. Die feinen Zeichen oberhalb der linken Hand vermag auch ich mir noch nicht zu erklären. Sind es ohne Verständniss nachgeahmte Schriftzeichen? Von ganz abweichender Art, weil ein klassisches Motiv und verständnissvolle Darstellung desselben zeigend, sind namentlich die beiden Platten mit den Sirenen. Es ist deshalb in der That wahrscheinlich, dass der halbbarbarische Goldschmied ältere gute Stempel besass oder Theile eines älteren Geschmeides verwendete, unter welchen seine Zuthaten sofort erkennbar sind. Charakteristisch für die abweichende mangelhafte Arbeit der Mittelplatte ist auch der Umstand, dass die ringsumlaufenden kleinen Perlen oder Buckel nach der verkehrten Seite hin eingeschlagen sind. Das

ungemein geringe Gewicht der Platten wie der Armbänder lässt vermuthen, dass die Sachen als Grabschmuck hergestellt wurden. Interessant ist die geschickte Herstellung der Armbänder aus einem Draht von der Dicke des Schwanzendes der Schlangen; aus ihm ist der ganze Körper mit dem Hammer getrieben. Ebenso interessant ist die Verbindung der übereinandergreifenden Theile des Schlangenkörpers, dieselben sind nicht aufeinander gelöthet, sondern das Gold ist zum Zweck der Verbindung an den betreffenden Stellen zum Schmelzen gebracht. Auf gleiche Art sind die Zellen für die Glaseinlagen auf den Platten befestigt. Die Schlangen sind übrigens sehr naturalistisch, mit feiner Beobachtung ausgeführt und gleichen sehr spätgriechischen oder römischen Arbeiten dieser Art, so dass wir annehmen dürfen, sie seien von einem griechischen Sklaven gemacht."

Herr Generalintendant Dr. F r a n z v o n P u l s z k y in Budapest schrieb mir seiner Zeit Folgendes über den Fund: „Sie sind auf der rechten Fährte mit dem Goldschmucke aus Mykenä. Natürlich sind die Kuppelgräber und die Pelopidenzeit ausgeschlossen. Es wird wohl das Grab eines Gothenhäuptlings sein, der auf einem seiner Raubzüge starb. Die an den Grund gelötheten Goldhülsen, als Fassung von rothen und grünen Steinen, erinnern ja an die Orféverie cloisonnée, von der wir aus Schriftstellern erst zur römi schen Kaiserzeit und aus Denkmälern zur Völkerwanderungsepoche eine Idee erhalten. Die Mittelfigur sieht einer Minerva ähnlich. Die schlangenförmigen Armbänder, aus dickem Golddraht gehämmert, kommen bei uns in dieser Zeit (der Völkerwanderungsepoche) in einem Exemplar ebenfalls vor."

Alle sind darin mit mir einig, dass der Goldfund barbarischen Ursprunges ist und nicht vor das IV. nachchristliche Jahrhundert verlegt werden kann.

Die Verwendung spätgriechischer und römischer Stempel lässt sich vielleicht so erklären, dass der Goldarbeiter (mag er nun Freier oder Sklave gewesen sein), welcher das Diadem anzufertigen hatte, entweder derartige figürliche oder ornamentale Goldplatten vorräthig hatte oder die betreffenden Stempel besass. Wie noch heute alte Münz- und Siegelstempel vorhanden sind, so kann es auch in jener Zeit gewesen sein.

Auf jeden Fall aber muss wiederholt betont werden, dass der ganze Goldfund weder griechisch noch römisch, sondern barbarisch ist.

Da wir nun wissen, dass in den Jahren 396—397 die Westgothen unter Führung ihres Königs Alarich den ganzen Peloponnes durchzogen, so liegt es nahe anzunehmen, dass der Fund den Westgothen zugetheilt werden kann und darf. Bei dem langen Aufenthalte dieses Volkes in Griechenland ist es mehr als wahrscheinlich, dass eine Fürstin oder Anverwandte eines Fürsten auf einem der westgothischen Wanderzüge starb und dass man die Leiche, nachdem man ein altes Felsengrab entdeckt hatte, in diesem beisetzte; denn nur so lässt sich die Bestattung in dem Felsengrabe bei Mykenä erklären.

Wie bei der Beschreibung der Mittelplatte des Diadems bereits erwähnt wurde, finden sich auf dem herzförmigen Schilde, welchen die sitzende weibliche Figur mit der linken Hand nach oben hält, kleine erhabene Zeichen, die von rückwärts mit einem spitzen Instrumente eingeritzt sind und zwar derart, dass man deutlich sieht, wo das Instrument stärker eingesetzt oder eingedrückt wurde.

Auf die Bedeutung dieser Zeichen, welche ich wohl gesehen hatte, wurde ich erst durch den hochverehrten Direktor des römisch-germanischen Central-Museums, Herrn Prof. Dr. Ludwig Lindenschmit in Mainz, welchem ich den ganzen Fund, wie vorerwähnt, zur Kenntniss und Begutachtung zugesandt hatte, im Juli 1890 aufmerksam gemacht. Er theilte mir nämlich mit, dass Dr. Kempff aus Gefle in Schweden, der sich einige Zeit in Mainz aufgehalten hatte, um die Inschriften zweier dort befindlicher Runenfibeln zu studiren, gelegentlich der Vorlage von Gypsabgüssen des Golddiademes auf der Mittelplatte die sonderbaren Zeichen ebenfalls gesehen und sie nach Prüfung für Runen glaubt annehmen zu dürfen. Nach dem Abgusse las damals Dr. Kempff ᚷᚢᛁ = Gui, fügte aber hinzu, dass eine weitere Bestätigung erst von einem eingehenden Studium des Originales abzuwarten sei.

Durch diese Mittheilung des hochverehrten Altmeisters angeregt, sandte ich gegen Ende 1890 meinem verehrten Freunde, dem Privatdozenten an der Universität Lund, Herrn Dr. Sven Söderberg, zwei Gypsabgüsse der Mittelplatte und fügte eine sehr genaue Zeichnung der eingeritzten Zeichen bei, die derselbe alsbald Herrn Professor Dr. Georg Stephens in Kopenhagen mit der Bitte übergab, die Zeichen eingehend studiren und prüfen zu wollen. Eine längere Krankheit des hochverehrten Gelehrten trug die Schuld, dass ich von ihm erst im August vorigen Jahres Näheres über die

Ergebnisse seiner Studien erhielt; er schrieb mir, nachdem er die Zeichen unzweifelhaft für Runen erklärt, folgendes: „This also seems not to be a difficult inscription. It is here very slightly magnified, for distinctness, as it is the chief runic inscription. I begin with the first stave ᚷ (G), whose left side forms the right side of ᚢ (U), followed by ᚿ (N) in the middle of the script. Next comes Z, the softened sound of D, whose nearest type in the alphabets is the mark Y, which is here sweeng lower clown, as it otherwise would have clasht with the immediately foregoing ᚿ (N). This Z as softened D creeps in early. Förstemann has GUNZO etc. 7th century and 8th, GUNZA etc. (fem.) 7th, GUNZILI 11th, GUNZILA etc. (fem.) 8th century, GUNCELIN etc. 7th. The ◇ at the top is a short way of writing ᛟ (ᛟ, O). Last comes ᛚ, a bind with ᛁ, making ᛁᛚ (IL). The whole gives:

ᚷ, ᚢ, ᚿ, Y, ◇, ᛁ, ᛚ = GUNZOIL (Fig. 7, wo die Zeichen nach dem Originale, vergl. Fig. 6, vergrössert wiedergegeben sind), a slurred and familiar pronunciation of the womansname GUNHILD. This is not found before in the oldnorthern runes, but occurs several times in the later (or scandinavian) staves as GUNHILD, GUNHILTR, GUNILR (the R only the nominative-mark), GUNILT and GUNNILA.“

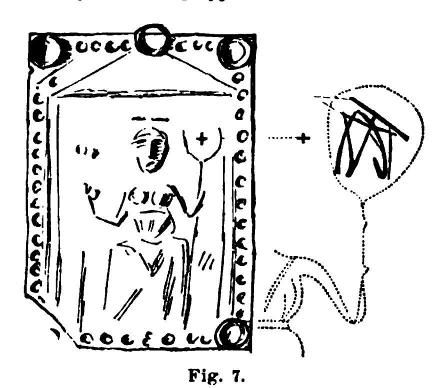


Fig. 7.

Unterdessen hatte auch Herr Dr. K. Hj. Kempff aus Gefle, der sich im Sommer vergangenen Jahres längere Zeit in München aufhielt, bei mir das Original der Goldplatte wiederholt gesehen und die eingeritzten Zeichen sorgfältigst und eingehendst geprüft und studirt. Dass die Zeichen Runen seien, bestätigte Herr Dr. Kempff wiederholt. Auf meine Bitten theilte er mir dann kürzlich Folgendes schriftlich über die Ergebnisse seiner Studien mit:

„Ich habe schon im vorigen Jahre, Juli 1890, als ich einen Abguss der Platte in Mainz sah, dieselbe Ansicht ausgesprochen, die ich noch jetzt hege, nachdem ich im Juli (1891) bei Ihnen das Original wiederholt gesehen habe, nämlich dass die Inschrift mit

der älteren germanischen Schrift, den sog. älteren Runen, abgefasst sei.

Die Inschrift besteht nur aus 5 Runenbuchstaben, 3 stehend ᚷᚢᛇ, die ich mit Guiu umschreibe, 2 oberhalb liegend ᚲᛁ, die ich mit KI wiedergebe; alle ganz deutlich und unverkennbar. Die drei unteren doch weniger, indem alle drei sich entweder berühren oder schneiden. Die beiden Stäbe von ᚢ kreuzen sich oben, der rechte Stab scheint halb wie doppelt, was gewiss durch eine Verbesserung entstanden ist. Der Querstab (der rechte Stab) wurde erst zu schwach geritzt und dem Hauptstabe zu niedrig angefügt; ein stärker geritzter Querstab, vom Fusse des ungenügend befundenen und anfangs mit ihm zusammenlaufend, wurde dann zum Hauptstabe höher hinaufgezogen, dabei aber auch ein wenig zu weit geführt, so dass er den Hauptstab kreuzt. Das ᛇ hat seinen unteren Querstab gleichsam verloren und findet ihn erst im Inneren der vorhergehenden ᚢ beim Fusse des rechten Stabes wieder, woher es kam, dass ich ihn nicht sogleich erkannte und Anfangs Gui für Guiu las. Dies um nur anzudeuten wie ich die Runenzeichnungen aufgefasst habe. Ich gehe nun zur Deutung der beiden Runenzeilen, zuerst zu der dreirunigen über (vergl. Fig. 6 u. 7).

In den drei Runen: ᚷᚢᛇ, Guiu, habe ich von Anfang her ein altschwedisches Namenelement, Gy, erkannt; es ist dasselbe, welches uns in dem altschwedischen Frauennamen, Gyriþ, in Runenschrift Gyriþ, Kuriþr, Kuriþ, Kiriþ, Kufriþr, Kufriþ, sowie auch in den schwedischen Runennamen Kilaug, Kilauk, Kilifz und im neunorwegischen Gyveig begegnet. Auch ein einfaches Ky findet sich auf dem Runenstein zu Skestad in Upland, Schweden (Dybeck, Sverikes Runurkunder, II, 34). Dieses Gy entspricht vollkommen dem Guiu der Goldplatte von Mykenä.

Aber auch in der älteren Runenschrift haben wir eine volle Korrespondenz zu unserem mykenäischen ᚷᚢᛁ (Guiu). Auf einem der Goldkrüge des grossen Goldfundes von Nagy-Szend-Miklós in Ungarn findet sich am Boden desselben eine monogrammähnliche Figur eingeritzt (v. Sacken und Kenner. Die Sammlungen des K. K. Münz- und Antiken-Cabinets. Wien, 1866, Tafel, Fig. 14. — Hampel, J., der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós. Budapest, 1886. Tafel p. 69, Fig. 16. In beiden Werken die kleinere der beiden Monogrammfiguren), die ich schon lange nach der Zeichnung bei v. Sacken und Kenner als ein ᚷᚢᛇ, Guiu, nach

der Hampel'schen als ein ᚷᚢᛁᛇ, Guiu͡, deutete. Die letzte Schreibweise ᚷᚢᛁᛇ, Guiu͡, stimmt ganz mit jener des Runensteines von Tune in Norwegen überein, wo arbija für arbja, þuijoz für þujoz steht. Eine Muthmassung, dass Guiu͡ der Dativ eines fem. Guus sei, finde ich nach dem Gesagten nicht zutreffend. Der Form nach entspricht dieser Name, wie einerseits dem schwedischen Gy, Gy- der jüngeren Runen, so andererseits in der älteren Runenschrift dem ᛚᛖᚢᛒᚹᛁᚾᛁᛇ, Leubviniiu͡, auf der grösseren Spange von Nordendorf in Augsburg (vgl. Henning, Runendenkmäler. Taf. III, Fig. 7. S. 105 liest Henning, der dem ᛇ den Laut e ertheilt, Leubvinie, welches dadurch zum Dativ wird; beides ist wahrscheinlich unrichtig) und noch näher dem S(eg)uhuiu͡, ᚺᛁᛊᚢᚺᚢᛇ, Dänemark (Stephens, bract. 17, Oldn. Run. Mon. II, 529). Uebrigens haben wir in Guiu͡ gewiss nur die eine Hälfte des Namens, der vollständig wahrscheinlich **Guiufriþu** lautete, ein Gegenstück zum späteren schwedischen Gyfriþ, Gyriþ, wozu gleichfalls als Abkürzung vielleicht das schon genannte Gy kommt.

Was die Bedeutung des Namens betrifft, so möchte ich darin, indem ich ihn zu derselben Wurzel wie im gr. χέω, lat. fundo, fons, führe, etwas wie Quellnymphe, Najade erblicken, was auch den -ny, -elf in skandinavischen Frauennamen, wie Signy, Ragnelf, einigermassen entspräche, wenn diese, wie ich glaube, mit Strom, Fluss wiederzugeben sind.

Ich wende mich nun zu den beiden oben liegenden Runen, die ich als ᚲᛁ, KI, gelesen habe, die aber auch als ᛁᚲ, IK, gelesen werden möchten, jedoch dann in entgegengesetzter Richtung zu der Lesung ᚷᚢᛇ, Guiu͡. Sollen nun die beiden Zeilen als eine zusammen gelesen werden? Ein ᚲᛁᚷᚢᛇ, Ki-Guiu͡ gibt nichts, wenigstens nichts Bekanntes. Ein ᛁᚲᚷᚢᛇ, Ik-Guiu͡, wäre möglich, aber wenig glaublich. Ein ᚷᚢᛇᚲᛁ, Guiu͡-Ki, wenig glaublich, ein ᚷᚢᛇᛁᚲ, Guiu͡-Ik, sogar unmöglich. Ein ᛁᚲᚷᚢᛇ, Ik-Guiu͡: Ich-Guiu͡, aber wäre nicht so unwahrscheinlich. Jedoch: 1. warum wären die beiden Wörter nicht in einer Linie geschrieben, zumal es an Raum dazu nicht fehlte; 2. warum schrieb man die beiden Wörter nicht in ein und derselben Richtung, sondern liess die eine nach links, die andere nach rechts gehen? Ich glaube deshalb nicht, dass die beiden Runenzeichen zusammen zu lesen sind, sondern dass sie mit Absicht so geschrieben wurden wie sie sind, um zu bezeich-

nen, dass jede Zeile für sich gelesen werden solle und zwar in derselben Richtung, wie ᚷᚢᛇ, Gui͡u, so auch ᚲᛁ, K I.

Aber was bedeutet dann dieses ᚲᛁ, K I? Nach meiner Meinung sind es zwei Anfangsbuchstaben: K I, von denen K den Namen des Gebers oder der Geberin des Golddiademes bezeichnet, ganz wie Gui͡u der Name der Empfängerin ist; I aber ist der Anfangsbuchstabe eines Wortes mit der Bedeutung: gibt, verehrt. K kann hier irgend einen beliebigen altgermanischen Namen auf K bezeichnen, z. B. Kindila, Kunimunduz. In I aber sehe ich die Abkürzung eines 3, praes. iniz oder iniþ: isl. innir, perficit, praestat, pendit (Lex. Poet.): performs, pays, discharges (Vigf.). Unverkürzt begegnet uns dies iniz auf dem Stein von Möjebro (Schweden) mit der bekannten Inschrift: Ana hahaisla × iniz fravaradaz. Nach Bugge deutet hier Noreen, Altisl. Gramm. S. 191 die beiden letzten Wörter als zwei Eigennamen: isl. „× Inr, Frárádr". Ich sehe eher ein iniz Fravaradaz: isl. innir Frárádr darin, wo iniz entweder als Verb oder als Nomen agentis steht. Um diese Anschauung zu bestätigen, ist es mir wohl erlaubt, hier eine bisher nicht hinlänglich beobachtete Inschrift anzuführen, die sich auf dem Goldbrakteat von Overnhornbeck, Dänemark, befindet (vergl. Stephens, bract. 28, Oldn. Run. Mon. II, 540). Meines Wissens ist diese höchst interessante Inschrift bisher nur von Stephens (Mon. II, 541) gelesen. Ich lese sie so: Euþa Vitsihu inand ba͡iu Niuuobave. Hier begegnet uns unzweifelhaft in 3 plur. praes. das Verbum innan, isl. inna, dessen Bedeutung kaum eine andere als persolvere debitum, eine von Sitte und Pietät geforderte Schuldigkeit zu vollziehen, sein kann. Diese Bedeutung passt nun auch auf die Inschrift des Steines von Möjebro: Fravaradus persolvit debitum sc. mortuo. Dieses „innan" war gewiss etwas fortdauerndes: daher in praes. inand, iniz (iniz für iniþ, wie barutz für bariutiþ).

Auch hier, auf der Mykenäinschrift, würde dieses Wort mit der von mir vermutheten Bedeutung passen, sei es dass K der Gui͡u gegenüber eine wirkliche Schuldigkeit erfüllte oder dass das Wort ohne diese strenge Bedeutung nur für „verehren" angewendet wurde.

Die ganze Inschrift der Mykenä-Goldplatte des Diademes wäre also zu lesen:

Gui͡u KI: Guiu — K v(erehrte).

---

7. Die ältesten Bautheile des Münsters zu Essen.

Von

G. Humann.

(Mit 6 Abbildungen.)

Die Ueberreste der Essener Basilika, welche höchst wahrscheinlich von dem in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts errichteten Stiftungsbau herrühren, sind in den Jahrbüchern Heft LXXXII, S. 107 ff., sowie in der Schrift „Der Westbau des Münsters zu Essen“ 1890 (in Komm. bei J. Deiter in Essen)[1]) besprochen. Da dieser Bau, eines der merkwürdigsten älteren Kunstdenkmäler Deutschlands, hinsichtlich seiner reichen Nischenbildungen in den Seitenschiffswänden und des dreiseitigen Abschlusses seiner Querschiffsflügel vor allen diesseits der Alpen aus karolingischer Zeit noch erhaltenen Basiliken hervorragt, so mag es gestattet sein, hier nochmals auf dies Werk zurückzukommen, und zwar einerseits, um seine Entstehungszeit mit eingehenderen Gründen, als dies bisher geschehen ist, festzustellen, andererseits, um noch gewisse, nicht unwichtige bauliche Einzelheiten an der Hand einiger Zeichnungen zu erläutern.

Figur 1 stellt den Grundriss des südlichen Seitenschiffes dar. Die ältesten Theile sind schwarz, die romanischen in doppelter, die gothischen (einschliesslich zweier bei der letzten Restauration wieder zugemauerter Nischen) in einfacher Schraffirung gezeichnet. Von den Langwänden des Seitenschiffes sind hier ausser den drei Nischen einer ehemaligen zweigeschossigen westlichen Vorhalle (Fig. 1 bei *a*) nur noch vier, ebenfalls halbkreisrunde Nischen (Fig. 1 bei *b*) erhalten (abgesehen von den unter den folgenden gothischen Pfeilern wohl noch vorhandenen geringen Resten). Der westliche Theil dieser Nischen ist in Fig. 2 mit Fortlassung der gothischen Pfeiler (in

1) Vgl. Jahrbuch LXXXX, S. 182 f. Die Redaktion.

doppelt so grossem Maassstab als der Grundriss) abgebildet [1]). Das nördliche Schiff einschliesslich der ehemaligen westlichen Vorhalle besitzt noch (wenn auch theilweise vermauert) 12 derartige Nischen in ununterbrochener Reihe, so dass hier nur vier ergänzt zu werden brauchen, um den Anschluss an das östliche Querschiff zu erreichen. Von letzterem ist hier (mit Ausnahme eines vermauerten Restes des oberen Geschosses; s. w. unten) nur der unterste Theil der Nordwand erhalten (derselbe ist bei der letzten Restauration ergänzt). Die noch vollständigere Südseite des Südflügels ist in Fig. 1 und in Fig. 3 (in doppelt so grossem Maassstab) dargestellt. Die beiden in den Schrägseiten befindlichen Nischen (*o*, *o* in Fig. 1 und 3) [2]) hat man später, aber noch in romanischer Zeit, enger und niedriger gestaltet und durch grosse Bögen verbunden, welche einen Laufgang (*ii* in Fig. 1 und 3) zu tragen bestimmt sind. Des letzteren wegen sind im oberen Geschoss die beiden schrägen

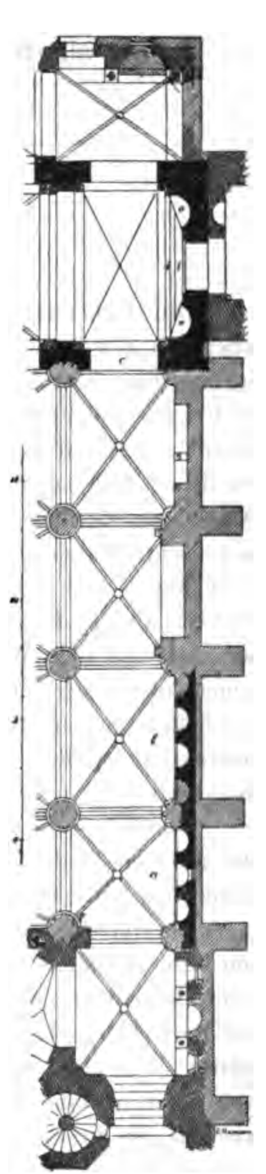


Fig. 1.

1) Als vor fast 10 Jahren bei der letzten Restauration diese Nischen vom Putz befreit waren, vermochte ich leider keine Zeichnung des Mauerverbandes anzufertigen. Neben gewöhnlichem Bruchsteinmaterial ist bei den Pfeilerfüssen und Kämpfern Kalkstein, bei den Lisenen, Blendbögen und Nischenkuppeln Tuff verwendet. Der letztere besteht wohl aus Abbruchmaterial und konnte vermuthlich von ehemaligen Römerbauten, d. h. etwa von Köln oder dem nahe gelegenen Neuss, leicht bezogen werden. — Die Richtigkeit der in Fig. 2 angegebenen Höhenverhältnisse des kleinen Fensters vermag ich nicht zu verbürgen, da ich sie zur Zeit nicht genau ausgemessen habe.

2) Die Nischen, bedeutend weiter als diejenigen der Langschiffe, reichen bis zum Fussboden. Dass dieser ursprünglich tiefer gelegen habe, ist wohl anzunehmen. Ob die Karniesgesimse in der Kämpferhöhe der Thüre ursprünglich sind, konnte z. Z. nicht festgestellt werden.

Wandseiten nachträglich gerade gemacht, während sie oberhalb des später eingefügten Gewölbes wieder in ursprünglicher Form hervortreten (bei dem Mauerabsatz *nn* Fig. 3). In den Schrägseiten waren im oberen Geschoss (der mittlere Theil, wenigstens oberhalb der in die Schatzkammer führenden Thüre (*mmm* in Fig. 3), ist erneuert und seine ehemalige Form nicht mehr genau festzustellen) ebenfalls zwei grosse Nischen, deren Spuren (unter dem Putz) (bei *vv* in Fig. 3) noch erhalten sind. Dieselben hat man bei Anlage des Gewölbes niedriger abgeschlossen und mit je einem Fenster (*rr* in Fig. 3) versehen (wie solche auch wohl ursprünglich, doch entsprechend höher vorhanden waren). Die Querschiffsflügel besassen aber auch an ihren westlichen Seiten oberhalb der Dächer der Seitenschiffe je ein Fenster. Ueberreste der letzteren sind noch über den zwischen Quer- und Seitenschiffen befindlichen gothischen Gurtbögen erhalten (oberhalb *c* in Fig. 1. Vgl. die Aufrisse Fig. 4 und 3 bei *u*). (Man hat hier bei der gothischen Umgestaltung die oberen Mauertheile des älteren Baues bestehen lassen, d. h. vor Abbruch der unteren Theile abgestützt und mit gothischen Bögen unterfangen.) Im Nordflügel ist ebenfalls an entsprechender Stelle der obere Theil eines derartigen Fensters erhalten[1]). Hier an der nordwestlichen Ecke des Querschiffes, dort, wo die westliche Mauer eines gothischen Erweiterungsbaues (ehemaliger sog. Gräfinnenchor) ansetzt, ist noch ein Rundstabkämpfer [2]) mit Bogenansatz im Mauerwerk erhalten, aus welchem erhellt, dass das Aeussere des oberen Geschosses der Giebelwände des Querschiffs mit Blendbögen geziert war. Die Höhe der ursprünglichen flachen Decke des Querschiffs ist auf der

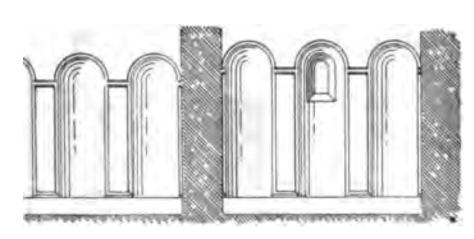


Fig. 2.

1) Dass diese Fenster höher abschlossen als die Nischen bez. deren ursprüngliche Fenster in den Schrägseiten (vgl. *vv* u. *u* in Fig. 3) ist auffallend. Auch dürfte dieser Umstand unsere Vermuthung rechtfertigen, dass später (wohl um das Jahr 1000, vgl. „Westbau“ S. 27) die Seitenschiffe mit Emporen versehen, und infolge dessen jene Fenster in der Westwand der Querschiffe entsprechend höher gelegt worden sind.

2) Derselbe liegt ungefähr in der Scheitelhöhe des westlichen Fensters des Gräfinnenchores.

Südseite noch oberhalb des Gewölbes (bei *zz* in Fig. 3) deutlich erkennbar.

Die seitlichen Räume der ehemaligen westlichen Vorhalle hatten zwei Geschosse bezw. waren von gleicher Höhe als ihr mittlerer Theil. Es geht dies aus der Lage zweier Kapitäle hervor, welche in den westlichen, dem Mittelraum anschliessenden Ecken jener Seitenräume sich befinden (Fig. 1 oberhalb *e*). Aus dem umgebenden Mauerwerk und verschiedenen Umständen darf man schliessen, dass sich jene seitlichen Räume wahrscheinlich ehemals zum mittleren Theil in je zwei über einander befindlichen Bögen geöffnet haben, während die höher liegenden Kapitäle in den Ecken befindliche Wandpfeiler bekrönt haben, welche mit jenen Kapitälen wohl bis zur flachen Decke reichten. Es ist auch dies ein ganz aussergewöhnlicher Schmuck, welcher die künstlerische Bedeutung der alten Essener Basilika noch mehr hervortreten lässt. Das südliche, bis auf seinen unteren Rundstab etwas verwitterte, dennoch am besten erhaltene der beiden aus Kalkstein gebildeten Kapitäle ist in Fig. 5 skizzirt. Das einfache korinthische Kapitäl zeigt eine Volute und darunter ein kleines Blatt, dessen mittlerer Theil unter dem Blattüberfall ausgehöhlt ist. Wie weit das Kapitäl (mit seinem Rundstab) ehemals seitwärts in die Wand eingriff, ist aus Fig. 5 bezw. dem rauh gearbeiteten Theil desselben zu ersehen. Ueber dem Kapitäl liegen zwei Platten von rechteckigem Profil. Ein unter demselben ansetzender Wandpfeiler ist der Uebermauerung des hier befindlichen gothischen Gewölbes wegen nicht erkennbar. Am nördlichen Kapitäl ist noch ein über demselben befindlicher Rundstab erhalten. Einen Architrav

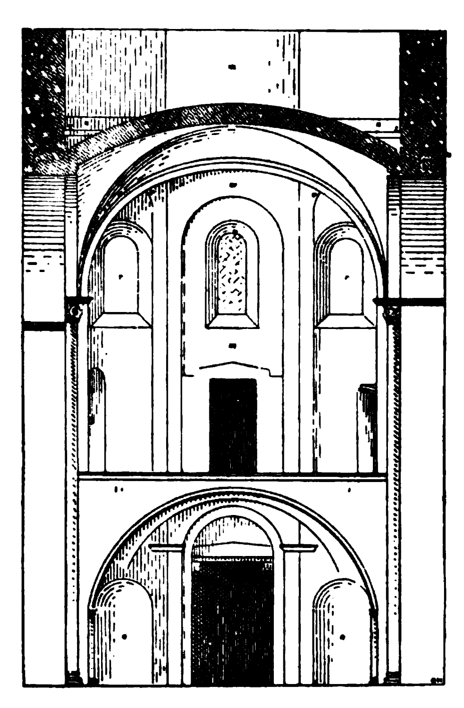


Fig. 3.

scheinen diese Kapitäle nicht getragen zu haben, es sei denn, dass derselbe aus Stuck (einem in damaliger Zeit nicht aussergewöhnlichen Material) vorgeblendet war.

Um das Alter der beschriebenen Bautheile zu beurtheilen, genügt ein Blick auf den rekonstruirten Grundriss („Westbau“ Fig. 1), um nicht allein eine gewisse Uebereinstimmung der Raumanlage mit anderen karolingischen Basiliken (namentlich der Einhardskirche zu Steinbach-Michelstadt) als auch einen selbstständigen, in sich abgeschlossenen Bau zu erkennen. Sein westlicher Theil (vgl. Fig. 1, *a*) ist um so mehr als ursprünglicher Abschluss d. h. als Vorhalle, nicht als ein westliches Querschiff, zu dem der gegenwärtige Westchor mit seinen seitlichen Eingangshallen als gleichzeitig errichteter Bau gehört habe, zu betrachten, als diese letztgenannten Theile in Bezug auf Formcharakter, Reichthum und Komposition sich als Hinzufügung ergeben. Anderenfalls würde auch der hier als ursprüngliche westliche Vorhalle angenommene Theil nicht allein in der Längen-, sondern auch in der Querachse der Kirche ausgedehnter, d. h. ebenso wie das östliche Querschiff auch nach aussen mit einem Vorsprunge vor den Seitenschiffen angelegt worden sein, während in Wirklichkeit der jetzige Westbau vorspringt, und zwar, was ebenso beachtenswerth ist, nicht auf jeder Seite in ganz gleichem Maasse („Westbau“ Tafel II). Auch bei einer gleichzeitigen Anlage der genannten Bautheile dürfte die Lage der ganzen Kirche wohl etwas anders bestimmt worden sein, so dass der westliche Abschluss nicht so tief, d. h. mit acht Stufen in das (nach Westen ansteigende) Erdreich eingeschnitten hätte. Ferner würde man den Glockenthurm wohl über dem westlichen Querschiff, nicht über dem Chor angelegt haben [1]). Von Wichtigkeit zur Beurtheilung dieser

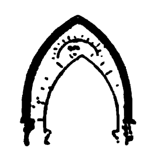


Fig. 4.

1) Die erste Essener Basilika scheint noch keinen Thurm (oder nur einen Dachreiter, oder einen neben der Kirche befindlichen Thurm) gehabt zu haben. In Gandersheim wird von der Weihe eines Thurmes erst ca. 50 Jahre nach dem Tode Altfrids berichtet. Die Steinkirche zu Herzfeld an der Lippe aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhs. war indess schon mit einem Thurm versehen (Nordhoff, Holz- und Steinbau Westfalens 2. A., S. 341). In Frankreich kamen Thürme, ja Vierungsthürme schon vereinzelt mehrere Jahrhunderte früher vor (siehe Quicherat, Restitution de la basilique de S. Martin de Tours in Revue archéologique 1869, S. 405, 406).

Frage sind endlich jene oben beschriebenen Kapitäle (Fig. 5), weniger hinsichtlich ihrer Form, welche in ähnlicher Weise nicht am Westbau vorkommt, als in Rücksicht auf ihre Lage. Sie befinden sich nämlich ungefähr 1,40 m unterhalb der Schwelle der vom Westbau auf den Kirchenboden führenden Thüre, liegen also zu tief für eine mit dem Westbau gleichzeitige Balkenlage, zu hoch für (selbst ziemlich stark gedrückte) Rundbögen. Auch würden solche jedenfalls um etwa 3,60 m tiefer, d. h. in gleicher Kämpferhöhe angelegt worden sein, wie der den Westchor vom Mittelschiff trennende Bogen. Der Westchor mit seinen seitlichen Eingangshallen ist also ohne jeden Zweifel nicht gleichzeitig mit den nischengezierten Langwänden und dem östlichen Querschiff (s. Grundriss Fig. 1). Das letztere schloss ehemals in derselben Höhe ab wie das ursprüngliche Mittelschiff und die älteste westliche Vorhalle mit den oben besprochenen Pfeilerkapitälen.

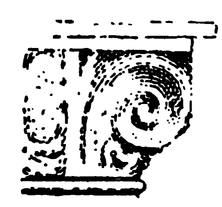


Fig. 5.

Es fragt sich nun, ob diese Theile, wenn man die Entstehung des Westchores um das Jahr 1000 annimmt („Westbau" S. 30 ff.), nach dem Brande von 944 bez. 946 („Westbau" S. 30) entstanden seien, oder ob sie vom Stiftungsbau d. h. aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts herrühren. Wenn wir uns für das Letztere entschieden haben, so geschah dies unter Erwägungen, welche hier eingehender auseinander gesetzt werden sollen, als dies bisher geschehen ist, um dann ihre Berechtigung dem Urtheile der Leser zu überlassen.

Das Frauenkloster und die erste Kirche zu Essen wurde nach der Stiftungsurkunde[1]) vom Bischof Altfrid[2]) von Hildesheim erbaut. Dieser Bischof wird nicht allein seiner Tugenden wegen als Hei-

1) Veröffentlicht von Lacomblet, Urkundenbuch I, 69 und Funke, Gesch. der Stadt Essen, 1848, S. 243. Das Original wurde (wie Lacomblet a. a. O. vermuthet) wahrscheinlich, ebenso wie andere Urkunden des Stifts (doch nicht alle) bei dem Brande (von 944 oder 46) vernichtet oder beschädigt, so dass eine neue Urkunde angefertigt worden ist, der man das echte Bleisiegel Altfrids beigelegt hat. Nach Dümmler (Gesch. des ostfränkischen Reichs I, 807) ist die Stiftungsurkunde eine echte aber stark überarbeitete Vorlage, da die Stiftung durch Altfrid nach Urkunden vom Jahre 947 (Lacomblet I, 54) feststeht.

2) Sein Name wird in den ältesten Urkunden meistens Altfridus geschrieben. So in den Urkunden des 10. Jahrhunderts bei Lacomblet a. a. O. Nr. 69, 97, 99, bei Regino, Hincmar, Annalista Saxo, in den Ann.

liger verehrt, sondern ist auch als ein sehr einflussreicher, unternehmender und kunstliebender Mann zu bezeichnen.

Wie es scheint, in Essen geboren[1]), erhielt der h. Altfrid seine Bildung wahrscheinlich in dem seiner Wissenschaft und Kunstpflege wegen berühmten Kloster Corvey und vielleicht auch in Fulda unter Hrabanus Maurus[2]). Seine hervorragenden Geistesgaben werden von Hinkmar von Rheims, einem der bedeutendsten und gelehrtesten Bischöfe seiner Zeit (Kraus, Kirchengesch. 3 A. § 80, 2) und Regino von Prüm an mehreren Stellen ausdrücklich hervorgehoben[3]).

Fuld. und der vita S. Bernwardi. In den Ann. Hild. steht Alfridus. Er selbst hat indess eine (noch erhaltene, die Besitzung der Mönche von S. Germain betr.) Urkunde Altfredus unterzeichnet (Facs. bei Mabillon, de re dipl. 459), während das soeben erwähnte Bleisiegel die Schreibweise Aldfridus (Abb. bei Lacomblet a. a. O. Taf. 4) und ein anderes Siegel (Abb. bei Harenberg Hist. Gandersh. ecclesiae Taf. 16, Fig. 1) Altfridus, also die gewöhnliche Schreibweise zeigt. Das letztere könnte den Charakteren der Aufschrift zufolge wohl aus Altfrids Zeit stammen. Doch beweist die Form der Mitra des den h. Altfrid darstellenden Brustbildes, dass das Siegel in einem späteren Jahrhundert angefertigt worden ist.

1) Denn er gründete das Kloster auf seinem Gute zu Essen und liegt dort, nicht in seinem Bischofssitz Hildesheim begraben. Die erste Aebtissin Gerswida soll nach den Essener Aebtissinnen-Catalogen (Seemann, Die Aebtissinnen von Essen 83, S. 1 und 25) seine Schwester gewesen sein. Dies ist um so wahrscheinlicher, als in einer im Anfang dieses Jahrhunderts in der Quintinskapelle zu Essen (s. w. unten) noch vorhandenen Grabschrift eine „Gerswina“ als Gründerin des Klosters genannt ist („Prima monasterium fundans erexerat istud.“ Lüntzel, Gesch. der Diöz. Hildesheim 1858). Gerswinda ist also, wenn nicht als alleinige Gründerin (da die Gründung durch Altfrid urkundlich hinlänglich bezeugt ist, z. B. bei Lacomblet a. a. O. 97, 99), so doch als Mitbegründerin zu betrachten. Sie würde aber wohl nicht diese Rolle gespielt haben, wenn sie nicht in einem näheren verwandtschaftlichen Verhältnisse zu Altfrid gestanden hätte. (Nach der Hild. Chronik, u. a. bei Leibniz, Scr. rerum brunsvicensium I, p. 743 gründete Altfrid das Kloster auf seinem eigenen Besitzthume. S. w. unten.)

2) Der Aufenthalt Altfrids in der Klosterschule zu Corvey wird meines Wissens direkt nur von jüngeren Chronisten bezeugt, dass er in Fulda gewesen sei, nur von Tritenheim angenommen.

3) Der Letztere nennt ihn prudentissimum virum, der Erstere berichtet von ihm: „ut saxo genere ac per hoc naturalis prudentiae suatim me paratior in sermone“ und an einer anderen Stelle: quadam die accersito Altfrido venerando episc. apud exiguitatem meam — de quibusdam sacrae scripturae — difficilioribus sententiis subtiliter investigare coepistis — (Dümmler a. a. O. I, 207, 554, 855).

Seine bischöfliche Wirksamkeit in Hildesheim beginnt im Jahre 847 oder wahrscheinlicher erst im Jahre 851. Aber nicht allein auf seinen Sprengel beschränkte sich seine Thätigkeit, er griff auch vielfach in das damalige politische Leben ein. Ja er erscheint sogar als der ständige und vertraute Rathgeber Ludwig des Deutschen, von dem er sehr häufig zu den schwierigsten politischen Missionen verwendet worden ist. Auf solchen Reisen sehen wir Altfrid u. a. im Gau von Toul, zu Pistres, Mainz, Maestricht, Koblenz und Aachen[1]). Seine Kunstliebe und seinen aussergewöhnlichen Unternehmungsgeist zeigte er an einer ganzen Reihe bedeutender Bauten, welche von ihm begonnen und grösstentheils auch vollendet worden sind. In seiner Bischofsstadt legte er im Jahre 852 in der Nähe eines älteren, wahrscheinlich aus Holz erbauten Domes den Grund zu einer Kirche, indem er die von Ludwig d. Fr. herrührende Kapelle für seinen Bau verwendete, d. h. zur sog. Krypta umgestaltete[2]) und, wie es scheint, noch eine zweite westliche Krypta hinzufügte. Dieser von Altfrid mit aller Zier[3]) ausgestattete, im Jahre 872 geweihte[4]) Bau war nicht aus Holz, sondern aus Stein hergestellt. Denn der sächsische Annalist bemerkt wörtlich: ecclesiam tam honesti, quam firmi sed arti edificii construxit[5]) und zum Jahre 1044, dass das Hauptmünster Altfrids und eine zweite auf dessen Südseite gelegene Kirche mit den Klostergebäuden abgebrannt sei, bemerkt aber gleichzeitig, dass, um eine neue grössere Kirche aufzuführen, vorher die Mauern des Altfridischen Domes vom Bischof Azelin niedergerissen seien[6]). Auch diese Bemerkung lässt auf eine feste Steinkirche schliessen.

Es wurde jedoch jener Neubau, weil er, allzu gross angelegt, nicht zur Vollendung gebracht werden konnte, wieder abgebrochen und vom Nachfolger Azelins, dem Bischofe Hezilo, auf den Fundamenten des Altfridischen Domes weiter gebaut[7]). Da in späterer Zeit, wie es scheint, keine wesentliche Umgestaltung der Kirche

---

1) Dümmler, Gesch. d. ostfränkischen Reichs I, 108, 435, 483, 552, 554, 730, 732, 770.

2) Chron. Hild. bei Leibniz a. a. O.

3) Vita S. Bernwardi M. G. SS. IV c. 12.

4) Annales Hild. M. G. SS. III ad ann. 872.

5) Annalista Saxo M. G. SS. VI, p. 576.

6) Ann. Saxo a. a. O.

7) Mithoff, Kunstd. und Alterthümer im Hannoverschen Bd. III, S. 98 f. Otte, Gesch. d. d. Bauk. S. 164.

(von den seitlichen Kapellen abgesehen) stattgefunden hat, so dürfte der Grundriss des jetzigen Baues[1]) wohl noch einen (ohne nähere Untersuchung natürlich keinen zuverlässigen) Anhalt zur Beurtheilung des Altfridischen Domes bieten. Demnach wäre, selbst wenn später das Langschiff nach Westen, das Querschiff nach Süden und Norden wesentlich erweitert sein sollte, der Altfridische Bau durchaus nicht so „eng" gewesen, als man nach der oben angeführten Bemerkung des Sächsischen Annalisten annehmen möchte. (Sollte die Hildesheimer Basilika eine etwas andere Grundform gehabt haben als die Essener, so dürfte daraus noch nicht gerade auf verschiedene Bauherrn bez. Erbauungszeiten geschlossen werden. Vgl. „Westbau" S. 33, Anm. 8.)

Unter Altfrid ist auch das Kloster Lammspringe erbaut worden[2]). Hervorragenden Antheil nahm er aber an der Gründung des berühmten Frauenklosters Gandersheim. Nachdem der Sachsenherzog Liudolf und seine Gemahlin Oda auf seinen Rath nach Rom gereist waren, um vom Papste Reliquien für das zunächst in Brunshausen errichtete Kloster zu erbitten[3]), erbaute Altfried vier Jahre darauf an dem geeigneteren Orte Gandersheim eine neue grössere Klosterkirche, welche von Hrotsuitha an mehreren Stellen ausdrücklich als ein hervorragender Bau aus Stein geschildert wird[4]). Die Kirche wurde vom Nachfolger Altfrids bis zum Dachstuhle gefördert und vom Bischof Wigbert im Jahre 881 geweiht[5]). Die ausgedehnte Westempore der in Gandersheim noch erhaltenen Kirche nebst den Thürmen stammt offenbar nicht aus Altfrids Zeit[6]). Ob aber der Grundriss der drei Langschiffe und des östlichen Querschiffs (ohne Chor) auf jene Zeit zurückgeführt werden dürfte, ist schwer festzustellen. Das Mittelschiff ist von annähernd gleichen Verhältnissen, die von diesem durch wechselnde Säulen und Pfeiler getrennten Seitenschiffe sind indess schmaler, die Querschiffsflügel etwas weiter

---

1) Abb. bei Mithoff a. a. O. Taf. I. Dehio und v. Bezold, Die kirchl. Bauk. d. Abendlandes, Taf. 47.

2) Chron. Hild. a. a. O. Es sind in Lammspringe meines Wissens keine aus frühester Zeit stammende Gebäude mehr vorhanden.

3) Vita Bernwardi a. a. O. c. 12. Vita S. Godehardi c. 19.

4) De primordiis coen. Gand. SS. IV, 306 ff.

5) Vita Bernw. a. a. O. Vgl. Harenberg, Hist. eccl. Gand. 1734 S. 39.

6) Abbildungen in Mittelalterlichen Baudenkmälern Niedersachsens. Heft 16.

ausladend als jene Bautheile in Essen. Auch fehlt dort beim Querschiff der dreiseitige Schluss an den Giebelwänden sowie jede Art Nischenbildung [1]). Endlich gründete Altfrid auf seinen Besitzthümern [2]) die Klöster Seligenstadt für Mönche und Essen für Jungfrauen. Während über das Kloster Seligenstadt nichts weiter bekannt ist [3]), gelangte die Essener Stiftung bald zu hohem Ansehen. In der oben erwähnten Stiftungsurkunde heisst es, dass Altfrid auf seinem Gute zu Essen aus Dank gegen Gott, dass er ihn unter die Kirchenfürsten gesetzt, ein Kloster und eine Kirche erbaut habe, und dass diese Urkunde vom Stifter auf dem bei der Weihe des Kölner Domes im Jahre 873 unter dem Vorsitze des Erzbischofs Willibert stattgehabten Concil in Gegenwart der Bischöfe von Mainz, Trier, Minden, Münster, Paderborn, Osnabrück, Verden, Halberstadt und Utrecht feierlichst verlesen sei. Während somit die Gebäude wohl erst kurze Zeit vor 873 vollendet zu sein scheinen, bestand die Stiftung, wie aus anderen Urkunden hervorgeht, schon längere Zeit, mindestens innerhalb der Jahre 858—63 [4]). Schon vor dem Jahre 863 waren dem Kloster, und zwar vom Erzbischof Günther von Köln, die Zehnten der sehr ausgedehnten Ländereien von der Ruhr bis zur Emscher, von der Leithe bis Lippern und Lierich mit Ausnahme von Rellinghausen verliehen worden [5]). Die Karolinger Ludwig der Deutsche († 876), Karl der Kahle († 877) und Lothar II. († 869) sowie der Liudolfinger Otto der Erlauchte († 912) hatten mehrere Höfe (im ganzen 7) geschenkt [6]). Da die erstgenannte Schenkung und jedenfalls auch zum Theil die der Höfe vor Vollendung der Essener Kirche gemacht worden sind, so scheint es an reichen

---

1) Nach Kugler soll indess der Chorbau älter sein als Quer- und Langschiff. S. Otte, Gesch. d. d. Bauk. S. 167.

2) „Curtes suae proprietatis.“ Chron. Hild. bei Leibniz a. a. O.

3) Nicht einmal ist bis jetzt meines Wissens mit Sicherheit festgestellt worden, wo dies Seligenstadt gelegen war. (Ob es mit jenem Seligenstadt identisch ist, wo schon von Karl dem Gr. im Jahre 781 ein Kloster errichtet worden war? Der h. Hildegrim, dort zum Bischof ernannt, verlegte schon in demselben Jahre den Bischofssitz nach Halberstadt.) Ann. Saxo SS. VI ad ann. 781.

4) Müllenhoff u. Scherer, Denkm. deutsch. Poesie u. Prosa. S. 543.

5) Lacomblet a. a. O. Nr. 97. Funke a. a. O. S. 247. Jenes Gebiet entspricht ungefähr dem jetzigen Kreise Essen, mit Ausschluss der ehemaligen Stifter Rellinghausen und Werden.

6) Lacomblet a. a. O. Nr. 97 und 99. Funke S. 247 und 249.

Mitteln zur Errichtung eines bedeutenden Baues nicht gefehlt zu haben. Die lange Bauzeit und die grosse Bedeutung, welche Altfrid, wie aus mehreren der angegebenen Umstände hervorgeht, dieser seiner Klosterstiftung beigelegt hat, lässt denn wohl darauf schliessen, dass die Kirche ebenso wie der Hildesheimer Dom und die Basilika von Gandersheim aus Stein hergestellt worden ist. Auch der Umstand, dass, wie es scheint, erst eine kleinere provisorische Kirche in Essen bestanden hat, lässt auf einen nachfolgenden bedeutenderen Bau schliessen. Die im Jahre 1817 abgebrochene kleine Quintinskirche, in welcher die oben genannte Inschrift der Aebtissin Gerswida sich befand, wird nämlich nach der Ueberlieferung als die erste, von Altfrid erbaute Kirche bezeichnet. Dass diese Kapelle nicht (wie Funke a. a. O. S. 25 und 88 anzunehmen scheint) derjenige Bau gewesen sei, auf welchen sich die erwähnte Stiftungsurkunde bezieht, lehrt ein Blick auf den Grundriss dieses nach Grösse und Gestaltung sehr unbedeutenden Baues, welcher in nebenstehender Fig. 6 nach einer im Essener Stiftsarchiv erhaltenen, vom verstorbenen Baumeister Freise im Jahre 1817 angefertigten Aufnahme gezeichnet ist. Dieser Bau mit seinem in die Breite gestreckten Schiff, seinem verhältnissmässig langen und sehr schmalen Chor zeigt (vorausgesetzt, dass die Aufnahme eine zuverlässige gewesen ist) eine ganz aussergewöhnliche Form! Sollte diese Kapelle ohne spätere Umgestaltung in der That von Altfrid herrühren, so könnte dieselbe doch wohl nur provisorisch von einheimischen, im Steinbau noch ungeübten Bauleuten hergestellt worden sein, welche die damals, wenigstens für Steinkirchen üblichen Formen noch nicht kannten bezw. beherrschten. Den Chor würde man, auch hier jene Erbauungszeit vorausgesetzt, wohl nur deshalb von aussen und innen dreiseitig gestaltet haben, weil ein solcher viel einfacher und bequemer auszuführen ist als eine runde, namentlich mit einem Gewölbe versehene Apsis. Vielleicht stammt aber nur ein Theil des Schiffes von Altfrid, obwohl die Form der Laibung des westlichen Fensters (die Richtigkeit der Aufnahme vorausgesetzt) mit derjenigen der Laibungen der Chorfenster übereinstimmt. Die im Grundriss eingezeichnete Treppe deutet auf eine Holzempore.

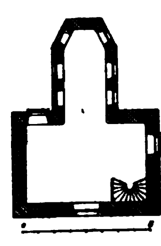


Fig. 6.

Auf seinen häufigen und ausgedehnten Reisen wird es Altfrid in künstlerischer Hinsicht an Anregung und Vorbildern nicht gefehlt

haben [1]) und bei seinen vielfachen Beziehungen, insbesondere wahrscheinlich auch zu Corvey, wo die Kunst eine besondere Pflege fand [2]), sowie seinen Verbindungen mit den karolingischen Herrschern wird es ihm leicht gewesen sein, sich einen hervorragenden Baumeister zu verschaffen.

In künstlerischer Hinsicht braucht man wohl kaum Bedenken zu hegen, jener Zeit ein Werk wie die Essener Basilika zuzuschreiben. Hatte doch die karolingische Kunst in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts in vieler Hinsicht ihren Höhepunkt erreicht. Die Handschriften, welche für Ludwig den Deutschen und besonders für Karl den Kahlen und Karl den Dicken angefertigt worden sind, zeichnen sich durch ihre figürlichen Darstellungen und die Pracht ihrer Ornamente aus. Auf welch hoher Stufe die Plastik stand, beweisen die Elfenbeindeckel des Psalters Karls d. K. in der National-Bibliothek zu Paris und die herrlichen Ornamente auf dem von Tuotilo (vielleicht erst im Anfange des 10. Jahrhunderts) angefertigten Deckel des „langen" Evangelienbuches zu St. Gallen. Es ist nun wohl nicht anzunehmen, dass damals alle Leistungen auf dem Gebiete der Baukunst viel geringer gewesen seien, wenn auch die damaligen Zeitverhältnisse grösseren Bauschöpfungen nicht gerade günstig waren. Was die älteren in Frankreich erhaltenen Bauwerke betrifft, so stammt der Centralbau zu Germigny inschriftlich aus

---

1) Als man im Jahre 860 in dem Streit zwischen Ludwig d. D., Karl d. D., Karl d. K. und Lothar II. eine Einigung erzielte, wurde der betr. Vertrag in der Castor-Kirche zu Koblenz beschworen (Dümmler a. a. O. I, S. 435). Nach Dehio und v. Bezold (a. a. O. S. 165) stammen die Langmauern und das Querschiff der Castorkirche wahrscheinlich von dem 836 geweihten Stiftungsbau. Ebenso wie in Koblenz sind in Essen die Seitenwände mit Nischen versehen. Sollte Altfrid, welcher bei jenem Vertragsabschluss zugegen war (nach Eckhardt, Commentarii de rebus Franciae Orientalis 1729, II, S. 476), vielleicht dort Anregung gefunden haben, die Langwände seiner Basilika ebenfalls mit dem an dieser Stelle aussergewöhnlichen Schmuck zu versehen? Die flache Form der Koblenzer Nischen führen Dehio-Bezold auf den Einfluss von Aachen zurück. In Essen ist die gewöhnliche halbkreisrunde Form gewählt, welche aus der römischen Baukunst entlehnt, bei manchem jüngeren Bau ebenfalls in ausgedehnterem Maasse verwendet worden ist (Werden, Helmstedt, Regensburg). Zwischen diesen Werken und der römischen Kunst würde somit die Essener Basilika ein Verbindungsglied bilden.

2) S. B. Nordhoff, Die westfälisch-sächsische Frühararchitektur in Corvey. Repertorium f. R. W. XI, S. 149 ff.

dem Anfange des 9. Jahrhunderts [1]). Andere Bauten aus karolingischer Zeit sind freilich dort bis jetzt nicht mit Sicherheit nachgewiesen [2]). Die Kirche Basse-Oeuvre zu Beauvais soll nach Clemen [3]) in die frühkarolingische Zeit, nach Ramé [4]) in die 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts, die Kirche S. Martin zu Angers ebenfalls nach Ramé [5]) in den Anfang des 11. Jahrhunderts gehören. In Deutschland wurde indess (von den oben genannten Werken zu Hildesheim und Gandersheim abgesehen) in fraglicher Zeit d. h. in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts, zu Köln der grossartige Hildeboldsche Dom vollendet und 873 geweiht [6]). In Corvey legte Abt Adelgar 883—885 den Grund zu den neuen Thürmen, welche nach 12 Jahren geweiht wurden [7]). Ludwig der Jüngere vollendete zwischen 876 und 882 zu Lorsch eine Kirche, welche durch ihre Benennung „ecclesia varia“ als ein aussergewöhnliches, auffallendes Werk bezeichnet wird [8]). Im Jahre 875 wird die in unmittelbarer Nähe Essens gelegene Abteikirche zu Werden vom Kölner Erzbischof in Gegenwart des Bischofs von Halberstadt geweiht und 877 dort von demselben Erzbischof zum Bau eines Thurmes aufgefordert [9]). Bei diesem Stande der Kunst dürfte man daher wohl annehmen, dass Altfrid als sehr unternehmender und kunst-

---

1) Parker, Remarks on some early churches in France and Switzerland (Archaeologia XXXVIII).

2) Ramé, Bulletin du comité des travaux hist. et scientif. 1882, No. 2, S. 185 ff.

3) Der karolingische Kaiserpalast zu Ingelheim in der Westdeutschen Zeitschr. für Gesch. und Kunst XI, Heft I, S. 74.

4) Ramé a. a. O. S. 190.

5) Ramé a. a. O. S. 188.

6) Essenwein, Handbuch der Architektur, herausg. von Durm etc. II. Abt., III. Bd. 134.

7) Nordhoff, Holz- und Steinbau S. 348.

8) Nach Essenwein a. a. O. und den eingehenden Untersuchungen von Adamy („Die fränkische Thorhalle zu Lorsch“. Mit Farbendr., 5 Tafeln und 64 Abb. im Text. Darmstadt 1891) soll die in Lorsch noch vorhandene, bisher meist in die oben angegebene Zeit versetzte, in zweifarbigen Steinen erbaute prachtvolle Thorhalle zu den dort zwischen 766—74 errichteten Bauten gehört haben. Alsdann wäre aber wohl der Ausdruck „mannichfaltig“ (ecclesia varia) nicht in Bezug auf die Farbe („bunte Kirche“), als auf die Form des von Ludwig errichteten Gebäudes oder, wie Essenwein (a. a. O.) wohl richtiger meint, nur auf eine innere farbige Ausschmückung der Kirche zu beziehen.

9) Nordhoff, Holz- und Steinbau S. 349.

liebender Bischof, welcher sowohl mit den damaligen karolingischen Herrschern als auch wohl mit hervorragenden klösterlichen Kunststätten, wahrscheinlich besonders mit Corvey, einer der bedeutendsten Pflegestätten der Kunst [1]), in Verbindung stand, die auf seiner Besitzung aus Dank gegen Gott errichtete Kirche als einen monumentalen Bau und mit den Mitteln damaliger Zeit möglichst schön gestaltet habe.

Die Essener Basilika scheint über ein halbes Jahrhundert unversehrt bestanden zu haben. Dass die Normannen, welche in jener Zeit so häufig die Kulturstätten der fränkischen Reiche verwüsteten, auch Essen berührt haben, ist nicht bekannt. Sollten sie aber auch hierher vorgedrungen sein, so würde eine vollständige Vernichtung der Altfridischen Basilika, vorausgesetzt, dass es ein Steinbau gewesen sei, noch gerade nicht mit Sicherheit anzunehmen sein. Ist ja auch die Pfalzkirche zu Aachen (welche von den Normannen als Pferdestall benutzt worden war) bei ihrem Fortzuge höchst wahrscheinlich nicht vernichtet worden, während die übrigen Gebäude der Pfalz, wie es scheint, gänzlich zerstört worden sind [2]). Von den 906 u. a. nach Herzfeld an der Lippe vorgedrungenen Ungarn wird ausdrücklich berichtet, dass sie die dortige Steinkirche trotz aller Bemühungen nicht zu zerstören vermocht haben [3]). In Essen wird von einem Brand erst um das Jahr 944 oder 46 berichtet [4]) und im Jahre 947 bestätigt Otto d. Gr. und Papst Agapitus die früheren Schenkungen mit der Angabe, dass die betr. älteren Urkunden wahrscheinlich einschliesslich der Stiftungsurkunde [5]) bei dem genannten Brande vom Feuer vernichtet worden seien [6]). Da man damals derartige Dokumente in (oder in nächster Nähe) der Kirchen aufzubewahren pflegte, so scheint auch aus dem letztgenannten Umstande hervorzugehen, dass die Basilika bis zu dem genannten Jahre von keinem grösseren Brande betroffen worden ist.

---

1) Vgl. Nordhoff, Repert. f. Kunst- und Wissensch. a. a. O.

2) Annales Fuld. a. 881. Es ist freilich schon, aber wohl mit Unrecht, angenommen worden, dass der ganze Aachener Bau nicht bis auf Karl d. Gr. zurückzuführen d. h. des letzteren Pfalzkapelle von den Normannen gänzlich zerstört sei. Vgl. über diese Annahme: Ramé a. a. O. S. 197 und Plath, Die Königspfalzen der Merowinger und Karolinger" S. 18. Inaug.-Diss. Berlin 1892.

3) Nordhoff, Holz- und Steinbau S. 341.

4) „Astuide (astrude) crematur.“ Ann. Colon. M. G. SS. I, 98, XVI, 731.

5) Lacomblet a. a. O. S. 34, Anmerkung.

6) Lacomblet a. a. O. S. 97, 99. Funke S. 247, 249.

Es wäre also wohl nur zu erwägen, ob der Bau, dessen Ueberreste hier besprochen werden, der Stiftungszeit oder der Zeit nach jenem Brande angehöre? Obwohl wir das letztere für möglich halten, so erscheint es uns aus den verschiedenen oben angeführten Gründen berechtigter, jene Bautheile dem Stiftungsbau zuzuschreiben und nach dem Brande nur eine Wiederherstellung der beschädigten Theile anzunehmen. Namentlich muss man voraussetzen, dass von Altfrids Bau, wenn er, wie höchst wahrscheinlich, ein Steinbau gewesen ist, doch nur das Dach mit der flachen Decke abgebrannt, das Uebrige nur mehr oder weniger beschädigt worden sei.

Auch aus der Essener Geschichte spricht kein Umstand gegen unsere Annahme. Ausser den S. 98 genannten, grösstenteils vor Vollendung der Kirche dem Stift gemachten Schenkungen wird vom Jahre 898 berichtet, dass König Zwentibold von Lothringen mehrere Höfe geschenkt habe [1]). Im Frühling 927 weilte König Heinrich I. in Westfalen (wo die Liudolfinger begütert waren). „In Essen ertheilte er am 18. März auf Verwenden der Königin Mathilde, die ihn begleitet zu haben scheint, und des Bischofs Unwan von Paderborn dem Kloster Herford, dessen Privilegien bei dem Einfall der Heiden, d. h. ohne Zweifel der Ungarn, zerstört waren, eine Urkunde zur Sicherung seines ganzen Besitzes. Auch Essen erhielt wahrscheinlich damals die Bestätigung einer Schenkung Herzog Ottos“ [2]). Zur Zeit des genannten Brandes regierte in Essen eine Aebtissin Hathuwig [3]). Otto I. bestätigte ihr im Jahre 947 auf ihren Wunsch die „von seinen Vorgängern“ dem Stift verliehene Immunität sowie alle früheren Schenkungen [4]). Ausserdem verlieh er ihr in derselben Urkunde die dem Stift vorher nicht zustehende freie Wahl des Vogtes. In dem gleichen Jahre bestätigte auch Papst Agapitus der Aebtissin die älteren Rechte sowie die ausschliessliche Abhängigkeit von der päpstlichen Jurisdiktion [5]). Dass Kaiser und Papst die Rechte und Besitzungen des Klosters, von denen die betr. Urkunden zu Grunde gegangen waren, bestätigten, war wohl selbstverständlich und wenn

---

1) Lacomblet a. a. O. 81. Funke a. a. O. S. 37 und 246.

2) Waitz, Jahrb. d. deutschen Reichs unter Heinrich I., 3. Aufl., 85, S. 116. (Es ist hier die bereits oben, S. 98, erwähnte Schenkung Ottos des Erlauchten gemeint).

3) Vgl. Seemann, Die Aebtissinnen von Essen S. 28.

4) Lacomblet a. a. O. 97. Funke a. a. O. S. 247.

5) Lacomblet a. a. O. 99. Funke a. a. O. S. 249.

Otto dem Stift damals die Vogteiwahl verleiht und, aber erst ca. 20 Jahre später d. h. im Jahre 966 [1]) dem Kloster den in der Nähe Essens gelegenen Hof Ehrenzell schenkt, so kann diesen Umständen im Vergleich mit den oben angegebenen reichen Schenkungen und Verleihungen aus der Zeit der Stiftung nicht allzugrosse Bedeutung beigelegt werden. Sie deuten noch nicht auf eine aussergewöhnliche Fürsorge Ottos und einen besonderen Aufschwung des Stiftes, welcher etwa mit grösseren Neubauten verbunden gewesen wäre. Wurden ja bekanntlich von Seiten der sächsischen Kaiser und den damaligen Grossen des Reiches auch viele andere geistliche Stiftungen begünstigt, ja die Freigebigkeit gegen die Kirche war niemals in ausgedehnterem Masse geübt worden als von Otto I. und seinen Nachfolgern bis zu Heinrich II. (einschliesslich).

Als die Basilika später nach Westen erweitert wurde, scheint man, wie aus dem Bestand der oben besprochenen Kapitäle und deren Lage erhellt, die ehemalige Vorhalle nicht abgebrochen, sondern zum westlichen Querschiff umgestaltet zu haben. Hätte ja eine Entfernung dieses Theils keinen Zweck gehabt, insbesondere die malerische Gesammtwirkung des Aeusseren beeinträchtigt.

Wie die besprochene Basilika zu den merkwürdigsten Bauten ihrer Zeit gehört, so kann ein Gleiches auch vom Essener Westbau behauptet werden. Die Gründe, welche dies Werk als durchaus eigenartig und unabhängig von der Aachener Pfalzkirche erscheinen lassen, mögen hier nochmals kurz zusammengefasst werden.

Kein umfangreiches Bauwerk ist bekanntlich in allen Theilen eigenartig, sondern im Wesentlichen eine Komposition schon vorher bekannter Elemente, sei es in Bezug auf Raumanlage, Konstruktion oder Einzelgliederungen und Ornamentschmuck. Eine nähere Verwandtschaft ist doch wohl nur dann vorhanden, wenn derartige Uebereinstimmungen entweder in aussergewöhnlichem Maasse, oder dort auftreten, wo andere abweichende Bildungen viel zweckmässiger gewesen wären. Keines von beiden kann aber wohl bei näherem Vergleich zwischen dem Essener und Aachener Bauwerk behauptet werden. Es ergeben sich (wie „Westbau" S. 36 ff. ausführlich auseinandergesetzt ist) sehr viele durchschlagende Unterschiede und das, was beim Essener Bau mit dem Aachener übereinstimmt, vor Allem auch die vielseitige Form des Chores mit seinen doppelten Säulen-

1) Lacomblet a. a. O. 109. Funke a. a. O. 250.

stellungen [1]), ist in Essen (wie ebenfalls „Westbau“ S. 38 ff. näher dargelegt ist) wohl aus der besonderen Aufgabe, welche hier dem Baumeister gestellt worden war, hervorgegangen [2]). In direkter Weise, und so dass nicht der geringste Zweifel mehr obwalten könnte, lässt sich diese Annahme freilich nicht beweisen. Doch dürfte dieselbe wohl die glücklichste Lösung für alle Räthsel liefern, welche uns im Essener Bauwerk entgegentreten. Will man z. B. beim Chor mit seinen Doppelsäulenpaaren eine vom Baumeister ohne zwingenden Grund gewollte Nachahmung Aachener Motive voraussetzen, so würde sich am Essener Werke ein grosser schwer zu erklärender Widerspruch ergeben. So dürfte die (durchaus unorganische) Einfügung [3]) des polygonen Chors in den unteren Theil des Westthurmes derart gesucht erscheinen, dass es ohne die obige Annahme nicht leicht zu begreifen sein würde, weshalb ein Meister, welcher im Uebrigen so überaus selbstständig geschaffen und namentlich in den Treppenanlagen eine der geistreichsten und eigenartigsten

---

1) Auch die äusseren Wandpfeiler des oberen Geschosses des Hauptthurms sind („Westbau“ S. 37, Anm. 2) als in jener Zeit sehr gewöhnliche Zierglieder hingestellt und mehrere Beispiele dieser Art aus damaliger Zeit genannt. Dieselben sind in der Schrift „Heiligkreuz und Pfalzel, Beiträge zur Baugeschichte Triers“ von W. Effmann (in Index lectionum der Universität Freiburg, Schweiz 1890, S. 33) um ein weiteres sehr interessantes Beispiel vermehrt, indem der Verfasser die bisher kaum beachtete bez. falsch datirte Centralkirche zu Heiligkreuz ins 11. Jahrh. setzt.

2) Den „Westbau“ S. 10, Anm. 2 angegebenen Beispielen der den h. Engeln geweihten Chöre bezw. Thurmemporen sei noch hinzugefügt, dass im Jahre 992 in Halberstadt das oberste Oratorium („supremum oratorium“) zu Ehren des h. Michael, Gabriel, Raphael und allen Himmelsbewohnern geweiht wurde (Ann. Saxo M. G. S. S. VI, p. 637). Im Dom zu Braunschweig wurden im 11. Jahrh. zwei unter dem damaligen Thurmbau gelegene Oratorien, das eine zu Ehren des h. Michael und anderer Heiligen, das andere vorzugsweise zu Ehren des h. Gabriel geweiht (Neumann, Der Reliquienschatz des Hauses Braunschweig-Lüneburg 1891, S. 243). Zugleich zeigen auch diese Beispiele, dass, wie „Westbau“ S. 32, Anm. 2 bemerkt worden ist, man kein Bedenken hegen darf, den Ausdruck „oratorium“ in der urkundlichen Notiz „dedicatio oratorii in porticu S. iohannis baptistae“ auf eine mit einem Altare versehene Empore zu beziehen.

3) Infolge ungleicher Belastung zeigen sich am Westbau vielfache Verschiebungen. So liegt z. B. in der nur ca. einen Meter weiten säulengetheilten östlichen Oeffnung der kleinen südlichen Emporkammer infolge jenes Umstandes das nördliche Kämpfergesimse ca. 14 cm höher als das südliche.

Lösungen gefunden hat, in jener Hinsicht ohne besondere zwingende Gründe ein älteres, wenigstens in konstruktiver Beziehung hier sehr unzweckmässiges Motiv nachgeahmt habe. Dass der Essener Meister den Aachener Bau gekannt und dort jenes Motiv der Doppelsäulenstellung entlehnt habe, mag immerhin möglich sein, doch würde dies in Hinsicht auf obige Gesichtspunkte noch keine Verwandtschaft beider Werke bedeuten. Die Einzelheiten der Aachener Gliederungen können aber vielleicht nicht einmal zu näherem Vergleiche herangezogen werden, da sie nicht ursprünglich sind. Als man ca. 50 Jahre nach Zerstörung der Säulenstellungen durch die Franzosen die von Paris zurückgebrachten Säulen wieder einfügen wollte, wusste man nicht, wie die verbindenden Gliederungen ursprünglich beschaffen waren, d. h. ob die Säulen durch drei Rundbögen oder, einer alten Zeichnung entsprechend, nur unter sich mittels eines Bogens, mit den Wandtheilen aber mittelst Architravstücken verbunden waren. Nach eingehenderen Untersuchungen sollen sich indess sichere Anhaltspunkte für die erstgenannte Konstruktion (aber wohl nicht für alle Einzelgliederungen als Kämpferaufsätze, Gesimsprofile?) ergeben haben [1]). Auch ist es nicht unmöglich, dass die im vorigen Jahrhundert vorhandenen Säulengliederungen nur auf eine Restauration zurückzuführen seien, welche nach einer durch die Normannen im Jahre 881 erfolgten theilweisen Zerstörung des Münsters stattgefunden haben könnte (vgl. oben S. 102, Anm. 2). Wenn diese Horden die starken Mauern des Hauptbaues wohl nur mit grosser Mühe hätten zerstören können, so dürfte doch vielleicht vermuthet werden, dass sie jene sehr leicht zerstörbaren Säulenstellungen nicht unbeschädigt gelassen haben. Wie nun der Aachener Bau wenigstens in konstruktiver Hinsicht auf die Lombardei (S. Fedele zu Como) hinweist [2]), so dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, dass man auch bei jenen Ziersäulen des Essener Chores direkt auf etwa in der Lombardei oder in anderen Gegenden Italiens damals höchst wahrscheinlich noch mehrfach vorhandene derartige Gebilde zurückgegriffen habe [3]). Denn dass

1) Kunstblatt, herausg. von Förster und Kugler 1844, S. 296.

2) Vgl. Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 154. Ueber den Einfluss lombardischer Kunst vergl. auch J. B. Nordhoff, „Die lombardischen Bau- und Kaufleute in Norddeutschland". Beilage Nr. 300 z. Allg. Ztg. München 1891.

3) Es ist dies ein in der altchristlichen Baukunst bekanntes Motiv. Dasselbe kommt an mehreren der noch erhaltenen Bauwerke vor, wenn auch mit zwischengelegtem Architrav ohne Rundbögen; so zwei Säulen-

derselbe Baumeister, wenn er wirklich ein Deutscher gewesen sein sollte, seine Kenntnisse nicht in seinem Heimathlande, sondern jenseits der Alpen erworben habe, dürfte nicht unwahrscheinlich sein. Wenn er nur Aachen und die deutschen Basiliken damaliger Zeit gesehen hätte, so würde er schwerlich ein in vieler Hinsicht so geistreiches mannichfaltiges Werk geschaffen haben [1]).

Da die Essener Aebtissinnen um die Zeit der Entstehung des Westbaues unzweifelhaft mit dem damaligen Kaiserhause („Westbau" S. 32 f.), die sächsischen Herrscher aber in vielfachster Beziehung zu Italien gestanden haben, so dürfte auch dieser Umstand die Annahme eines direkten italischen Einflusses um so berechtigter erscheinen lassen.

---

paare übereinander an den Fenstern der Sophienkirche in Konstantinopel, der Clemensk. zu Ancyra in Kleinasien; ein Pfeilerpaar zur unmittelbaren Theilung eines rundbogigen Fensters in der Kirche S. Fosca auf der Insel Torcello, S. Giacomo di Rialto zu Venedig und S. Michaele zu Pavia.

1) Es sei denn, dass in Deutschland damals noch Werke ähnlicher Art (etwa im Westbau zu Fulda, vgl. „Westbau" S. 36, Anm. 1) bestanden hätten. — Einen lediglich in seinem Heimathlande gebildeten deutschen Meister dürfte man indess bei dem ungefähr gleichzeitigen Westbau zu Mittelzell auf Reichenau vermuthen. Doch wie tief steht jenes fast dieselben Raumelemente wie der Essener Bau enthaltende Werk in künstlerischer Hinsicht unter diesem!

8. Krypta und Stiftskirche zu Meschede.

Von

J. B. Nordhoff.

(Mit 5 Abbildungen.)

Zu Meschede, an dem fruchtbaren und zentralen Verkehrspunkte des westfälischen Süderlandes, wurde nach der Sachsenbekehrung, sicher noch im 9. Jahrhunderte, ein reiches Canonessenkloster gestiftet und die Stiftung begründet oder doch wesentlich gefördert von Emhildis, einer vornehmen Frauensperson aus Westfalen oder Franken. Der Beziehungen zwischen Südwestfalen und den fränkischen Kirchenstätten bestanden ursprünglich viele, und jene von Meschede zu den Angehörigen des hl. Bonifacius ergeben sich[1]) aus dem Kirchenpatronate der hl. Walburga und zu Fulda insbesondere aus der baulichen Beschaffenheit der **Krypta.**

Diese macht sich in der jetzigen Pfarr- und früheren Stiftskirche noch augenfällig mit dem gehobenen Bodenniveau der ganzen Ostpartie und besteht grösstentheils als Nachbild der nach 822[2]) vollendeten Krypta des Petersberges bei Fulda aus drei hufeisenförmig aneinandergeschlossenen Gängen — nur tritt an Stelle des mittleren Ganges, welcher auf dem Petersberge die Lücke zwischen beiden Schenkeln ausfüllt, hier der Boden des Hauptchores in dessen voller Breite. Dieser umschliesst in der Tiefe eine diagonal gezogene Mauer, deren Zweck nicht aufgeklärt ist, kurzum keine Spuren oder Mauertheile, welche von einem Mittelbaue herrühren möchten (Fig. 1). War ein solcher einstmals vorgesehen, so erforderte der weite Abstand der Schenkel, falls das Höhenniveau ihrer Wölbung maassgebend bleiben sollte, eine hallenförmige Anlage oder vielmehr zwei Gänge oder mindestens ein kleines, dem östlichen Verbindungsflügel vorgelegtes Gelass; in der That weisen zwei jetzt allerdings

1) Vgl. überhaupt J. S. Seibertz in der Westfäl. Zeitschrift Bd. 23, 330 ff., Bd. 24, 197 und Pieler in Wigand's Archiv 7, I, 1 ff.

2) A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands II, 733.

halbverschlossene Oeffnungen in der Westmauer des Verbindungsflügels auf ein solches Gelass oder einen Hohlraum des Chores und dieser hat dann wahrscheinlich als Grabstätte der Stifterin gedient [1]), trotzdem auch der Hufeisenbau, welcher ihn nach aussen umgab, unstreitig für sich einen Kultraum ausmachte; ihm liegt doch ein einheitlicher und seiner Ostpartie ein beinahe reicher Plan zu Grunde, indem die Ostenden der Schenkel wie besondere Flankentheile des Verbindungsflügels und dieser, gerade gegenüber dem vermutheten Unterraume des Kirchenchores, durch eine conchaartige Ausladung als Stätte eines etwa der hl. Maria [2]) geweihten Altars kräftig hervorsticht. Den verschiedenen Abtheilungen des Ostbaues sind eigene Lichter (Fig. 2) bescheert, den Schenkeln, sofern sich erkennen lässt, nur eins und zwar dem südlichen.

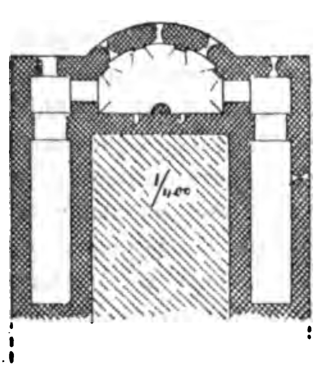


Fig. 1.



Fig. 2.

Passt die Ganganlage zum altnordischen Krypten-System und zugleich zu dem gleichartigen Baudenkmale des Petersberges, so ähnelt die Grundform des Hufeisens noch einigermaassen dem altitalienischen Typus und das centrale Grab jenem der Ludgerikrypta zu Werden [3]). Für das hohe Alterthum unseres Werkes fallen ferner ins Gewicht: die kleinen schmalen Bausteine, die dem Petersberger und anderen Altbauten eigenthümliche Schmucklosigkeit des Ganzen und in struktiver Hinsicht die wie aus Vorsicht oder Furcht vor dem Einsturze diktirte Stärke der Gurten, der schildgurtigen Gewölbe-Unterlagen an den Ostwänden der Parallelgänge, der Pilaster sowie der halbrunden Wandsäule des Ostflügels. Hier gehen auch Stichkappen und Tonnen-

1) Zu Brixen hütete der Krypta-Geistliche auch das Grab des dortigen Bischofs Altwin (1049—1091). G. Tinkhauser, Mittheil. d. k. k. C. C. VI, 72, vgl. Otte's Kunst-Archaeologie A[5] I, 54.

2) Sie wird neben Walburga als Patronin angeführt von A. Hauck a. a. O. II, 738.

3) Vgl. Dehio und v. Bezold, Kirchliche Baukunst des Abendlandes 1884, S. 182 ff.

gewölbe ineinander, während die letzteren die übrigen Flügel ausschliesslich bedecken.

Da die Ostkrypta zu Gernrode (vor 963) und die Westkrypten zu Köln (St. Cäcilia c. 960) und Corvei [1]) sich schon vor dem Jahre 1000 wie lichte Hallenbauten hinstrecken, so reicht das Gebäu zu Meschede unzweifelhaft in eine frühere Zeit, vermuthlich in die Regierung der letzten Karolinger zurück. Dann bedeutet es zugleich den ältesten erhaltenen (Cultur-) Bau Westfalens — ganz angemessen den Reichthümern und Pfarrgerechtsamen [2]), worüber das Stift bei der unablässigen Gunst der Grossen verfügte. Später gestaltet sich in complicirteren Krypten z. B. zu Constanz (gegen 1000), zu Hildesheim (Moritzberg) und Werden (?) der Hauptraum schon hallenförmig und bilden die Flügel nur Treppenlager oder Corridore mehr.

Sonstige Aenderungen oder Zuthaten sind die Quermauer fast am Westende der Parallelflügel, die Thüre in der Ostmauer des Nordflügels und der Verschluss der alten Eingänge am Westende der Seitenflügel; am Nordflügel erhielt sich unter allen Bauumwälzungen, die der Hochbau erlitten, bis auf unsere Zeit nur eine auf eine Treppe führende Luke im Boden des Hochchores.

Ausser Gebrauch kam die Krypta schon im Mittelalter und höchst wahrscheinlich im Einklange mit dem damaligen Umschlage des Geschmackes im Anfange des 13. Jahrhunderts; nun wurde nämlich an der Südseite der Kirche ein Kapellchen [3]) aufgeführt, das ohne Frage eine Hauptaufgabe der unterirdischen Räume über-

1) Vgl. Repertorium f. Kunstwissenschaft XI, 159, 162, XII, 385.

2) Vgl. H. Kampschulte in den Blättern f. kirchl. Wissenschaft und Praxis. Paderborn 1867, I, 37.

3) Auf einem benachbarten Berge steht noch ein Kapellchen des 12. Jahrhunderts, neben welchem 1420 eine Cluse entstand, ähnlich jener, welche der Geistliche der Johanniskapelle vor Warburg 1385 bewohnte (Holscher in der westfäl. Zeitschrift 41, II, 174). Das Schiff ist mit Balken gedeckt, jederseits von zwei Rundbogenfenstern beleuchtet, der durch einen runden Quergurt getrennte Chor gerade geschlossen, mit einem rundbogigen Fensterchen und einem ungelenken Kreuzgewölbe versehen, dessen Gräten über Eckkonsolen entspringen. Auf die schlichten Kämpfer der letzteren und des Quergurts beschränkt sich die Steinmetzarbeit. Die zierlose, im Westen angeschlossene Wohnung stammt vielleicht noch vom Jahre 1448. Vgl. Beiträge zur Geschichte Westfalens von F. G. Pieler u. Giefers 1874, S. 1, 2, 5, der indess den Chor noch dem Ende des 11. Jahrhunderts zuschreibt.

nehmen musste, nämlich die Gebeine der Stifterin mit einem Grablichte zu bergen, und zwar unter einer (erhöhten) Tumba, welche 1630 erneuert, 1811 oder 1812 zertrümmert ist, so dass von dem Decksteine und dessen Inschrift nur Bruchstücke auf uns gelangten. Das Kapellchen, auf dessen Nordseite eine Thüre zu einem Eingange der Kirche führte, besitzt vom ursprünglichen Bestande noch eine mit Mauerecken beginnende Altarnische, zwei Kreuzgräten-Gewölbe, deren Quergurt aus den Mauern entspringt, und aussen in der Westmauer zwei kleine Nischen. Diese verharren noch beim Rundbogen, ebenso die vermauerten Fenster der Altarnische und die westlichen Schildgurte, dagegen folgen bereits dem Spitzbogen die Mauerecken der Altarnische und die Wölbungen. So entspricht der Stilcharakter der Zeit von 1209 (1221), als das Stift bemüht war, dem (verlegten) Emhildis-Grabe durch Vermächtnisse für die Zukunft ein Licht zu sichern, welches also der früheren Grabstätte gefehlt haben mag.

Von der zur Krypta gehörigen Oberkirche sei hier nur bemerkt, dass sie allen Umständen nach eine kreuzlose Basilika und mit den Abseiten (über den Kryptaflügeln) neben dem Chore verlängert war; doch schied sich dieser, sicher seit dem entwickelten Romanismus, von ihnen durch hohe Mauern, die erst später weggeräumt sind. An den Langwänden wurden unten bei der neuesten Restauration noch die später und jetzt wieder ausgefüllten Innennischen offengelegt, wie solche auch an den Altresten der Altfridschen Stiftsbasilika zu Essen (vor 873) [1]) nachgewiesen sind. Als seltsames Recognitionszeichen figurirt noch heute in einer Mescheder Urkunde vom Jahre 958 eine übereckgestellte (Fig. 3) Basilika ohne Thurm und bei dem Unvermögen des Zeichners oder vielmehr des Schreibers bloss mit einem Seitenschiffe — dies ist noch sehr niedrig, hält indess auch die ganze Länge der Kirche ohne Unterbrechung durch einen Kreuzbau. Da die Zeichnung auch weiteren Kreisen willkommen und lehrreich sein wird, habe ich sie nach erneuter [2])

---

1) Vgl. über den Essener Bau G. Humann in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande H. 82, 76 u. 78 und die Mauernischen im Grundrisse Taf. V.

2) Näheres und die erste Abbildung in meinem Holz- und Steinbau Westfalens 1873, S. 352, Taf. VIII, 2; noch einmal erscheint eine solche Bauzeichnung als Recognitionszeichen: ein einschiffiges Kirchengebäude mit Dachgallerie, ohne Thurm in einer um 1050 gefälschten Urkunde,

und in allen Theilen verschärfter Aufnahme originalgross hier eingeschaltet. — Ueber den heutigen Gewölben am Chor- und Westende bestehen vom einst flach gedeckten Mittelschiffe noch Hochmauern mit altem Verputze und einigen halbrunden Fensteröffnungen — doch vielleicht schon wie ein verworfenes Würfelkapitäl (Fig. 4), als Reste eines Umbaues aus der Spätzeit des 11. Jahrhunderts.

In spätgothischer Zeit hat man die Basilika mittelst Erhöhung der Seitenschiffe in eine Hallenkirche mit Fischblasenfenstern verwandelt, 1663/69 die drei Paare von Polygonpfeilern, welchen sich am Chore zwei romanische Pfeiler mit rundem Triumphbogen anschliessen, die stumpf-spitzbogigen Kreuzgewölbe und Längsgurte (ohne Quergurte) hergestellt, dem „wiedererbautenTempel“ ein zierliches Barockportal mit historischer Inschrift (vielleicht auch die Streben) angesetzt und 1880 eine durchgreifende Restauration des Innern vorgenommen, wobei verschiedene Eigenthümlichkeiten der romanischen Baureste ans Licht kamen, die bei unserer Beschreibung verwerthet sind oder noch verwerthet werden.

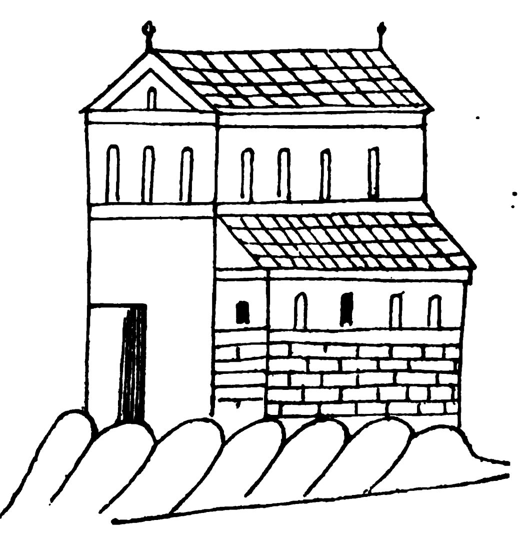


Fig. 3.

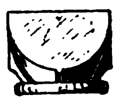


Fig. 4.

Der Krypta und den basilikalen Ueberresten folgt im Alter der viereckige Westthurm — flüchtig und dürftig fundamentirt und oben erhellt mit dreifach getheilten Schallfenstern. Diese sind von einem Mauerbogen überfangen und ihren Theilungssäulchen eigneten, sofern sie keine Aenderung erfahren, schlanke und verjüngte Schafte, schlichte Würfelkapitäle (ohne Platte) und attische Basen ohne Eckblatt. Die Erbauung fällt

---

datirt mit 974 bei Stumpf-Brentano, Würzburger Immunitäts-Urkunden 1874/76, S. 52, Tafel I.

hiernach etwa bald nach 1070, ebenso wie jene Bautheile des Langhauses, wozu einst das erwähnte Würfelkapitäl gehört hat[1]).

Vom Süden her zieht sich an den Westbau der Kirche ein alter (der westliche) Klosterflügel, nach innen mit grossen Rundbögen zu ebener Erde durchbrochen und oben jedenfalls auch, ähnlich wie zu Corvey, als Gang zur Nonnenempore benutzt. Ihr Haus steht auf der Breite und Höhe des Mittelschiffes, diesem einst oben und unten durch runde Bögen aufgethan, jetzt noch westlich vom Thurme, auf den Flanken von den Abseiten begrenzt, als ein viereckiger Einbau da; tief im Untergeschosse befand sich bis 1880 roh gearbeitet und ungelenk gegen die rundbogigen Seiteneingänge construirt auf Eckpilastern ein Kreuzgewölbe und darüber, etwas erhöht, ein Holzboden — eine Durchscheerung, welche nachträglich und, zumal da darin ganze Nester von Hafer zum Vorschein kamen, wohl weit später veranstaltet sein muss, als die Empore der Nonnen, welche 1310 das Stift Canonikern geräumt haben, ihre alte Bestimmung verlor; dass einst hier die Nonnenempore und zwar in einer ungefähren Höhe, wie jetzt die Orgelbühne lag, beweisen die bauliche Umgebung, die Einrichtung gleichartiger Stiftskirchen, jedenfalls auch in der Höhe alte Farbenzieraten, nach deren Spuren dieselbe vormals auch bloss mit einer Holzdecke abschloss, sowie ganz seltsame Funde, welche 1880 im oberen Gemäuer gemacht worden sind.

Es zeigten sich nämlich in den alten Mauern massenhaft Höhlen, ursprünglich nach dem Innern der Bühne verjüngt oder verengt bis auf einen schmalen Schlitz, der mit Ziegelsteinen, also später, verschlossen war —, und zwar in der Nord- und Südwand in zwei, in der Westwand in mehreren Reihen und anscheinend in jeder Höhle die Trümmer eines einzigen irdenen Gefässes; die Geschirre, etwa 50 an der Zahl, waren sämmtlich auf der Drehscheibe gemacht und höchstens am Fusse mit der Hand nachgeformt, an der oberen Rundung, am Halse und Mundrande horizontal in eine oder zwei Reihen mit vier- oder dreieckigen Vertiefungen verziert

---

1) Bei Lübke (1853) werden oberflächlich erwähnt gewisse Baudetails und (unter der Apsis) „noch ein mit Tonnengewölben und Stichkappen gewölbter Rest einer Krypta", so dass Otte a. a. O. II, 220 vom ganzen Mescheder Baunachlass lediglich „Einzeltheile und mehr oder minder beträchtliche Reste" anführen konnte.

(Fig. 5), und diese wie auf altfränkische Art mit Holzstäbchen eingedrückt. Allem Muthmaassen nach hatten die Gefässe keinen Fussrand, eine ovale Gestalt, umgebogene Lippen, eingezogenen Hals und hieran eine so enge Oese, dass sie kaum einen Finger, wohl eine dünne Schnur durchlassen konnte, ihr gegenüber eine etwas weitere, kurze Ausgussröhre, endlich eine weisse in's Gelbliche spielende Farbe. Sonst unterschieden sie sich in dickwandige mit röthlichem (Ziegel-) Bruche und in dünnwandige mit weisslichem, steingutartigem Materiale und röthlichen Zierstrichen am Bauche, welche indess einfach mit den Fingern der Hand aufgetragen sein mochten. Aus den Scherben war nur ein Stück halb, ein zweites, und zwar von der dünnwandigen Sorte, fast vollständig wieder zusammenzusetzen und letzteres maass vom Fuss bis zum Mundrande 22, nach einer anderen Mittheilung 24 Cm., in der äussersten Bauchweite 21 Cm.

Wie die Funde gemacht wurden, lagen die Gefässe ohne irgend welche Beigabe je in ihren Höhlen mit der Gussröhre am Boden und zugleich der engen Maueröffnung d. h. dem Innern der Bühne zugekehrt.

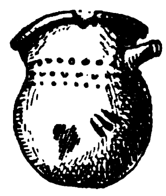


Fig. 5.

Was hatten Mauerhöhlen und Gefässe zu bedeuten? Jene und zumal ihre engen Oeffnungsschlitze waren — das bedarf wohl keiner Erörterung — hier ebenso wenig Wandzieraten als Rüstlöcher, wie die Töpfe constructive Hülfsmittel; auch lassen sich diese wohl schwerlich mehr für die Erbauungszeit des Emporenhauses als eine Collection heidnischer Todtenurnen ansehen, die man aus Pietät gehoben und der Kirche überantwortet habe, welche etwa ihren Bestattungsplatz eingenommen.

Man wird auf gleichartige Vorkommnisse der Bauarchäologie Umschau halten müssen. Solcher gibt es nur wenige, so in Krain, in der Schweiz, nördlicher zu Baumburg und Köln (Severin) [1]. Mögen sie auch unter sich oder gegen unsern Fall in einem oder andern Punkte abweichen, durchschnittlich kommen die eingemauerten Gefässe auf die Wände eines Chores und zeigen mit ihren Mündungen

---

1) Vgl. die Mittheilungen, Erörterungen und Abbildungen der Gebäude, Gefässe und durchlöcherten Mauern von O. Fischer und v. Cohausen in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande H. 37, 61, Taf. VIII — H. 43, 208 — H. 60, 161; Schnütgen, Zeitschr. f. chr. Kunst I, 248, 249.

dem Kircheninnern zu; daher werden die Anlagen für Verstärkungsmittel des Gesanges, die Gefässe für Schall- oder Resonanzgefässe gehalten, ja stellenweise geradezu „stimance", d. h. Stimmtöpfe genannt. Das passt also für Meschede um so mehr, als die zahlreichen Schallgefässe gleichsam concentrisch den Standort der Nonnen umgaben und die älteren Stiftskirchen den correspondirenden Gesang von der Westempore aus sorgfältig pflegten [1]). In ganz Westfalen, vielleicht im ganzen Norden, sucht neben der Baumburger Einrichtung die hiesige ihres Gleichen. Sie ist zudem von den betreffenden Vorkommnissen des Mittelalters das reichhaltigste und das frühste; sie theilt unstreitig bis auf den Ziegelverschluss der Höhlungen die Entstehung mit dem Emporenhause und dies rührt vermöge der Flachdeckung und dem Bogenschlusse der beiden Eingänge, wovon bereits die Rede war, wenn nicht aus der Bauzeit des Thurmes, spätestens von einem um 1180 geweihten Bautheile.

Dann besitzen wir in den beschriebenen Gefässen auch Muster und Vergleichsmaterial in Betreff der hiesigen Töpferei des Hochmittelalters und auch dieser Gewinn lässt sich nicht unterschätzen, solange die Keramik der historischen Zeit, was Formen und Behandlung betrifft, unklarer vorliegt, als jene der Urgeschichte.

---

1) Vgl. die von mir beigebrachten Belege in denselben Jahrbüchern H. 88, 219. H. 89, 177 und im Repertorium f. Kunstwissenschaft XI, 401 ff.

9. Die Baugenealogie der Abdinghofschen Krypta zu Paderborn.

Von

J. B. Nordhoff.

(Mit 1 Abbildung.)

Das neubekehrte Sachsen, welches der heidnischen Vorzeit höchstens einige Kleinkünste, den Holzbau und die Holzschnitzerei entlehnen konnte[1]), sah sich von Anfang an, sobald es darauf ankam, grössere oder kunstvollere Steinkirchen zu schaffen, auf das technische Vermögen und die errungenen Formen der fränkischen und südlichen Länder hingewiesen. Die Angaben der Schriftquellen, Jahrhunderte lang seien Franken, Gallier (Lombarden) oder Griechen (Amalfitaner) als Bauleute- und Lehrer nach Deutschland gerufen und gewandert, bestätigen noch heute mehr oder weniger zutreffend die ältesten Baudenkmäler Westfalens, trotzdem davon nurmehr ein äusserst kleiner Rest besteht. Bestimmter noch als das Steinhaus eines Grafen an der Weser (822) ging die Krypta zu Meschede, die wir heute noch im Kerne vorfinden, auf fränkische Maurer und die letztere auch im Plane auf ein Fuldaer Vorbild (Petersberg) zurück. Die Klosterkirche zu Corvey zieren im alten Westbaue (gegen 1000) nicht nur allerlei antikische Glieder, sondern als Erbtheile der ersten grossen Steinbasilika (844), wofür Corbie an der Somme das allgemeine Vorbild gegeben hatte, korinthisirende Capitäle und antike Gebälkstücke — Alles augenscheinlich Erzeugnisse südlicher Baukünstler gerade wie die schwierigen Constructionen und feinen Glieder an den Alttheilen der Stiftskirche zu Essen (um 1000). Die Nonnenkirche zu Schildesche, wofür man 939 die Werkleute aus Gallien heranzog, ist gänzlich zu Grunde gegangen — erhalten dagegen die Bartholomäikapelle zu Paderborn (1017), das schöne

1) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte 1890, S. 111.

Werk griechischer Meister[1]). Aus der Lombardei wanderten mit den Kaufleuten ganz erklärt allerhand Planmotive und Schmuckmuster in die Mitte des Landes, bis der gothische Baustil Halt gebot[2]).

Als Bischof Meinwerk von Paderborn (1009—1036) in seiner Residenz ein Bauleben anfachte[3]), wie es bis dahin kein Bischofssitz des Landes gesehen, nutzte er die Errungenschaften in der Nähe (Corvey) und Ferne (Aachen) aus, nahm von allen Seiten, sogar aus Unteritalien, kundige Maurer und Zimmerleute in Dienst, begünstigte die gewonnene Künstlerschaft durch Wohnungen und Ehren, und fand wohl bald in der theoretischen Kunstleitung eifrige Stütze an den wahrscheinlich aus Lothringen[4]), 1014, hergeführten Cluniacensern auf dem Abdinghofe zu Paderborn.

Von den kirchlichen Bauten seiner Residenz überdauerten die vielen Jahrhunderte die bereits genannte Bartholomäikapelle, der

---

1) Meine Vermuthung, dass diese zunächst für Amalfitaner zu halten seien, stützt sich auf das im Repertorium f. Kunstwissenschaft XI, 149 beigebrachte Schriftzeugniss, wonach 1066 Bauleute aus der Lombardei und Amalfi nach Monte Casino bestellt wurden; und sicher eher aus Unteritalien, als aus Griechenland sind schon zwischen 813 und 820 vom Kaiser Leo die Baumeister wegen eines Klosterbaues nach Venetien entboten (A. Fr. Gfrörer, Byzantinische Geschichten 1872, I, 147). Bis zum 11. Jahrhunderte nahmen im griechischen Unteritalien auch Malerei und Architektur einen merkwürdigen Aufschwung (J. D. Fiorillo, Gesch. d. zeichnenden Künste II, 739 ff.); gerade Amalfi wetteiferte seit dem 9. Jahrhunderte an Betriebsamkeit, Handel und Gemeinwesen mit Venedig (Gfrörer a. a. O. I, 567 f.) und theilte mit Neapel und Gaeta griechische Sitte und byzantinische Hoheit (v. Rumohr, Italienische Forschungen 1827, I, 316). Byzantische Einflüsse überhaupt lassen sich in den Kleinkünsten Westfalens und des Abendlandes bis ins Hochmittelalter verspüren. E. Dobbert, Götting. gelehrte Anzeichen 1890, S. 877 f., 881.

2) Vgl. über das Gesagte, sofern es nicht örtlich belegt ist, meine Abhandlungen im Repertorium f. Kunstwissenschaft 1888, XI, 147 ff. „Die lombardischen Bau- und Kaufleute in Altdeutschland", Allgemeine Zeitung 1891, Beilage Nr. 253, meinen Holz-Steinbau 1873, S. 385 ff.

3) Vgl. Holz- und Steinbau S. 368 ff., Bonner Jahrbücher H. 89, 166 ff., H. 84, 191 f.

4) Nicht nach der Vita Meinwerci ed. Overham 1681 aus Cluny. Vgl. W. Giesebrecht im Westfäl. Urk.-Buche, Supplement Nr. 639 und über die Cluniacenser-Regsamkeit in Belgien zum Jahre 1022 S. Hirsch in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter Heinrich II. Bd. III, 234 ff. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichts-Quellen A[8] II, 102 ff., 109.

Dom mit dem Westthurme und beträchtlichem Plantheile, die Busdorfkirche[1]) mit einem kühnen Hochbaue, und die Klosterkirche Abdinghof mit wesentlichen Mauertheilen und namentlich mit der Krypta.

Im Einzelnen zierlich, im Gesammten stark und praktisch, wie die Paderborner Architektur sich entwickelte, warf sie ihre belebenden Strahlen weithin über Westfalen, sogar bis in die niederen Lande. Vorab profitirten die Klöster und Stifte, welchen die altfränkischen Bautypen nicht mehr genügten, von den neuen Bauvorbildern und jedenfalls auch von der Leistungsfähigkeit der geschulten Meister und Werkleute Paderborns.

Ob alle Meinwerksbauten bis zum Bischofspalaste[2]) und bis zur Bartholomäikapelle den Beifall der Baulustigen fanden, lässt sich schwer sagen, da von ihnen sowie von ihren Nachbildungen nichts oder nur Theile mehr bestehen oder bestehen mögen; zweifellos vernehmen wir in dem gegenwärtigen Baubestande noch häufig das Echo des Domes und der Klosterkirche Abdinghof; wie von jenem der felsenfeste Westbau, widerstand von dieser die alte Krypta siegreich den Unbilden der Zeiten.

Die Cluniacenser, unter deren Klostermauern die von Meinwerk

---

1) Das angeblich (Vita Meinwerci c. 120, 122) nach Maasgabe der Grabeskirche zu Jerusalem 1033/36 aufgeführte Gebäude ist durch spätere Bauten gänzlich bis auf die Westpartie des (jetzigen) Chores verdrängt: von zwei runden Aussenthürmen werden (ähnlich wie dann seit 1042 am Dom zu Merseburg, Fig. 112 in Bau- und Kunstdenkmälern der Prov. Sachsen VIII, 94, 111) eingefasst eine Halbkreis-Apsis, hoch über ihr ein breiter Tonnengurt und das nach Corveier Art (Repertor. f. K.-W. XII, 383) darauf gestützte Thurmmittel, nämlich ein (östliches) Glockenhaus. Wie sich einst dessen Westmauer durch Fenster, so öffnet sich noch jetzt die Ostmauer durch eine Arcaden-Gallerie, und an dieser kommen zum Vorscheine einfache Mauerkämpfer, über den drei verjüngten Schaften gedrückte Würfelcapitäle; an einer noch unveränderten Säule ergeben ein winziger und ein schwerer Pfühl der Base, sowie das Fehlen des Eckblattes das hohe Alter. Die Säule besteht wie die gleichartigen Säulchen an Meinwerks Domthurme aus Grünsandstein. Bonner Jahrb. H. 89, 173.

2) Die Aachener Vorbilder für die Laube der Bischofswohnung und deren (hohen) Transitus zum Dome wurde bereits Repertor. f. K.-W. XI, 396, N. 1 betont; einen ähnlichen Transitus gab es ferner am karolingischen Palaste zu Gondreville (Bock, Niederrhein. Jahrbuch 1844, II, 275) und vielleicht auch zu Ingelheim (cf. Ermold. Nigellus, Carmina IV v. 184 ff. v. Rumohr I, 211).

angesiedelten Künstler wohnten, leisteten, vermuthlich gefördert von den Fertigkeiten und Erfahrungen ihrer heimatlichen Ordensklöster, bald in Kunstdingen so Bedeutendes auf westfälischem Boden, dass sie auch nach dem Tode Meinwerks noch die wundersame Felsensculptur der Externsteine (um 1115) schufen[1]). Die Paderborner Bauformen wehten gleichsam durch sie und die geschulten Bauleute ringsher nach den kunstarmen und baulustigen Bauplätzen, gleichviel ob dieselben unter Meinwerk zuerst gehandhabt oder anderswoher übernommen und ausgestaltet waren.

Zur Klosterkirche Abdinghof ward 1016 der Grundstein gelegt, die feierliche Weihe auf das Ende des Jahres 1022 festgestellt, jedoch durch den Sturz des Chorgewölbes vereitelt und daher am 2. Januar 1023 vorläufig an der Krypta und zwar auf den Namen des Hauptmärtyrers Stephanus vollzogen. Da eine geschichtliche Würdigung des Langhauses hier zu weit führen würde, fassen wir lediglich die Unterkirche ins Auge; sie steht noch vom Tage der Weihe (1023) im Ganzen unverletzt vor unsern Augen; so wollen es die allgemeine Annahme, die Stilcharaktere und besonders der erfreuliche Umstand, dass sie sich als das architektonische Muster von einigen jüngeren Krypten erweist. Ihre Bauart versprach um so mehr, als eine Krypta zu Paderborn wie dem neuen Dome Meinwerks, so schon der alten von Karl d. Gr. errichteten Kirche eigen war[2]); mit letzterer wie mit der Hauptkirche zu Corvey theilte auch Abdinghof den heiligen Patron (Stephanus).

Jedenfalls steht die Anlage[3]) nächst dem Unterchore zu Corvey und dem Alttheile der Krypta zu Essen in der Vorderreihe der sächsischen und an der Spitze der westfälischen Krypten mit klar ausgeprägter Hallenform, und sie imponirt dem ersten Blicke mit dem einfachen Grundplane, mit den gebieterischen Maassen und dem alterthümlichen Ausdrucke.

Sie springt etwas ins basilicale Langhaus vor und neben

---

1) Vgl. W. Giefers, Drei merkwürdige Capellen 1854, S. 15 ff., Ders. Westfäl. Zeitschrift 27, 1 ff. C. Dewitz, Die Externsteine 1886 mit 15 Tafeln. Bonner Jahrbücher H. 84, 191 ff.

2) Vita Meinwerci c. 1, 17.

3) Grundriss und Bündelsäulchen bei Lübke, Mittelalterl. Kunst in Westfalen 1853, S. 60 f., Taf. II, 7, a, a, und bis auf den Grundriss copirt bei W. Giefers, Drei merkw. Kapellen, Taf. I, 2, II, 4 (Fig. 5 stimmt nicht).

dem Vorsprunge liegt jederseits, also am Ostende der Seitenschiffe, ein Podest und unter dem Südpodeste (jetzt) der Zugang zu ihrer Thüröffnung, diese also am Westende der südlichen Langmauer. Die Podeste sind vielleicht, die massigen Mauerpfeiler im Innern der Krypta sicher Nachträge; die Mauerpfeiler verstärken den Chorbau[1]) ebenso wie die gleichartigen der Domkrypta[2]), die erst im 17. Jahrhundert angesetzt sind. Die Podeste haben keine oder der Entstehung nach nur unsichere Gegenstücke, zumal da sie am Ostende der Abseiten oder der Kreuzarme den beliebtesten Standort von Altären beeinträchtigt hätten, und wären sie zu Fischbeck an der Weser, wo auch bloss ein Seitenzugang vorkommt, ursprünglich, so hätten sie schwerlich harmonirt mit den Kreuzapsiden, wie denn auch ihre Einwölbung wenigstens allgemein für eine spätere[3]) Arbeit gilt. Abdinghof hatte einst auch offenbar statt des einen zwei Zugänge sowohl vom Norden wie vom Süden — gerade wie die Krypten zu Emmerich und zu Hersfeld. Zu Emmerich fehlt die Handhabe, den Grad des Krypta-Vorsprunges ins Langhaus zu bestimmen, indem dies bis auf einen Rest längst verschwunden ist[4]); zu Hersfeld ging die Krypta (1040 geweiht) im Grundplane und im Mauerwerk einer lebendigeren Eintheilung entgegen; dabei rückte sie gleichfalls etwas über den Chorbereich hinaus, so dass sich an der freien Westfronte eine Luke gegen das Langhaus und an den Kreuzarmen Seitenthüren anbringen liessen[5]). Solche ergeben sich ja dort, wo die Krypta die ganze Vierung bespannte, wie von selbst; ja sie zwängten sich im Dome zu Goslar, wo die Krypta mit dem Chore abschnitt, sogar durchs Mauerwerk, unmittelbar neben der

---

1) Jedenfalls zu Gunsten der Einwölbung; kleinere Belastungen kommen nicht in Anschlag, wovon z. B. folgende mir durch Herrn Stolte 1890 28. 7. mitgetheilte Notiz der Theodorian. Bibliothek Ms. 24. J. XVI, 35 zum Jahre 1418 vermeldet: . . . dominus Hinricus abbas (Abdinghofensis) . . . magnam et pulchram tabulam lammis argenteis ac ymaginibus elevatis altari summo commensuratam edidit fecitque pariter armarium lapideum iuxta altare ad securam corporis Christi custodiam pulchre et sumptuose fabricari.

2) Bonner Jahrbücher H. 89, 180.

3) Lübke a. a. S. 70.

4) Vgl. über die Schicksale des Langhauses A. Tibus, Zur Geschichte der Stadt Emmerich 1882, S. 26, 25.

5) W. Lotz im Correspondenzblatte des Gesammtvereins 1858, S. 115, Fig. 1 u. 2.

Vierung [1]). Enthielt einst gar die Westmauer der Abdinghofer Krypta den Zugang? Mit anderen Worten, ist ihre Westpartie eine nachträgliche, wenn auch noch gut romanische Verlängerung, wie solche gleichfalls, allerdings in entgegengesetzter Richtung, den Unterkirchen zu Essen, Vreden und Freckenhorst bescheert worden ist?

Die beiden letzteren stehen — das sei schon zum leichteren Verständnisse des Folgenden beigefügt — gleich jener zu Emmerich unter dem Formeneinflusse von Abdinghof [2]). Sie sind sämmtlich Hallenbauten mit Wandpilastern, wechselnden Freistützen, geradem Schlusse oder halbrundem Gesammtchore. Keiner von ihnen eignen solche Pfeilerstämme — platte Prismen mit niedrigen Kämpfern — wie die beiden am Westende zu Abdinghof sind; diese stehen zudem auf der Scheide von Chor und Mittelschiff, also gerade auf der Linie, die sonst das Westende der Krypta bezeichnet hätte. Nun, war die Krypta einstens kürzer, so lagen ihre Oeffnungen in der Westmauer, doch wohl kaum schon in der Mitte, eher an den Seiten [3]) gerade wie bei den nicht in die Vierung vorgeschobenen Nachbildern und den ältern Bauten überhaupt.

Unsere Krypta ist ein längliches Viereck, gen Osten also noch mit einer geraden Mauer abgeschlossen und hierin ist eine apsidenartige Nische vorgesehen, das Ganze von Tonnengewölben mit einschneidenden Stichkappen bedeckt. Die schon erwähnten Westpfeiler abgerechnet, wechseln die drei östlichen Stützenpaaren mit gesuchter Unregelmässigkeit, indem in dieser Reihe ein viereckiger Pfeiler die Mitte zwischen zwei Bündel-Säulen, in jener die östliche Frontstellung von solchen einnimmt. Die Basen der Pfeiler belebt eine S c h m i e g e, jene der Wandpilaster eine solche in Gestalt einer m a t t e n K e h l e; die Kämpfer und Kapitäle stellen eine bunte

---

1) W. M i t h o f f, Kunstdenkm. u. Alterth. im Hannoverschen. III, 43.

2) Meinwerk wurde 1036 in der Krypta und vermuthlich in einem Steinsarge, worüber bald ein Licht brannte, nach 340 Jahren jedoch auf dem erhöhten Chore beigesetzt, bis 1803 in Folge der Säcularisation die Gebeine nach dem Busdorf gebracht wurden (B e s s e n, Gesch. des Bisthums Paderborn 1820, I, 137, 138). Nach einer Darstellung (etwa von 1500) auf seinem Sarkophage hatte die Kirche drei Thürme, Figur: in AA. SS. Juni V, 509.

3) Dies ist angeblich frühere, jenes jüngere Weise (D e h i o und v o n B e z o l d, Kirchliche Baukunst des Abendlandes I, 184) — doch nicht im Rheingebiete. A l d e n k i r c h e n, Bonner Jahrb. 74, 86.

Musterkarte ungleicher Formen dar; die Kämpfer der Wandpilaster bestehen hauptsächlich aus Kehle oder Schräge und Platte, jene der beiden Pfeiler aus steilem Karnies und Platte. Die Säulen offenbaren in der Verjüngung und Basenbildung Anklänge an den Altbau des Busdorfs, in dem gehäuften Gliederwerk der Profile an den Unterchor zu Corvey, worin auch der Stützenwechsel, nur regelmässiger, waltet. Die Bündelsäulen haben eine (kahle) attische Base, ein halbmerklich geschwelltes Trichterkapitäl, darüber eine entweder mit Palmetten oder Drachengebilden behauene Platte und Kämpferstücke von reichster Gliederung und kühnster Ausladung[1]): eins davon steigt geradezu aus mehreren Gliedchen stufenförmig 9 cm hoch bis zur Oberplatte an und das mittelste davon ist als Rundstab stellenweise mit Ringen umzogen. — Wie dasselbe an dem antikischen Perlstab, der auch zu Corvey bis ins 11. Jahrhundert fortgeht, und wie das Capitäl an die dorische Form[2]), so gemahnt die Ziersculptur mit dem Kleingliederwerk zugleich an den Schnitt der Holztechnik. Ein dorischer Keim steckt auch in dem Bündel der Säulen oder vielmehr in ihrem Vierpassdurchschnitte — er sollte sich bald klarer entfalten, nämlich auf auswärtigen Bauplätzen.

Gerade im Gegensatze zur gangbaren Auffassung[3]) ist die Krypta zu Emmerich nicht das Vorbild, sondern das Nachbild der Abdinghofer Unterkirche und zwar ein sehr ausgeprägtes. Verräth schon das Vitus-Patronat zu Elten (963) eine frühzeitige Verbindung des Niederrheins mit Corvey und Herford[4]), so besass dort der Paderborner Kunsteiferer Meinwerk seine Stammgüter, die er theils rheinischen Kirchen, theils dem Kloster Abdinghof vermachte.

---

1) Namentlich mittelst des Karniesses, also ganz anders wie in der angegebenen Zeichnung bei Lübke und Giefers, das Capitäl selbst besser bei G. Humann, Bonner Jahrbücher 88, 184, Fig. 25, wo S. 190 auch Mehreres über den Gebrauch der Schmiegen.

2) Nicht an die südlicheren Trapezkapitäle bei W. Schleuning, Michaels-Basilika zu Heidelberg 1887, S. 33, 42.

3) E. Aus'm Weerth, Kunstdenkmale des chr. Mittelalters in den Rheinlanden I, p. XV sagt: „Der von Quast hervorgehobene Dorismus der westfälischen drei Säulenpaare ... und der Vergleich der andern mit den schon einfacher ausgeführten in der Krypta zu Abdinghof ... setzen die Emmericher Krypta unzweifelhaft ins erste Jahrtausend.“ Darnach vermutheten Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 184 noch wohl eine Entstehung im 10. Jahrhundert.

4) Repertor. f. K.-W. XII, 374, 376.

Die Klostermänner hatten an diesen Bodenschenkungen stets feste Haltepunkte des rheinischen Verkehrs [1]) und daher flossen auch in ihre Reichsannalen manche Nachrichten von Utrecht, Lüttich und Flandern [2]). Meinwerks Schenkungen veranlassten zu Emmerich auch die Verlegung und Erneuerung der bevorzugten Stiftskirche, und zwar nach dem Jahre 1031 [3]).

Da sich Emmerich so durch Meinwerk und die Abdinghofschen Mönche nach Paderborn hingezogen sah, konnte die hiesige Abteikirche und Künstlerschaft leicht belehrend und gestaltend auf den Bau der rheinischen Stiftskirche einwirken. Schon wurden die drei Hallenschiffe der Krypta [4]) gen Osten mit einem Halbrund geschlossen, die Gesimse, in welchen Kehlleisten oder Karnies an den Basen beziehungsweise an den Kämpfern vorherrscht, plastischer behandelt, die Stichkappen aus der Kreuzgrätenwölbung fortgelassen, die Freistützen zwar einheitlicher in der Säulenform, jedoch Paar für Paar wieder wechselvoll ausgeführt. Das westliche Paar umgeben an der Oberfläche je sechszehn, das mittlere je acht, das östliche und letzte je vier aufsteigende Rundstäbe; das letztere kehrt also im Durchschnitte den Vierpass [5]) heraus, wie die Säulchen zu Abdinghof. Aus ihm, als dem Grundmotiv, sind also zu Emmerich fortschreitend vermehrt und geschwächt die Rundstäbchen der übrigen Stützen hervorgegangen, bis die acht- und vollends die sechszehn-

---

1) Vgl. Vita Meinwerci c. 4, 22. Gobelinus Persona, Cosmodromium ap. Meibom SS. rer. German. I, 260.

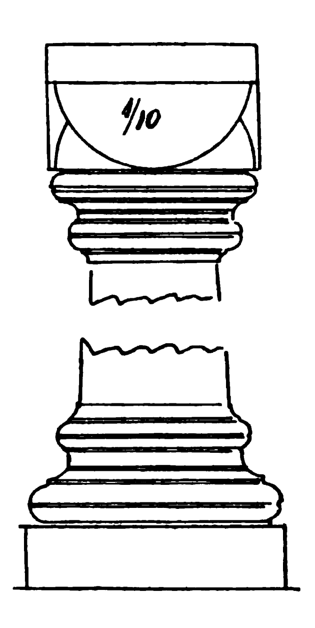
2) Vgl. Scheffer-Boichorst, Annales Patherbrunnenses 1870, S. 78, 80, 95, 101, 103, 115, 126.

3) A. Tibus, Alter der Kirchen zum h. Martinus und zur h. Aldegundis 1875, S. 17, 58 ff., 65, Ders., Zur Geschichte der Stadt Emmerich 1882, S. 13, 17.

4) Ein schlichter Grundriss bei A. Springer, Baukunst des christl. Mittelalters 1854, Taf. VIII, 8. Ich benutze eingehende Aufnahmen des Herrn C. Riffarth aus M.-Gladbach; Beschreibung bei H. Otte, Gesch. der rom. Baukunst in Deutschland 1874, S. 199 und darnach bei Tibus, Gau Leomerike 1877, S. 121. Technisch-Formales bei Humann a. a. O. 88, 181 ff.

5) In der Krypta des Münsters zu Neuss, wo auch die Schmiege der Säulenbase eine sonderbare Form gibt, laden die vier Säulchen (1074) so weit aus, dass sie eben durch den viereckigen Pfeilerkern noch Zusammenhang behalten. Humann a. a. O. 88, S. 190, Fig. 13, S. 182, Fig. 10. Aldenkirchen das. 74, 87.

passigen sich wie die Matrizen dorischer Canäle ausnahmen. Die Säulchen im Sechszehnpasse krönt bereits das zu Essen und in Mischform zu Paderborn (Fig.) vorgebildete Würfelcapitäl[1]), die übrigen Säulenköpfe sind aus einem stumpfen Viertelstabe gebildet und wie die Basen von den Rinnen des Schaftes durchfurcht. Das dorische Gefühl[2]), welches die Capitäle und Schaftsäulchen athmen, durchdringt sich indess wieder mit den Tiefmeisselungen der Schaftrinnen, nur plastischer und stereotomischer, als es zu Paderborn geschieht.



Die Harmonie dorischer und holztechnischer Laute steigert sich in der Nähe, doch wiederum auf westfälischer Erde, nämlich zu Vreden, wo das erlauchte (praeclara) Frauenkloster, wenn nicht von Meinwerk, so doch von seinen Ahnen vor 839 gestiftet ist, die dort auch von alters her in der Krypta ihre Grabesruhe fanden[3]). Der Bau[4]) zerfällt in eine spätere Erweiterung nach Osten und einen westlichen Alttheil; dieser erhielt noch, sofern er bei der Erweiterung nicht wesentlich verändert ist, einen geraden Ost-

1) Das Säulchen kam bei der Restauration (1868) aus dem Kirchengemäuer zu Tage; die attische Base dient umgekehrt als Säulenhals und erinnert mit den Horizontalriefungen an die Riemchen (Schnüre) der dorischen (jonischen) Säule. Der freundlichen Zeichnung des Bauraths W. Schultz wurde schon gedacht Bonner Jahrbücher H. 89, 174, N. 5.

2) R. Adamy, Architektonik des Muhamedanischen und Romanischen 1887, II, 274, ist „von der Anwendung der dorischen Säule .... ein Beispiel aus der romanischen Kunst nicht bekannt."

3) So Bertradis, wahrscheinlich die erste Aebtissin, Schwester des Stifters Waltbert, dieser selbst und 1016 der Graf Wichmann (R. Wilmans, Kaiser-Urkunden der Pr. Westfalen 1867, I, 419, 421). Nach einer freilich spätmittelalterlichen Aufzeichnung . . . itur ad sepulchrum eius (sc. Bertradis) infra chorum (das. S. 420) — hätte hier aber, wie zu Meschede, mit dem 9. Jahrhunderte eine Krypta (infra chorum) bestanden, so wäre die vorfindliche ein geräumiger, hallenartiger Umbau.

4) Grundriss, Längendurchschnitt, Stützencapitäle bei Lübke Taf. II, 3, 4 b—e, XVI, 17, 18. Vgl. Corresp.-Bl. d. Gesammtvereins III, 25.

schluss, zwei westliche Eingänge, und gleichfalls inmitten zweier Pfeilerpaare zwei Rundsäulchen. Hier laufen in den stämmigen Säulen, den trichterartigen Capitälen mit phantastischen Ausmeisselungen von Abdinghof (und Emmerich), in den bereits mit Kreuz- und Quergurten durchzogenen Kreuzgewölben von Essen (Krypta) und in den seltsamen Vertikalzierden der Pfeiler und Säulen von Emmerich und Essen die Fäden offenkundig zusammen. Ein Säulchen besitzt die Horizontalstäbchen von Emmerich gleichsam einwärts gekehrt, d. h. förmliche Canäle, die Stege von Kerbrinnen durchfurcht, eine Pfeilerfläche sogar eine erhabene Flachsäule mit jonisirendem Capitäl [1]). Sonst bestehen die Umrisse der Pfeiler hier so, dort so: aus geraden oder concaven Einmeisselungen und an den Ecken aus einem, oder aus zwei Rundstäben. In Stil und Zier nähert sich also die Krypta mehr dem jüngeren Bau zu Emmerich, als dem Urbilde zu Abdinghof; dass sie dem ersteren in der Entstehung nicht voranging, bezeugen ihre gleichfalls nahen Verbindungen mit der Unterkirche zu Essen und zwar weniger mit deren schon durch Gewölbegurten ausgezeichneten Alttheile (um 1000), als mit dem jüngern Ostbaue von 1051 [2]); in ihm schwindet mit den dorischen Elementen der Wechsel der Freistützen, oder vielmehr die alttraditionelle Säule [3]) ist zu Gunsten des Pfeilers verworfen, der allerdings die kräftigsten Rundglieder und Vertiefungen behält — und dies Alles erlangt (seit 1042) die äusserste Ausgestaltung in der Domkrypta zu Merseburg [4]). Daher erscheint die Vredener Krypta eher eine Vorstufe, als eine Altersgenossin des Essener Ostbaues, zumal da diesem ausser der Basenschmiege nähere Anklänge an Abdinghof fehlten. Aus der Mitte des 11. Jahrhunderts ist kein Ereigniss bekannt [5]), das den Anstoss zum Baue gab, es sei denn die

---

1) Ein ähnliches, architektonisch entwickeltes zu Essen; jonisirende Capitäle zu Osnabrück und anderswo. Bonner Jahrbücher H. 88, S. 183, 205. Ueber die zu Gernrode (10. Jahrh.) begonnene Einkerbung der Pfeilerkanten und die vertieften Füllungen einer Hildesheimer Säule der St. Michaelskirche vgl. Humann a. a. O. 88, S. 180, 183, Fig. 11.

2) G. Humann a. a. O. H. 82, 76 ff.

3) Vgl. A. Springer in d. Westdeutschen Zeitschrift III, 204, 205.

4) Bau- und Kunstdenkmäler der Pr. Sachsen VIII, 94, 111. Vgl. die Abbildung bei Fr. Kugler, Gesch. der Baukunst II, 374.

5) Etwas zu früh 1024 der Besuch Conrads II. Vgl. H. Breslau, Jahrb. des deutschen Reiches unter Conrad II. 1879, I, 39.

segensreiche Regierung der Kaisertochter Adelheid; entweder sie, welche 1044 gestorben und auch zu Quedlinburg als Bauherrin bekannt ist [1]), oder ihre ungenannte Nachfolgerin, möglicherweise die Theophania von Essen, welche hier die Weihe des Osttheiles veranstaltete und zugleich Aufnahme ins Vredener Nekrolog gefunden hat [2]), muss für die Urheberin des Westtheiles der Vredener Krypta gelten.

Das Ostwerk markirt sich gegenüber dem Westtheile durch seine Höhe, Bauart und Stilcharaktere ganz bestimmt als ein selbständiger und nachträglicher Zusatz, und da er jeglicher Verwandtschaft mit Abdinghof enträth, muss seine Datirung und seine aussergewöhnliche Stilweise einer besonderen Abhandlung vorbehalten werden.

Abdinghofer Formgedanken zündeten auch im nördlichen Franken, an dem grossen Basilikabaue der Klosters Hersfeld (1040). Die oben (S. 120) hervorgehobene Uebereinstimmung mit der Westpartie von Abdinghof kann nicht zufällig sein, denn an der erhaltenen Säule repetirt auch das schwach ausgebogene Trichterkapitäl, an den Wandpilastern der steile Karnies, sogar die matte Basenkehle [3]) (vgl. S. 121) — zwischen den beiderseitigen Basiliken selbst stellen sich gleiche oder frappante Züge heraus, die auf einem nähern Verkehr beider Klöster beruhen: ganz erklärlich, weil der in der Hersfelder Bauzeit zu Paderborn regierende Bischof Rothard (1036—1051) vorher Abt zu Hersfeld war [4]).

Der Domchor zu Merseburg, seit 1042 erbaut, knüpft, wie mit dem Rundpaare der Thürme an Busdorf (S. 118), so mit dem Aufgeben der Säule an Essen, mit der Umkleidung des Pfeilerkernes an alle bisher betrachteten Bauten, etwa mit Ausschluss des Hersfelder. Den Pfeilerkern verhüllen tiefe und erhabene Horizontalglieder, die ersten von solcher Einsenkung, als uns bislang nicht begegnet ist, die letzteren wieder abgewechselt, nur nicht in der Multiplikation (Emmerich), sondern in der Coordination (Vreden). Liegen auf den Ecken die Rundstäbe, so kommen auf die Flächen die Polygonstäbe oder umgekehrt und nehmen gar Rillen an, wie

1) A. Hartmann, Mittelalterl. Baudenkmäler Niedersachsens II, 198.

2) Vgl. F. Tenhagen in d. Westfäl. Zeitschrift 48, I, 147, 150. G. Humann im Correspondenzblatte des Gesammtvereins 1884, S. 89.

3) Lotz a. a. O. 1858, Fig. 5, 6, 12, 8.

4) E. F. Meyer in d. Westfäl. Zeitschrift X, 165.

sonst die Stege (Rundstäbe); die vier Rundsäulchen spiegeln auf die Flächen gelegt noch verdeckt, auf den Ecken [1]) aber klar den Bündelpfeiler von Abdinghof wieder, nur dass sie nicht mehr ineinander, sondern mit dem Pfeilerkerne verschmelzen. Aehnlich wie zu Paderborn erbauen sich gewisse Gesimse der Freistützen aus gehäuften Kleingliedern und nehmen die Wandpilaster am Sockelsimse die einfache Schräge, die Kämpfer den schon von zwei Plättchen eingefassten Karnies an. An den Alttheilen des Domes überhaupt spielt mit der einfachen Schräge auch die matte Kehle [2]) eine auffallende Rolle, gerade wie zu Abdinghof.

Allerlei Verbindungen tauchen auch zwischen den Basiliken zu Abdinghof und zu Fischbeck [3]) an der Weser, also in Ostnähe von Paderborn auf und zwar, was die Fischbecker Krypta betrifft, noch gegen 1100. Sie zeugt in allen Theilen von einem inzwischen fortgeschrittenen Romanismus, hat namentlich als Wandstützen Säulen statt der Pilaster und über dem halbrunden Ostschlusse Gewölbe von Quergurten begrenzt und von Längsgurten durchzogen, doch in dem Walde von Freisäulen will die Unregelmässigkeit noch nicht ganz weichen, indem die beiden östlichsten Stützen sich buchstäblich in vier gebündelte Säulchen auflösen [4]), nicht anders wie die Apsiseinfassung an einem Kreuzarme des Langhauses.

Noch ein schönes und vielleicht das frühste Beispiel Paderborner Bauexpansion werde hier und zwar erst am Schlusse ge-

---

1) Vgl. die Abbildungen bei L. Puttrich, Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen I, 22, Bl. 9 x—y, u—v und bei Fr. Kugler, Gesch. der Baukunst II, 374.

2) Vgl. in Bau- und Kunstdenkmälern der Pr. Sachsen VIII, Fig. 113, 114, 91, 98.

3) Eine bald nach 1100 fallende Bauzeit des Langhauses bekunden u. A. die fast totale Flachdeckung, das schlichte Gepräge des Innern und das Würfelornament — dagegen dürfen gewisse Formen und Zierden, z. B. die Vielpassfenster, die aufgeblendeten Säulenstellungen und Arcaden, welche sogar Geschosse bilden, um so weniger zu Gunsten eines jüngern Datums sprechen, als solche auch dem bis 1140 erbauten Kirchlein zu Idensen verliehen sind (vgl. Bonner Jahrbücher B. 90 S. 88, N. 2 und 3). Da sie hier so früh, und später so selten vorkommen, werden sie auf südliche (lombardische) Wandermeister zurückzuführen sein. Weitere Begründung in der Allgemeinen Zeitung 1891, Beilage Nr. 253.

4) Lübke a. a. O. S. 70, Taf. III. Fig. 1, 2, 8 und P. Tornow, in den mittelalt. Baudenkm. Niedersachsens III, 81 Taf. 137—139.

würdigt, weil ihm die ursprünglichen Edelglieder fehlen, wodurch sich uns jene bisher so schlagend ankündigte. Es ist ein Theil der Krypta zu Freckenhorst in der Mitte des Landes. Vor etwa fünfzig Jahren wurde sie gleichsam wieder entdeckt, ganz verschüttet, das Gewölbe „anstatt der Säulen mit rohen Mauern unterfangen", die vorfindlichen Säulen, sofern ich einen gleichzeitigen Bericht[1]) zutreffend auffasse, aus Anröchter Grünstein (S. 118) gefertigt, aber zertrümmert, die Capitäle in abgerundeter Würfelform, die Eckzierden der Basen als Nasen gebildet. Capitäle und Basen entsprachen also der Bauzeit von 1100 und diese passt auch thatsächlich zu dem Ostbaue, zumal dem Gewölbe desselben Kreuzgräten und nur zwei kurze Längsgurten zukommen; der Westbau aber ist, was meine Vorarbeiter übersehen haben, viel älter. Er besitzt[2]) noch Wandpilaster, zwei Eingänge von der Vierung her, und über den sechs (spätern) Rundsäulen Tonnengewölbe mit Stichkappen. Diese sind so alterthümlich[3]), dass man trotz aller constructiven Berührung desselben mit Abdinghof diesem den Altersvorrang streitig machen könnte, wenn nicht die Thurmeinfassung und die ausgebildete Hallenform zu Freckenhorst vorläge und das Frauenstift noch später (1116—1129) für den Bau einer grossen Basilika ein ganz wesentliches Motiv von Paderborn entlehnt hätte. Es stimmt nämlich der Westthurm mit seinen beiden Trabanten und der innern Hoch-

---

1) Von B. Zehe in Schulte's Mittheilungen über das Stift Freckenhorst 1852. S. 3, 13.

2) Vgl. meine Kunstdenkmäler des Kreises Warendorf 1886, S. 105. Grundriss und Durchschnitt Fig. 52, 53.

3) Vielleicht nahm das Oldenburgische Kloster Rastedte, welches sich in wichtigen Angelegenheiten in Westfalen Raths zu erholen pflegte, gleich für die Anlage der Krypta nach 1059 Lehre von hier an: mag die Krypta auch noch kleiner und der späteren Entstehungszeit angemessen, in der Wölbung weiter entwickelt oder, was die Bildung der attischen Basen betrifft, gar schon die Eckzehe darin zu finden sein. Vgl. Wilmans K. U. II, 402. ... fundata vero haec ecclesia edificiis pulchris; comes Huno (sc. fundator) specialiter sibi et uxori suae capellulam sub choro precepit construi, in qua, semotis negotiis secularibus, Deo preces funderent. ... Qui (abbas Meinricus um 1190), postquam sanctuarium, scilicet superiorem partem ecclesiae, de lapidibus laterum et dormitorium edificasset, Westphaliam pro negotiis ecclesiae visitaverat, infirmitate raptus moritur, et in claustro, quod Vreckenhorst dicitur, honorifice est sepultus. Chronicon Rastedense in Ehrentraut's Friesischem Archive II, 248, 272.

empore bis auf die Maasse mit dem Thurmwerke des Domes zu Paderborn, dem später die Hochempore entrissen worden ist [1]).

Aus unsern Erörterungen geht deutlich hervor, dass im 11. Jahrhundert kunstreiche Kirchenbauten noch langehin selten und durchschnittlich nur den reichen Stiften möglich waren. Und erstand einmal ein zweckmässiges und gefälliges Bauwerk, so gingen dessen Planform, Edelglieder, zumal Gesimse zu stets weiterer Aus- und Umbildung auf andere Bauplätze über, durchliefen dort, indem die jüngsten Werke lehrreiche Beisteuer lieferten, die verschiedensten Wandlungen, doch so, dass den letzten immer noch Züge von dem Urbilde anhafteten. Als ein Schöpfungsbau rühmt sich die Krypta zu Abdinghof einer Reihe von Abkömmlingen in der Nähe und Ferne, und besonders in ihren Bündelsäulchen der mannichfaltigsten und schönsten Entwicklung.

1) Bonner Jahrbücher B. 89, 176.

10. Studien zur Geschichte der Kölner Märterinnen[1]).

Von

Joseph Klinkenberg.

---

5. Die Zahl der Kölner Märterinnen.

Unter den vielen Fragen, welche in der Geschichte der Kölner Märterinnen der Beantwortung harren, hat keine so oft die gelehrte Forschung beschäftigt, wie die Frage nach der Zahl derselben. Kaum war mit dem Ausgange des Mittelalters der kindliche Glaube an die 11000 Jungfrauen, die in Köln den Martertod erlitten haben sollten, erschüttert, als eine Theorie nach der andern auftauchte, um die genannte übermässig hohe Zahl zu reduciren und zugleich ihre Entstehung zu erklären. So nahmen Sirmondus, Valesius u. a. an, es habe in alten Handschriften geheissen: „S. Ursula et Undecimilla v. m.", und daraus sei durch den Unverstand der Abschreiber „S. Ursula et undecim milia v. m." geworden. Leibniz, bei dem zweifelsohne der Name Undecimilla Bedenken erregte, glaubte den obigen Ausdruck aus „S. Ursula et Ximilla" (= Decimilla, Decumilla) erklären zu müssen. Andere meinten, man habe aus der Wendung: „Natalis undecim illtrium (= illustrium) virginum" in Folge des Missverständnisses der Abkürzung und falscher Buchstabenverbindung herausgelesen: „Natalis undecim millium virginum". Wieder andere liessen das Wort milium des obigen Ausdrucks aus M. = martyrum entstehen. Am wunderbarsten ist die Ansicht Sprengs: ursprünglich sei deutsch geschrieben gewesen „S. Ursula ximartor" (er meint: chimartirôt); durch Abkürzung dieses Ausdruckes sei entstanden S. Ursula xim., eine Form, in der man

---

1) Eine zusammenhängende Entgegnung auf die Kritik der einzelnen Abschnitte dieser Abhandlung behalte ich mir bis zum Abschlusse derselben vor.

die 11000 Märterinnen bezeugt gefunden habe [1]). Alle diese Annahmen haben neben den Unzuträglichkeiten, welche jeder einzelnen von ihnen anhaften, den Fehler mit einander gemeinsam, dass sie nicht auf dem Boden geschichtlicher Thatsachen stehen; sie sind demnach allesammt werthlos. Den ersten Versuch einer historischen Behandlung hat Binterim unserer Frage angedeihen lassen, indem er die Herausgabe des von ihm entdeckten merkwürdigen Essener Kalendariums mit einer Abhandlung über die Zahl der Kölner Märterinnen begleitete [2]). Wie verdienstlich aber auch diese Arbeit Binterims ist, so hat sie doch nach meiner Ansicht die Frage nicht endgültig gelöst, da sie den eingeschlagenen richtigen Weg gegen Schluss leider wieder verlässt. Es soll daher im vorliegenden Abschnitte das schwierige Problem noch einmal behandelt werden und zwar lediglich auf Grund genauer Zusammenstellung und scharfer Deutung der einschlägigen historischen Denkmäler. Gleichzeitig sollen zwei andere mit der obigen aufs engste zusammenhängende, bisheran aber kaum berührte Fragen zur Besprechung kommen, die Frage nach den Namen und nach der Rangordnung der Kölner Märterinnen.

Schon im zweiten Abschnitte dieser Studien ergab sich, dass die älteste Urkunde über das Kölner Jungfrauenmartyrium, die Clematianische Inschrift, durch die Bezeichnung der Basilika als Marter- [und Begräbniss-]stätte auf eine beschränkte Anzahl von Märterinnen hinweist, dass die Epoche des Diokletian und Maximian, in welche aller Wahrscheinlichkeit nach das Martyrium zu versetzen ist, nur eine beschränkte Zahl zulässt und dass diese Ansicht durch eine Stelle der vita s. Cuniberti gestützt wird. Leider fehlt es uns bis zum 9. Jahrhundert überhaupt an weiteren Nachrichten über die Kölner Märterinnen, und zu der Zeit, wo dieselben wieder anheben, hat bereits im Volke eine andere Meinung über die Zahl derselben festen Boden gefasst: es ist daher begreiflich, dass sich in dieser Spätzeit nur noch wenige Nachrichten vorfinden, welche uns über die Ansicht eines frühern Zeitalters aufklären.

---

1) Ueber die zur Erklärung der 11000-Zahl aufgestellten Theorieen s. Acta Sanct. Oct. IX p. 144 sq. Die daselbst aus Binterim angeführte Conjektur des Natalis Alexander wird hier nicht erwähnt, weil sie für unsern Zweck ohne Bedeutung ist.

2) Binterim, Kalendarium ecclesiae Germanicae Coloniensis saeculi noni. Coloniae 1824.

Das Martyrologium des Husward (Usuardus), eines Mönchs von St. Germain, welches um 860 abgefasst wurde, hat zum 20. Oktober: Civitate Colonia passio sanctarum virginum Marthae et Saulae cum aliis pluribus. Die Bezeichnung der Kölner Märterinnen als ‚sanctae virgines' ist die älteste, der Clematianischen Inschrift entlehnte. Für unsern Zweck ist besonders der Zusatz ‚cum aliis pluribus' wichtig: mag man das Wort plures in dem Sinne einer grössern Zahl als die vorher genannten oder als allgemeinen Zahlbegriff fassen, unter beiden Voraussetzungen lässt sich aus dieser Angabe nur eine beschränkte Zahl herauslesen, und ‚cum aliis pluribus' kann nimmermehr, wie Stein [1]) meint, gleichbedeutend mit ‚cum multis aliis' oder gar ‚cum aliis milibus' sein.

Noch deutlicher spricht sich das Kalendarium Binterims aus. Dasselbe ist einem Missale des Stiftes Essen eingefügt, und seine Abfassung fällt, wie der Herausgeber nachweist, zwischen 873 (Gründungsjahr) und 891 [2]). In diesem heisst es unterm 21. Oktober [3]): Sancti Hilarionis et sanctarum XI virginum Ursulae, Senciae, Gregoriae, Pinnosae, Marthae, Saulae, Britulae, Saturninae, Rabaciae, Saturiae, Palladiae [4]). Hier werden also ausdrücklich 11 Jungfrauen genannt und aufgeführt, unter ihnen die von Usuardus erwähnten Martha und Saula. Dieses Zeugniss eines liturgischen Buches für die Elfzahl der Kölner Märterinnen lässt sich nicht durch den Hinweis darauf abschwächen, dass dasselbe jünger ist als der Sermo in natali, der bereits von Tausenden von Märterinnen redet [5]): vielmehr beweist dasselbe ebenso wie das vorher angeführte aus dem Martyrologium des Usuardus, dass man noch in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts hier und dort in den liturgischen Büchern auf Grund älterer Vorlagen an der in Köln bereits verlassenen Ansicht von der geringen Zahl der Kölner Märterinnen festhielt. Noch

1) Die h. Ursula S. 51.

2) Gegenwärtig befindet sich dieses Missale auf der Kgl. Landesbibliothek zu Düsseldorf unter nr. D 2.

3) In Bezug auf den Gedächtnisstag der Kölner Märterinnen zeigt sich ein Schwanken zwischen dem 20. und 21. October. Das erstere Datum findet sich in wenigen älteren oder fern von Köln abgefassten Kalendarien und Martyrologien; später ist der 21. October als Gedächtnisstag allgemein.

4) Die Orthographie der Handschrift ist hier wie bei den folgenden Anführungen beibehalten.

5) Acta Sanct. Oct. IX p. 147 nr. 262.

weniger lässt sich gegen die Beweiskraft des Essener Kalendariums die Thatsache ins Feld führen, dass die Kalendarien häufig von mehrern Heiligen, deren Fest an demselben Tage begangen wird, nur einzelne namhaft machen und selbst die Zahl der Gefährten verschweigen: denn unser Kalendarium spricht ausdrücklich von den „heiligen elf Jungfrauen" und führt sie namentlich auf[1].

Auch sonst erscheinen noch die obigen Namen. In dem Kalendarium, welches einem andern Essener Missale aus dem Anfange des 10. Jahrhundert vorgesetzt ist[2], heisst es unterm 21. Oktober einfach: Saulae et Marthae — dieselben Namen wie bei Usuardus. Die Litaneien in den liturgischen Handschriften der Kölner Dombibliothek enthalten bald einzelne von diesen Namen, bald sämmtliche. So folgen im cod. 88 des 11.—12. Jahrhunderts fol. 10 auf einander: Martha, Saula, Paula, Brittola, Ursula; im cod. 106 des 9. Jahrhunderts fol. 74: Brittola, Martha, Saula, Sambatia, Saturnia, Gregoria, Pinnosa, Palladia; im cod. 45 des 10. Jahrhunderts fol. 183: Martha, Saula, Brictola, Gregoria, Saturnia, Sabatia, Pinnosa, Ursola, Sentia, Palladia, Saturia[3].

Diesen Namen liegt ohne Zweifel eine gute, alte Ueberlieferung zu Grunde. Bis auf einen lassen sich dieselben in den letzten Jahrhunderten des Römerreiches als vorhanden nachweisen, und dieser eine ist so gebildet, dass er zu Bedenken keinen Anlass giebt. Martha und Saula sind biblische Namen, wie sie bei den Christen der ersten Jahrhunderte besonders im Orient, seltener im Occident gebräuchlich waren[4]. Martha ist einer der häufigsten; er findet

1) Von der Heranziehung eines Freisinger Kalendariums des 10. Jahrhunderts, in welchem ‚SS. M. XI virginum' steht (vgl. Act. Sanct. Oct. IX p. 117 nr. 261) nehme ich Abstand, einerseits wegen der Unsicherheit dieses Zeugnisses an und für sich, andererseits weil ich nicht in der Lage bin, dasselbe zu controliren.

2) Gegenwärtig auf der Kgl. Landesbibliothek zu Düsseldorf unter nr. D 3.

3) Vgl. Ecclesiae metropolitanae Col. codices manuscripti. Descripserunt Phil. Jaffé et Guil. Wattenbach. — Für die bereitwilligst ertheilte Erlaubniss zur Benutzung der in diesem Abschnitt erwähnten Handschriften der Kgl. Landesbibliothek zu Düsseldorf und der Dombibliothek zu Köln erlaubt sich der Verfasser auch an dieser Stelle dem Geheimen Archivrath Herrn Dr. Harless und dem Dompropst Herrn Dr. Berlage den verbindlichsten Dank auszusprechen.

4) Vgl. Le Blant, Inscriptions chrétiennes de la Gaule I nr. 66.

sich z. B. C. I. L. XII (Gallia Narbonensis) 951. 952 (?). 4785. 5353. Inscr. chrét. de la Gaule 612. Saula ist eine ähnliche Bildung wie Iacoba [1]; ein Saul kämpfte unter Stilicho gegen die Goten [2]. Brittula ist Deminutivum zu Brittus C. I. L. III 3271 und Britta C. I. L. II 1335. Die Namen Sentia, Saturnina und Ursula sind besonders in Gallien so häufig, dass Belege als überflüssig erscheinen; eine christliche Ursula findet sich C. I. L. XII 967. Der Name Sambatia ist zuweilen in Rabacia corrumpirt, wie Sentia in Recia. Ich finde diese Form bloss in der christlichen griechischen Inschrift C. I. G. IV 8912 (Σαμβάτιος) und der lateinischen von Trier bei Kraus, Die christl. Inschriften der Rheinlande 208 = Le Blant, Inscript. chrét. de la Gaule 275; sonst lautet der Name Sabatius C. I. L. XIV 3649 I, 12, Sabbatius ebenda 3422 (christl.) und Sabbatis ebenda 1561. Saturia, Gentilname aus Satur gebildet, kommt in Gallien, soviel ich sehe, sonst nicht vor; es steht C. I. L. II 1759. 3589 I. III 5285; Saturius ebenda 1879. Von den griechischen Namen Gregoria und Palladia scheint der erste fast nur Christen eigenthümlich gewesen zu sein; so C. I. L. V 1624, Inscr. chrét. de la Gaule 2. 186. 194. 195. Eine Inschrift mit dem Namen Gregorius aus dem Jahre 319 steht C. I. L. III 1968 b. Ein Palladius erscheint C. I. L. XII 2630, ein Christ dieses Namens ebenda 1273. Der einzige nicht nachweisbare Name ist Pinnosa; allein er ist regelrecht gebildet aus dem Cognomen Pinna (C. I. L. X 1944), von dem es auch einen Gentilnamen Pinnius gab (ebenda 7301. 8047,9) [3]. Diese Namen, unter denen sich mehrere ganz exquisite befinden, schliessen den Verdacht, dass sie eine Schöpfung des Mittelalters, etwa des 8. oder 9. Jahrhunderts, seien, gänzlich aus, zumal, wenn man die geringe Leistungsfähigkeit in Vergleich zieht, welche das 12. Jahrhundert bei den Benennungen der 11000 Jungfrauen bewiesen hat [4].

---

1) Vgl. das Citat S. 133 Anm. 4. — Die im cod. 88 der Kölner Dombibliothek genannte Paula ist natürlich nur eine Doppelgängerin der Saula.

2) Paul. XII, 13.

3) Mommsen zeigt Eph. epigr. IV p. 521 ff., dass die Cognomina auf -osus oder -osa, und zwar sowohl diejenigen, welche ursprünglich Adjective waren, als auch die Weiterbildungen von Cognomina, Praenomina und Nomina gentilicia insbesondere dem westlichen Afrika vom 3.—6. Jahrhundert n. Chr. angehören.

4) Vgl. bes. das Register Acta Sanct. Oct. IX p. 202 sq.

Mit dem 11. Jahrhundert verschwindet die Kenntniss der Namen der heiligen elf Jungfrauen mit Ausnahme von Ursula und Pinnosa immer mehr. Nur noch zwei Mal finde ich dieselben genannt. Im vermehrten Martyrologium des Ado heisst es zum 21. Oktober[1]): In Galliis apud Coloniam Agrippinam sanctarum virginum undecim millium. Una dicitur Ursula, Sentia, Gregoria, Pinnosa, Mardia, Saula, Brictula, Saturnina, Saturnia, Rabatia, Palladia, Clementia, Grata: et aliarum nomina scripta sunt in libro vitae. Wir haben hier, von einer kleinen Abweichung abgesehen, die Reihenfolge der Namen wie im Kalendarium Binterims, nur sind dieselben noch etwas mehr corrumpirt und zwei höchst farblose hinzugefügt; welchem Umstande diese wahrscheinlich ihre Entstehung verdanken, wird in einem andern Zusammenhange dargelegt werden. Dieselben dreizehn Namen führt Crombach aus einem alten Brevier von St. Aposteln in Köln an[2]). Dort heisst es von den Gefährtinnen der vorher genannten hl. Ursula: Quarum nomina sunt haec: Pinnosa, Maximi ducis filia, Sentia, Georgia, Martha, Saula, Brittula, Rabastia (!), Saturnina, Satura, Palladia, Clementia, Grata. Als um die Mitte des 12. Jahrhunderts unter Leitung der Deutzer Aebte Gerlach und Hartbern die grosse Aufgrabung des sog. Ursulaackers stattfand, waren die Namen so sehr aus dem Bewusstsein der Kölner geschwunden, dass man auf den gefälschten Grabinschriften andere elf Jungfrauen als die Anführerinnen der 11000 — dazu wurden nämlich später die Elfe — bezeichnen konnte. Einige der Namen derselben mögen der Curiosität halber hier angeführt werden: Ortmaria, Albina, Essentia, Baragia, Panafreta, Tisma[3]).

Doch kehren wir zu den Ansichten über die Zahl der Kölner Märterinnen zurück. Der Verfasser des Sermo in natali veranschlagt dieselben, wie wir schon im dritten Abschnitte zeigten, mit grösster Bestimmtheit auf Tausende, ohne jedoch eine genau fixirte Zahl anzugeben; da er aber bei seiner sonstigen Genauigkeit letztere ohne Zweifel genannt haben würde, wenn sie existirt hätte, so müssen wir aus seinem Schweigen schliessen, dass im Zeitalter Karls des

1) Giorgius, Martyrologium Adonis p. 644.

2) S. Ursula vindicata p. 998.

3) Vgl. Revelationes titulorum vel nominum ss. martyrum et ss. virginum auctore Theoderico aedituo Tuitiensi, abgedruckt Acta Sanct. Oct. IX p. 243 sq.

Grossen, in welches der Sermo fällt, zwar Tausende von Kölner Märterinnen in Köln angenommen wurden, dass man sich aber auf eine runde Zahl noch nicht geeinigt hatte. Noch ein anderes, nur wenig späteres Dokument vertritt aller Wahrscheinlichkeit nach die gleiche Meinung. Wandalbert, Mönch und Diakon zu Prüm, geboren 813, verfasste nach 839, wo er sich in Köln aufhielt, auf Veranlassung des Klerikers Otrich ein poetisches Martyrologium, welches er 848 zu Köln oder zu Prüm vollendete [1]). In diesem heisst es v. 671 ff. (S. 597 der Ausgabe von Dümmler):

Tunc numerosa simul Rheni per litora fulgent
Christo virgineis erecta trophea maniplis
Agrippinae urbi, quarum furor impius olim
Milia mactavit ductricibus inclita sanctis.

Wenn wir die Worte Wandalberts genau nehmen — und er befleissigt sich sonst trotz der poetischen Form grosser Sorgfalt in seinen Angaben [2]) — dann haben wir in denselben ein zweites Zeugniss für die Ansicht von mehrern Tausenden Kölnischer Märterinnen, und dieses Zeugniss ist um so wichtiger, weil es gleich dem Sermo die in Köln herrschende Meinung wiedergiebt [3]). Aber noch in anderer Beziehung sind die Verse Wandalberts wichtig, wie schon Stein a. a. O. S. 47 erkannt hat. Die Worte ‚furor impius milia mactavit' passen weit besser zu einem Gemetzel der Art, wie es Gottfried von Monmouth erzählt, als zu einer Hinrichtung der hl. Jungfrauen zur Zeit der Christenverfolgung, an der noch der Sermo in natali festhält: wir bemerken also hier einen Fortschritt des Einflusses, den die wälisch-bretonische Sage auf die

---

1) Vgl. Poetae latini aevi Carolini ed. Dümmler II p. 567.

2) Als ein Beispiel unter vielen mögen einige Verse dienen, in denen es sich um sehr complicirte Zahlenangaben handelt. V. 655 sq.:

Septeno denoque, Novembrem qui venientem
Praesignat, Gallus colitur confessor et una
Bis centum et decies septem memorantur, iniquus
Quos furor ob Christum simili mactavit honore.

3) An dem Zeugnisse Wandalberts ist Binterim a. a. O. gescheitert. Er lässt denselben zunächst von 1000 Märterinnen reden, was milia nie heissen kann, und sucht dann die Angabe seines Kalendariums mit jener in der Weise zu vereinigen, dass er 11 Anführerinnen und 1000 Gefährtinnen annimmt. Allein eine Combination der beiden Zeugnisse ist überhaupt ausgeschlossen, da das eine mit derselben Bestimmtheit von elf, wie das andere von Tausenden Jungfrauen spricht.

Geschichte der Kölner Märterinnen ausgeübt hat [1]). Auch der Umstand ist wichtig, dass mehrere Jungfrauen, welche den Ehrentitel ‚sanctae' tragen, als die Anführerinnen der übrigen bezeichnet werden, während der Sermo noch von einer einzigen Anführerin, Pinnosa, spricht. Es ist klar, dass jene ‚sanctae virgines' nur die in Köln von Alters her namentlich bekannten elf sein können, dass also hier eine Verschmelzung der alten einheimischen Ueberlieferung mit der neuen fremden vorliegt. So bilden, um dies bereits vorwegzunehmen, die wenigen Verse Wandalberts eine treffliche Brücke zwischen dem Sermo in natali und der später zu behandelnden Kölner Legende Regnante domino.

Aber wann und wie ist jene Aenderung in der Ansicht bezüglich der Zahl der Kölner Märterinnen zu stande gekommen? Darüber können wir bei der Dürftigkeit unserer Quellen nur Vermuthungen aussprechen. Zunächst steht es fest, dass die Ansicht von den nach Tausenden zählenden Kölner Märterinnen älter sein muss als die Aufnahme der wälischen Ursulasage: denn während die aus der letzteren in den Sermo in natali aufgenommenen Züge von dessen Verfasser nur als w a h r s c h e i n l i c h bezeichnet werden, gilt ihm die Tausendzahl über allen Zweifel erhaben. Wir müssen sogar sagen, dass der bereits festgewurzelte Glaube an Tausende von Kölner Märterinnen die nothwendige Voraussetzung für die Aufnahme einer Sage war, die von Tausenden niedergemetzelter Jungfrauen redete. Demnach fällt die Entstehung der genannten Ansicht vor das 7.—8. Jahrhundert, in jene Zeit, wo man lediglich auf Grund der spärlichen Angaben der Clematianischen Inschrift die Kenntniss von den Verhältnissen und Schicksalen jener Märterinnen zu erweitern suchte [2]). Es liegt nahe, auch für die Lösung der uns beschäftigenden Frage auf dieselbe zurückzugreifen. Vielleicht mag man in den ‚d r o h e n d e n Jungfrauen', wie man das ‚virgines imminentes' ausdeutete, einen Hinweis auf ihre grosse Zahl gefunden haben; wahrscheinlicher ist es, dass man unsere Märterinnen, wie man sie (durch falsche Deutung der Inschrift) ihrer H e r k u n f t nach mit den Thebäern in Zusammenhang gebracht hatte, nun auch

---

1) Dagegen geht S t e i n wohl zu weit, wenn er in den Worten ‚Rheni per littora' eine Anspielung auf die Ankunft der Jungfrauenschaar auf dem Rheine findet.

2) Vgl. den 4. Abschnitt dieser „Studien" B. J. LXXXIX S. 129 ff.

ihrer Zahl nach diesen anzugleichen suchte, d. h., dass man dieselben auf etwa eine Legion veranschlagte. Bedenkt man ferner, dass die Stärke der Thebäischen Legion auf 6600 Mann berechnet wurde [1]), die Zahl der sie begleitenden Jungfrauen aber nur annäherungsweise jenen gleichgesetzt werden konnte, so erklärt es sich, wie man von Tausenden Kölner Märterinnen sprach, ohne ihre Zahl zu fixiren. Aber die alte Ueberlieferung von den Elfen? Der Wunsch der einzelnen Städte, möglichst viele Heilige zu besitzen, welcher schon im frühen Mittelalter ausserordentlich stark hervortritt, nahm, wie andere Beispiele lehren, auf überlieferte Zahlen wenig Rücksicht [2]), und in unserm Falle war dieselbe um so weniger nothwendig, als das maassgebende Dokument, die Clematianische Inschrift, der Zahlbestimmung freien Spielraum liess.

Die Richtigkeit unserer Hypothese vorausgesetzt, erklären sich verschiedene Erscheinungen, deren Deutung sonst schwer fallen dürfte. Keinem aufmerksamen Leser des Sermo entgeht die immer wiederkehrende Bezeichnung dieser Jungfrauenschaar mit Ausdrücken, welche auf ein Heer und Heeresordnung hinweisen (virginum agmina, exercitus, turmae; spiritualis cuneus u. s. w.); und wenn man auch vielleicht diese Ausdrucksweise allgemein auf den Kampf der Märterinnen für Christus beziehen kann, so bleibt doch die Zusammenstellung mit den Amazonen (c. 2,12 ff.) merkwürdig genug. Den angeführten Versen Wandalberts liegt abermals die obige Anschauung zu Grunde, und im zweiten Theile der Kölner Legende (Regnante domino c. 17) treten sogar die hl. Jungfrauen als eine Heerschaar im Kampfe gegen die Belagerer Kölns auf. Dies lässt sich nur erklären durch die althergebrachte Auffassung dieser Märterinnen als eines Heeres, und diese hat wiederum ihren Grund in der Verbindung, in welche man dieselbe mit den Thebäern brachte.

Auch das schon früher besprochene Enthymem Sermo c. 2,18 gewinnt jetzt vollständige Klarheit. In demselben berechnet der

---

1) So in der älteren Passio Agaunensium martyrum des Bischofs Eucherius; in der jüngern zählt sie 6666 Mann.

2) Das am nächsten liegende Beispiel bieten die Thebäischen Märtyrer in Köln, deren Zahl Gregor von Tours in glor. martyrum 61 auf 50 veranschlagt, während die spätere Ueberlieferung von 318 Gefährten des hl. Gereon redet. Hierher gehören auch die im Mittelalter so häufig vorkommenden Beispiele „zahlloser" Märtyrer; vgl. Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands, I S. 162, Anmerk. 507.

Verfasser die hl. Jungfrauenschaar auf weniger als 12000. Ohne Zweifel denkt er an eine Legion; denn er stellt die Jungfrauen mit den „mehr als 12 Legionen Engel" der heiligen Schrift zusammen; um aber, wie es das Enthymem verlangt, eine scharfe Antithese hervorzubringen, sagt er im Gegensatze nicht „ungefähr eine Legion Jungfrauen", sondern „weniger als zwölftausend Jungfrauen".

Wie die erste Entwickelungsstufe der Zahl der Kölner Märterinnen an einzelnen Orten ausserhalb Kölns ihre Spuren noch zu einer Zeit zeigt, wo in Köln längst eine neue Meinung allgemein angenommen war, so auch die zweite. In einem Trierer Kalendarium des 11. Jahrhunderts von St. Simeon stand nach Hontheim [1]) unterm 21. Oktober: Sanctarum virginum . . . milia mit einer Lücke, in welche die Zahl der Tausende eingefügt werden sollte. Hontheim schliesst daraus mit Recht, dass damals noch nicht allgemein die Zahl der Kölner Märterinnen festgestanden habe, und der Umstand, dass ein älteres Trierer Kalendarium, das sog. Gertrudianum, die 11000 Jungfrauen enthält, vermag gegen seinen Schluss nichts zu beweisen [2]).

Die Unbestimmtheit der Zahl der Kölnischen Märterinnen konnte naturgemäss nicht lange andauern. Schon bei Wandalbert finden wir den Weg zu einer Fixirung derselben angebahnt. Während nämlich der Sermo in natali nur von einer Führerin der Jungfrauenschaar spricht und die übrigen zehn namentlich bekannten Jungfrauen nur als zufällig bekannt annimmt, setzen die Worte Wandalberts mehrere, ohne Zweifel elf, Führerinnen voraus: man glaubte eben das Bekanntsein gerade dieser elf Namen auf die hervorragende Stellung ihrer Trägerinnen zurückführen zu müssen. Zu diesem Moment kam als neues die auf die Kölnische Tradition je länger, desto mehr einwirkende wälisch-bretonische Ursulasage hinzu, in welcher, wie wir bereits im vorigen Abschnitte sahen, die Elfzahl ebenfalls eine bedeutende Rolle spielt: bei Gottfried befinden sich unter der Jungfrauenschaar 11000, in seiner muthmasslichen Quelle, dem Brut Tysylio, 1100 Töchter vornehmer Briten. Wenn nun schon früher die ganze Schaar in Köln auf Tausende berechnet wurde, wie nahe lag es da bei der nahen Berührung beider Tradi-

1) Prodromus hist. Trevirensis I p. 371.
2) S. Acta Sanct. Oct. IX p. 148.

tionen, sie auf 11000 zu normiren und jeder der Anführerinnen 1000 zuzutheilen! Nicht ohne Bedeutung war dabei jedenfalls der Umstand, dass die Zahl 11000 auch den Angaben des Sermo entsprach, der, wie sich später zeigen wird, ebenfalls einen nicht unbedeutenden Einfluss auf die Gestaltung der Kölnischen Legende ausgeübt hat.

Die Zeit dieser letzten Wandlung lässt sich, soweit dies bei derartigen, allmählich sich entwickelnden Vorgängen möglich ist, bestimmen. Das erste genau datirbare Dokument, in welchem die 11000 Jungfrauen vorkommen, ist die Urkunde des Erzbischofs Hermann I. von Köln, durch welche er die von den Ungarn vertriebenen Nonnen von Gerresheim in das ‚monasterium sanctarum virginum extra muros Coloniae erectum' aufnimmt, vom 11. August 922 [1]). Von dieser Zeit an wechseln in den Kölner Urkunden die Ausdrücke ‚sanctae virgines' und ‚sanctarum virginum undecim milia' unterschiedslos mit einander ab [2]). Bemerkenswerth ist, dass in der Urkunde Wichfrids vom 23. November 941 auch schon die Kirche als ‚XI milium sanctarum virginum ecclesia' bezeichnet wird. Leider fehlt es im Jahrhundert vorher an einer genügenden Zahl von Urkunden, in welchen die Kölner Märterinnen genannt werden: die einzige, welche existirt, die des Königs Lothar II. vom 15. Januar 867, erwähnt das ‚monasterium beatarum virginum', ein sonst wohl nicht mehr nachweisbarer Ausdruck. Ausschlaggebend aber ist der Umstand, dass die Kölner liturgischen Bücher aus dem 9. und die in weiterer Entfernung von Köln entstandenen selbst im 10. Jahrhundert von der 11000-Zahl der Kölner Märterinnen noch nichts wissen [3]). Schon oben (S. 132 ff.) war von einer Reihe Kölner und Essener Litaneien und Kalendarien die Rede, die hier wieder anzuführen wären [4]). Ein Missale von St. Pantaleon, das spätestens

1) Zuerst vollständig herausgegeben in den Ann. des hist. Ver. f. d. Niederrhein, Heft 26/27, S. 334 ff.

2) Vgl. Lacomblet, Urkundenbuch I nr. 87, 88, 91, 94, 182, 230 u. s. w.

3) Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, dass der cod. 83 II der Kölner Dombibliothek, 789 geschrieben, im Kalendarium überhaupt keine Erwähnung der Kölner Märterinnen enthält.

4) Auch die Litaneien sind in diesem Falle beweisend; denn in einem unlängst von dem Dompropste Herrn Dr. Berlage in der Dom-

aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts stammte, hatte im Kalendarium unterm 20. Oktober[1]): Sanctarum virginum in Colonia[2]). Besonders charakteristisch ist das Kalendarium im cod. 45 der Kölner Dombibliothek. Hier steht unterm 21. Oktober von einer Hand etwa aus der Mitte des 10. Jahrhunderts: Sanctarum virginum; eine spätere Hand, etwa aus dem Ende des 10. Jahrhunderts, hat hinzugefügt: XI mil. in Colonia.

Von auswärtigen Handschriften des 9. und 10. Jahrhunderts, die von den sanctae virgines ohne Hinzufügung der Zahl 11000 reden, sei hier erwähnt der Würzburger Codex des vermehrten Martyrologiums Bedas aus dem 9. Jahrhundert[3]), der Corveyer Codex desselben Martyrologiums, geschrieben vor 986[4]), und der cod. lat. Monacensis 6421, geschrieben vor 994[5]).

Mehrere Zeugnisse, auf welche man sich für ein höheres Alter der 11000-Zahl als das angegebene berufen hat, erweisen sich bei näherer Betrachtung als nicht stichhaltig. So führt Stein a. a. O. S. 48 ein „Martyrologium aus dem achten oder neunten Jahrhundert" an, dessen Original gegenwärtig verloren ist, von dem sich aber ein Auszug unter Eccardi Seligenstadensia auf der Kgl. Bibliothek zu Hannover befindet. Hier steht zum 21. Oktober: In Colonia natalis ss. undecim millium virginum et XX militum. Inter quas erant nominatissimae Pinnosa, Ursa et Saula. Allein die letzten Ausläufer dieses Martyrologiums gehen, wie der Herausgeber Falk selbst angibt[6]), bis in das 12. Jahrhundert hinab; wie lässt sich nun feststellen, welcher Zeit unsere Eintragung angehört? Jedenfalls kann der Theil derselben, welcher von zwanzig Soldaten redet, nicht älter als das 12. Jahrhundert sein, da erst um diese Zeit Krieger als Genossen des Martyriums der Kölner Jungfrauen erscheinen[7]). — In dem ,Martyrologium ex antiquissimo codice

---

bibliothek entdeckten liturgischen Codex von St. Gereon aus dem 11. bis 12. Jahrhundert folgen in einer Litanei die Anrufungen auf einander: Sta Ursula, Sta Pinnosa, Sta undena milia.

1) Schon dieses Datum ist ein Beweis für sein Alter.

2) Crombach, S. Ursula vindicata p. 998.

3) Ekhart, Francia orient. I p. 829.

4) Martène, Thesaurus anecdot. III col. 1547 und 1102.

5) Friedrich, Kirchengesch. Deutschlands I S. 160.

6) Pick's Monatsschrift für Rheinisch-Westfälische Geschichtsschreibung III S. 269.

7) Vgl. Acta Sanct. Oct. IX. p. 244.

Rhenaugiensi, suppletum ex Sangallensi saec. X circiter', herausgegeben von Gerbert[1]), auf welches Kessel[2]) sich beruft, wird die Eintragung ,XII Kal. Nov. Undecim millium virginum' vom Herausgeber selbst als Zusatz von jüngerer Hand des Sangallensis bezeichnet[3]). — Besonders betont wird von dem Herausgeber der Acta Sanctorum (p. 148) und von Kessel (a. a. O. S. 124) das Kalendarium eines Missales von Hornbach, Diözese Metz, welches sich gegenwärtig im Kirchenschatze von St. Ursus in Solothurn befindet. Nach Gerbert[4]) ist dasselbe im 9. Jahrhundert geschrieben und enthält unterm 21. Oktober die Angabe: Nat. scarum Virginum XI mil. in Colonia civitate. Der Bedeutung der Sache wegen habe ich an Ort und Stelle über die fragliche Handschrift Erkundigungen eingezogen und folgenden Bescheid erhalten: Das sechs Pergamentblätter umfassende Kalendarium, welches dem Solothurner Missale vorausgeht, war ursprünglich selbständig und ist offenbar von späterer Hand geschrieben, als das Missale, welches aus der Regierungszeit des Abtes Adalbert von Hornbach (970—973 oder 973—978) datirt. Nach einer Untersuchung, welche der verstorbene Bischof Fiala über dasselbe anstellte und welche handschriftlich in der Stadtbibliothek zu Solothurn niedergelegt ist, stammt dasselbe aus dem 11. Jahrhundert[5]). — So bleibt nur noch das Kalendarium eines Essener Missales (D 1) übrig, welches zum 21. Oktober, wie ich mich selbst überzeugt habe, von erster Hand folgenden Eintrag enthält: Sancti Hilarionis sanctarumque virginum XI milium. Der Codex soll dem letzten Viertel des 9. Jahrhunderts angehören, kann aber auch, nach den Schriftzügen zu urtheilen — einen andern Anhaltspunkt für die Beurtheilung seines Alters giebt es, so viel mir bekannt, nicht — recht wohl ein halbes Jahrhundert jünger sein. Jedenfalls bietet derselbe neben der Urkunde Hermanns I. vom Jahre 922 das älteste Zeugniss für die 11000-Zahl der Kölner Märterinnen[6]). Wir dürfen daher mit gutem Grunde

1) Monumenta veteris liturgiae Alemannicae p. 466.

2) St. Ursula und ihre Gesellschaft S. 124 Anmerk.

3) a. a. O. S. 455 Anmerk. 4.

4) Mon. vet. lit. Alem. I p. 479.

5) Für die über das Solothurner Missale mir bereitwilligst ertheilte Auskunft statte ich auch an dieser Stelle dem Herrn Stadtbibliothekar Walker zu Solothurn meinen herzlichsten Dank ab.

6) Bemerkenswerth ist die Abweichung der drei fast gleichzeitigen

behaupten: die Normirung der Anzahl der Kölner Märterinnen auf 11000 ist um die Wende des 9. und 10. Jahrhunderts vor sich gegangen.

Mit den wechselnden Ansichten über die Zahl der Kölner Märterinnen stehen im engsten Zusammenhange die wechselnden Meinungen über die Führerin derselben. Dass es sich in der Zeit, welche nur elf Jungfrauen annahm, um einen ausgeprägten Rangunterschied zwischen denselben nicht handeln konnte, liegt auf der Hand. Da aber auch die Elfzahl zu gross war, um eine stetige Aufzählung der sämmtlichen Namen zu erlauben, so nahm man Martha und Saula als Repräsentantinnen der ganzen Schaar. So finden wir dieselben im Martyrologium des Usuardus und in dem Essener (jetzt Düsseldorfer) Kalendarium D 3. Zu dieser Ehre erhob sie ohne Zweifel der Umstand, dass sie in den im kirchlichen Gebrauche befindlichen Verzeichnissen an der Spitze zu stehen pflegten, so im cod. 45 und 88 der Kölner Dombibliothek [1]). Auch zu der Zeit, als man bereits an Tausende von Jungfrauen als Begleiterinnen der Thebäischen Legion glaubte, scheint man ihnen noch keine Anführerin gegeben zu haben. Diese erscheint vielmehr erst mit der Aufnahme der wälisch-bretonischen Sage und zwar in der Person der Pinnosa. Indessen tritt auch jetzt noch die gebietende Stellung einer einzelnen Jungfrau sehr in den Hintergrund, und Pinnosa wird nicht allgemein als die erste der Schaar anerkannt. Das beweisen die Worte des Sermo c. 11: Inter quas inclita et insignis fuisse asseveratur regis Britannorum filia, ab illis Winnosa, a nostris Pinnosa nuncupata; hanc omnes aliae in Christi caritate concatenatae sorores pari voto et studio sequebantur. Zugleich enthalten die obigen Worte auch den klarsten Aufschluss über den Grund, weshalb man Pinnosa die Ehre der Führung zuerkannte: es war die Aehnlichkeit zwischen ihrem Namen und dem Namen einer hervorragenden Person der englischen Sage, den man von den Ueberbringern der letztern

---

und daher neben einander gebrauchten Essener Kalendarien (D 1—3) in ihren Angaben über die Kölner Märterinnen, jedenfalls ein Beweis für die geringe Verbreitung ihres Cultus im Anfange des 10. Jahrhunderts selbst in der Nähe von Köln.

1) Dass die Voranstellung dieser Namen in dem Verzeichnisse der Märterinnen auf ihren biblischen Charakter zurückzuführen sei, wage ich nicht zu behaupten, undenkbar aber ist es nicht.

gehört hatte. Wir sagen absichtlich nicht: der hervorragendsten unter den britischen Jungfrauen. Denn diese heisst bei Gottfried Ursula, und wir müssen annehmen, dass sie im 8. Jahrhundert ebenfalls einen an Ursula, wenn auch entfernt, anklingenden celtischen Namen führte [1]).

Wo ist aber in der englischen Sage ein Name, den die Kölner als „Winnosa" vernehmen konnten? Ich vermag denselben nur in dem Namen des Königs Dionotus wiederzufinden. Dieser heisst in der wälischen Bearbeitung des Gottfried, der sog. Chronik des Gruffud ap Arthur [2]), ‚Dunawt', und denselben Namen führt ebendort der Abt des Klosters Bangor, den Gottfried XI 12 nach Beda II 2 ‚Dinoot' oder ‚Dinooth' nennt. Wie leicht aber der letztere Name als „Winnos" vernommen werden konnte, zeigen mehrere Beispiele derselben Sprache. Den Dicalidones bei Amm. Marc. XVII 8 entspricht ein ὠκεανὸς Δουηκαληδόνιος (sprich: Dwi-) bei Ptol. II 3; der König der Deuren Dutigirn bei Nenn. 62 wird von Dieffenbach, Celt. I S. 230 für identisch gehalten mit Withigern, dessen um dieselbe Zeit Ethelwerd gedenkt. Der Uebergang des t oder th in s am Ende des Wortes hat vollends nicht die geringste Schwierigkeit [3]). Die Richtigkeit unserer Darlegung vorausgesetzt, würde daher der Erhebung Pinnosas zur Anführerin der Kölner Märterinnen eine Verwechselung zwischen dem Namen der Tochter und des Vaters zu Grunde liegen. Wie wenig übrigens Pinnosa in ihrer Würde Anerkennung fand, geht daraus hervor, dass es ausser dem Sermo kein einziges Denkmal mehr giebt, in dem sie als Führerin bezeichnet wird; nur nennt das Seligenstädter Martyrologium sie als eine der drei ‚nominatissimae virgines', die Kölner Legende Regnante domino sowie das Register in einem alten

---

1) Ganz ausgeschlossen ist der Gedanke, dass die etwa seit dem Ende des 9. Jahrhunderts in Köln sich festsetzende Anerkennung Ursulas als Anführerin auf die britische Sage Einfluss gehabt haben sollte; dafür war die Kenntniss und Verehrung der kölnischen Märterinnen in der genannten Zeit noch eine viel zu lokale, ganz abgesehen davon, dass die britische Sage eine in sich geschlossene war, die keiner fremden Entlehnung bedurfte.

2) Abgedruckt in Myvyrian Archaiology of Wales II.

3) Als weitere Stütze für unsere Vermuthung möge noch dienen, dass der König Dionotus bei Wace, Roman de Brut v. 6124 Clionos, in einem niederrheinischen Lobgedicht auf St. Ursula aus dem 13. Jahrhundert Vionetus heisst (vgl. Altdeutsche Blätter II S. 41).

Brevier von St. Aposteln [1]) weisen ihr, eingedenk ihrer früheren Stellung den zweiten Rang an, und von ihr allein erscheint in den Essener (jetzt Düsseldorfer) Kalendarien D 2 und 3 aus dem Ende des 9. und dem Anfange des 10. Jahrhunderts das Fest der Translatio am 28. Februar. Schon bei Wandalbert muss daher Pinnosa ihre Würde als Führerin der Jungfrauenschaar mit den zehn übrigen namentlich bekannten Jungfrauen theilen. Allein einer Spitze konnte die nach Tausenden zählende Schaar unmöglich entbehren. Da führte jedenfalls die Kunde, dass in der englischen Sage eine Jungfrau die hervorragendste Rolle spiele, die mit ihrem latinisirten Namen Ursula hiess, ein Name, der mit einem Namen der Kölner Tradition vollständig übereinstimmte, die Entscheidung herbei: von nun an wurde und blieb Ursula die Anführerin der ganzen Schaar, während die übrigen zehn bekannten Jungfrauen eine leitende Stellung unter ihrer Oberhoheit behielten. Allem Anscheine nach vollzog sich diese Umbildung gleichzeitig mit der Feststellung der Zahl 11000, welche ebenfalls englischen Einfluss verräth [2]). Zum ersten Male finden wir Ursula an der Spitze in dem aus dem letzten Viertel des 9. Jahrhunderts stammenden Kalendarium Binterims [3]), dann mit einem Rathe von zehn adeligen Jungfrauen umgeben in der demnächst zu behandelnden kölnischen Legende. So entsprechen die verschiedenen Jungfrauen, welche man an die Spitze der heiligen Schaar gestellt hat, im wesentlichen den verschiedenen Anschauungen, welche nach einander bezüglich der Zahl dieser Schaar Geltung gehabt haben: Martha und Saula den elf, Pinnosa den Tausenden, Ursula den elftausend Jungfrauen.

6. Die wälisch-bretonische Ursulasage.

Die Vollständigkeit unserer Darlegungen erfordert ein kurzes Eingehen auf die Entwickelung der wälisch-bretonischen Ursulasage, welche, wie schon die vorhergehenden Abschnitte gezeigt haben und der folgende in noch höherem Grade zeigen wird, für die

---

1) Vgl. S. 135.

2) Vgl. S. 139.

3) Freilich hier nur an der Spitze der Elfe. Der Verfasser des Kalendariums scheint von seiner Vorlage nur in der Stellung des Namens Ursula abgewichen zu sein.

kölnische Martergeschichte von so entscheidendem Einflusse geworden ist. Freilich mache ich auf diesem weit abliegenden Gebiete am wenigsten Anspruch auf eine erschöpfende Behandlung der Frage; nichtsdestoweniger glaube ich, die verfügbaren Bausteine sammeln und zu einem wenn auch noch so lückenhaften Ganzen vereinigen zu müssen.

Wie schon früher gesagt wurde [1]), ist der Zeuge der britischen Ursulasage für uns Gottfried von Monmouth [2]) (wälisch Gruffudd ap Arthur), geb. zu Monmouth (Monovaga, Monumethia, wälisch Mynvy), Adoptivsohn seines Oheims Uchtryd, Bischofs von Llandav, später Archidiaconus in Llandav, gestorben 1151 oder 1152, als er eben zum Bischof von Asaph in Nordwales erhoben worden war. Seine zwischen 1132 und 1135 in blühender Sprache abgefasste Historia regum Britanniae bildet den Ausgangspunkt für eine neue Periode der romantischen Poesie des Mittelalters. Was an geschichtlicher Ueberlieferung, Sage und Legende vereinzelt im britischen Volke lebte, das hat Gottfried in diesem von der Unkenntniss früherer Zeiten so oft als Lügengewebe verschrieenen, jetzt aber zur vollen Anerkennung gelangten Werke in einem einzigen lebensvollen Gesammtbilde der Geschichte der Briten von Brutus bis Cadwalladr vereinigt. Bezüglich seiner Quelle sagt er selbst in der Vorrede, er habe ‚librum Britannici sermonis vetustissimum, quem Waltherus Oxinefordensis archidiaconus ex Britannia advexit', ins Lateinische übersetzt. Dass der Ausdruck „übersetzen" nicht wörtlich zu nehmen ist, geht schon aus dem Umstande hervor, dass in Gottfrieds Werk Stellen aus Gildas, Beda und Nennius Aufnahme gefunden haben. Der ‚Britannicus sermo' ist von der wälischen Sprache zu verstehen, da diese offenbar die vornehmlichste Quelle Gottfrieds besitzt. Im rothen Buche von Hergest findet sich nämlich eine im 2. Bande der Myvyrian archaiology of Wales abgedruckte und von Roberts ins Englische übersetzte Chronik, der sog. Brut Tysylio, an deren Schluss die Bemerkung steht: „Ich, Walther, Archidiaconus von Oxford, übersetzte dieses Buch aus dem Wälischen ins Lateinische, und in einem höhern Alter übersetzte ich

1) B. J. LXXXIX S. 131.

2) Ueber ihn vgl. San Marte, Gottfrieds von Monmouth historia regum Britanniae und Brut Tysylio. — Zur Kritik der Historia regum Britanniae des Gottfried von Monmouth: Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen IX S. 49—75.

es zum zweiten Male aus dem Lateinischen ins Wälische." Die nähere Deutung dieser Worte sowie die Lösung anderer Schwierigkeiten, welche sich an den Brut Tysylio anknüpfen, liegt ausserhalb unserer Aufgabe; hier sei nur noch erwähnt, dass das vorliegende Werk, dessen Inhalt genau dem Inhalte des Gottfried'schen Werkes parallel ist, nicht über das Jahr 1066 hinaufreicht. Im Brut Tysylio lautet nun die Ursulasage in deutscher Uebersetzung folgendermassen [1]):

„Zu der Zeit waren häufige Schlachten zwischen den armoricanischen Briten und den Gauls; und als dies lange stattgefunden hatte, wünschten diese Briten, auserlesene Frauen zu haben, und sandten daher zum Fürsten von Cornwall, der Britannien zu vertheidigen zurückgelassen war, mit dem Gesuch, ihnen 1100 Töchter vornehmer Briten und 60 [2]) Töchter von Fremden und Sklaven zu schicken. Die Zahl der Jungfrauen wurde zusammengebracht und eingeschifft und ging unter Segel. Aber bei widrigem Winde scheiterten ihre Schiffe und einige gingen unter. Zwei der Schiffe, an die gallische Küste verschlagen, wurden von Gwnvas und Melwas ergriffen, die dort an der Küste mit Rotten aus Germanien zur Unterstützung des Gratian waren. Als die Männer von den Jungfrauen erfuhren, dass Britannien von Truppen entblösst sei, wechselten sie ihren Lauf und fuhren gegen Britannien. Dieser Gwnvas war ein König der Hunnen und Melwas ein König der Piktavier; und diese zwei, nach dem Norden Britanniens segelnd, landeten und vertilgten die Einwohner, wo sie sie fanden."

Man bemerke zunächst in diesem kürzern Bericht des Brut Tysylio die von Gottfried abweichenden Zahlenangaben, insbesondere, dass bei letzterm aus den Hunderten des Brut Tysylio Tausende geworden sind. Viel wichtiger ist der Umstand, dass die Niedermetzelung der verschlagenen Jungfrauen im Brut Tysylio ganz übergangen ist. Allein die Thatsache, dass dieselbe nach den Andeutungen des Sermo in natali bereits in karolingischer Zeit in Köln bekannt war und offenbar den Hauptanstoss zur Vermischung der wälischen Sage mit der kölnischen Heiligengeschichte geboten hat, beweist, dass Gottfried seine Darstellung aus der lebendigen Ueberlieferung geschöpft hat.

---

1) San Marte, Gottfried S. 525 ff.

2) Die Sache selbst und ein Vergleich mit Gottfried scheinen zu fordern, dass 60 Hunderte gemeint sind.

Ausser dem Zeugnisse des Brut Tysylio und Gottfrieds vermag ich kein anderes für die grosse Wanderung britischer Frauen nach Armorica und für ihren Untergang beizubringen. Dagegen berühren auch ältere Denkmäler diejenigen Punkte, an welche Gottfrieds und Walthers Erzählung direkt ansetzt, dass nämlich Maximus britische Krieger, die er mit sich geführt, in Armorica angesiedelt habe und dass die durch seine Eroberungsgelüste veranlasste Entblössung Britanniens von Militär die Ursache der Verwüstung des Landes durch die Pikten und Skoten geworden sei. Die Erzählung von der Frauenwanderung verfolgt offenbar unter anderm auch den Zweck, die Besiedelung Armoricas durch Briten und den Einfall der Pikten und Skoten in einen äussern Zusammenhang zu bringen. Hören wir zunächst Gildas de excidio Brit. 14: Exin (nämlich nach dem Abzuge des Maximus) Britannia omni armato milite militaribusque copiis [eductis?] rectoribus linquitur immanibus, ingenti iuventute spoliata, quae comitata vestigiis supradicti tyranni domum nunquam ultra rediit, et omnis belli usus ignara penitus duabus primum gentibus transmarinis vehementer saevis, Scotorum a circione, Pictorum ab aquilone, calcabilis multos stupet gemetque per annos. Zu dieser Stelle bietet eine willkommene Ergänzung der dritte Theil der 14. wälischen Triade [1]), welcher in deutscher Uebersetzung lautet: „Das dritte einfallende Heer wurde aus dieser Insel hinausgeführt von Elen Lüyddawg und Chynan, ihrem Bruder, Herrn von Meirion, nach Llydaw (Letavia, d. h. Seeküste, gleichbedeutend mit Armorica), wo sie Land, Herrschaft und Königreich erhielten von dem Kaiser Macsen Wledig [2]), weil sie ihm Hülfe gegen die Römer gebracht hatten, und keiner von ihnen kehrte zurück, sondern sie liessen sich nieder in Llydaw und Ystre Gyfaelwg und bildeten dort ein Gemeinwesen." Man bemerke hier insbesondere den Anführer der Ansiedler Chynan, ‚arglwydd Meiriadawc', welcher dem Conanus Meriadocus Gottfrieds entspricht.

Nach einer andern Richtung ergänzt unsere Kenntniss der geschichtlichen und sagenhaften Ueberlieferungen des britischen Volkes

1) Abgedruckt in The Myvyrian Archaiology of Wales II; Davies, Celtic Researches on the origin ... of the ancient Britons; Dieffenbach, Celtica II 2 S. 79.

2) D. h. der Ruhmreiche, entsprechend dem Titel Augustus der römischen Kaiser.

über die Periode des Maximus der Bericht des unter dem Namen des Nennius bekannten Geschichtsbuches § 27: Septimus imperator regnavit in Britannia Maximianus (er meint Maximus). Ipse perrexit cum omnibus militibus Britonum a Britannia et occidit Gratianum, regem Romanorum, et imperium tenuit totius Europae, et noluit dimittere milites, qui perrexerant cum eo, ad Britanniam ad uxores suas et ad filios suos et ad possessiones suas; sed dedit illis multas regiones a stagno, quod est super verticem montis Iovis usque ad civitatem, quae vocatur Cantguic (Quoentavic am Flusse Quenta) et usque ad cumulum occidentalem, i. e. Cruc Ochidient. [Britones namque Armorici, qui ultra mare sunt, cum Maximo tyranno hinc in expeditionem exeuntes, quoniam redire nequiverant, occidentales partes Galliae solo tenus vastaverunt nec mingentes ad parietem vivere reliquerunt, acceptisque eorum uxoribus et filiabus in coniugium omnes earum linguas amputaverunt, ne eorum successio maternam linguam disceret. Unde nos illos vocamus ‚Letewiccion', i. e. semitacentes, quoniam confuse loquuntur [1].] Hi sunt Britones Armorici et nunquam reversi sunt huc usque in hodiernum diem. Propter hoc Britannia occupata est ab extraneis gentibus et cives expulsi sunt, usque dum deus auxilium dederit illis.

Auch hier erscheint wie bei Gildas und in der 14. Triade die Ansiedelung britischer Krieger in Gallien, speciell in Armorica, und dieselbe ist in ursächlichen Zusammenhang gebracht mit der Besetzung Britanniens durch fremde Volksstämme. Besondere Beachtung verdient die Interpolation. Sie erzählt ähnlich der Ursulasage Gottfrieds die Versorgung der bretagnischen Ansiedler mit Frauen, nur sind es hier Gallierinnen, denen man die Zunge ausschneidet, um einer Vermischung der Sprache vorzubeugen; die ganze Erzählung wird dann zu volksetymologischer Deutung des Namens ‚Letewiccion', offenbar = Letavici, Bewohner von Letavia, verwerthet. Mit Gottfrieds Ursulasage stimmt unsere Darstellung auch im Zwecke überein: beide wollen die Breiziz (Bewohner der Bretagne) als echte Briten erscheinen lassen, indem hier die Vermischung der Sprache,

---

1) Die eingeklammerte Stelle steht am Rande des cod. 139 des Corpus-Christi-Colleges zu Cambridge, im Texte zweier anderer Nenniushandschriften.

dort die Vermischung des Blutes mit den Galliern ausdrücklich zurückgewiesen wird [1]).

Den historischen Kern aus diesem Knäuel von Wahrheit und Dichtung herauszuschälen, ist sehr schwierig. Dass Magnus Clemens Maximus durch seinen Abzug nach Gallien im Jahre 383 Britannien zu einer Zeit, wo es fortwährend von den Pikten und Skoten bedroht war [2]), wehrlos machte, steht fest. Auch an der Anlage von britischen Militärkolonieen in Armorica unter jenem Kaiser kann bei der Uebereinstimmung der Zeugnisse nicht gezweifelt werden [3]). Nimmt man nun an, was sehr nahe liegt, dass in den folgenden bedrängten Zeiten, zumal seit 410, wo Britannien von Rom aufgegeben wurde, zahlreiche Auswanderer aus Wales und Cornwales sich nach der Bretagne zu ihren Landsleuten begaben und dass ein Trupp derselben, unter dem sich besonders viele Frauen befanden, durch Sturm und Barbarenwuth einen traurigen Untergang fand, so erklärt sich die Ursulasage des Brut Tysylio und Gottfrieds. Vollständig unglaubwürdig aber sind die Schlachten zwischen Galliern und Briten und die Ausrottung der ursprünglichen Bewohner des Landes, von denen der Interpolator des Nennius, der Brut Tysylio und Gottfried erzählen: hier haben wir es lediglich mit einer Erfindung des wälischen Nationalstolzes zu thun, der auch die Heldenthaten des Königs Arthur gegen die Sachsen weit über das gebührende Maass zu erheben und zu einem der gefeiertsten Gegenstände mittelalterlicher Heldenpoesie zu machen wusste.

7. Die Legende ‚Regnante domino'.

Die mannichfaltigen Ansichten, welche sich im Laufe der Jahrhunderte auf Grund verschiedener Quellen über die Schicksale der Kölner Märterinnen gebildet hatten, sind gleichsam crystallisirt in der ‚Passio sanctarum virginum XI milium' oder der Legende ‚Regnante domino', wie sie kurz nach ihren Anfangsworten genannt wird. Ausserordentlich ist das Ansehen, dessen sich dieselbe das ganze Mittelalter hindurch erfreut hat: das beweisen die unzähligen

1) Dieffenbach, Celtica II 2 S. 172 und Anmerk.

2) Nicht erst später, wie Brut Tysylio und Gottfried behaupten.

3) Vgl. Lappenberg, Geschichte von England I S. 56 ff. Walter, Das alte Wales S. 77. San Marte, Gottfried S. 292.

Handschriften, in denen sie allenthalben verbreitet ist, sowie der Umstand, dass alle spätern Ursulalegenden, den Sermo in natali gänzlich vergessend, nur ihr folgen. Selbst als die Kritik sich dieses Gegenstandes zu bemächtigen anfing, hat ihr Einfluss noch fortgedauert, und nicht blos die Darstellung eines Crombach, sondern selbst die neueren und in ganz entgegengesetztem Sinne abgefassten eines Rettberg, Schade, De Buck, Kessel und Stein knüpfen an sie als mehr oder minder reine Geschichtsquelle an [1]). Und doch ist unsere Legende nichts anderes, als eine mit poetischen und erbaulichen Zuthaten ausgeschmückte Bearbeitung der wälisch-bretonischen Ursulasage, zu der die kölnische Tradition und der Sermo in natali einzelne Züge geliefert haben.

Unter den Handschriften haben bisheran die meiste Beachtung gefunden der Codex 7984 der Kgl. Bibliothek zu Brüssel aus dem XI. Jahrhundert, die älteste bekannte Handschrift der Legende, auf welche sich vornehmlich der Text bei den Bollandisten gründet [2]), und der Codex der Utrechter Carthause, der durch verschiedene Zusätze beweist, dass auch im Mittelalter der enge Zusammenhang zwischen unserer Legende und der wälisch-bretonischen Sage nicht unbekannt war. Für die Entstehungsgeschichte des Werkes ist von grösster Bedeutung der Codex lat. 18897 der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, welcher, wie schon im dritten Abschnitte dieser Studien erwähnt wurde, die Legende hinter dem Sermo in natali auf p. 252—288 enthält. Sie zerfällt hier in zwei Theile. Der erste, p. 252—282, ist von einer Hand des XI.—XII. Jahrhunderts sehr sorgfältig geschrieben und schliesst folgendermassen:

O quale hac die in caelo factum est tripudium, qualis occursus civium supernorum, quae etiam exsultatio apostolorum, quam devota congratulatio patriarcharum, prophetarum et confessorum, cum tum animae suorum participes effici meruere gaudiorum praestante domino nostro Iesu Christo, qui vivit et — 17

Offenbar folgte noch wie am Schlusse des zweiten Theiles: ‚regnat in saecula saeculorum. Amen.‘ Von dem Worte ‚cum‘ ab

1) Man denke nur daran, dass alle ohne Ausnahme in dem Bericht unserer Legende, die Hunnen seien die Mörder der hl. Jungfrauen gewesen, einen historischen Kern suchen.

2) Act. Sanct. Oct. IX p. 157 sq.

ist der Text bis zum Schlusse von einer spätern Hand durchstrichen. Ebendort stehen am Rande zunächst zwei unleserliche Wörter; dann folgt von einer Hand des XV. Jahrhunderts: ‚ibi fuit etiam finis in libro Buronensi'. Auf p. 283 beginnt der zweite Theil mit den Worten: ‚Ut etiam Colonia illa beata' in kleinerer Schrift und mit zahlreichen Abkürzungen (XII.—XIII. Jahrhundert); die ersten Zeilen stehen auf Rasur. Alle bisheran bekannten Handschriften, auch die Brüsseler, geben unsere Legende mit Auslassung des im Münchener Codex ausgestrichenen Schlusses des ersten Theiles als ein Ganzes. Dass sie letzteres aber nicht ist, dafür liefert unser Codex noch einen zweiten Beweis. Cap. 21 heisst es nämlich in allen bekannten Handschriften nach dem Worte ‚habitare':

Sed quid his assertionibus opus est, cum famula dei, cui haec revelatio ostensa est, tam celebris vitae tamque sanctae conversationis fuerit, ut ipsa pro certissimo veritatis testimonio habenda sit. Est enim locus in Saxonia Herse ibique usque hodie gloriosa sanctimonialium congregatio, ubi sancta illa nata et nutrita peracto sanctissimae vitae cursu nunc corporaliter in pace quiescit, quamvis ultimi temporis sui aliquantum in monte, quo civitas Iburg sita est, in eadem sanctitate exegerit. Huius vitae et sanctitatis tot sunt testes, quot vel hodie Herse sanctimoniales sunt vel ab inde fuerunt, et verissimae utpote deo verbis hominum adstipulante. Usque hodie enim ad tumulum eius frequenter redditur lumen caecis, gressus claudis, infirmi ad usum vitae reparantur et obsessi ab immundis spiritibus emundantur; ideoque competens eius testimonium fuit, et nefas est dubitare, quod de sancta sanctae, de sponsa sponsae, de dilecta dilectae suae dominus dignatus est revelare.

Diese ganze Stelle fehlt im Münchener Codex; an eine freiwillige oder unfreiwillige Auslassung ist nicht zu denken; sie muss daher als späterer Zusatz zu der Passio sanctae Cordulae betrachtet werden. Letztere scheidet sich aber selbst wieder inhaltlich scharf von dem vorhergehenden Abschnitte, der die Beziehungen der heiligen Märterinnen zu Köln zum Gegenstande hat und mit einem Preis des Glückes der Stadt beginnt und schliesst; und da dieselbe nach dem Zeugnisse Crombachs in einzelnen Handschriften fehlt, in andern, wie im Brüsseler Codex, durch die Randbemerkung ‚Hic incipit passio s. Cordulae' als neuer Abschnitt bezeichnet wird, so haben wir dieselbe als eine besondere Legende zu betrachten. Dafür sprechen auch mehrere innere Gründe, welche unten aufgeführt werden sollen.

Durch die Zerlegung der Passio in verschiedene, nach einander abgefasste Theile wird auch die von De Buck versuchte

Zeitbestimmung derselben berührt[1]). Letzterer nimmt an, die ganze Passio sei 1111 vollendet gewesen, da in diesem Jahre Sigebert von Gemblours einen Auszug derselben in seine Chronik aufgenommen habe[2]). In Wirklichkeit aber gilt dieses Argument nur für den ersten (vielleicht auch für den zweiten) Theil der Legende, da von der hl. Cordula bei Sigebert mit keinem Worte geredet wird. Nichtsdestoweniger muss das Ganze schon im XI. Jahrhundert vollendet worden sein, da es um diese Zeit im Brüsseler Codex erscheint. Dann dürfen wir wohl mit Fug und Recht den ältesten, dreimal erweiterten Abschnitt der Passio dem X. Jahrhundert zuweisen; weiter hinaufzugehen erlaubt die 11000-Zahl der Ursulanischen Märterinnen nicht, welche, wie früher gezeigt wurde, erst gegen das Jahr 900 nachweisbar ist. Und in der That passt unsere Legende in das an lateinischer Poesie der Geistlichen so reiche Zeitalter der Ottonen recht wohl hinein. Dass auch sie einen Geistlichen zum Verfasser hat, beweisen schlagend die zahlreichen in den Text eingefügten Bibelstellen. Als ihren Entstehungsort müssen wir schon um des Gegenstandes willen Köln annehmen; jedenfalls nöthigt der Preis Kölns (c. 18 und 22) und die Anrede an die Stiftsdamen von St. Ursula (c. 22) dazu, wenigstens die spätern Theile hier entstanden zu denken.

Wir geben nunmehr den im Laufe der Zeit immer mehr verderbten Text der Legende[3]) nach dem Münchener Codex *(M)*; Fehler des letzteren — fast sämmtlich Schreibfehler — sind nach den frühern Ausgaben verbessert. Im Uebrigen weicht unser Text von den bisheran bekannten nur in so untergeordneten Dingen ab, dass eine Aufzählung der bezüglichen Stellen als überflüssig erscheint. Ausserdem führen wir noch in den kritischen Fussnoten die wenigen Zusätze des Utrechter Codex *(U)* auf.

---

1) Act. Sanct. Oct. IX p. 79 sq.

2) Vgl. Pertz, Monumenta VI p. 310.

3) Dies lehrt ein Vergleich desselben bei Surius und De Buck sowie dessen Nachfolgern; fehlt doch, um anderes zu übergehen, bei De Buck, Kessel und Stein in c. 3 und 17 je ein ganzer Satz!

Incipit passio sanctarum virginum undecim milium.

1 Regnante Domino nostro Iesu Christo cum post passionem, resur- p. 252
rectionem et ascensionem eius conversis ad deum cunctis finibus terrae
nec Oceani angulus aliquis se a calore fidei eius absconderet, in conve-
niendo populos in unum et reges, ut servirent domino [1]), fuit in Britanniae
5 partibus rex quidam Deonotus tam vita quam nomine, qui religiosus in
omnibus caeremoniis catholicae professionis sic principare novit supra
homines, ut non oblivisceretur, qualem creatori suo subiectionem deberet,
sic a | subditis tributum exigere, ut se semper meminerit regi suo caelesti p. 253
id, quod ab eo factus est, debere. Is ergo rex cum sub iugo Christi, sub
10 quo ipse irreprehensibiliter militaverat, aliis irreprehensibiliter et iustissime
imperaret, in benedictione seminis Abrahae [2]) tam generositate quam vir-
tutum specie competentem sibi accepit uxorem. Sed sicut in vasis irae
duplici contritione feriendis ira iustitiae dei hic inchoat, ut ea in iudicio
irreparabiliter disperdat, ita misericordia eius diligentibus se plerumque
15 etiam in hoc saeculo divitias bonitatis suae concedit praegustare, ut in-
enarrabilem illam gloriam, quam | nec oculus vidit nec auris audivit nec p. 254
in cor hominis ascendit [3]), cum patientia discant exspectare.

2 Itaque cum summa spe utriusque parentis sexus virilis exspectare-
tur, qui terreni regni sui successor existeret, provida dei misericordia,
quae etiam vota novit excedere, dedit eis prolem femineam, quae plus
quam virili animo ad caelestis regni haereditatem eos praecederet eisque
5 succedentibus bona sine fine mansura praepararet. Haec itaque quia
exemplo David immanem ursum, scilicet diabolum, quandoque suffocatura
erat, deo disponente, qui quos praedestinat, vocat [4]), a parentibus illi in
baptismate praesagum nomen Ursula in|ditum est. Sancta ergo virgo p. 255
cum, ut regiam prolem decuit, regali ambitione educata naturalibus in-
10 crementis proficeret, teneros aetatis annos morum coepit maturitate prae-
cedere, et cui iam tum mundus viluerat, evangelicis imbuta praeceptis in
lege domini die ac nocte meditabatur [5]), et quia ad spiritualem sponsi
thalamum corde et animo suspiravit, omnis compositio eius et gloria non
de foris sed de intus fuit [6]), ut iam tum liquido cunctis daretur advertere,
15 quod ad magnum ecclesiae ornatum summus ille artifex margaritum hoc
vellet expolire, ac si ei iam tum patenter dixisset: Audi filia, et | vide et p. 256
inclina aurem tuam, quia concupivit rex speciem tuam [7]).

3 Praeter has aliasque spiritualis gratiae dotes erat haec sancta virgo
incomparabilis formae et mirae pulcritudinis, omnium oculis gratiosa;
sed sola virgo, quae domini erant, cogitans [8]) minus hoc amabat in se,

1 5 *partibus temporibus Gratiani et Valentiani in Cornubia* U. *nomine, qui fratri Karadoco in regnum successerat* U. 11 *quam virtute spe posteritatis* corrumpiert und interpoliert M. 13 *eam* M.

---

1) Ps. CI 23. 2) Genes. XXII 18. 3) I Cor. 2, 9. 4) Rom. 8, 30.
5) Ps. I 2. 6) Ps. XLIV 14. 7) Ps. XLIV 11. 12. 8) I Cor. 7, 34.

quod sponsi sui oculis sciebat non multum placere. Cumque de tanta
nobilissimae virginis indole longe lateque fama percrebuisset, ad aures 5
gentilis tyranni cuiusdam permanavit, qui praepotens viribus in robore
militari gloriabatur et barbarica feritate latius regnabat. Erat ei magnae
p. 257 indolis filius, quem paterno affectu artius ut regni | successorem diligebat.
Cui cum summopere ad regalem magnificentiam profectum vellet, repu-
tare secum coepit regnum suum propagari, nomen suum et posteritatis 10
gloriam nobilitari, si filium suum tam celebris puellae matrimonio conti-
gisset copulari. Itaque filius non minus pervicax, utpote qui iam puber-
tatis annos intrabat, patre annuente prosequentibusque, qui capita erant
populi, legatos ad patrem virginis destinavit multaque pretiosa trans-
mittens et plura promittens, urbes egregias, situs terrarum et tractus 15
maris, totum denique patris regnum et quidquid mundus deliciarum
p. 258 habere potest vel potuit in | dotis computationem dictavit. Minas etiam
pro magnitudine nominis sui quasi summam manum imposuit, ut saltem
terroribus, quod volebat, exigeret, si blanditiis muneribusque minus
proficeret. 20

Legati acceptis a rege mandatis profecti sunt emensoque grandi 4
itinere ad patrem virginis pervenerunt, dataque fandi copia, quae a
domino suo iussi sunt, diligentissime peregerunt et post blanditias, quod
efficacissimum arbitrati sunt, quasi scorpiones minas et terrores bellicos
subintulerunt. At senior providus et totus caritatis visceribus diffusus 5
fluctuare coepit intra se, indignissimum reputans filiam suam caelesti
p. 259 sponso artius inhaeren|tem ab aeterni regis amplexibus renitentem avel-
lere et barbarae libidini polluendam subiugare. At ex altera parte, etsi
proprii sanguinis prodigus esset pro catholica religione et zelo iustitiae,
quippe cui vivere Christus erat et mori lucrum[1]), tamen quia sub illo erat 10
cura regni et tam efferam barbari illius violentiam suis viribus desperabat
posse sustinere, iam sibi videre visus est sub oculis suis caedes hominum
promiscuae aetatis fieri, urbes dirui, matronas et virgines constuprari,
ecclesias cremari, sancta profanari et quidquid miseriarum aliquando
victis accidit, praesertim Christianis, vincentibus paganis. 15

In hoc ergo rerum cardine deprehensus rex pius, quod unicum 5
p. 260 tunc | perfugium patebat, ad divinam misericordiam quasi ad turrim forti-
tudinis a facie inimici cucurrit totusque in lacrimas effusus auxilium de
caelo indefessis precibus postulavit. Inter haec dum virgo domini vultum
patris quamquam dissimulantis turbulentum deprehendisset, latere eam 5
non potuit, quod ipsa huius perturbationis causa fuerit. Itaque pro se
minus sollicita paternae sollicitudini condoluit; mox ad sua arma convo-
lans sicut sancta Iudith et Esther pro liberatione patriae ieiuniis et ora-
tionibus pernox incubuit[2]), in auribus sponsi celerius obtentura, quod
petiit, cum quo vere unus spiritus fuit. Cumque noctem diei, immo noctes 10

3 *11 filio suo Conano* U. 5 *2 profugium* M.

---

1) Philipp. 1, 21. 2) Iudith IX 1. Esther XIV 2.

diebus in vigiliis et ieiuniis | continuaret, ex infirmitate humani corporis p. 261
fatiscentibus membris, cum deo cor vigilaret, ad modicum obdormivit et
per visionem divina revelatione de toto vitae suae ordine, de coagonista-
rum suarum numero, de gloriosa martyrii palma perdoceri meruit, quod
15 postea rerum exitus comprobavit.

6 Igitur sub primo surgentis aurorae diluculo patris maestitiam rele-
vatura — eo quippe die tyranni legatis erat responsurus — hilaris ad
eum venit blandeque arridens, Noli, inquit, mi pater, super hac re ali-
quo ulterius maerore contabescere, sed iacta cogitatum tuum in domino,
5 qui non dabit in aeternum fluctuationem iusto [1]). Ne tamen ex puellari-
bus | annis, quae dico, aestimes, scito, quia praeterita nocte per visum p. 262
divinae consolationis vox ad me licet indignam famulam suam facta est
iubens, ut iuvenem, qui me in matrimonium affectat, a spe nuptiarum
non repellerem, ipsa tamen conservato virginitatis signaculo ad innubas
10 transirem. Condicio autem coniugii et conscriptio nuptialis haec erit, ut
tu, pater, et iuvenis, qui me in suum amorem illicit, decem primaevae
aetatis virgines et forma et genere lectissimas perquiratis et tam mihi
quam singulis harum mille virgines honestissimas subscribatis compara-
tisque ad numerum nostrum trieribus undenis | triennii nobis ad dedica- p. 263
15 tionem virginitatis nostrae dentur indutiae, quibus expletis, quod domino
placuerit, fiet. Attamen incommutabile divinae pietatis consilium, quod
disposuit super me, nemo est, qui possit infringere.

7 His filiae vocibus exhilaratus pater accitis coram legatis quod pete-
bant annuit propositamque quasi coniugii condicionem, quam virgo po-
poscerat, exposuit, id cautissime quasi pro summa dotis conscriptione
statuens, ut iuvenis salutari renatus lavacro his tribus annis per fidem
5 catholicam institueretur in domino. His auditis legati iam quasi compotes
voti sui per viam, qua | venerant, perpeti itinere alacres reversi sunt ad p. 264
dominum suum, utpote pro bona legatione honorem accepturi, gloriam
et praemium; expositisque mandatis per ordinem patri iam laetissimo
iuvenis prae amoris magnitudine modum excessit laetitiae. Audita itaque,
10 ut fit, tanta exsultatione principum factum est totius regni generale tripu-
dium. Condicione igitur nuptiarum libenter accepta iuvenis coepit patri
ardentius insistere, ut ad satisfaciendum puellae desiderium per baptisimi
consecrationem legibus statim initiaretur christianis. Indicto etiam ad
novam militiam novo delectu ubique per duo regna quaesitae sunt in-
15 genuae et speciosae virgines adductaeque | ad palatium pro magnificentia p. 265
regali muliebrem acceperunt ornatum. Nec minori sumptu et utriusque
regis pari diligentia navium stetit fabricatura; alii enim ligna in silvis
caedunt, alii ad litus convehunt, alii carinas, alii transtra fabricant, alii
tabulata gracili iunctura, alii hunc, alii illum ornatum auro argento
20 aere coaptant, singulisque pro sua arte et officio satagentibus certatim
ubique fervebat opus [2]).

6 *12 letissimas* M.

---

1) Ps. LIV 23. 2) Verg. Aen. I 436.

Concordi itaque duorum regum studio iuxta regalem magnificentiam mirifice perfecta classe completoque lectissimarum virginum et dis- 8
p. 266 posito divinitus numero inter innumeras nobilissimae pro sapiae puellas Pinnosa, Maximi cuiusdam ducis filia, tam genere quam virtutum indole emicuit; quae secunda post sanctam Ursulam quasi magistra militiae vir- 5
ginalis fuit; quam pater eius ut nobile par filiae speciali dilectionis foedere sociavit. Omnibus igitur magnifice perfectis condicta die virgineae cohortes ad sanctam reginam Ursulam convenerunt et quasi ad navalem palaestram succinctae iubentis imperium praestolatae sunt. Tunc beata virgo, quem diu desiderabat, virgineo vallata exercitu, hilari vultu 10
et animo primum debitas deo gratiarum actiones exsolvit, deinde quasi
p. 267 fidissimis commilitonibus suis consilii sui arcanum in notuit easque in divini timoris, immo, quia perfecta caritas foras mittit timorem, in divini amoris observantiam piis exhortationibus erudivit et corroboravit. Puel lares autem cunei saluberrima reginae suae monita arrectis auribus 15
avidissime audientes cordaque ad caelum cum manibus levantes quasi iam militari sacramento coniuratae in Christum ad omnia divinae religionis munia devotionem suam spoponderunt mutuaque alacritate se ipsas in hoc studium cohortatae sunt, utpote quibus iam tum cor unum et anima una erat supernaque dulcedine praegustata in mentibus earum 20
p. 268 mundus et gloria eius | viluerat.

Post haec dato signo, quia mare contiguum erat, raptim ad naves 9
convolant, armamenta explicant altumque petentes modo concursibus modo discursibus interdum fugam interdum bella simulant, omnique ludorum genere exercitatae nihil, quod animo occurrisset, intemptatum relinquunt. Sic per dies singulos puellariter palaestrizantes aliquando circa 5
meridiem, aliquando circa nonam, aliquando die toto in ludis assumpto ad vesperam reversae sunt. Ad huiusmodi igitur spectaculum pius rex cum grandaevis patribus cunctisque regni primatibus frequenter aderat;
p. 269 vulgus etiam pro|miscuum, ut semper novarum rerum cupidum est, postpositis seriis suis virgineis lusibus applaudebat. Sed postquam cottidianis 10
exercitationibus assiduitas aluit audaciam, longius a littore remigantes, cum spectandi gratiam populo subtraherent, quaedam etiam naves flabris ventorum disiectae ante noctem minime redirent, diutina exspectatio et satietas ludorum spectatoribus fastidium genuit, singulisque ad sua opera discedentibus paulatim turba defluxit. 15

Celebrato igitur cum multa iucunditate per triennium hoc martyrii 10
praeludio, cum adornatis sponsalibus condicta die nuptiarum iuvenis in
p. 270 amorem | virginis animum perurgeret, beata Ursula, quamvis divinae promissionis oraculo non incredula, pro humana tamen sollicita infirmitate convirgines suas, quas iam in domino tam verbis quam exemplis erudie- 5
rat, ut in tali rerum articulo divinae misericordiae ianuam instantius pulsarent, admonuit, ne castitatis prociunctum perderent, sub quo regi suo caelesti irreprehensibiliter militassent. His dictis cum iam quasi currenti-

8 *3 persapiae* M. *4 maxima* M. 9 *10 servis* M. *12 flatis* M.

bus stimulum addidisset, devotae deo virgines ex toto corde in lacrimas
10 effusae tam pro sua singulae quam pro reginae virginitate consecranda
supernum coeperunt auxilium ardentissima spiritus | contritione invocare. p. 271

11 Pius autem dominus, qui semper prope est omnibus invocantibus
se in veritate, tam pia vota non distulit, sed ventum de thesauris suis
produxit [1]) impulsamque classem unius diei noctisque spatio secundo cursu
in portum, qui Tiêle dicitur, integro tam navium quam puellarum numero
5 pertulit. Itaque arrepto litore, quod concupierant, tanti dux femina facti [2]),
quasi Maria prophetes Pharaonis exercitum per mare rubrum evasisset,
sponso caelesti debitae laudis epithalamium praecinuit [3]). Quod cum puellaris
exercitus non clamoso strepitu, sed pari cordis concentu resonaret,
canticum | hoc laetitiae usque ad aures domini Sabaoth cum odore sua- p. 272
10 vitatis pervenit. Cum illa ergo nocte hoc in loco pausassent, sequenti
die comparatis utensilibus — nam mercatus ibi erat — ad naves reversae
sunt adductisque ancoris adverso flumine subremigantes ad insignem
illam Germaniae metropolim Coloniam, ubi nunc corpora earum in pace
requiescunt, tandem pervenerunt.

12 Egressis itaque cum post vespertinam refectionem somnus diurno
labore obreperet, sanctissima virgo Ursula, quae iam deo in angelicae
castitatis professione complacuit, vidit in sommis angelicae claritatis et
auctoritatis virum, qui assistens | primo, an vigilaret, inquisivit. Quem p. 273
5 cum illa ut virgo subito visu puellariter exhorresceret, ille timorem eius
blande compescens, Scito, inquit, filia, quia, quod multum concupieras,
in protectione dei caeli cum dulcissimo hoc sororum tuarum contubernio
Romam pervenies peractisque votis integro comitum tuarum numero
iterum huc reverteris in pace. Hic ergo vobis a deo requies in saeculum
10 saeculi praedestinata est; hic in pace pausabitis, et quia bonum certamen
certastis, cursum consummastis, fidem servastis, de cetero superest vobis
corona iustitiae [4]), quam ut a iusto iudice plenam accipiatis, | pro bona p. 274
nominis eius confessione cervices vestras persecutori dabitis, depositisque
hic corruptibilibus corporum sarcinis ad caelestem thalamum cum gloria
15 martyrii pervenietis. His dictis vir, qui loquebatur, disparuit.

13 Sancta igitur virgo Ursula nihil de tantae auctoritatis oraculo ambigens
mox, ut dies terris reddita est, convocata virginum contione quae
audierat et viderat in omnium auribus exposuit. His auditis communis exsultatio
facta est, quia dignae habitae essent pro nomine Iesu contume-
5 lias pati [5]), immolatisque laudum hostiis | unanimi deliberatione statuerunt p. 275
iter hoc festinantius peragere, cupientes videlicet iam dissolvi et esse cum
Christo [6]). Et ne quam divinae praedestinationi moram facerent, secundo
vento velificantes Basileam applicuerunt, religatisque ibi trieribus pedestri
itinere Romam pervenerunt. Ubi cum per dies aliquot perlustratis ubi-
10 que diversis sanctorum liminibus pervigiles in oratione deo animas suas
commendarent et lacrimis interiorem habitum quasi iam ad aeterni regis

---

1) Ps. CXXXIV 7. 2) Verg. Aen. I 364. 3) Ex. XV 20. 4) II Tim. 4, 7. 8. 5) Act. Apost. V 41. 6) Philipp. 1, 23.

triclinium processurae studiosius componerent, peractis tandem votis
p. 276 itinere, quo venerant, Basileam reversae sunt, | ascensisque navibus per decursum Rheni prono alveo defluentes et armis spiritalibus tam contra spiritales nequitias quam contra omnes persecutionum pressuras se prae- 15 munientes tandem Coloniam applicuerunt.

Aderat tum ibi barbara Hunnorum gens, quae peccatis hominum 14 exigentibus tam Galliarum quam Germaniae et Italiae terras caedibus iam vastaverat et incendiis, ita ut eversis urbibus et ecclesiis crematis religionis divinae vix aliquae tenues remanerent reliquiae. Eadem itaque barbaries cum per idem tempus ingenita feritate etiam urbem Colo- 5
p. 277 niam ar|cta obsidione vallaret, nondum hoc advenientibus prodente fama virgines iam pridem cognita humanitate incolarum sine omni huiusmodi suspicione in terram egressae sunt. Et ecce barbari more suo per velocissimos discursores explorata re subito cum clamore super eas irruerunt et quasi lupi in ovilia agnorum irruptione facta infinitam illam multitu- 10 dinem inhumana crudelitate peremerunt.

Cumque beluina illa rabies ad sanctam Ursulam iugulando perve- 15 nisset, satellites mortis admirabili pulcritudine eius conspecta manum ani-
p. 278 mumque represserunt, ipseque princeps scelerum libi|dinis fervore quasi fulmine percussus deposito paululum rigore coepit ad blanditias et amatoria verba descendere, Vere, inquiens, forma tua magnum dat specimen, 5 quod de ingenuis magnisque natalibus puella orta es, iuravitque ei dicens, quia, si pridem ad intercedendum ascendisses, nullam in comitatu tuo iacturam pertulisses. Sed consolare et gaude, dilecta, sorte tua et noli dolere de morte tuarum virginum, quia habita digna es, quae me, totius Europae victorem, quem etiam Romanum tremit imperium, merearis 10 habere maritum. Virgo autem sancta cogitans, quae domini sunt [1]), cum
p. 279 huius|modi sponsum vocis liberrima et habitus indignatione quasi principem tenebrarum exsufflasset, barbara mens et effera bile tumens belualiter infremuit et repulsam suam non ferens in beatissimam virginem, quae iam cupiebat dissolvi et cum Christo esse [2]), sententiam mortis dictavit. 15 Sic ergo candidissimi exercitus regina sancta Ursula ictu sagittae transverberata super nobilem comitum acervum velut caeleste margaritum corruit purpureoque sanguine quasi secundo baptismate dealbata cum tot victricibus turmis ad caeleste palatium laureata migravit, suppletis
p. 280 fideliter, quae deerant in corpore | suo, passionibus Christi [3]). Perfectus 20 est igitur admirabilis ille domini calathus, qui, ne liliis tantum virginitatis albesceret, totidem martyrii rosis distinctus est, quibus ante superni inspectoris oculos decentius ruberet.

Fallant nunc et fallantur, qui saeculari gloria stupidi triumphos 16 regum suorum infinitis laudibus quasi ad caelum extollunt, scribentes illa et illa bellorum insignia, utpote victos reges currum praecedere, in-

14 *11 pervenerunt* M. **15** *6 genuis* M. *22 martyrum* M.

---

1) I Cor. 7, 34. 2) Philipp. 1, 23. 3) Coloss. 1, 24.

finitos captivorum greges minari, victores autem milites discoloribus
5 armis fulgentes sua singulos militaria signa ostentare, duces autem ipsos in aureis quadrigis alte residentes auratis vestibus radiare. Addant p. 281 praeterea, si placet, diem urbi festum, laetitiam patrum, vulgi clamorem et commune tripudium. Sed haec si cum hoc triumpho sapienter fuerint collata, miseria potius dicenda sunt quam gloria, cum illi purpurati et
10 aurati descenderint ad tenebras et aeterna supplicia, illae autem sacrae virgines stola immortalitatis indutae visione domini perfruantur et societate angelica. Ecce iuxta vocem domini bona terra fructum sexagesimum pariter et centesimum in patientia attulit [1]), et quae ad horam euntes ibant et flebant mittentes semina sua, modo | venientes et manipulos suos p. 282
15 portantes in exsultatione venerunt [2]), immo depositis corporum paleis mundum et bene cribratum triticum in horrea domini abundanter intulerunt.

17 O quale hac die in caelo factum est tripudium, qualis occursus civium supernorum, quae etiam exsultatio apostolorum, quam communis gloria martyrum et sanctarum virginum de augmento sui ordinis gloriantium, quam devota congratulatio patriarcharum, prophetarum et confesso-
5 rum, cum tum animae suorum participes effici meruere gaudiorum praestante domino nostro Iesu Christo, qui vivit et | [regnat in saecula saecu- p. 283 lorum. Amen.]

Ut etiam Colonia illa beata et incomparabili hoc thesauro beatior sciret, quantum sacratissimis virginum cineribus honoris et reverentiae
10 semper deberet, in sua liberatione experta est, quam pretiosa in conspectu domini mors earum [3]) fuisset et quam magnifice in concilio sanctorum viverent, quarum nuda forsitan corpora tantum potuissent. Nam peracta illa tam beluina rabie, quasi tortoribus illis manifeste deus calicem irae, vertiginis et insaniae miscuisset, dati sunt in reprobum sensum [4]) vide-
15 runtque armatorum acies, quotas virginum trucidaverant, persequentes se, ad quarum impetum effera illa barbaries et post triumphos iam fugere nescia non auderet subsistere. Fugatis igitur pacis hostibus conclusis civibus insperata pax reddita est, longoque luctu soluti Colonienses portis eruperunt. Et ecce, passim super nudam humum inhumata virginum cadavera
20 invenerunt. Nec multum eos res fefellit, quippe qui iam pridem transeuntium ibidem sanctarum puellarum vestes, habitus et naves noverunt. Sed quia facile animadverterant devotas deo virgines pro conservandae pudicitiae signaculo in agone martyrii occubuisse seque earum patrocinantibus meritis non modo mortem, sed etiam cruciatus barbarorum
25 omni morte graviores evasisse, unanimi consensu non quasi homines sed quasi deum in humanis corporibus venerantes non privatis, non publicis

16 *4 captivorum* fehlt in M. *9 praepurpurati* M.

---

1) Matth. XIII 8. Marc. IV 8. Luc. VIII 8. 2) Ps. CXXV 6.
3) Ps. CXV 15. 4) Rom. 1, 28.

sumptibus pepercerunt, dum non modo humanitatis officio, verum humillimae venerationis studio pro se quisque satagentes alii dilaniata disiectaque martyrum membra congerunt, alii vestibus cooperiunt, alii terram p. 284 effodiunt, alii sarcophagis | imponunt; brevique tempore, sicut hodie illic 30 est cernere, sanctissimae virginum reliquiae ad aeternam Coloniensium gloriam pausaverunt in pace.

Ex eo autem tempore iam crescente divina religione non modo 18 consuetudo, sed pro consuetudine civibus sacramentum inolevit, ut intra ambitum virginalis sepulturae nemo usque hodie cuiusquam mortui sepeliret corpus. Aliquanto autem tempore evoluto divinitus frequenter admonitus et quasi legatione sanctarum virginum accitus vir quidam reli- 5 giosus nomine Clematius ex orientis partibus advenit, qui pro voto suo ecclesiam super sanctissimos cineres a fundamentis constructam in honorem sanctarum virginum complevit. Lauda ergo, Colonia, dominum, quoniam confortavit seras portarum tuarum et posuit fines tuos pacem et tanto promisso pignore benedixit filiis tuis in te [1]). 10

Erat autem de eodem sanctissimo virginum contubernio quaedam 19 nomine Cordula, quae ceteris virginibus in agone Christi occumbentibus sola in unius navis alveo sub eadem nocte delituit et in crastinum ultro se morti, quam fugerat, virili animo offerens catervas cum pari gloria martyrii subsecuta est. Sed nemo in hoc scandalizetur, quasi beata illa 5 virgo coronae suae parva hac formidine aliquid derogaverit, cum nec Petrus negans [2]) nec Thomas dubitans [3]) ab apostolatus honore eiecti sint. Divino enim nutu ad magnum ecclesiae fructum Petrus de se quasi de homine praesumens et magistro commoriturum se asserens ancillae ostiariae vocem utiliter pertimuit; qui tamen postea usque ad crucem perveniens 10 p. 285 nec Ro|mae urbis principem expavit. Forsitan et beata illa virgo de anteactae vitae puritate et fidei constantia praesumens ad tolerandam passionem aliquid in se fiduciae habuit ideoque humilianda erat, ut non in se, sed in domino gloriari disceret et sic humiliata ad caelestem thalamum gloriosius transiret. Sic et fidelis David, cum domino diceret: Iuravi et 15 statui custodire iudicia iustitiae tuae, mox quasi in se revolutus subiecit dicens: Humiliatus sum usquequaquee [4]). Ne autem infirma membra de salute desperarent, si quando in passionis articulo pro humana infirmitate paululum hebescerent, ipse mediator dei et hominum personam infirmantium assumens dixit: Tristis est anima mea usque ad mortem. Pater, si fieri 20 potest, transeat a me calix iste [5]). Ecce, qui potestatem ponendi animam suam et sumendi eam habuit, transire a se calicem passionis expetivit, nec filius a patre non exaudiri aliquando potuit; sed caput pro infirman-

17 29 *in vestibus cooperierunt* M. 30 *sarcophagos* M.

---

1) Ps. CXLVII 2. 2) Matth. XXVI 69 sq. 3) Ioann. XX 24 sq. 4) Ps. CXVIII 107. 5) Matth. XXVI 38. 39.

tibus membris loquebatur, quorum sibi tunc personam assumpsit. Forsitan
25 supernus ille agricola fructificantem palmitem, ut fructum plus ferret, purgare voluit [1]), quemadmodum cum sigillum aliquod sculptoris studio subtilissime expressum artifex videt et limat, ut quod oculis aliorum placuit, etiam suis in aliquo displicere non possit. Sed quis cognovit sensum domini? [2])
30 Ideoque supervacuum est occulta dei iudicia discutere, salva fide sine periculo licet nescire, cum liquido constet semperque constiterit, quod athleta dei ad probationem, non ad reprobationem dilata sit.

20 Longa igitur temporum serie evoluta sancta, quam praediximus, Cordula inclusae cuidam incomparabilis tunc | vitae et specialis meriti, p. 286 Elyndrudae, per visum apparuit eamque quasi contubernalem suam, an se agnosceret, requisivit. Illa autem quamvis sancta et mente deo iam
5 proxima tamen adhuc corruptibilis et quasi corruptio incorruptelam non sufferens divinae venustatis et gravitatis personam exhorruit. Erat enim virgo dei ultra omne artificium hominis vestita mirifice coronamque liliis rosisque alternantibus intertextam gestans in capite. Famula dei ex pavore respirans indignam se tantae maiestatis agnitione respondit esse,
10 cum ego, inquiens, carnalis peccati sim legibus obnoxia, tu autem iam in ordinem caelicolarum assumpta sis totius corruptionis aliena. Tum illa, Noveris, inquit, me unam ex sacro Coloniensium virginum numero fuisse, quae illis triumphantibus una nocte supervixi sequentique die mortis cupida ultro me carnificibus obtuli sicque in Christo moriens nec
15 sorores meas deserui nec socialem martyrii coronam amisi. Itaque cum illarum gloriosissimi transitus diem debita iam devotione tota Colonia veneretur, mei nominis nec brevis aliqua adhuc recordatio agitur. Proinde nunc veniens id tibi iniungo oboedientiae, quo sanctimonialibus ad corpora nostra devote excubantibus denunti|es ex me, ut, cum sororum p. 287
20 mearum triumphalem gloriam celebrant, proxima sequenti die et mihi aliquid venerationis impendant, quia minime eis expedit, ut inter omnes, quae illic pausant, mei tantum nominis reverentia nulla sit. Cumque illa de nomine eius requireret, iussa est a virgine frontem eius intueri, ut hoc sibi nomen indubitanter sciret, quod illic exaratum inveniret. Paruit
25 illa, vidit et legit discretisque syllabis ‚Cordula' destincte scriptum invenit.

21 Famula igitur dei ad sanctimoniales divinum oraculum rettulit, creditumque est ac deinceps statutum, et cum pridie beatarum virginum celebritas agitur, sequens dies sanctae Cordulae laudibus impendatur. Sed ne cui visio haec quasi minus auctoritatis ludificante somno dubia
5 habere videatur, revocet ad memoriam, quia et Petrus dormiens in disco vocationem gentium vidit [3]) et Paulus virum Macedonem in Illyricum se vocantem non dubius audivit [4]) et patriarchae nostri, Abraham scilicet [5]),

19 *31 semper* M. **20** *3 contubernialem* M.

1) Ioann. XV 2. 2) Rom. 11, 34. 3) Act. apost. X 9 sq. 4) Act. apost. XVI 9 sq. 5) Genes. XV 17 sq.

Isaac[1]) et Iacob[2]), Ioseph quoque[3]), Gedeon[4]) atque Daniel[5]) multa et magna caelestium mysteriorum sacramenta viderunt, magi etiam de mutando reditu dormientes edocti sunt[6]). Ipse quoque nutricius domini, 10 Ioseph, ab angelo est admonitus in somnis in Aegyptum fugere exstinctisque persecutoribus Christi propter metum Archelai Nazareth secedere ibique habitare[7]).

Glorietur igitur superna Hierusalem et caelestis illa curia tot in- 22 genuis civibus ampliata, ubi non est servus aut liber, masculus aut femina. Glorietur Britannia quamvis in Adam generans virgineae tamen indolis fecunda. Glorietur Germania tot lectissimos Oceani flores excipiens. Glorietur Roma numerum virginum, quem acceperat, reddens. Glorie- 5 tur Colonia talem apud se thesaurum retinens. Glorietur beata illa p. 288 sanctimonialium congregatio tot sanctarum virginum, quibus | devote famulatur, patrociniis de perpetua salute praesumens. Benedicta igitur gloria domini de loco sancto[8]). Vos autem sanctimoniales, tot caelestium gemmarum servatrices, fideli obsequio specialiter satagite, ut, si ad cen- 10 tesimum vel sexagesimum fructum non pertingitis, saltem post vestigia earum divinae misericordiae spicas legatis. Omnes etiam in communi sanctissima earum patrocinia humillime flagitemus, ut quia ad socialem cum ipsis gloriam adspirare non audemus nec possumus, tamen, quia in domo patris mansiones multae sunt[9]), earum meritis patrocinantibus in 15 caelesti Hierusalem vel novissimae sortis municipatum capiamus praestante domino nostro Iesu Christo, qui cum patre est spiritu sancto vivit et regnat in saecula saeculorum. Amen.

Osanna interpretatur salvifica, id est salvum fac. Explicit passio sanctarum virginum XI milium. 20

22 7 *famulatur* fehlt in M. *12 commune* M.

Die Legende hebt an mit der Geburt der Führerin der Jungfrauenschaar, der hl. Ursula, welche in den Mittelpunkt derselben gerückt ist. Aus ihrem Vater, dem Könige Dinoot von Cornwales, wird volksetymologisch ein ‚rex Deonotus tam vita quam nomine', und um die Identität beider sicher zu stellen, fügt der Utrechter Codex bei, dass er der Nachfolger seines Bruders Caradocus auf dem Throne gewesen sei[10]). Nachdem Ursula zu einer ebenso schönen wie frommen Jungfrau herangewachsen ist, begehrt sie ein heidnischer Prinz, den der Utrechter Codex

1) Genes. XXVI 2 sq. 2) Genes. XXVIII 12 sq. 3) Genes. XL 8 sq. XLI 16 sq. 4) Iudic. VI 11 sq. 5) Dan. II 28 sq. 6) Matth. III 12. 7) Matth. II 13 sq. 8) Ezech. III 12. 9) Ioann. XIV 2.
10) Vgl. Gottfried V 15, 10.

ausdrücklich Conanus nennt [1]), zur Gemahlin. Die Art der Brautwerbung erinnert lebhaft an Sigfrids gewaltsame Werbung um Kriemhilt im Nibelungenliede. Der Verlegenheit des Vaters kommt die Tochter zu Hülfe. Obwohl sie ihre Jungfrauschaft zu bewahren gewillt ist, will sie doch, wie ihr sonderbar genug ein Engel in göttlichem Auftrage gerathen hat, dem Prinzen die Ehe unter der Bedingung zusagen, dass die Hochzeit drei Jahre hinausgeschoben, ihr Bräutigam inzwischen im christlichen Glauben unterrichtet und getauft und ihr eine Schaar von 11000 Jungfrauen beigesellt werde; unter den letzteren sollen zehn durch Schönheit und Geburtsadel hervorragen, und jede von diesen sowie sie selbst soll 1000 Begleiterinnen erhalten; für die ganze Schaar sollen überdies 11 Dreiruderer beschafft werden. Eine Motivirung der letzten, höchst auffälligen Bedingungen fehlt in unserer Legende durchaus; ganz anders in der Quelle, der wälischen Ursulasage, wo die Jungfrauen den Soldaten des Conanus vermählt und über das Meer befördert werden sollen. Die zehn adeligen Gefährtinnen Ursulas entstammen natürlich der Kölner Tradition: sie bilden mit Ursula selbst die von Alters her in Köln namentlich bekannten 11 hl. Jungfrauen. Unter ihnen ist die hervorragendste Pinnosa, die Tochter des Herzogs Maximus — wiederum ein Anklang theils an die britische Sage, in der Kaiser Maximus eine Rolle spielt, theils an die Stellung Pinnosas im Sermo in natali.

Nachdem die Jungfrauen aufgeboten und die Schiffe hergestellt sind, beginnen dieselben nach einer kurzen Ermahnung ihrer Königin Ursula nautische Uebungen, die sie drei Jahre lang fortsetzen. Diese irgendwie zu motiviren, ist dem Legendenschreiber ebenso wenig gelungen, wie er einen genügenden Grund für das Jungfrauenaufgebot anzuführen vermochte: aber er musste, wenn auch noch so gewaltsam, die Jungfrauen zu Schiffe bringen und sie mit den nöthigen Kenntnissen in der Schifffahrt ausstatten, um sie später ohne männliche Begleitung — denn eine solche gestattete die Kölner Tradition nicht — die Reise bis nach Basel zu Wasser zurücklegen lassen zu können. Endlich naht der festgesetzte Zeitpunkt der Hochzeit heran. Ursula ermahnt ihre Gefährtinnen zu eifrigerem Gebet, doch merkwürdiger Weise nicht blos um die Erhaltung ihrer eigenen Jungfräulichkeit, sondern um die der ganzen Schaar, welcher in keiner Weise Gefahr droht: natürlich schwebte dem Verfasser die beabsichtigte Vermählung der Jungfrauen mit den

1) Vgl. Gottfried V 15, 15.

Soldaten des Conanus vor. Durch göttliche Fügung wird plötzlich die ganze Flotte ohne jeden Verlust in den Hafen von Tile an der Rheinmündung geführt, wohin auch Gottfried die Verschlagenen gelangen lässt. Wie im Sermo 9,11 verbleiben die Jungfrauen hier einige Zeit, versehen sich mit Lebensmitteln und fahren nun rheinaufwärts nach Köln, wo Rast gemacht wird. Da fordert ein Engel Ursula im Schlafe auf, mit ihren Gefährtinnen eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen und belehrt sie zugleich, dass sie nach ihrer Rückkehr von dort in Köln den Martertod erleiden würden. Die Pilgerfahrt wird ausgeführt, bis Basel zu Schiffe, von dort zu Fuss, und auf demselben Wege geht der Zug zurück. Diese Partie der Legende, welche natürlich mit der britischen Sage nichts zu thun hat, geht lediglich auf missverstandene Andeutungen des Sermo zurück. Die ‚peregrinatio pro testamenti domini veritate assumpta‘ (c. 3,6) nahm man als Pilgerfahrt, c. 7,6 ff. schien auf die Richtung derselben nach Rom zu deuten, und aus den Worten c. 11,13 ff. ‚hanc Agrippinae Coloniae terram non ut hospitam solum modo praeterundo salutaverunt, sed hic martyrii victoria coronatae eam ut propriam effusione sancti sui sanguinis manendo decoraverunt‘ schloss man auf eine doppelte Anwesenheit der hl. Jungfrauen in Köln, eine vorübergehende vor der Pilgerreise und eine dauernde nach derselben.

Als die Jungfrauen zum zweiten Male in Köln anlegen, treffen sie daselbst die Hunnen, welche bereits Gallien, Germanien und Italien (!) verwüstet haben (c. 14,1 ff.). Diese Angabe der Legende genügt, um die auch heutzutage noch hier und da behauptete Belagerung Kölns durch die Hunnen Attilas [1]), an welche man noch über die Angaben der Legende hinausgehend die Einnahme und Zerstörung der Stadt angeknüpft hat, als durchaus unhistorisch erscheinen zu lassen. Die Hunnen fallen über die Jungfrauen, die von ihrer Anwesenheit keine Ahnung haben, her und machen sie allesammt nieder. Natürlich ist es wieder die britische Sage, welche den Hunnen die Ermordung der Jungfrauenschaar aufgebürdet hat; im Sermo fallen sie noch ‚lictorum immanitate‘, und selbst die Legende scheint c. 12,13 durch die Worte ‚cervices vestras persecutori dabitis‘ auf die ältere Ansicht von der Enthauptung der Märterinnen zur Zeit der Christenverfolgungen hinzuweisen. Eine bedeutende Schwierig-

1) Attilas Namen nennt die Legende nicht ausdrücklich; aber unter dem ‚victor totius Europae‘ (c. 15, 10) kann nur er verstanden werden.

keit machte dem Legendenschreiber die Veranlassung zu jenem schrecklichen Blutbade. Nach der kölnischen Ueberlieferung war es das standhafte Bekenntniss des christlichen Glaubens, welches die Jungfrauen zur Zeit der Christenverfolgung abgelegt hatten; nach der britischen Sage die Weigerung derselben, sich von den Barbaren missbrauchen zu lassen. Obgleich das letztere Motiv sehr wohl zu dem Charakter der Hunnen gepasst hätte, hat der Verfasser der Legende sich doch gescheut, es anzuwenden, offenbar aus Rücksicht auf die damals noch in Köln geltende Ansicht, und hat wie an andern kritischen Punkten auf die Angabe des Motivs einfach verzichtet. Damit aber hat er, ohne es zu wollen und zu merken, das Martyrium der Jungfrauenschaar aufgehoben und an die Stelle desselben ein Gemetzel gesetzt. Nur Ursula fällt durch einen Pfeilschuss, weil sie sich weigert, dem Hunnenfürsten ihre Hand zu reichen.

Die erste Fortsetzung der älteren Passio schildert die wunderbare Vertreibung der Hunnen von Köln, offenbar in der Absicht erfunden, um der Geschichte gerecht zu werden, die von einer Einnahme der Stadt durch dieselben nichts wusste, sowie das Begräbniss der Märterinnen durch die Kölner Bürger. Letzteres enthält eine weitere Concession der heimischen Tradition an die britische Sage, insofern gesagt wird, die Jungfrauen hätten den Tod erlitten ‚pro conservandae pudicitiae signaculo' (c. 17, 22).

Die nachfolgende Passio s. Cordulae oder besser gesagt die Selbstoffenbarung der hl. Cordula an die Nonne Elyndrud trägt, wie schon Crombach gesehen hat, deutlich den Stempel der Nachahmung an sich. Der auf einige Zeilen beschränkten Leidensgeschichte der Heiligen stehen zwei lange, geschmacklose Apologieen des Martyriums und der Offenbarung desselben gegenüber. Eine directe Nachahmung ist der Kranz von abwechselnden Rosen und Lilien, den die hl. Cordula auf ihrem Haupte trägt (c. 20, 7). Er ist entnommen der Stelle der älteren Passio c. 15, 20 ff.: Perfectus est igitur admirabilis ille domini calathus, qui, ne liliis tantum virginitatis albesceret, totidem martyrii rosis distinctus est. Während der Verfasser der ältern Passio sich jeder Motivirung enthält, wo er eine passende nicht zu finden weiss, schreckt der Schreiber der jüngern selbst vor einer unzutreffenden Begründung nicht zurück. Er lässt die hl. Cordula erscheinen, ‚quia minime eis (i. e. sanctimonialibus ad corpora nostra devote excubantibus) expedit, ut mei tantum nominis reverentia nulla sit'. Allein da Cordula, wie sie

selbst sagt, zum sacer Coloniensium virginum numerus gehört, so genoss sie auch schon bisheran mit diesem gemeinsame Verehrung, nur war ihr Name und Schicksal unbekannt, ein Loos, das sie mit Tausenden ihrer Gefährtinnen theilte. Es lag also für sie keine Veranlassung vor, eine besondere, namentliche Verehrung zu fordern.

Als Litteraturwerk betrachtet, ist, wie wir gesehen haben, die Legende ‚Regnante domino' eine ausserordentlich schwache Leistung, wenn auch die Schwierigkeit nicht verkannt werden soll, so widersprechende Ansichten, wie sie dem Verfasser über die Kölner Märterinnen vorlagen, mit einander zu vereinigen. Aber grade die Schwäche des Werkes ist für den Forscher günstig, insofern sie es demselben ermöglicht, die einzelnen Fäden aufzuzeigen, aus denen sich das Gewebe der Legende zusammensetzt.

8. Bearbeitungen der Ursulalegende.

Von der Legende ‚Regnante domino' sind mir zwei Bearbeitungen bekannt geworden, welche beide den Text paraphrasiren, ohne inhaltlich irgend etwas Neues zu bieten. Die eine, welche ich nur aus den Bollandisten kenne, ist in einer Handschrift des Cisterzienserklosters Lichtenthal in Baden erhalten [1]). Von der andern geben die Bollandisten den Anfang aus einem Gladbacher Codex [2]); ich selbst habe sie im cod. lat. 642 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek wiedergefunden. Sie ist jünger als der jüngste Theil von Regnante domino (Zeugniss für die Heiligkeit Elyndruds), da auch dieser in derselben verarbeitet ist.

Viel wichtiger ist die Bearbeitung der britischen Ursulasage im Roman de Brut des Robert Wace. Der Dichter, geboren im Anfang des 12. Jahrhunderts auf der damals zur Normandie gehörigen Insel Jersey, gestorben als Canonicus in Bayeux kurz nach 1174, setzte in dem genannten, 1150 vollendeten Werke die Historia regum Britanniae Gottfrieds in nordfranzösische Poesie um, verwerthete aber auch andere Quellen, wie schon der uns hier interessirende Abschnitt bekundet. Derselbe lautet folgendermaassen [3]):

(Maximian) France conquist et Lohéraigne 6116
Et après conquist Alemaigne;
Ne li pot pas encor sosfire,

1) Acta Sanct. Oct. IX p. 93 sq.
2) Vgl. Anmerk. 1.
3) Benutzt ist die Ausgabe von Leroux de Lincy.

Se [1]) de Rome n'eust l'empire;
6120 Dont [2]) prist à Rome son cemin
Sor Gratien et Valentin.
Lombardie et Rome conquist,
L'un en caça [3]) et l'altre ocist;
A Clionos, un sien vassal,
6125 Un gentil conte [4]) et un loial,
Avoit Engleterre livrée
Et la justice commandée;
Frère Caradoc fu puis nés.
Mais Caradoc ert jà finés
6130 Et ses [5]) fils qui fu el [6]) message,
Et Clionos tint l'iretage [7]).
Une fille avoit cil [8]), mult bèle,
Qui estoit appelée Ursèle,
Et puis fu par mer envoïe
6135 Et mainte autre desconseillie [9]),
Qui durent être mariées
En Bretaigne outre mer menées.
François qui furent resbaldi [10]),
R'ont Conant de guerre acoilli [11]),
6140 Mais Conan s'a bien desfendu,
Onques [12]) par als [13]) n'i fu venqu.
Por sa terre mix gaagnier,
Por popler et por herbergier,
Et por sa gent asséurer
6145 Valt [14]) as homes femes doner.
Ne lor valt pas doner Françoises
Ne por force ne por riçoises [15]),
Ne lor linage [16]) entremeller [17])
Ne lor tères acommuner.
6150 Ains a fait Clionos requerre [18]),
Qui en garde avoit Engleterre,
Que il sa fille li donast,
Ursèle, si li envoiast
Et des filles as [19]) vaasors [20])
6155 Qui n'avoient encore signors,
Et des filles as païsans
Et as povres et as manans [21])
Li envoiast, quanqu'il [22]) poroit,

---

1) si. 2) donc. 3) chassa. 4) comté. 5) son. 6) en le. 7) héritage. 8) celui-ci. 9) übel berathen. 10) encouragés. 11) accueilli. 12) jamais. 13) aux = eux. 14) voulut. 15) richesses. 16) lignage. 17) entremêler. 18) requérir. 19) aux. 20) invasoribus. 21) manants. 22) tant qu'il.

Et il bien les marieroit;
6160 Cascune auroit son mariage
Solonc l'ordre de son parage [1]).
Cil li a sa fille envoié
Et a grant riquèce [2]) otroié [3]),
Les meschines [4]) fist demander
6165 Qui estoient à marier;
Onze mil en a asamblées,
Totes de gentix [5]) homes nées.
Des païsans prist ansement [6])
Quarante mil communément,
6170 Que petites, que parcréues [7]),
Bien couraées et vestues;
Et nés [8]) à Londres mises furent,
A cels qui conduire les durent.
Aval [9]) Tamise sont corues
6175 Et de si à la mer venues;
Par cèle mer parfont sigloient [10]),
Lièce [11]) et bien trover quidoient [12]).
Es [13]) vous tempeste mervillose
Et une nue vint pluose,
6180 Qui fist le vent desor [14]) torner,
L'air noircir, le ciel oscurer.
Onques n'oï [15]) tant sodement [16])
Venir tempeste, ne torment [17]):
Li ciels torbla, li airs noirci
6185 Et la mers enfla et fermi [18]);
Ondes commencent à enfler
Et sor l'une l'altre monter.
En mult po d'ore [19]) nés traversent,
Maintenant afondrent [20]) et versent.
6190 Estrument [21]) ni pueent [22]) aidier,
Ne nus altre [23]) consillier.
Qui dont oïst [24]) crier meschines
Et essauchier vois fémenines,
Paumes batre, cavex [25]) tirer,
6195 Pères et mères reclamer
Et jeter grands cris et grands plains

1) égalité de naissance. 2) richesse. 3) concédé. 4) jeunes filles. 5) gentils. 6) aisément. 7) ausgewachsen. 8) navires. 9) a val. 10) deutsches Wort: segeln. 11) Freude. 12) gedenken. 13) en les. 14) = dès or von der Stunde an. 15) jamais on n'a ouï. 16) Wohl gleich sodiement, engl. suddenly „rapidement". 17) Seesturm. 18) gähren machen. 19) en fort peu de temps. 20) untersinken. 21) instruments. 22) pouvaient. 23) nul à l'autre. 24) Imparf. du subj. von ouir. 25) cheveux.

Et réclamer Deu et ses sains,
Qui véit [1]), com eles moroient
Et com eles s'entretenoient,
6200 Jà n'éust tant le cuer [2]) félon,
Il n'en éust compassion.
Onques n'oï si grant péril
De femes, ne si grant escil [3]).
Mult par i ot [4]) nés perilliés
6205 Et mescines à dol [5]) noiés;
Alquantes qui en escapèrent
Et entre paiens arrivèrent,
Ocises furent et vendues
Et en servage retenues.
6210 Onze mil en furent menées
Et en Cologne décolées.
Ursèle fu o [6]) cèles prise
Et si fu o cèles ocise;
Martyre furent, saintes sont,
6215 Cil del païs [7]) grant feste font.
Mainte en ont la mer trovée,
Ivains et Melga esgarée.
Ivains estoit rois de Hongrie,
Par mer aloit à grant navie [8]);
6220 Melga estoit d'Escoce sire.
Des meschines firent ocire
Pluisors quis vaurent [9]) por jésir [10]),
Car nel [11]) voloient consantir:
Nès [12]) ocioient pas por el [13]),
6225 Paien estoient mult cruel.

In der Hauptsache schliesst sich Wace, wie man sieht, an Gottfried an; nur setzt er statt der 60000 Jungfrauen niedern Standes 40000 ein [14]). Die bedeutsamste Abweichung steht gegen

1) Imparf. du subj. von vedeir = videre. 2) coeur. 3) Schaar. 4) il y eut. 5) douleur. 6) avec. 7) ceux du pays = les habitants. 8) avec beaucoup de navires. 9) voulurent. 10) gésir = coucher. 11) ne le. 12) ne les. 13) aliud.

14) Unbegreiflich ist das Urtheil San Marte's über die Darstellung der Ursulalegende bei Gottfried und Wace: „Die mit der Auswanderung nach der Bretagne verknüpfte Geschichte der hl. Ursula und ihrer 11000 Jungfrauen gehört, wie es scheint, mehr der fränkischen Legende an und ist wohl erst später nach Britannien übergegangen, wie denn auch Wace im Roman de Brut entschieden den Legenden des Continents folgt" (Neue Mitth. aus dem Gebiet histor.-antiquar. Forschungen IX S. 64).

Schluss: von den aus dem Schiffbruche geretteten Jungfrauen werden 11000, unter ihnen Ursula, nach Köln geführt und daselbst enthauptet; sie fallen, wenigstens zum Theil, als Märterinnen ihrer jungfräulichen Ehre, sind Heilige und erfreuen sich eines grossen Festes. Zum ersten Male beobachten wir hier eine Rückwirkung der kölnischen Legende auf die bretonische, von welcher jene bis dahin mehrere Jahrhunderte hindurch beeinflusst worden war. Natürlich war es eine Folge der im 12. Jahrhundert immer weiter sich ausbreitenden Verehrung der Märterinnen, dass die bretonische Sage Köln die genannte Concession bezüglich der Marterstätte derselben angedeihen liess.

Die Unzugänglichkeit der Flores historiarum des Matthaeus von Westminster (um 1377), in welchen ebenfalls unsere Sage berührt wird, erlaubt mir kein Urtheil über die Art der Darstellung derselben bei diesem Schriftsteller; hier sei nur noch kurz erwähnt, dass Johannes Maior (geb. 1469, gest. 1547) in seinen Gesta Scotorum I 14 noch mehr sich der Kölner Ueberlieferung anschliesst, indem er mit Weglassung des Schiffbruches und Unterganges zahlreicher Jungfrauen die ganze Schaar, 11000 an der Zahl, welche nach Armorika bestimmt war, durch einen heftigen Wind unmittelbar nach Köln gelangen und daselbst durch Gouanus und Elga umkommen lässt [1]).

9. Die Begräbnissstätte der Kölner Märterinnen; der ager Ursulanus.

Unsere Untersuchung ist an der Schwelle der letzten Epoche der Umgestaltung unserer Legende angelangt. Dieselbe ist bedingt durch die umfassenden Nachgrabungen, welche im Laufe des 12. Jahrhunderts nach den Gebeinen der Kölner Märterinnen angestellt wurden. Es dürfte daher hier der geeignete Ort sein, die wechselnden Ansichten über die Grabstätte derselben zusammenzustellen und zu erläutern.

Wenn auch die Clematianische Inschrift die basilica sanctarum virginum ganz ausdrücklich nur als Märterstätte der Jung-

1) Die bezügliche Stelle ist abgedruckt bei Usserius, Britannicarum ecclesiarum antiquitates p. 617.

frauen bezeichnet, so muss doch, wie wir früher gesehen haben [1]), aus der Wendung ‚exceptis virginibus' zusammengehalten mit der Sitte der Zeit, in welcher die Inschrift entstanden ist, mit Nothwendigkeit geschlossen werden, dass sie von vornherein — und zwar nur sie — auch die Grabstätte derselben war. In diesem Sinne sprechen sich die Zeugnisse der folgenden Jahrhunderte einstimmig aus. Schon erwähnt wurde die Stelle der vita s. Cuniberti, welche von tumuli in der Kirche redet [2]). Eine Antiphon des Officiums der hl. Jungfrauen, welche durch ihren engen Anschluss an die Clematianische Inschrift den Stempel hohen Alters an sich trägt, preist die ‚beata virginum corpora, quae pro Christi confessione prostrata solo iacent hic (d. h. in der Kirche) sepulta' [3]). Der Sermo in natali bezeichnet die Basilika als ‚sanctorum corporum custodem ecclesiam' [4]). Selbst zu der Zeit, als schon die Zahl der Märterinnen auf 11 000 geschätzt wurde, hielt man noch an der Ansicht fest, dass die Basilika ihre Gebeine sämmtlich umschliesse. Durch Urkunde vom 29. Juli 927 schenkt Erzbischof Wichfrid dem Ursulastifte die nahegelegene Marienkirche ‚propter reverentiam XI milium sanctarum virginum inibi (d. h. in der unmittelbar vorher genannten ecclesia sanctarum virginum) requiescentium' [5]). Wenn daher in dieser frühen Zeit von Erhebungen und Uebertragungen von Reliquien der hl. Jungfrauen die Rede ist, so müssen wir annehmen, dass man sich durch Eröffnung der in der Kirche befindlichen Gräber in den Besitz derselben gesetzt hat. So enthält schon das Calendarium Binterims und das des Düsseldorfer Codex D 3 unterm 28. Februar die translatio sanctae Pinnosae, ein Fest, welches mit der Verdrängung Pinnosas aus ihrer führenden Stellung wieder verschwindet und einer translatio s. Ursulae am 28. Januar Platz macht [6]).

Die Legende Regnante domino deutet zuerst — freilich nicht in ihrem ältesten Theile — auf eine Wandlung der Ansicht be-

---

1) Bonner Jahrbücher LXXXVIII S. 91.

2) Bonner Jahrbücher LXXXIX S. 108 ff.

3) Kessel a. a. O. S. 155.

4) c. 5, 17.

5) Lacomblet, Urkundenbuch I nr. 88.

6) Diese führte man ohne allen Grund auf die Bonner Jahrbücher LXXXIX S. 108 ff. erwähnte Begebenheit aus dem Leben des hl. Cunibert zurück. Vgl. den Inhalt der Inschrift Acta Sanct. Oct. IX p. 236.

züglich der Begräbnissstätte der Jungfrauen. Die Anordnung des Clematius, dass man innerhalb der Basilika keinen Leichnam bestatten dürfe, wird c. 18, 3 als gültig für den ganzen ‚ambitus virginalis sepulturae' bezeichnet. Offenbar war man sich bewusst geworden, dass 11 000 Personen unmöglich in der kleinen Basilika ihre Grabstätte haben könnten, und dehnte daher dieselbe über die nächste Umgebung — wahrscheinlich den Bezirk des Stiftes — aus [1]). Eine noch tiefer greifende Aenderung aber trat im Jahre 1105 ein. Wir kennen dieselbe durch die Schilderung eines Zeitgenossen, des Mönches Richerus aus der Abtei Waulsort in der Diöcese Namur. Obwohl das Aktenstück bei den Bollandisten abgedruckt steht [2]), ist es doch seiner Bedeutung entsprechend bisheran nicht gewürdigt worden.

Als in dem genannten Jahre Kaiser Heinrich IV. auf der Flucht vor seinem Sohne, dem spätern Kaiser Heinrich V., am Niederrhein freundliche Aufnahme fand und unter andern auch in Köln verweilte, nahmen die Kölner aus Furcht vor einer Belagerung auf die Befestigung ihrer Stadt Bedacht: man erhöhte die Mauern, besserte die Thore aus und umgab die Stadt mit einer zweiten Umwallung. Zu diesen Arbeiten hatte man Bauern gedungen. Als dieselben nun den Boden um die Stadt herum aufwühlten, erschienen ihnen plötzlich zwei Frauen von unglaublicher Schönheit und forderten sie mit sanften Worten auf, die Erdschollen etwas ehrfurchtsvoller zu entfernen. Auf die Frage der Bauern, wer sie seien, erwiderten sie, sie gehörten der Gesellschaft der 11 000 Jungfrauen an, die hier herum begraben lägen; mitten zwischen ihnen ruhe ihr Bischof, den man bald auffinden werde. Hierauf verschwanden sie. Schnell verbreitete sich das Gerücht von der Erscheinung, und die Bürger Kölns vernahmen mit Staunen, dass die 11 000 Jungfrauen an einer Stelle ruhten, wo man es nicht vermuthete (in quibus non sperabatur locis), und durch eine Erscheinung selbst ihre Grabstätte geoffenbaret hätten. Alles eilte hinaus, um das

---

1) Letzteres darf man aus der Thatsache schliessen, dass die Abtissinnen und Nonnen des Ursulastiftes auf dem Kirchhof der Maria-Ablass-Pfarrkirche begraben wurden, ‚cum penes ecclesiam XI mille virginum nulli sepultura concedatur'. (Gelenius, De admir. magn. Col. p. 419.) Hierher gehört auch die Bezeichnung der Nonnen des Ursulastiftes als ‚tot caelestium gemmarum servatrices' (Regnante domino c. 22, 9).

2) Acta Sanct. Oct. IX p. 239 sq. Ueber den Verfasser vgl. p. 238.

Wunder zu schauen. Ein Priester der Cunibertskirche, welche in der Nähe der Stelle lag, wo die Erdarbeiten ausgeführt wurden (quae operi contigua erat), stahl Abends ein wenig von den ausgegrabenen Gebeinen, brachte dieselben in die Kirche und sah sie leuchten. Diese und andere als wunderbar angesehene Erscheinungen, welche an den aufgefundenen Gebeinen beobachtet wurden, hoben jeden Zweifel an der Echtheit derselben.

Der weitere Inhalt des Aktenstückes ist für unsere Untersuchung nicht von Belang. Zum ersten Male bemerken wir in demselben eine Abweichung von der bis dahin streng festgehaltenen Ansicht, die Märtyrerschaar habe lediglich aus Jungfrauen bestanden: ein Bischof befindet sich unter ihr. Die beiden Jungfrauen, welche den Arbeitern erscheinen und dadurch nach den von Alters her bekannten elf und der ebenfalls durch eine Erscheinung bekannt gewordenen Cordula zuerst persönlich auftreten, finde ich in jener Clementia und Grata wieder, welche zweimal den Namen der Elf angereiht sind[1]), und dies um so mehr, weil in der Erzählung Richers gerade die Milde und Lieblichkeit ihrer Erscheinung hervorgehoben wird[2]). Von grösster Wichtigkeit aber ist die Bemerkung, dass der Ort, welchen die Erscheinung als Grabstätte der 11000 Jungfrauen bezeichnete, nämlich die Gegend nordöstlich von der Ursulanischen Basilika in der Nähe der Cunibertskirche, bis dahin von niemand als solche betrachtet wurde. Wir besitzen darin ein klares Zeugniss für die Zeit der Entstehung des sog. ager Ursulanus, welcher von nun an mehrere Jahrhunderte hindurch der Schauplatz fieberhaft betriebener Grabungen nach den Reliquien der 11000 Jungfrauen, zugleich aber auch die Veranlassung zu einem heftigen Streite wurde.

Kaum war nämlich in Folge der angeführten Erscheinung der Anfang zu den Ausgrabungen gemacht worden, als die Mönche des Deutzer Heribertsklosters sich derselben mit besonderem Eifer annahmen. Schon 1113 übertrugen sie den Leib einer hl. Palmatia in das Kloster Weissenburg. Ein Fund folgte dem andern, und nie vorher vernommene Namen von Kölner Märterinnen tauchten auf. Auf Grund abermaliger Erscheinungen begann dann im Jahre

1) Vgl. S. 135.

2) ‚venusti ornatus incredibilisque speciei duae mulieres . . dulcique affatu . . dixere'.

1155 unter Leitung der Deutzer Aebte Gerlach und Hartbern eine neunjährige, allgemeine Erhebung der Gebeine des Ursulaackers, von denen ein grosser Theil als Reliquien in alle Welt verbreitet wurde. Im 13. Jahrhundert dauerten die Erscheinungen, Funde und Verschenkungen fort, bis Papst Bonifaz IX. letztere auf den Wunsch der Kölner Bürger verbot. Noch 1640, als man im Herzen des Ursulaackers ein Massengrab, und 1642, als man in der Nähe der Ursulakirche eine im Sande begrabene Leiche entdeckte, glaubte man, Gebeine der 11000 Jungfrauen aufgefunden zu haben [1]).

Für uns ist es unbegreiflich, wie die Erscheinung des Jahres 1105 und die Aussage derselben nicht dem schärfsten Zweifel und lebhaftesten Widerspruche begegnete. Allein weder jetzt noch später hören wir etwas davon. Selbst die Klosterfrauen des Ursulastiftes, bei denen dies am meisten zu verwundern ist, erkannten sogleich die aufgefundenen Gebeine als Reliquien der hl. Jungfrauen dadurch an, dass sie den Besitz derselben, wie Richerus erzählt, den Canonici von St. Cunibert gegenüber, auf deren Grund und Boden sie gefunden worden waren, für ihre Kirche als die altbekannte Grabstätte der hl. Jungfrauen beanspruchten und sogar zu einer heimlichen Entführung von Gebeinen übergingen. Als aber bald der sog. Greesberg, wo die Ausgrabungen stattfanden, den Namen ‚Ursulaacker' erhielt [2]) und die auf demselben schon zu Erzbischof Annos II. Zeiten (1056 — 1075) erbaute Kirche der hl. Machabäer [3]) immer mehr, wie es scheint, an Ansehen gewann, fühlte sich Gepa, die Abtissin des Ursulastiftes, schwer verletzt, weil sie in diesen Vorgängen eine Schmälerung des Ansehens der Ursulanischen Basilika erblickte [4]). Ohne Zweifel auf ihre Veranlassung liess ihr Bruder, der damalige Erzbischof Reinald von

1) Crombach, S. Ursula vindicata p. 471.

2) Vgl. die S. 176 Anmerk. 1 angezogene Urkunde.

3) In der Urkunde bei Lacomblet, Urkundenbuch I nr. 318 vom Jahre 1134 erneuert Graf Adolf von Saffenberg die Schenkung eines Gutes in Mondorf, welches sein Grossvater durch Erzbischof Anno der Machabäerkirche als ‚dos' überwiesen hatte.

4) Die Nachrichten über diese Ereignisse siehe bei Crombach, S. Ursula vindicata p. 790 sq., der sie einem mit Hülfe des Archivs des Machabäerklosters verfassten Manuscript entlehnte. Ganz unhistorisch wird hier der Streit bis auf das 5. Jahrhundert zurückgeführt, wo Clematius die Ursulanische Basilika und gleichzeitig der Erzbischof Solinus die Kirche auf dem Greesberg erbaut haben soll.

Dassel, die Gebeine der hl. Machabäer, welche er mit denen der hl. drei Könige nach der Eroberung Mailands von Friedrich Barbarossa zum Geschenke erhalten hatte, 1163 durch die Canonici des Domstiftes in die genannte Kirche übertragen; dafür aber sollte von nun an der Name „Ursulaacker“ nur dem Bezirk des Ursulastiftes zukommen. Allein Reinalds Nachfolger, Philipp von Heinsberg, weihte trotz mancher entgegengesetzten Bestrebungen die Kirche auf dem Greesberge feierlich zu Ehren der Gottesmutter, der 11000 Jungfrauen und aller hl. Märtyrer und übergab sie 1178 Nonnen vom Orden des hl. Benediktus [1]). Den bis in das folgende Jahrhundert sich fortspinnenden Streit suchte der hl. Engelbert (Erzbischof von Köln 1216—1225) endgültig zu schlichten. Er liess an der Kirche der Benediktinerinnen einen neuen Chor erbauen und trug sich mit dem Gedanken, in diesen die Gebeine der hl. Machabäer zu übertragen und den Altar desselben zu ihrer Ehre zu weihen, damit so das Kloster und die anliegende Strasse von diesen den Namen erhalte. Indessen fand er vor der Ausführung des Planes durch die Hand eines Meuchelmörders einen allzufrühen Tod. Den Gedanken Engelberts verwirklichte sein Nachfolger Heinrich von Molenark. Er beauftragte 1228 den päpstlichen Legaten Johannes, Bischof von Mitylene, die Uebertragung der Reliquien und die Weihe des Altars vorzunehmen. Damit endigte freilich der Streit der beiden Klöster, allein der Name „Ursulaacker“ erhielt sich für die bezeichnete Gegend vor wie nach, und noch Gelenius weiss als die äussersten Punkte des ager Ursulanus St. Ursula im Westen, St. Johannes und Cordula im Osten, St. Maximin im Süden und St. Machabäer im Norden zu bezeichnen [2]).

10. Die Auflösung der Legende.

Die Grabungen, welche seit 1155 auf dem Ursulaacker stattfanden, förderten neben den Gebeinen auch eine Reihe von Inschriften zu Tage. Da dieselben dem Abte Gerlach höchst ver-

---

1) In der bezüglichen Urkunde gebraucht Philipp selbst den Ausdruck ‚s. Ursulae ager‘: capellam in memoriam sanctarum virginum in loco, qui dicitur s. Ursulae ager, in Colonia constructam . . . sanctimonialibus ordinis s. Benedicti . . . concessimus possidendam.

2) De admir. magn. Col. p. 92.

dächtig vorkamen, so schickte er die wichtigsten an eine visionäre Nonne mit Namen Elisabeth im Kloster Schönau in der Trierer Diöcese. Die Texte der Inschriften sind erhalten in einem von dem Deutzer Mönche Theoderich abgefassten Verzeichnisse [1]), zum Theil auch in den Revelationen der Elisabeth von Schönau. Sie erweisen sich auf den ersten Blick insgesammt als plumpe Fälschungen, mit Ausnahme der Grabinschrift des Aetherius, welche alle Kennzeichen einer altchristlichen Grabinschrift an sich trägt nnd noch obendrein durch die merkwürdige Beschreibung des von Elisabeth und ihren Berathern nicht erkannteu Christus-Monogramms als echt erwiesen wird [2]).

Elisabeth bestätigte indessen nicht nur die Echtheit der sämmtlichen ihr vorgelegten Inschriften, sondern behauptete auch durch visionäre Mittheilungen einer hl. Verena, deren Leib nach Schönau gebracht worden war, neue Aufschlüsse über die Schicksale der 11000 Jungfrauen zu erhalten, welche von ihrem Bruder, dem Abte Egbert von Schönau, aufgezeichnet wurden [3]). Hier erscheint zum ersten Male die Jungfrauenschaar begleitet von einer Menge von erdichteten Bischöfen und andern männlichen Personen, welche zu den Jungfrauen in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen. Unter den erstern ist am berühmtesten der Papst Cyriacus, der bei der Ankunft der Jungfrauen in Rom abgedankt und mit ihnen nach Köln gezogen sein soll, diesen Schritt aber mit der Streichung seines Namens aus dem Papstkatalog gebüsst habe [4]). Den oben genannten Aetherius, auf dessen Grabstein die Standesbezeichnung fehlte, glaubte Elisabeth mit Rücksicht auf das von ihr als „rex“ gedeutete Christusmonogramm für den Bräutigam der hl. Ursula ausgeben zu müssen, den die kölnische Legende namen-

1) Vgl. Acta Sanct. Oct. IX p. 243 ff.

2) Vgl. Klinkenberg, Die römisch-christlichen Grabinschriften Kölns (Progr. des Marzellengymnasiums 1891) S. 15.

3) Abgedruckt in den Acta Sanct. Oct. IX p. 163 sq.

4) Vgl. Döllinger, Papstfabeln des Mittelalters S. 45 ff. Mit Recht hebt Döllinger hervor, dass die Auffindung von Grabsteinen männlicher Personen auf dem Ursulaacker zunächst veranlasst scheint, um das Vorkommen so vieler männlicher Gebeine auf dem Felde zu rechtfertigen, wo man nur die Gebeine von Jungfrauen zu finden gedachte. Elisabeth von Schönau hat also nicht alle jene Namen erdichtet, auch nicht den des Cyriacus; sie ist vielmehr die Urheberin der Geschichte derselben.

los gelassen hatte. Auch verlegte sie im Gegensatze zu der bis dahin geltenden, auf der Legende beruhenden Anschauung, dass Attila der Anstifter des Jungfrauenmartyriums sei, letzteres in das Jahr 238 und schrieb es einem Hunnenfürsten Julius zu, der die Jungfrauen auf Befehl von zwei angesehenen Römern, Maximus und Africanus, habe niedermetzeln lassen. Die letztgenannte Datirung fand — wie überhaupt die Visionen Elisabeths — so allgemeinen Glauben, dass man sie sogar als Zusatz den meisten Handschriften von Regnante domino anhängte [1]).

Noch überboten werden die Visionen Elisabeths von denen des Steinfelder Prämonstratensermönches Hermann Joseph, welche er in den Jahren 1183 und 1187 niedergeschrieben hat [2]). Hatte schon Elisabeth die Märtyrerschaar bedeutend vermehrt, so gesellt Hermann ihr noch eine weitere Anzahl von Bischöfen, Fürsten, Prinzen, Matronen und Kindern bei, deren Genealogie und Beziehungen zu den Jungfrauen er in weitschweifigster Weise ausführt. Auch umgibt er den Zug mit einer fortlaufenden Reihe von Wundern, unter denen manche ans Triviale und Komische streifen.

Diese wenigen Züge genügen zur Charakterisirung der genannten Werke. Die auf altehrwürdigen Ueberlieferungen beruhende Legende wird in ihnen durch das denkbar subjektivste Moment, die Vision, zersetzt und ihrer Auflösung entgegengeführt; damit ist sie in ein Stadium gelangt, in welchem das wissenschaftliche Interesse an ihr erlischt.

Wir sind am Schlusse unserer Studien zur Geschichte der Kölner Märterinnen angekommen. An der Hand der Denkmäler hat der Verfasser die vielfach verschlungenen Fäden der Ueberlieferung zu entwirren, ihren Ausgangspunkt festzustellen und ihre Entwicklung klarzulegen versucht. Dass ihm dies allenthalben gelungen sei, ist er weit entfernt zu behaupten; für manche Frage musste er die Lösung, für manche Thatsache die Begründung schuldig bleiben. Indessen scheint ihm der harmonische Zusammen-

1) Mit Unrecht glauben die Bollandisten, dass dieser Zusatz schon zu Elisabeths Zeiten bestanden habe (a. a. O. p. 99).

2) Abgedruckt in den Acta Sanct. Oct. IX p. 173 sq. Ueber Hermann Joseph als Autor ebenda p. 90 sq.

schluss der gefundenen Einzelresultate eine gewisse Bestätigung für die Richtigkeit des von ihm eingeschlagenen Weges zu enthalten. Schliesslich möchte er einem doppelten Wunsche Ausdruck geben: dass durch die vorliegenden Untersuchungen die Aufmerksamkeit der Forscher dieser interessantesten Heiligengeschichte des Abendlandes von neuem zugewandt, und dass im Interesse der Aufhellung derselben ein bisheran noch unbenutzt gebliebenes Mittel verwerthet werde: die Ausgrabung der Ursulakirche. Eine solche würde Form, Grösse, Lage und Alter der ursprünglichen Basilika wie auch der spätern Bauten festzustellen und den etwaigen Spuren von Gräbern in derselben nachzugehen haben. Dass dabei auch noch mancher interessante Ueberrest römischer Kultur ans Tageslicht kommen würde, darf nach den in alter und neuer Zeit hier gemachten Erfahrungen als sicher vorausgesetzt werden.

II. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum in Bonn.

Von

Josef Klein.

34.

Gräberfund aus Bonn.

Als im August vergangenen Jahres die Fundamentirungsarbeiten für den Neubau eines Hintergebäudes des Gasthofes „Zum Schwanen" zu Bonn auf der Sternstrasse ausgeführt wurden, stiessen die Arbeiter in einer Tiefe von 2 Meter, in unmittelbarer Nähe der Grenzmauer des Hauses Nr. 56 auf zwei römische Steinsärge aus schlechtem Tuffstein des Brohlthales. Der eine derselben, der in stark beschädigtem Zustande aus der Erde gehoben wurde, ist 64 cm lang, 30 cm im Lichten breit und 29 cm hoch. Die Wandstärke beträgt 6 cm. Der Sarg ist nach dem Innern hin schön glatt gearbeitet, während die Aussenseite eine geringere Sorgfalt in der Behandlung zeigt. Im Innern befindet sich an dem einen Kopfende eine bankartige Erhöhung von 10 cm Höhe und 8 cm Tiefe. Der Sarg war geschlossen durch einen in zwei ungleiche Theile gebrochenen Deckel aus Tuffstein von 11—13 cm Höhe und 37—38 cm Breite. In dem Sarge lagen verbrannte Knochen sowie einige Scherben von Krügen und Töpfen aus weissem Thon.

Besser erhalten ist der zweite an derselben Baustelle gefundene Sarg aus Tuffstein, welcher eine Länge von 76 cm und eine Höhe von 33 cm hat. Seine Breite beträgt oben im Lichten 31 cm, unten $25^1/_2$ cm. Die Stärke der Wände an den Längsseiten beträgt 6 cm, an den beiden Schmalseiten 8 cm. Auch dieser Sarg enthielt zunächst eine Menge verbrannter Knochen, dann ein kleines völlig auseinander gefallenes Kästchen aus dünnem Bronzeblech von 14 cm Länge, 8 cm Breite und 3 cm Höhe, welches in seinem innern Raume durch eingesetzte Metallwände in Fächer eingetheilt

gewesen war. Kleine Klappdeckel, welche mit zierlichen in Ringen liegenden Griffen zum Aufheben versehen sind und deren Oberfläche eine Berandung eingravirter Linien verziert, verschliessen die einzelnen Abtheilungen, während ein Deckel in der Grösse des Kästchens als Schieber functionirt. In demselben lagen zwei kleine Würfel aus Bein. Dabei wurde ein chirurgisches Geräth aus Bronze mit flacher viereckiger Schaufel gefunden, dessen Griff zur Hälfte abgebrochen ist und das seiner Grösse halber nicht in dem Kästchen selbst aufbewahrt gewesen sein kann. Um den Sarg herum standen mehrere bauchige Krüge mit kurzem Halse und kleinen Henkeln. Als Deckel für den Sarg diente eine 91 cm lange, 34 cm breite und 14 cm dicke Platte aus Kalkstein. Dieselbe ist in späterer Zeit, wie sich bei genauerer Besichtigung ergab, oben abgesägt und glatt behauen worden, um als Deckplatte verwandt zu werden, während sie früher offenbar einem anderen Zwecke gedient hatte. Denn als dieselbe herumgedreht wurde, zeigte sie auf der dem Sarginnern zugekehrten Seite die untere Hälfte einer fünfzeiligen Inschrift, welche dem Andenken eines Verstorbenen gewidmet war. Die Buchstaben derselben, welche in allen Zeilen die gleiche Höhe von 5 cm haben, weisen noch auf eine verhältnissmässig gute Zeit, etwa das 3. Jahrhundert n. Chr. hin, wodurch wir zugleich einen Maassstab für die Zeit der Gräber gewinnen. Die Inschrift lautet:

[illegible]
IVNIA ^ MATERNA ^ COIVX
COIIVGI ^ KARISSIMO ^ ET
SIBI VIVA
HEREDE S ^ F ^ C ^

Von den Buchstaben der ersten Zeile sind blos die Basen erhalten, welche jedoch eine Ergänzung dessen, was einst da gestanden hat, noch sehr wohl ermöglichen. Ohne Schwierigkeit ergiebt sich als erstes Wort *armatura*, dessen auch sonst auf rheinischen Inschriften [1]) vorkommenden Gebrauch und Bedeutung bereits Borghesi [2]) erwiesen hat. — Das nun folgende Zeichen sieht aus wie

1) Vgl. C. I. Rhen. 1178.

2) Oeuvres t. IV p. 178. Vgl. ausserdem E. Huebner, Bonner Jahrb. LXVII S. 33 f.

die Fussenden eines mit einem rückläufigen L legirten E; das unmittelbar daran sich anschliessende Zeichen kann nur G gewesen sein, dessen Rundung etwas flüchtig eingehauen war. Dann folgt der Fuss einer senkrechten Hasta entweder I oder T. Endlich der vierte Buchstabe war sicher ein M. Es wird also LEG·T·M zu lesen sein. — Den Schluss der Zeile bilden fünf Zeichen, von denen ich das zweite eher für B denn für D ansprechen möchte. Das letzte Zeichen, in welchem ich den Rest eines O sehe, ist nur sehr schwach erkennbar, da hier der Stein eine starke Abschürfung erlitten hat. Es liegt nahe, an OBITO zu denken. Wie viel der Stein oben eingebüsst hat, lässt sich schwerlich mit Gewissheit entscheiden, zumal kein Anhaltspunkt dafür vorhanden ist, ob ausser dem Namen des Verstorbenen noch seine Heimath mit der Tribus angegeben war. Z. 2 am Schlusse und Z. 3 am Anfange ist beide Male n im Worte coniux, wie häufig, ausgelassen. Auffallend ist dabei die verschiedene Schreibung eines und desselben Wortes in unmittelbarer Aufeinanderfolge, das erste Mal mit einem einfachen, das zweite Mal mit verdoppeltem I, wobei der erste Buchstabe, wie nicht selten, länger als die übrigen gebildet ist. Seltener ist das zweite I des Wortes länger. Vgl. Düntzer, Verzeichniss der röm. Alterthümer des Museums Wallraf-Richartz in Köln, Köln 1885. S. 96 n. 198 a.

Der Wortlaut der Grabschrift ist demgemäss folgender Maassen zu deuten:

...... *armatura leg(ionis) primae M(inerviae) obito Iunia Materna co(n)iux co(n)iugi karissimo et sibi viva. Heredes f(aciendum) c(uraverunt).*

In einiger Entfernung von dem oben erwähnten Aschensarg wurde beim Fortschreiten der Erdarbeiten das Bruchstück einer zweiten Platte aus Kalkstein zu Tage gefördert, welches an der linken Seite vom Beschauer abgebrochen, jetzt 28 cm hoch, 7 cm dick und oben 48 cm, unten 44 cm breit ist. Auch die Vorderseite dieser Platte trägt den Rest einer Grabschrift, deren Buchstabenzüge hinsichtlich ihres Charakters ebenfalls noch einer ziemlich guten Zeit angehören. Die Buchstaben haben in allen erhaltenen Zeilen die gleiche Höhe von 3 cm. Meine Abschrift hat folgende Lesung ergeben:

O D E F V N T O
O S XXXVIII K E C I T
\R I A K R V E N D A
ʼG I F T S I B I
V N T A R I A

Da nach Ausweis der letzten Zeile bloss drei bis vier Buchstaben im Anfange der einzelnen Zeilen fehlen, so erhellt daraus, dass der Anfang der Inschrift mit der Platte entweder oben abgesägt worden ist oder auf einer anderen Platte gestanden hat.

Die Lesung ist im Einzelnen völlig sicher. — Z. 3 ist noch zu Anfang der hintere Schenkel eines A theilweise erhalten, ebenso Z. 4 im Anfange noch der Horizontalstrich des zweiten Schenkels eines V.

In paläographischer Beziehung bietet die Inschrift einiges Bemerkenswerthe. Während Z. 1 im Worte DEFVNTO der Buchstabe F eine ganz regelmässige Form hat, ist er Z. 2 im Worte FECIT und Z. 3 im Namen FRVENDA beide Male so gebildet, dass der obere Horizontalstrich von der Mitte der Hasta des Buchstabens ausgehend, in schräger Richtung nach oben geht, während der zweite nach unten sich zieht, so dass der Buchstabe ganz das Aussehen eines K mit verkürzten Schenkeln erhalten hat, ähnlich wie auf dem im Mannheimer Museum aufbewahrten Sepulcralsteine (C. I. Rhen. 1718) aus Neckargemünd. Ferner verlängern sämmtliche A der Inschrift den rechten Schenkel etwas am Kopfe. Endlich bei E im Worte ET Z. 4 fehlt der untere Querstrich, so dass es wie F aussieht.

Grammatikalisch ist zu beachten die Schreibung *defunto* statt *defuncto*, welche auch anderweitig vorkommt (z. B. C. I. L. VIII, 2402. XII, 1416), sowie der Akkusativ [*ann*]*os* für den Genitiv [*ann*]*orum*. Denn da zu Anfang der Zeile nicht mehr als höchstens vier Buchstaben verloren gegangen sein können, wie wir oben wahrscheinlich gemacht haben, so lässt sich kein *qui vixit*, von welchem der Akkusativ *annos* abhängig zu denken wäre, als ausgefallen annehmen, sondern man wird sich für die Struktur *defun(c)to annos XXXVIII* entscheiden müssen.

Demgemäss wird die Inschrift mit beispielsweiser Ergänzung des Gentilnamens der Denkmalserrichterin folgender Maassen zu lesen sein:

. . . . *o defun(c)to* . . . . *[ann]os duodequadraginta fecit [Ianu?]aria Fruenda [coni]ugi et sibi voluntaria.*

Endlich ist man einige Monate später an derselben Baustelle in der ganz entgegengesetzten Ecke, wo die oben beschriebenen Steinsärge und Inschriften zum Vorschein gekommen sind, als man die Canalisation des Gebäudes anlegte, abermals auf einen römischen Steinsarg aus Tuffstein gestossen, welcher ebenfalls dem hiesigen Provinzial-Museum einverleibt worden ist. Derselbe, ziemlich roh behauen, hat eine Länge von $53^1/_2$ cm, eine Breite von 51 cm und eine Höhe von 41 cm. Auch er hat in seinem Innern, welches 23 cm tief ausgehöhlt ist, an der einen Seite eine Art von Bank, gerade so wie bei dem an erster Stelle erwähnten Sarge. Sein Inhalt bestand in verbrannten Knochenresten.

35.

Grabdenkmäler römischer Soldaten aus Bonn.

Schon im Jahrbuch LXXXVIII, S. 126 ist die Vermuthung ausgesprochen worden, dass wir in der heutigen von Bonn nach Köln führenden Provinzialstrasse die eigentliche Gräberstrasse der Bonner Lagerbesatzung zu sehen haben. Diese hat aufs Neue eine glänzende Bestätigung durch die Funde empfangen, welche in den Monaten December 1891 und Februar 1892 an dem der Stadt Bonn zunächst liegenden Theile der Strasse, am sog. Johanniskreuz, gemacht worden sind. Dort sind nämlich bei Aushebung der Fundamente für die von einem hiesigen Bauconsortium errichteten Häuser mehrere Gräber nebst den zugehörenden Gedenksteinen gefunden worden, welche durch die Richtung, in welcher sie dem Zuge der heutigen, die alte Römerstrasse, wie es sich an einigen Stellen deutlich gezeigt hat, bedeckenden Provinzialstrasse folgen, zeigen, dass dieselben in continuirlicher Folge jene Strasse auf der nach dem Lager hin gelegenen Seite begleiteten.

Zunächst wurde an der Ecke, wo die Kölner Chaussee und das Rosenthal zusammen stossen, eine Brandgrube mit Resten verbrannter Knochen und zertrümmerten Gefässen, einer kleinen Bronzenadel und einer fragmentirten Schnalle, welche beiden letzteren Gegenstände in Privatbesitz übergegangen sind, ungefähr 2 Meter unter dem Strassenniveau blosgelegt. Wenige Schritte davon entfernt fand sich, offenbar zu jener Brandgrube gehörig, die untere

Hälfte eines Grabmonumentes aus Kalkstein, welches wegen des ungleichen Bruches des Steines links vom Beschauer 89 cm, rechts jedoch blos 79 cm hoch, 60 cm breit und 13 cm dick ist. Die Vorderseite trägt ein von einem Leistenrande eingeschlossenes etwas vertieftes 45 cm breites Feld, in welchem die nachstehenden Reste einer auf den Verstorbenen bezüglichen Inschrift eingegraben sind:

VOL · LVC...
LEG · I VIXIT
ANNOS · XXXX
MILITAVIT · ANN(O)
XV · HIC · S · E

Leider ist durch den Bruch des Steines der Name des verstorbenen Soldaten, dem der Grabstein errichtet worden ist, verloren gegangen, was um so mehr zu beklagen ist, als die Denkmäler von Soldaten der Legio I Germanica — denn um diese unter Vespasian eingegangene Legion handelt es sich auf unserm Monumente — nicht eben zahlreich [1]) sind. Gewöhnlich entbehrt sie eines Beinamens und nur in der Inschrift des Sex. Sammius Severus zu Grenoble (C. I. L. XII, 2234) heisst sie *Germanica*. Der Verstorbene stammte aus dem Orte *Lucus* oder, wie er auch vollständiger genannt wird, *Lucus Augustus* [2]), einem Hauptorte der Vocontii in Gallia Narbonensis (vgl. C. I. L. XII p. 161), der von der gleichnamigen Stadt in Gallaecia wohl zu unterscheiden ist. Denn die Heimath unseres Soldaten war in der Tribus Voltinia eingeschrieben, während die gallaecische Stadt zur Tribus Aniensis gehörte. Vgl. Kubitschek, Rom. imperium tributim descriptum p. 209. Ob hier die volle Bezeichnung des Ortes gestanden hat,

---

1) Vgl. Bonn. Jahrb. XXV, S. 79 ff., Rhein. Museum, N. F., XXIX, S. 178 ff.

2) Freudenberg (Bonn. Jahrb. LIII/LIV, S. 184 und LV/LVI S. 180 Anm. 3) hat meines Dafürhaltens mit Recht der obigen Form des Namens statt der herkömmlichen *Lucus Augusti*, welche auch noch Kubitschek a. a. O. S. 209 beibehalten hat, den Vorzug gegeben, weil die letztere keine inschriftliche Auktorität für sich hat. Denn die Bonner Grabinschrift des *C. Marius L. f.*, welche Kubitschek aus Versehen zu Rohr bei Blankenheim in der Eifel gefunden sein lässt, ist die einzige, auf welcher der Name der Stadt vollständig ausgeschrieben ist, während auf den übrigen Inschriften entweder blos *Luco* oder *Luco Aug.* abgekürzt sich findet.

darüber kann man zweifelhaft sein, weil der am Ende der erhaltenen ersten Zeile noch schwach sichtbare Buchstabenrest ebenso gut für den Fuss des Schenkels eines A als auch eines M in Anspruch genommen werden kann. Welche Annahme den Vorzug verdient, will ich nicht entscheiden. Sollte in dem Buchstabenrest ein M zu erblicken sein, so würde es alsdann zu dem verstümmelten Worte MIL· gehört haben.

Die Zeit des Denkmals ergiebt sich schon aus dem Schicksale der 1. Legion, welche nach Vespasian nicht weiter genannt wird; es wird also in's 1. Jahrhundert n. Chr. zu setzen sein. Damit stimmt auch die schöne schlanke Form der Buchstaben überein, welche in der ersten Zeile eine Höhe von 4 cm, in den übrigen eine solche von $4^1/_2$ cm haben.

Das Erhaltene wird also zu lesen sein:

.... *Vol(tinia) Luco Aug(usto)* oder *mil(es) leg(ionis) primae, vixit annos quadraginta, militavit annos quindecim; hic s(itus) e(st).*

Etwa zehn Schritt davon entfernt wurde in gleichem Abstande wie der eben besprochene von der Kölner Chaussee, der Grabstein des Reiters der ala Longiniana, Vonatorix Duconis f(ilius) ausgegraben, den Herr O. Rautert in diesem Jahrbuch eingehend beschrieben hat, weshalb ich mich begnüge, denselben hier blos zu erwähnen.

Als dann im Februar dieses Jahres die Canalisation für das von dem Eingangs erwähnten Bauconsortium gebaute Haus Nr. VI angelegt wurde, sah man sich genöthigt, im Keller noch tiefer zu graben und entdeckte abermals, ungefähr $2^1/_2$ Meter unter der Terrainoberfläche einen 2,54 Meter hohen, 74 cm breiten und 34 cm dicken gewaltigen Block aus Kalkstein, welcher sich, nachdem er von den anhaftenden Schmutz- und Erdmassen gehörig gereinigt worden war, als das Grabdenkmal eines römischen Auxiliarsoldaten auswies.

Dasselbe zeigt zunächst in seinem oberen Theile ein mit Leisten umrändertes und mit einer Füllung von Blätterornamenten und einer Rosette geziertes Giebelfeld, welches zu beiden Seiten auf einem Rankenwerk je drei blattartige Bekrönungen trägt. Darunter befindet sich eine viereckige 74 cm im Lichten hohe und 66 cm breite Nische, welche unten $6^1/_2$ cm tief ist und, sich oberhalb des Pferderückens allmählich verflachend, an ihrem oberen Abschluss

blos noch eine Tiefe von 5 cm aufweist. In derselben erblickt man das Reliefbild eines hoch zu Ross sitzenden Kriegers, welcher, den Kopf etwas nach rechts dem Beschauenden zugewandt, in vollem Laufe daher sprengt.

Auf dem Kopfe, dessen linke Hälfte zerstört ist, hat er einen Helm mit Stirnschild. Hals, Arme und Beine sind unbedeckt. Am Halse zeigt sich durch seinen Ausschnitt das Lederkoller, welches an seinem unteren Rande geschlitzt ist und dadurch in einem Bogen über die Oberbeine fällt. An seiner rechten Seite hängt an einem einfachen Gürtelbande das Schwert, dessen Griff mit seinem gewölbten Bügel und kugelförmigen Knauf, sowie die einfache Scheide mit ihrem unteren Querbande und dem Schlussknopfe deutlich hervortreten.

Mit der durch den Pferdehals den Blicken entzogenen Linken hält der Reiter den länglichen, wie es scheint sechseckigen Schild, von dem ein Theil hinter dem Hals und unter dem Kopfe des Pferdes sichtbar wird. In der Hand des im Ellenbogen gekrümmten rechten Armes trägt er, was die Bedeutung des Denkmales nicht wenig erhöht, ein Signum, welches mit seinem oberen Theile über die Nische hinaus bis auf das Giebelfeld reicht. Dasselbe zeigt folgende Bestandtheile. Die Fahnenstange bildet eine Lanze; an deren Schaft ist oben das Bild eines Stieres mit zum Springen erhobenen Vorderbeinen so befestigt, dass die Lanzenspitze über dem Thierkopf sichtbar wird. Das Thierbild wird eingeschlossen von einem erhabenen viereckigen Randleisten, in welchem nicht sowohl eine einfache, von Seiten des Bildhauers beliebte Einfassung, als vielmehr das bei den Feldzeichen vorkommende Querholz mit den auf den beiden Seiten herabhängenden Bändern, freilich in etwas mangelhafter Ausführung zu sehen sein dürfte. Wir haben wahrscheinlich nach den Untersuchungen, welche A. von Domaszewski[1]) über diesen Gegenstand angestellt hat, in dem Feldzeichen, welches der verstorbene Auxiliarsoldat in seiner Rechten hält, das Signum der Turma seiner Ala, welcher er angehört hat, zu erkennen, zumal wir aus den Inschriften[2]), wie bereits Cauer[3]) nachgewiesen hat,

1) Die Fahnen im röm. Heere. Wien 1885, S. 69 ff.

2) C. I. Lat. VIII, 2094: *C. Julius Dexter vet(eranus) mil(itavit) in ala eq(ues), cur(ator) turmae, armor(um) custos, signifer tur(mae), milita(vit) annis XXVI, dimis(sus) emer(itus) honesta missione.* Vgl. C. I. Lat. III 4376.

3) Ephem. epigr. t. IV, p. 363.

wissen, dass jede Turma einer Ala ihren eigenen Signifer gehabt hat. Beachtenswerth ist dabei, dass in der dem Relief beigegebenen Grabschrift der Träger des Signum blos als eques und nicht als signifer bezeichnet wird.

Unmittelbar unter dem Reliefbilde steht, umrahmt von einem Leistenrande auf einer leicht vertieften 48 cm hohen und 60 cm breiten Fläche die nachstehende zehnzeilige Inschrift:

VELLAVNVS ˄ NONNI
F˄BITVRIX˄EQVES˄
ALA˄LONGINIAN A˄
TVRMA˄LIVLIREGVLI
5 AN˄XXXVIII˄STIPENDIO
RV///M XVIII v H ˄ S ˄ E ˄
EX///////STAMENTO˄FACTV
CVRAR////NTL˄IVLIVS˄REG
VLVSDECVRIOET˄MACER˄ASPADI
10 F˄ EIVSDE ˄ TVRMA

Also: *Vellaunus, Nonni f(ilius), Biturix, eques ala Longiniana, turma L(ucii) Iuli(i) Reguli, an(norum) duodequadraginta, stipendiorum duodeviginti, h(ic) s(itus) e(st). Ex [te]stamento factu(m) curarunt L(ucius) Julius Regulus decurio et Macer Aspadi(i) f(ilius) eiusde(m) turma.*

Die Lesung der Inschrift ist vollends sicher und wird durch die Beschädigungen, welche der Stein an einzelnen Stellen erlitten hat, keineswegs beeinträchtigt. Z. 1 ist hinsichtlich der Schreibung des Wortes NONNI zu bemerken, dass der vordere Schenkel der beiden in einander verschlungenen N unmittelbar vor die hintere Rundung des O gesetzt ist. Ferner ist I wegen der Knappheit des Raumes so nahe an den die Inschriftfläche umgebenden Leistenrand gerückt, dass es fast mit dessen Vertiefung zusammenfällt; ausserdem überragt es unbedeutend die anderen Buchstaben. — Z. 2 ist die untere Rundung des B ausgebrochen, ebenso haben Z. 4 L und I hinter dem Worte TVRMA die obere Hälfte ihrer Vertikalstriche und Z. 6 M den ersten Schenkel durch unglückliche Schläge der Arbeiter beim Aufdecken eingebüsst. — Z. 7 ist von dem dritten und vierten Buchstaben nur noch der oberste Querstrich mit einiger Bestimmtheit erkennbar, ferner Z. 8 der Vorder-

schenkel des sechsten Buchstabens V fast ganz durch Bruch unkenntlich gemacht. — Z. 10 hat I im Worte EIVSDE Ueberlänge.

Die Buchstabenzüge sind schön und ziemlich gleichmässig, so dass, nach ihnen zu urtheilen, das Denkmal noch der besten Zeit zuzuschreiben ist, womit im Ganzen auch die Arbeit des Reliefs stimmt.

Die Höhe der Buchstaben ist in den einzelnen Zeilen verschieden; sie beträgt in Z. 1 6 cm, dann allmählig abnehmend in Z. 2 und 3 5 cm, Z. 4 $4^1/_2$ cm, Z. 5—8 4 cm, Z. 9 $2^1/_2$ cm, Z. 10 2 cm.

Was den Namen des Soldaten anlangt, so kommt derselbe hier nicht zum ersten Male vor. Vgl. Plin. nat. hist. III, 20, 137. Ptolemäus II, 7, 20. Ebenso ist er schon längst aus den zusammengesetzten celtischen Bildungen *Cassivellaunus* (Caes. b. g. V, 11), *Dumnobellaunus* (Res gestae divi Aug. c. 32), *Segovellauni* (Plin. nat. hist. III, 4, 34) und *Vellaunodunum* (Caes. l. c. VII, 11) bekannt.

Mit der peregrinen Abstammung des Verstorbenen im Einklang steht die Bezeichnung seines Namens und die Beifügung seiner Heimath. Er nennt sich *Biturix* und ist als solcher nicht der einzige seines Stammes, der in der ala Longiniana als Auxiliarsoldat gedient hat. Denn ausser ihm kennen wir noch einen anderen aus seiner Heimath, welcher dem genannten Truppentheil angehört hat, und zwar ebenfalls durch eine Bonner Inschrift (C. I. Rhen. 498). Es ist um so mehr zu bedauern, dass diese heutzutage verschollen ist, als Gründe zur Vermuthung berechtigen, dass sie nicht ganz genau abgeschrieben worden ist. Denn die ala, welche dort *Longinia* heisst, führt sonst [1]) den Beinamen *Longiniana*, wie auf unserem und dem von Herrn Rautert veröffentlichten Bonner Grabstein des Vonatorix. Ueber die Truppe selbst hat Herr Rautert die einschlägigen Zeugnisse bereits vollständig zusammengestellt, so dass ich den Leser auf seine Bemerkungen verweisen kann.

Eigenthümlich ist die Wendung Z. 7 *ex testamento factu(m) curarunt* statt *faciendum*, wofür ich augenblicklich kein analoges Beispiel habe ausfindig machen können.

Ebenso seltenen Vorkommens ist der Name, welchen der Vater des zweiten der testamentarisch mit der Errichtung des Denkmales betrauten beiden Männer führt. Er begegnet uns in der epigraphi-

1) Vgl. Mommsen, Ephem. epigr. t. V, p. 247.

schen Litteratur, soweit ich dieselbe übersehe, nur noch einmal auf einem Xantener, jetzt im Museum zu Leyden aufbewahrten Weihestein (C. I. Rhen. 220), aus dem Jahre 210 n. Chr., wo ein *M. Ulp(ius) Aspadius* genannt wird.

Endlich wurde bei den Erdarbeiten für einen Neubau an derselben Strasse auf dem Werkplatz der Steinhauermeister Weber und Rooth ebenfalls in einer Tiefe von $2^1/_2$ Meter ausser mehreren von den Arbeitern aus Unachtsamkeit zerschlagenen Geschirren aus Thon ein 1,80 Meter hoher, 64 cm breiter und 15 cm dicker Grabstein eines Freigelassenen aus Kalkstein ausgegraben. Derselbe war ursprünglich in einen Sockel eingelassen, wie dies aus dem Umstande erhellt, das er unten zu einem 21 cm hohen Zapfen verarbeitet ist, welcher sich von einer Breite von 58 cm und einer Stärke von $15^1/_2$ cm allmählich bis zu 56 cm Breite und 14 cm Dicke verjüngt. Ausserdem zeigen die oben vorhandenen Stücke in den Stein eingelassener eiserner Zapfen, dass derselbe ursprünglich mit einer Bekrönung verziert war, welche indessen trotz eifrigen Nachsuchens nicht mehr aufgefunden worden ist.

Auch die Vorderfläche dieses Denkmales ist in mehrere Felder eingetheilt. Der obere 24 cm hohe Theil trägt in der Mitte des Giebeldaches ein Palmettenornament, welches von zwei ähnlichen flankirt wird. Auf beiden Seiten desselben ist in Flachrelief ein Beil mit doppelter Schneide an einem Stiel ausgehauen, wie wir sie vielfach in den Händen der Amazonen auf antiken Kunstwerken dargestellt finden. Die beiden Ecken des Obertheils füllt die ebenfalls in Flachrelief ausgeführte Darstellung zweier Attisfiguren aus, von denen jedoch die rechts vom Beschauer befindliche durch Abscheuerung und Bruch des Steines ziemlich unkenntlich geworden ist. Beide stehen in Vorderansicht da, in jener ruhig nachdenklichen Haltung, wie sie uns auch sonst auf Sepulcraldenkmälern [1]) begegnen; beide sind bekleidet mit der phrygischen Mütze, ferner mit einem die Arme eng umschliessenden, faltigen, bis auf die Kniee herabreichenden Gewande, einem langen, über die Schulter zurückgeworfenen und bis auf die Waden im Halbkreis herabhängenden Mantel,

---

1) Vgl. Hettner, Katalog des kgl. rhein. Museums vaterl. Alterthümer S. 33 n. 84. Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidn. Vorzeit I, 10 Taf. V, 2. 3 und besonders Bonner Jahrb. LXXVII, S. 31, Taf. I, 2. 3.

sowie faltigen mit Bändern umwickelten Hosen und Schuhen. Das ziemlich ausdruckslose Antlitz mit weit geöffneten Augen ist bei beiden leicht zur Seite geneigt. Die Stellung ist bei beiden Figuren sozusagen die gleiche. Die vom Beschauer linksseitige Figur steht auf dem linken Beine, das rechte Bein übergeschlagen, den rechten Arm horizontal über den Leib gelegt, welcher dem linken Ellenbogen und der das Gesicht stützenden Hand zur Unterlage dient. Die rechts vom Beschauer stehende Figur, welche wegen der Beschaffenheit des Steines sehr verwischt ist, steht auf dem rechten Bein mit übergeschlagenem linken Bein; sie scheint sich auf den rechten von der linken Hand gehaltenen Arm mit dem Kinn zu stützen, was jedoch wegen der Beschädigung der Figur gerade an dieser Stelle nicht mit Sicherheit zu entscheiden ist. Im Uebrigen ist ihre ganze Bekleidung und Haltung die gleiche wie bei der gegenüber stehenden Attisfigur. Es liegt also hier dieselbe Darstellung des Attis vor, welche aus den Grabdenkmälern des Annaius Pravai f(ilius) aus Bingerbrück [1]) und des Firmus Ecconis f(ilius) aus Andernach [2]) bereits bekannt ist.

Ob der Wahl der Attisbilder, zu denen hier die Doppelbeile statt der sonst üblichen Amazonenschilde hinzugetreten sind, eine bestimmte Beziehung zum Denkmale selbst zu Grunde liegt, oder ob sie blos einen dekorativen Charakter haben, ist fraglich.

Unter diesen den oberen Theil zierenden Bildwerken, getrennt durch zwei breite Bandleisten, zwischen denen sich Ranken mit Früchten und einem Palmettenornament in der Mitte hinziehen, ist auf einem etwas vertieften, viereckigen, von Leisten umrandeten Felde, welches 56 cm hoch und $45^1/_2$ cm breit ist, die auf zwei Verstorbene bezügliche Grabschrift in sechs Zeilen eingehauen, von denen die letzte, weil für sie der Platz nicht mehr ausreichte, zum Theil auf dem darunter befindlichen freien Raum des Steines untergebracht ist. Dieselbe lautet:

---

1) Jetzt in Kreuznach. Vgl. Kohl, Die röm. Inschr. u. Steinsculpturen der Stadt Kreuznach S. 16.

2) Aufbewahrt im Provinzial-Museum zu Bonn. Vgl. Klein, Bonn. Jahrb. LXXVII, S. 29 ff., Taf. I, Fig. 2 u. 3.

PV D E N S
VOLVMN I
Ɔ v L I B ERT
H v S v E v
ET v AV CTVS
L I B

Also: *Pudens Volumni(i) c(enturionis)*[1] *libert(us) h(ic) s(itus) e(st); et Auctus lib(ertus).*

Die Höhe der Buchstaben, deren schöne und schlanke Gestalt auf die beste Zeit hinweist, wechseln nach den verschiedenen Zeilen. In der ersten Zeile beträgt sie $9^1/_2$ cm, in der zweiten 7 cm, in der dritten $7^1/_2$ cm, in der vierten und fünften 8 cm und endlich in der letzten Zeile $6^1/_2$ cm.

Auffallend ist die für den geringen Umfang der Inschrift verhältnissmässig grosse Zahl von Buchstabenverschlingungen. Ferner ist zu bemerken, dass I am Schlusse der zweiten Zeile sowie die beiden T in den Worten der fünften Zeile Ueberlänge haben.

Der Centurio Volumnius, dessen Freigelassener der verstorbene Pudens war, ist uns aus den Inschriften der Besatzung des Bonner Lagers noch nicht bekannt gewesen. Pudens ist übrigens bereits der zweite Freigelassene, dessen Begräbniss an der Gräberstrasse des Castrums gefunden worden ist. Vor ihm war schon das von mir in diesen Jahrbüchern (LXXX, S. 157) beschriebene Grabdenkmal des P. Romanius P(ublii) l(ibertus) Modestus im Jahre 1885 zum Vorschein gekommen.

Neben Pudens nennen die beiden letzten Zeilen der Inschrift noch einen zweiten Freigelassenen, wahrscheinlich desselben Herrn, welcher in dem nämlichen Grabe seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, nämlich einen gewissen Auctus. Dass dieser Todte jedoch nicht zu gleicher Zeit mit dem erstgenannten bestattet worden ist, zeigt die Art, wie sein Name in der Inschrift beigefügt ist, sowie die Verschiedenheit der Schriftzüge der beiden letzten Zeilen. Da dieselben aber nur sehr wenig abweichen, andererseits jedoch auch

---

1) Im Correspondenzblatt der Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, Jahrg. XI, 1892, Sp. 16 findet sich die nachstehende wunderliche Erklärung unserer Inschrift von einem Herrn E. a. W. gegeben: *Pudens Volumni f(ilius), (mulieris) libert(us), h(ic) s(itus) e(st) et Auctus lib(ertus).* Sapienti sat!

eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen der vorangehenden vier Zeilen zur Schau tragen, so scheint dieser zweite Freigelassene nur kurze Zeit nach dem ersten gestorben und die seine Beisetzung in demselben Grabe vermerkenden Worte *et Auctus lib*(*ertus*) von der Hand desselben Steinmetzen herzurühren wie jene. Die Ungleichheit in den Schriftzügen mag wohl auf Rechnung der Flüchtigkeit, mit der sie offenbar eingemeisselt sind, zu setzen sein.

Kaum waren die vorstehenden Zeilen geschrieben, als bei der Ausschachtung der Fundamentgruben für drei weitere Neubauten auf demselben Grundstücke abermals römische Grabmonumente zu Tage gefördert wurden.

Zunächst wurde das Grabdenkmal eines Reiters aus derselben ala Longiniana, welcher auch die beiden vorhergefundenen angehören, blossgelegt. Es besteht aus Jurakalk und hat an der besterhaltenen linken Seite vom Beschauer gemessen eine Höhe von 1,27 m, eine Breite von 78,5 cm und eine Tiefe von 28 cm.

Ueber der Inschriftfläche sind durch einen schrägen von der Linken zur Rechten hinabgehenden Bruch etwa zwei Drittheil der nischenartigen Vertiefung mit der Reliefdarstellung des Verstorbenen jetzt abgeschlagen. Derselbe war dargestellt, wie er zu Pferde daher sprengte. Erhalten sind jetzt blos die beiden Unterschenkel nebst dem Schwert an der Rechten, sowie der Unterleib des Pferdes mit den Hinterbeinen. Nischentiefe 3 cm, Breite im Lichten 66 cm.

Unter dem Relief steht in eingetiefter quadratischer Fläche von 70 cm Breite und 27 cm Höhe die dreizeilige Inschrift, deren Buchstaben in den beiden ersten Zeilen 4 cm, in der letzten $3^1/_2$ cm hoch sind:

RECTV G N V S · M A GILON I S·F·
SEGONTILIESES·EQVES·ALA
LONGIN I ANA//// AN · L· AER·XXII

Rectug(*e*)*nus, Magilonis f(ilius*), *Segonti*[*n*]*e*(*n*)*s*[*i*]*s, eques ala Longiniana ann*(*orum*) *quinquaginta, aer*(*um*) *duorum et viginti.*

Die Form des Namens *Rectugnus,* wie in Wirklichkeit auf dem Steine steht, beruht wahrscheinlich auf einem Irrthum des Steinmetzen, welcher *Rectugenus* hat schreiben wollen, wie der Name auf anderen spanischen Inschriften [1]) sich findet.

1) Vgl. C. I. L. II, 2403. 2907. 6294.

Auch der Name des Vaters unseres Reiters *Magilo* erscheint hier nicht zum ersten Male. Er ist schon aus mehreren spanischen Inschriften [1]) bekannt geworden.

Einige Schwierigkeit bereitet der Name des Ortes, woher der Verstorbene stammt. Auf der Inschrift heisst er *Segontilieses*, eine Namensform, welche aus mehr als einem Grunde Bedenken erregen muss. Ist schon die Endung es statt is offenbar durch ein Versehen des Steinmetzen entstanden, so zeigt die Auslassung des n vor ses, dass derselbe entweder seine Vorlage sehr nachlässig wiedergegeben oder nicht recht verstanden hat, wie er denn auch schon e im Namen des Verstorbenen ausgelassen hat. Angesichts dieser Fehler sind wir wohl auch berechtigt, Zweifel gegen die sonstige Richtigkeit der Namensform zu erheben, zumal dieselbe sich nicht anderweitig nachweisen lässt. Höchst wahrscheinlich war *Segontia* seine Heimath und demgemäss zu schreiben *Segontinensis*. Welche von den Städten dieses Namens jedoch gemeint ist (Plin. n. h. III, 3, 27), lässt sich nicht entscheiden. Für die im Gebiete der Arevaker gelegene Stadt Segontia spricht die Thatsache, dass gerade dort der Name *Rectugenus*, welchen der Verstorbene geführt hat, inschriftlich bezeugt ist.

Mit welcher Ungeschicktheit der Steinmetz überhaupt sein Handwerk ausgeübt hat, beweist der Umstand, dass auch die Angabe des Alters und der Dienstzeit des Verstorbenen ursprünglich falsch eingehauen war. Denn dieselbe ist jetzt auf einer vertieften Fläche eingetragen, welche dadurch entstanden ist, dass die ursprünglichen Schriftzüge gänzlich getilgt sind. Bemerkenswerth ist in der Angabe der seltene Ausdruck *aer(um)* für *stipendiorum*, wofür ich auf das in diesen Jahrbüchern Bd. LXXXVIII, S. 129 Gesagte verweise, und der späte erst mit 28 Jahren erfolgte Eintritt des Provinzialen ins römische Heer, welcher freilich nicht gerade vereinzelt da steht.

Ausser diesem Grabstein fand sich ein 36 cm langes und 28 cm tiefes Gurtstück eines Gesims, sowie das Bruchstück eines grösseren Denkmals aus Kalkstein, jetzt 46 cm hoch, 27 cm breit und 32 cm tief. An der rechten Seite und unten glatt behauen, stellt es die linke Hälfte des Oberkörpers einer weiblichen (?) Figur dar. Dieselbe ist bekleidet mit einem faltigen Gewande, dessen um

1) Vgl. C. I. L. II, 809. 865. 2633. 3051.

den Unterarm geschlungenen Zipfel sie in der mit einem Ringe am vierten Finger geschmückten Hand hält. Der Kopf der Figur fehlt. Auf der Brust erblickt man eine rosettenförmige Brosche, welche mit zwei concentrischen Ringen kleiner Buckeln und einem grossen Buckel in der Mitte geschmückt ist, und noch eine zweite kleinere Fibula; am Halse sind noch die Spuren einer Halskette sichtbar. Das Bruchstück ist, wie der Augenschein lehrt, ein Theil einer grösseren Gruppe.

36.

Ein Jupiter-Tempel aus Köln.

Im verflossenen Jahre wurden in der Nähe des Griechenmarktes zu Köln bei Umbauten in einer Tiefe von $2^1/_2$—3 Meter Fundamente eines römischen Gebäudes blosgelegt. Leider wurde denselben keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und als ich von ihrer Auffindung erfuhr, war es bereits zu spät, um ein genügendes Bild ihres Grundrisses zu erlangen. Nach den Aussagen der bei dem Neubau beschäftigten Arbeiter, auf deren Erinnerung ich somit allein angewiesen war, bildeten die aufgedeckten Mauerreste ein Quadrat von ungefähr 10 Meter Länge und etwas grösserer Breite, in dessen Innerem in einem Abstande von etwa 2 bis $2^1/_2$ Meter von den umfassenden Mauern parallel mit denselben eine ebenfalls ein Viereck bildende Mauer lief, deren Länge und Breite etwa $^2/_3$ der äussern Mauer betragen hätte. Weitere Aufschlüsse über Beschaffenheit des Mauerwerks, sowie sonstige Einrichtung der baulichen Anlage im Detail waren trotz mannigfacher Hin- und Herfragen nicht mehr zu erlangen. Legen diese Angaben es schon ziemlich nahe, in den aufgefundenen Gebäudetrümmern einen kleinen römischen Tempel, freilich von sehr einfacher architektonischer Gestaltung, zu sehen, so erhält diese Annahme vollends ihre Bestätigung durch die innerhalb der Mauerreste gemachten Funde. Als nämlich die das Innere füllenden Erd- und Schuttmassen weggeräumt wurden, kamen zunächst mehrere grössere und kleinere Stücke bearbeiteten Kalksteins zu Tage, darunter eines mit Buchstaben, deren bald darauf ausgeführte Zusammensetzung zeigte, dass man ein römisches Denkmal vor sich hatte. Es ist eine vierseitige Votivara aus Jurakalk von 86 cm Höhe, 40 cm Breite und 23 cm Dicke, welche aus einem an drei Seiten — die Rückseite ist beschädigt — um 8 cm hervor-

tretenden in mehrfachen Stufen abgesetzten Sockel von 17 cm Höhe emporsteigt. Oben ist dieselbe mit einem Gesims versehen, welches sich in ähnlicher Weise wie der Sockel abgestuft erweitert bis zu einer Breite von 53 cm. Ueber dem Gesims zieht sich eine stark zerstörte Bekrönung mit Schneckenrollen an beiden Seiten hin, von denen die linksseitige vom Beschauer allein erhalten ist.

Auf dem oberen Theil der Vorderfläche der Ara steht in 7 cm hohen eleganten Buchstaben die Inschrift:

I O M

eingehauen, also *J(ovi) o(ptimo) m(aximo)*.

Auf dem unterhalb der Inschrift frei gebliebenen Raum befindet sich ein Rad mit acht Speichen von 14 cm Durchmesser in Hochrelief dargestellt, was unserem Altar ein besonderes Interesse verleiht. Denn Denkmäler, auf denen ein solches Rad mit wechselnder Zahl der Speichen bald allein bald neben einem Blitze oder wie hier neben einer Juppiterinschrift dargestellt ist, sind meines Wissens am Rhein bislang sehr selten, häufiger dagegen in Frankreich und England, wo ihrer Héron de Villefosse[1]) eine ganze Anzahl nachgewiesen hat. Wir haben es also hier mit einem Denkmal des keltischen „Gottes mit dem Rade" zu thun, welchen man in römischer Zeit mit dem Juppiter identificirt hat. Mit diesem Attribute versehen findet sich derselbe nicht blos allein, sondern auch im Vereine mit anderen römischen Gottheiten[2]) auf Denkmälern dargestellt. Leider ist sein eigentlicher Name bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

In der Nähe dieses Altares lag die Figur eines sitzenden Juppiter. Dieselbe ist aus Kalkstein gearbeitet und hat jetzt, wo der Kopf fehlt, eine Höhe von $91^1/_2$ cm einschliesslich der Basis, welche 9 cm hoch ist; sie war daher höchst wahrscheinlich für eine erhöhte Aufstellung bestimmt. Wie bei der grossen Mehrzahl der rheinischen Juppiterstatuen sitzt der Gott, dessen Kopf, wie schon bemerkt, und beide Arme abgebrochen sind, auf einem hinten 49 cm breiten Sessel, welcher bis zur Lehne 46 cm hoch und 25 cm tief ist. Der Sessel, dessen glatte Rückwand zeigt, dass die Statue

---

1) Revue archéol., Nouv. Série, t. XLI p. 1 ff.

2) Vgl. Hettner, Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst III S. 27 ff.

nicht frei stand, sondern blos von vorne sich dem Beschauenden präsentiren sollte, ist sehr einfach gehalten und nur an den beiden Seiten weist er eine Drapirung mit Tüchern auf, ähnlich wie die Trierer Statuette[1]). Der Gott, welcher in Vorderansicht dargestellt ist, ist bekleidet mit einem Himation, welches mit einem Zipfel über die linke Schulter vorne geworfen, den Rücken bedeckt und in künstlichem Faltenwurf den Unterkörper bis auf die Füsse so einhüllt, dass die Beine aus ihnen sehr deutlich hervortreten. Von diesen ist das linke etwas vorgestreckt, während das rechte zurückgezogen ist, gerade wie bei der Kölner Statuette[2]) und abweichend von den durch Duncker beschriebenen Igstädter und Trierer[3]) Juppiterfiguren, bei denen die Beine des Gottes in einer Linie stehen. Der Körper mit seiner breitgeformten kräftigen Brust und seiner starken Muskulatur verleiht der ganzen Figur das Aussehen eines in der Blüthe der Jahre stehenden Mannes. Damit stimmt es sehr wohl überein, dass seine Breite an den Hüften 24 cm und an den Schultern 42 cm beträgt. Wenngleich beide Arme jetzt unmittelbar unterhalb der Schultern abgebrochen sind, so lässt sich dennoch aus den Ueberresten einigermassen ihre Haltung feststellen. Der linke Arm war erhoben und etwas seitlich ausgestreckt; er hatte wahrscheinlich den nebenstehenden Scepter erfasst, für den sich jedoch nicht, wie dies bei der Trierer, der Kölner und einer bis jetzt noch nicht bekannt gemachten Bonner Figur der Fall ist, in der Basis neben dem Fuss ein Einsatzloch angebracht findet. Nach der Richtung des vorhandenen Armstumpfes zu schliessen, scheint der rechte Oberarm gesenkt gewesen zu sein und ziemlich nahe am Körper angelegen zu haben. Dagegen ist es schwer, über die Haltung der rechten Hand eine Entscheidung zu treffen; auf dem Schenkel wenigstens hat sie nicht geruht, wie dies bei den vielen rheinischen Juppiterbildern der Fall ist, weil sonst Spuren von ihr an jener Stelle noch vorhanden sein müssten. Als Attribut mag sie den Blitz getragen haben, der ja selten fehlt, wiewohl andere Beigaben nicht ausgeschlossen sind.

Beim Fortgange der Arbeiten kam endlich einige Zeit nach-

---

1) Annalen des Vereins f. Nassauische Alterthumskunde und Gesch. XV S. 2 ff. Taf. I Fig. 2.

2) Düntzer, Verzeichniss des Museums Wallraf-Richartz n. 119.

3) Nass. Ann. a. a. O. Taf. I Fig. 1 u. 2.

her auf derselben Baustelle ein zweiter Altar des Juppiter zum Vorschein. Derselbe besteht ebenfalls aus Kalkstein und ist 54 cm hoch, am Fusse und Sims 33 cm breit und 17 cm tief, in der Mitte 30 cm breit und 14 cm tief. Gesims und Sockel sind sehr einfach gehalten. Ueber dem Gesims erhebt sich eine Bedachung mit einer theilweise abgestossenen Giebelspitze, welche auf beiden Seiten in Schneckenrollen ausläuft. In der Mitte der Bedachung liegt ein Kranz. Auf den beiden Seitenflächen ist ein Lorbeerbaum in Flachrelief dargestellt. Auf der 40 cm hohen Vorderseite ist die folgende Inschrift mit ziemlich tiefen Buchstabenzügen eingehauen:

I ^ O ^ M
TIB ^ CLAV
IVSTVS

J(ovi) o(ptimo) m(aximo) Tib(erius) Clau(dius) Justus.

Die Schriftzüge, welche in der ersten Zeile 6, in den beiden anderen 5 cm hoch sind, sind keineswegs schön und stechen sehr von der Eleganz der Buchstaben des ersten Juppiteraltars ab. Ueberhaupt scheint diese Inschrift einer späteren Zeit anzugehören, wahrscheinlich dem 3. Jahrhundert n. Chr., während der Schriftcharakter des ersten Altars auf die Mitte des zweiten Jahrhunderts hinweist.

Im Einzelnen ist noch zu bemerken, dass L in der zweiten Zeile etwas Ueberlänge hat und dass der Vorderschenkel des folgenden A mit Rücksicht auf die Knappheit des Raumes in L hineingerückt ist. Aus demselben Grunde wird auch die starke Abkürzung des Geschlechtsnamens zu erklären sein.

37.

Ein Kölner Grabstein eines Veteranen der zwanzigsten Legion.

An der Aachener Strasse zu Köln ist in der Nähe des Grundstückes, auf welchem die vier von M. Ihm [1]) kürzlich veröffentlichten Grabdenkmäler des Kölner Museums Wallraf-Richartz bei Erdarbeiten ausgegraben worden sind, neuerdings ein Sepulcralstein eines Veteranen zum Vorschein gekommen. Der Stein, dessen Material wie bei den meisten Monumenten aus römischer Zeit am

1) Correspondenzblatt der Westd. Zeitschrift Jahrg. X, 1891, S. 109 ff.

Rheine, aus Kalkstein besteht, ist 2,42 m hoch, 60 cm breit und 34 cm dick. Oben befindet sich ein mit Leistenrändern umgebenes und mit einer einfachen Rosette verziertes Giebelfeld, dessen beide Seiten durch je drei schneckenförmig gewundene Stirnziegel bekrönt werden. Darunter ist in dem leicht vertieften von 5 cm breiten Leisten umränderten Inschriftfelde, welches 55 cm Höhe und 49 cm Breite aufweist, die nachstehende Inschrift eingehauen:

L ∨ M E T I L I O
P∨F∨FAB VETER
L E G∨XX∨ S E X ∨
M A R C I A N V S
5 T∨F∨ L E M∨ H E R E S
F A C I E N D V M
Γ V Γ A V I T

Die Höhe der Buchstaben, welche sehr schön und schlank sind, nimmt allmählich ab. In Z. 1 und 2 sind sie 7 cm hoch mit Ausnahme der beiden letzten Buchstaben ER der zweiten Zeile, welche kleiner gebildet und blos 5 cm hoch sind; in Z. 3—5 sind sie 6 cm und Z. 6 $5^1/_2$ cm hoch. Für die letzte Zeile lässt sich keine bestimmte Höhenangabe machen, weil die Basen sämmtlicher Buchstaben in ihr zerstört sind. Am breitesten sind die Buchstaben der beiden ersten Zeilen.

Die Lesung bietet keine Schwierigkeiten, da der Stein mit Ausnahme des Anfanges der vierten Zeile gut erhalten ist. Denn dort ist die zweite Hälfte des M sowie R zum Theil jetzt verstümmelt, aber doch noch so deutlich erkennbar, dass über den Namen, der dort gestanden hat, kein Zweifel entstehen kann.

Die Inschrift ist also zu lesen und zu erklären:

L(ucio) Metilio, P(ublii) f(ilio), Fab(ia tribu) veter(ano) leg(ionis) vicesimae, Sex(tus) Marcianus, T(iti) f(ilius), Lem(onia tribu), heres faciendum curavit.

L. Metilius, dem der Grabstein von seinem Erben Sex. Marcianus gesetzt worden ist, war Veteran der zwanzigsten Legion. Diese Legion ist nach der Varianischen Niederlage aus Illyrien an den Niederrhein gekommen, wo sie mehrfache Spuren ihrer Anwesenheit auf Inschriften [1]) hinterlassen hat. In Köln selbst, dem Fundorte unseres

1) Vgl. C. I. Rhen. 88. 128g. 268. 2028.

Grabsteines, sind ausser diesem noch drei Denkmäler von ihr, sämmtlich sepulcralen Charakters, gefunden worden, von denen jedoch zwei [1]) verloren gegangen sind, das dritte [2]) im hiesigen Provinzialmuseum aufbewahrt wird. Im Jahre 62 n. Chr. wird sie uns zuerst gelegentlich der Expedition des Suetonius Paullinus gegen Mona [3]) als ein Bestandtheil des britannischen Heeres genannt, welchem sie ununterbrochen bis in die späteren Zeiten der Römerherrschaft angehört hat. Sie wird demgemäss unter der Regierung des Claudius nach Britannien versetzt worden sein. Da es nicht wohl glaublich ist, dass Metilius mit der Legion dorthin gezogen und von da erst als Veteran nach Köln zurückgekehrt sei, so wird seine Entlassung kurz vor die Zeit fallen, wo die Legion das niederrheinische Germanien verlassen hat. Unsere Inschrift wird daher in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. zu setzen sein; eine genauere Zeitbestimmung derselben lässt sich freilich nicht gewinnen.

Die Legion entbehrt hier, wie auf den übrigen in Köln zu Tage geförderten inschriftlichen Denkmälern [4]) von ihr der beiden Beinamen *Valeria Victrix*. Es ist dies constante Fehlen derselben auf den Kölner Monumenten um so beachtenswerther, als es durch andere Inschriften [5]) feststeht, dass die Legion diese Namen, welche ihr wegen der illyrischen Siege unter Valerius Messalinus [6]) verliehen worden zu sein scheinen, bereits bei ihrem Aufenthalt in Nieder-Germanien geführt hat.

38.

Ein römisches Denkmal aus Andernach.

Zu Andernach wurde auf dem Martinsberg vor einigen Jahren ein fränkisches Grab aufgedeckt. Dasselbe bestand aus einem Sarg aus Tuffstein, in welchem ein Skelett sich befand. Ob und mit welchen Beigaben der Todte der Erde übergeben war, ist nicht

---

1) C. I. Rhen. 377. 378.
2) Düntzer, Bonn. Jahrb. LXII, S. 59 ff.
3) Vgl. Tac. ann. XIV, 34. 37. Huebner, Hermes XVI, S. 537.
4) Vgl. S. 199 Anm. 1.
5) C. I. Rhen. 128 g. 2028.
6) Vgl. Grotefend in Pauly's Realencyclopaedie VI, S. 897.

mehr zu ermitteln gewesen. Auf der Steinkiste lag ein Deckel, welcher in zwei Hälften gebrochen und in das Innere derselben gestürzt war. Als die Stücke aus der Grube herausgehoben waren, zeigte es sich, dass sie einem römischen Monumente angehörten. Zusammengesetzt hat dasselbe eine Höhe von 2 m, eine Breite von 62 cm und eine Tiefe von 26 cm. Auf dem oberen Theile der Vorderfläche, in einer breiten und flachen, oben rund abgeschlossenen Nische, die sehr roh gearbeitete 68 cm hohe Relieffigur einer in Vorderansicht stehenden Frau, die mit einem bis über die Kniee herabfallenden Gewande bekleidet ist, an dessen Halsausschnitt ein Wulst noch schwach zu erkennen ist, und dessen Faltenwurf durch einfache senkrechte Linien im Steine in äusserst primitiver Weise bezeichnet ist. Das Gesicht sowie überhaupt der ganze Kopf ist stark verwittert. In den Händen, welche sie vor sich hinhält, trägt sie einen Vogel, der sich jedoch nicht näher bestimmen lässt.

Unter dem Bilde steht durch eine oben 9 cm, auf den Seiten 7 cm breite einfache Leistenumrahmung eingeschlosssen in einem 39 cm hohen und 47 cm breiten leicht vertieften Felde die Inschrift, welche wegen der starken Verwitterung des Steines ganz zu entziffern mir bis jetzt nicht gelungen ist. Sie lautet nach meiner Abschrift [1]):

D I R . . . . VA I C
Γ'I V S V A L E N T I
N V S . . . .
C A F . . . . V Γ I A
V A L E N Γ I N A

Vorab ist noch zu bemerken, dass die Schriftzüge, deren Höhe in allen Zeilen 6 cm beträgt, nicht überall gleichmässig tief eingehauen sind. Daran mag der Umstand schuld sein, dass die allenthalben den Tuff durchsetzenden kleinen Steinstücke dem Steinmetzen grosse Schwierigkeiten bereitet haben, so dass manche Buchstaben von vornherein nur schwach und undeutlich zum Vorschein gekommen sind.

Z. 1. Von dieser Zeile sind nur die beiden ersten und die

1) Meine mehrmaligen Versuche, einen Papierabdruck zu machen, sind bei der Beschaffenheit der Inschriftfläche sämmtlich resultatlos geblieben.

drei letzten Zeichen sicher erkennbar, da in der Mitte des Steines jede Spur von Schrift getilgt ist. Ob der dritte Buchstabe B oder R ist, lässt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden, so gerne man auch gerade hier eine Sicherheit der Lesung wünschen müsste, indem dadurch näher festgestellt werden könnte, ob dem Monumente ein religiöser oder sepulcraler Charakter innewohnt. Nach mehrmaliger Betrachtung der Stelle neige ich freilich zu der Annahme eines R hin. Trifft sie das Richtige, so liesse sich mit Berücksichtigung des freien Raumes von etwa vier Buchstaben an die Ergänzung DIRonae denken. Alsdann erhält das Monument eine erhöhte Bedeutung, weil unter der nicht sehr grossen Zahl von Votivdenkmälern dieser Gottheit das einzige mit einer vollständig erhaltenen bildlichen Darstellung bei der Belagerung von Strassburg im Jahre 1870 zerstört worden ist. — Bei den beiden letzten Buchstaben dieser Zeile ist der Horizontalstrich des L sowie der mittlere Querstrich des E nicht mehr zu sehen.

Z. 2 ist von dem ersten Zeichen blos ein Vertikalstrich nebst dem Ansatz eines Horizontalstriches am Kopfe vorhanden; es kann wohl nur R sein. Das zweite Zeichen war I, so dass das ganze Wort *Valerius* gelautet hat. Die drei auf das zweite V folgenden Buchstaben ALE schimmern nur noch schwach durch. Ueber die Lesung des ganzen Wortes *Valentinus* kann jedoch kein Zweifel obwalten.

Z. 3 ist der Rest der Zeile vollends unleserlich geworden.

Z. 4 sind die Anfangsbuchstaben sicher CA, dann folgte ein Zeichen, welches mit einem Vertikalstriche beginnt und ebensowohl E als F gewesen sein kann. Ob und wie die Buchstaben zusammen gehören, vermag ich nicht zu entscheiden. Die Mitte der Zeile ist völlig erloschen. Von den den Schluss der Zeile bildenden vier Zeichen sind nur die beiden letzten mit Gewissheit als IA zu erkennen, die beiden vorhergehenden scheinen VS zu sein.

Z. 5 bildet ein einziges Wort *Valentina*, in welchem jedoch das zweite N fast ganz verwischt ist.

Demnach dürfte vielleicht folgende Deutung der Inschrift vorzuschlagen sein:

Dir[onae] Vale[ri]us Valentinus . . . . ca . . . . . . [us?]ia Valentina.

39.

Römisch-Christliche Inschrift aus Remagen.

Bei dem Bau eines Kellers, welchen der Weinhändler Orth zu Remagen an der Fürstenbergstrasse anlegen lässt, stiess man im Mai d. J. in einer Tiefe von circa 3 Meter auf einen Begräbnissplatz aus christlicher Zeit. Es wurde eine ganze Reihe von Steinsärgen mit Skeletten gefunden, welche jedoch sämmtlich der sonst üblichen Beigaben entbehrten. Alle Särge sind aus Tuffstein hergestellt; die meisten waren wegen der schlechten Beschaffenheit des Materials durch den Druck der auf ihnen ruhenden Erdmassen in mehrere Stücke gebrochen. Deckel fanden sich nur selten auf ihnen und die vorhandenen bestanden ebenfalls durchweg aus Tuffstein. Einzelne der Gräber waren aus römischen Ziegelsteinen gemauert, aber auch diese mit grossen Platten aus Tuffstein bedeckt. Eine Deckplatte jedoch, welche 1,63 m lang, 68 cm hoch und 21 cm dick war, bestand aus Trachyt, wie ihn der Stenzelberg des benachbarten Siebengebirges liefert. Sie war durch die Gewalt der von dem nahen Bergabhange herabgeschwämmten Erdmassen von dem Sarge herabgedrückt und auf die Seite gelegt. Durch die Umsicht und das lebhafte Interesse des leitenden Baumeisters Herrn P. Vosen wurde dieselbe mit Sorgfalt aus der Baugrube gehoben und gelangte durch die freundliche Vermittelung des Herrn H. Reuleaux in Remagen in das hiesige Provinzialmuseum. Nachdem dieselbe einer gründlichen Reinigung unterzogen worden war, ergab sich das Vorhandensein einer neunzeiligen Inschrift, deren Buchstaben ziemlich flach eingehauen sind. Sie lautet nach meiner Abschrift:

HIC IACET METERIOLAMIHIDVL
CISSIMA CONIVX QVI MECVM
LABORABIT MVLTIS ET PL RIBVSA
NNISQVEMIhIFVIT ANNVS XXIII
5 CONIVX ET ANNVS VIII ET MESES
SEPTE ET DIES XVIII SOROR IN DOMIN
ODŌ NOSRO hS̄V XP̄O QVI MIhI T A N////
TIA BEAToS TENDERE VIAS SVAS QAS
EGO S EQERE POSSEM

Da die Platte, abgesehen von einigen Abschürfungen, wodurch einzelne Buchstaben etwas verwischt sind, im Allgemeinen ziemlich gut erhalten ist, so können über die Lesung keine Zweifel sich erheben. Nur der Schluss der siebenten Zeile macht einige Schwierigkeiten, weil der Stein an dieser Stelle beschädigt ist und die Buchstaben unkenntlich geworden sind. Die ersten Zeichen des letzten Wortes sind TA, dann folgt ein Buchstabe, welcher nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann. Es scheint jedoch eher N als R zu sein. Dann hat es den Anschein, als ob noch ein paar Buchstaben da gestanden hätten. In Wirklichkeit fehlt jedoch nichts und das Wort in Verbindung mit der Silbe TI der folgenden Zeile lautet TANTI.

Demnach lesen wir die ganze Inschrift folgendermassen:

Hic iacet Meteriola mihi dulcissima coniux, qui mecum laborabit multis et pl[u]ribus annis, qu(a)e mihi fuit annus viginti tres coniux, et annus octo et me(n)ses septe(m) et dies decem et octo soror in domino nos[t]ro Jesu Christo qui mihi tanti (h)abeat ostendere vias suas, q(u)as ego seq(u)ere possem.

Die Inschrift verdient aus mehr als einem Grunde eine Beachtung. Obgleich die Härte des Materials und die vielen in demselben befindlichen Krystalle dem Meissel des Steinmetzen nicht selten grossen Widerstand entgegengesetzt haben, zeigen die Buchstaben doch noch im Ganzen den antiken Charakter und nur Einzelnes mahnt an den Verfall wie das flache C und G, F mit emporgerichtetem oberen Querstrich und die unciale Form des H mit abgerundeter zweiter Hasta in Z. 4 und 6, neben der übrigens auch noch die antike in Z. 1 sich findet.

In sprachlicher Beziehung ist sie namentlich interessant, weil sie manche der späteren Zeit angehörende vulgäre Sprach- und Schreibformen aufweist. Von Vulgärformen erscheinen in ihr neben *annus* = *annos* die Formen *meses* und *septe* statt *menses* und *septem*, wofür die Belege im Vulgärlatein nicht fehlen. Die Orthographie *qas* statt *quas* Z. 8 und *seqere* Z. 9 ohne u ist ja schon aus älteren Zeiten[1]) bekannt. Zu beachten ist ferner *laborabit* Z. 3 = *laboravit* und das öfter vorkommende *qui* Z. 2 statt *quae*. Dagegen sind *plribus* Z. 3 statt *pluribus* und *nosro* Z. 7 statt *nostro* jeden-

1) Vgl. Velius Longus bei Keil, Gramm. lat. t. VII, p. 53, 20.

falls als Irrthümer zu betrachten, welche durch Unachtsamkeit des Steinmetzen entstanden sind.

Der Name *Meteriola* kommt, so viel ich das einschlägige Material überschaue, hier zum ersten Male vor, er lehnt sich mit seiner Bildung an *Meterius* an, wie ein Mann bei Ammianus (XXVIII, 6, 26) genannt wird.

Der Sinn des Ganzen ist klar und bedarf keiner näheren Erklärung.

Für die Zeitbestimmung unserer Grabschrift bietet ausser dem oben über den Charakter der Schrift Bemerkten nur die Eingangsformel *hic iacet* [1]) einigermassen einen Anhalt. Mit Rücksicht darauf und auf den noch echt römischen Namen der Verstorbenen scheint unsere Inschrift etwa der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr. anzugehören, wofür auch die in den meisten der Gräber beobachtete Bestattungsweise spricht.

40.

Fränkische Gräber von Gondorf a. d. Mosel.

In den Jahren 1882 und 1883 hat der Antiquitätenhändler Joseph Graef zu Andernach in der Nähe des Bahnhofes von Cobern auf den dort an der von Gondorf nach Cobern führenden Strasse gelegenen Feldern Ausgrabungen veranstaltet und dabei eine beträchtliche Anzahl von Gräbern geöffnet. Von zwei der werthvollsten Grabstätten ist es dem hiesigen Provinzial-Museum gelungen, den Inhalt zu erwerben. Derselbe setzte sich nach den Aussagen des Graef, auf dessen übrigens glaubwürdigen Bericht wir allein angewiesen sind, aus folgenden Beigaben zusammen.

Das erste Grab war ein Plattengrab, gebildet aus römischen Dachziegelplatten mit hohem Rande auf den beiden Langseiten, welche senkrecht neben einander gestellt waren. Ihre durchschnittliche Länge beträgt 44 cm und ihre Breite 34 cm; eine jedoch ist blos 41 cm lang; eine andere fragmentirte jetzt blos 29 cm lang. Ob sie in diesem fragmentirten Zustande zur Herstellung der Grabstätte verwendet oder ob sie bei der Eröffnung derselben erst zerstört worden ist, war nicht mehr zu ermitteln. Interessant ist dabei die Thatsache, dass fünf der Platten mit Stempeln versehen

1) Vgl. Le Blant, Inscriptions chrét. de la Gaule t. I préf. p. XII.

sind, welche uns sämmtlich meines Wissens bis dahin unbekannte Namen von Ziegelfabrikanten [1]) liefern. Zwei tragen den vertieft eingedrückten Namen AMANTIOLVS, die dritte den Namen CONCORDIVS in rückwärts laufender Schrift, die vierte, die blos die Buchstaben CON aufweist, scheint unvollständig ausgeprägt zu sein und von demselben Fabrikanten wie die dritte herzustammen. Endlich auf der fünften Platte liest man den Namen MAVRICI.

In dem so gebildeten Grabe, welches von Westen nach Osten gerichtet war, war ein Leichnam bestattet. Da derselbe nicht mehr ganz in seiner ursprünglichen Lage sich befand, so scheint das Grab in älterer Zeit schon einmal durchwühlt worden zu sein, wobei es wohl nur dem Zufall verdankt wird, dass nicht alle Beigaben des Todten dem Berauber in die Hände gefallen sind. Von dem Skelette [2]) selbst, dessen einzelne Körpertheile sich in sehr morschem Zustande befanden und bei dem Versuche sie zu heben, auseinander fielen, konnte nur der Kopf gehoben werden. Dieser lag halb auf dem Bruchstück einer römischen jetzt 16 cm langen Ziegelplatte, in deren Mitte ein einfaches Kreuz eingeritzt ist. Schädel und Stirn waren allenthalben mit Resten feiner Goldfäden bedeckt, wahrscheinlich den Ueberresten jener kostbaren mit Goldfäden durchwirkten Stirnbinden [3]), welche das Haar der Frauen schmückten.

Weist dies unverkennbar auf ein Frauengrab hin, so wird dies durch den übrigen Inhalt vollauf bestätigt. Denn unterhalb des Kopfes etwas seitwärts fand sich eine Kette von 100 Perlen aus Thon und Bernstein in verschiedener Gestaltung, Färbung und Grösse, welche jedenfalls als Halsschmuck gedient haben.

In der Nähe der Perlen wurde dann, ohne dass jedoch die ursprüngliche Lage im Grabe festgestellt werden konnte, ein cylindrischer Behälter aus dünnem Bronzeblech in der Gestalt, wie das bei Lindenschmit a. a. O. I, S. 472, Fig. 456 a abgebildete Büchschen [4]) von Erz aus einem Grabe bei Dietersheim in Rheinhessen,

1) Die Inschriften sind von mir bereits in anderem Zusammenhange in diesen Jahrbüchern Bd. LXXXVIII, S. 112 veröffentlicht worden.

2) Eine Messung der Körpergrösse ist bei diesem ebenso wie bei dem im zweiten Grabe bestatteten leider unterlassen worden.

3) Vgl. Lindenschmit, Handb. der deutschen Alterthumskunde I, S. 383 ff.

4) Ein anderes Exemplar aus Andernach ist abgebildet von Koenen, Bonn. Jahrb. LXXXVI, Taf. XIII, Fig. 21.

jedoch mit dem Unterschiede, dass der unserige einer Vorrichtung zum Anhängen entbehrt. Seine Länge beträgt 2 cm. Boden und Deckel fehlen, aber von dem letzteren ist noch der Rest des Randes an der Wandung angerostet. Ueber die Bestimmung dieser Büchschen ist es schwer, ein Urtheil zu fällen, weil nur bei sehr wenigen bis jetzt der Inhalt einer Beachtung gewürdigt worden ist. Das unserige war mit Erde gefüllt, deren Untersuchung nichts hinsichtlich des früheren Inhaltes ergab. Jedenfalls ist ihr Gebrauch zur Aufbewahrung von Wohlgerüchen[1]) wahrscheinlicher als zur Bergung von Nähutensilien, wie Roach Smith vermuthet hat.

Die interessanteste Beigabe der Leiche, welche das Grab enthielt, war eine scheibenförmige Gewandnadel, welche auf der Mitte der Brust lag, in quadratischer Form mit vier angesetzten Halbkreisen. Sie besteht aus einer Unterlagsplatte aus etwa 1 mm starkem Bronzeblech, auf das ringsum ein jetzt fehlender 8 mm hoher Rand aus Bronzeblech aufgestellt war. Der so entstehende Behälter, welcher von der Grundlage aus sich leicht konisch verjüngt, ist mit einer wachsartigen Masse ausgefüllt und darauf die sehr dünne Schmuckplatte aus Gold gelegt, welche mit sieben Nägelchen auf die Bronzeplatte befestigt ist. Die Köpfchen der Nägel, welche noch sämmtlich erhalten sind, sind halbkugelig. Die Goldplatte, welche einen Durchmesser von 7,2 cm gegenüber der Unterlagsplatte von 7,5 cm Durchmesser hat, ist reich ornamentirt und von einem gewundenen starken Golddraht umzogen. In der Mitte befindet sich in breiter Goldfassung eine erhöhte kreisrunde Goldscheibe von $3^1/_2$ cm Durchmesser, deren oberer und unterer Rand mit gewundenen Goldfäden umzogen sind. Die Mitte dieses Mittelstückes nimmt ein erhaben gefasster Stein ein mit der vertieft geschnittenen Figur eines stehenden nackten nur mit dem Helm bekleideten Kriegers, von dessen linkem Arm das Gewand herab hängt, während die rechte Hand das Schwert trägt; ihn umsäumten ehemals sechs rund geschliffene Steine, wie die jetzt nur noch vorhandenen runden theilweise zerdrückten Käpselchen beweisen. Um das Ganze zieht sich dann ein Kranz von ring- und bogenförmigen Filigranfäden, zwischen denen abwechselnd in runden, drei- und viereckigen Goldfassungen blaue

1) Solche sind wenigstens in einem goldenen Büchschen, welches einem Grabe des alemannischen Friedhofes von Horburg im Elsass entstammt, nachgewiesen. Vgl. Herrenschneider, Argentovaria Horburg. Heft I S. 25 ff.

und weisse Glasflüsse, erstere rund geschliffen, letztere flach stehen. Die vier Ecken des Quadrats sind mit quadratischen Smaragden besetzt, während in den Halbkreisen runde Kapseln mit blauen halbkugelig geschliffenen Glasflüssen sich befinden, von denen jedoch blos zwei erhalten geblieben sind. Vor jeder derselben eine dreieckige Kapsel mit flachen weissen Glasflüssen. Der frei gebliebene Zwischenraum des Goldgrundes ist mit aufgelöthetem reichen Filigrangeschlinge in überaus wirksamer Weise ausgefüllt, so dass das Ganze noch jetzt trotz einzelner fehlender Steine und der Beschädigungen, welche es an den einzelnen Stellen hat, einen überaus prächtigen Eindruck auf den Beschauer macht.

Es erübrigt noch zu bemerken, dass die auf der Rückseite der Bronzeunterlage angebrachte Nadel sich in einem einfachen Scharniere bewegt und durch einen vorspringenden Steg festgehalten wird. Sie ist von Eisen, Steg und Scharnier von Bronze. Ausserdem aber war die Rückseite noch mit einem am Scharnier befestigten Bronzekettchen versehen, welches wohl zur grösseren Sicherheit beim Tragen hat dienen sollen.

Endlich trug die Leiche noch einen Fingerring aus Gold. Derselbe besteht aus einem glatten runden Stabe von 1 mm Dicke und hat einen Durchmesser von 22 mm. Derselbe trägt oben eine Platte, auf welcher in stark heraustretender Einfassung ein ovaler Amethyst ruht und an deren beiden Seiten je drei kleine Kugeln oder Perlen aus Gold angebracht sind. Der Umstand, dass der Amethyst der Länge nach durchbohrt ist, legt die Vermuthung nahe, dass der Stein ursprünglich in einer Kette seine Verwendung gefunden hatte und erst nachträglich zu dem Schmuck des Ringes benutzt worden ist.

Bei dem Reichthum des Grabinventares an Schmuckgegenständen muss es uns geradezu Wunder nehmen, dass sich in demselben weder Ohrringe noch Armbänder noch sonstige in besser ausgestatteten fränkischen Gräbern vorkommende Gegenstände gefunden haben. Diese Thatsache in Verbindung mit demjenigen, was oben über die Lage des Skelettes bemerkt worden ist, gibt unserer dort ausgesprochenen Vermuthung, dass das Grab schon in früherer Zeit einer Durchsuchung unterzogen worden ist, eine neue Stütze.

Neben dem Grabe unmittelbar, so dass die Zugehörigkeit zu demselben höchst wahrscheinlich ist, lag das Bruchstück einer 9 cm

dicken Platte aus Kalkstein, welche auf beiden Seiten und unten unvollständig jetzt 23 cm hoch und 11 bis $11^1/_2$ cm breit ist; sie scheint als Deckplatte für das Plattengrab mit einem ebenfalls in ihrer Nähe zu Tage geförderten Bruchstück einer grünlichen Marmorplatte von 38 cm Breite und 20 cm Höhe und $1^1/_2$ cm Dicke verwendet worden zu sein. Auf der Vorderseite der ersteren sind die Reste einer Inschrift erhalten, welche nach dem Charakter der Schriftzüge, welche durchweg $2^1/_2$ cm hoch sind, keineswegs auf die in diesem Grabe Beigesetzte Bezug gehabt haben kann, sondern einer älteren Zeit zugewiesen werden muss. Sie lautet nach meiner Abschrift:

ᑦISAB
/ICIRA
\ A R I
O R I N
Q C S

Zu bemerken ist noch, dass die einzelnen Zeilen oben und unten von Linien eingefasst sind. Auf eine Deutung des Wortlautes müssen wir leider bei der Geringfügigkeit des Erhaltenen Verzicht leisten. Ich bemerke nur noch, dass der erste Buchstabe Z. 1 eher F als S ist. Z. 3 ist der erste Buchstabe M gewesen.

Nicht minder reich an Beigaben war das zweite Grab. Auch dieses Grab war theils aus grossen Sandsteinplatten, theils aus römischen Leistenziegeln von verschiedener Grösse gebildet, von denen eine den Stempel TVINCINTIVS [1]) trägt. Am Kopfende des Grabes stand eine $22^1/_2$ cm lange und breite, 4 cm dicke Ziegelplatte, in deren Mitte der Stempel IXPI quer eingedrückt ist, dessen Anfangsbuchstaben stark verwischt sind.

Die Inhaberin dieses Grabes war ebenfalls eine Frau, wie sich dies aus ihren Beigaben ergibt. Ohrringe sind zwar nach der Aussage des Graef, an der zu zweifeln kein Grund vorliegt, auch bei diesem Skelette keine gefunden worden. Dafür hatte es ebenfalls auf der Brust eine prachtvolle goldene scheibenförmige Gewandnadel, welche eine ähnliche Grundform wie die beim ersten Grab beschriebene aufweist. Sie ist jedoch etwas kleiner; denn ihr Durchmesser beträgt bloss 6 cm. Die Fibula hat die Form eines

1) Vgl. Bonn. Jahrb. LXXXVIII S. 112 n. 10.

Viereckes, aus dessen Rahmen acht theils runde, theils ovale kapselartige Fassungen mit Steinen vorspringen, welche so geordnet sind, dass die ovalen Fassungen ein Kreuz, und die runden ein über Diagonale gestelltes Kreuz zwischen jenen bilden. In den länglichen Kapseln sind jedes Mal sich gegenüber stehend je zwei bräunliche und je zwei opalfarbige mandelförmige Glasflüsse angebracht, in den runden eine opake, weisse, zum Theil stark beschädigte Emailfüllung. Den Kern des Ganzen bildet die quadratische Goldfläche mit einem runden, flachrund geschliffenen, in breiter Goldfassung ruhenden braunen Glasfluss in der Mitte, welchen acht zu je zwei gepaarte kleine kreisrunde Kapseln umgeben, in denen kleine Steine oder Emailfüllung sich befanden. Die vier Ecken des Quadrats sind mit viereckigen grünen Glasflüssen besetzt. Zwischen ihnen stehen auf jeder Seite zwei halbkugelig geschliffene blaue Steine, während dreieckig gefasste kleine Almandinen, ein Kreuz bildend, dazwischen treten. Die ganze Fläche des Grundes, soweit sie nicht mit Steinen besetzt ist, ist in unregelmässiger Anordnung mit kleinen Kreisen aus eingekerbtem Golddrahte übersäet. Im Ganzen und Grossen zeigen die Verzierungen dieser und der im ersten Grabe gefundenen Fibula eine typische Aehnlichkeit mit anderen Schmuckstücken dieser Art, so dass man sieht, dass sie der fränkischen Kunst [1]) überhaupt eigen waren.

Auch bei dieser Fibula bildet eine starke Bronzeplatte von 1 mm Stärke die Unterlage, auf der sich der 8 mm hohe Körper des Schmuckstücks erhebt. Die Randumfassung, welche oben und unten von einem kräftigen cordirten Goldfaden umzogen wird, ist nicht, wie bei der vorhin beschriebenen Gewandspange, von Bronze sondern von Goldblech, was die Wirkung des Stückes besonders erhöht.

An der Rückseite der Bronzeplatte ist die in einem Scharnier sich bewegende Heftnadel aus Eisen noch wohl erhalten. Zur Seite derselben hängt in einer auf der Platte angebrachten Oese ein Ring aus dünnem Bronzedraht von $1^1/_2$ cm Durchmesser. Vielleicht hatte er die Bestimmung, das Tragen des Zierstückes an einem Bande zu ermöglichen.

Ferner ermangelte unsere Verstorbene auch nicht des Finger-

---

1) Vgl. E. aus'm Weerth, B. Jahrb. XXVI S. 90 f. Schaaffhausen a. a. O. XLIV/XLV S. 141 f.

ringes. Derselbe besteht aus einem massiven 1 mm dickem Rundstab aus Gold, welcher an beiden Enden platt geschlagen in zwei Schnörkel ausläuft. Auf denselben ist als Platte ein Solidus des byzantinischen Kaisers Focas angelöthet, an dessen beiden Seiten drei kleine Kugeln angebracht sind. Auf dem Avers [1]) steht die bärtige Büste des Focas mit dem Diadem, auf dessen Mitte ein Kreuz sich befindet, in der Rechten das Kreuz tragend, und die Umschrift: D. N. FOCAS PERP. AVG. ℞ Victoria stehend in Vorderansicht, in der Rechten einen in das Monogramm Christi endigenden Speer, in der Linken eine Kugel mit einem Kreuz darauf tragend. Die ehemals vorhandene Umschrift VICTORIA AVGG ist bis auf schwache Spuren einzelner Buchstaben gänzlich abgerieben. — Im Abschnitt: CONOB.

Hier füge ich gleich ein zweites Fundstück, eine Goldmünze des Justinianus I., bei, welche zur Seite des Skelettes aufgelesen wurde. Da dieselbe ehemals mit einem Henkel aus Erzblech versehen war, so scheint sie als Hängeverzierung eines Halsschmuckes gedient zu haben, von welchem jedoch keine Spur mehr zu entdecken war. Auf dem Avers [2]) steht die Büste des Kaisers mit Diadem, in der Rechten die Kugel mit dem Kreuz darauf, mit der Umschrift: D.N.IVSTINIANVS P.P. AVG. — Auf dem Revers Victoria in Vorderansicht, in der Linken die kreuztragende Kugel, in der Rechten ein Kreuz mit dem Monogramm Christi, darum VICTO RIA AVGGG. Γ., im Felde ein Stern. — Im Abschnitt CONOB.

Andererseits fehlte auch in diesem Grabe nicht jener in fränkischen Frauengräbern so häufig begegnende cylindrische Behälter von 2 cm Länge aus Bronze. Abweichend von dem im ersten Grabe gefundenen, besteht dieser aus einem doppelten auf einander gelegten Bronzeblech und ist mit zwei verbundenen Ringen versehen, in denen ein kleiner Haken hängt.

Dabei lag ein 26 cm langes Stück eines Kettchens, dessen Glieder aus runden Erzstäbchen verschiedener Grösse gebildet sind. Es stammt wahrscheinlich von einem Gürtelgehänge [3]) her. Ueber die Lage im Grabe vermochte der Finder keine genaueren Angaben mehr zu machen.

---

1) Vgl. Sabatier, Description des monnaies byzantines pl. XXVI, 27.

2) Vgl. Sabatier a. a. O. t. I. p. 177.

3) Vgl. Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit I, 4 Taf. 7, Fig. 1, 5 u. 6. Koenen, B. Jahrb. LXXXXII Taf. VI, 11.

Zwischen den Beinen des Skelettes dagegen fand sich eine kleine Zierscheibe aus Bronze von 32 mm Durchmesser, durchbrochen und flach, bestehend aus einem inneren und einem äusseren Kreisbande, welche beide durch sechs Querstreifen mit einander verbunden sind. Auf beiden Seiten der Platte sind in regelmässiger Vertheilung Θ Θ eingegraben.

An letzter Stelle sind aus dem Grabinventar noch zu erwähnen ein 43 cm langes Löffelchen aus Metall mit fünf kleinen, in Form eines Kreuzes um die Mitte seiner Schale gruppirten Oeffnungen und eine Bronzenadel, welche in ihrer unteren Hälfte abgeplattet und spitz zulaufend, in dem oberen Theile gewunden und durchbohrt ist.

Neben dem Grabe lag umgestürzt, so dass sie allem Anscheine nach durch den Druck der Erdmassen vom Grabe, dem sie wahrscheinlich als Deckplatte zugleich gedient hatte, herabgedrückt worden ist, eine fragmentirte $4^1/_2$ cm dicke Platte aus weissem Marmor, deren Höhe jetzt $29^1/_2$ cm und deren grösste Breite $25^1/_2$ cm beträgt, mit den Resten einer Inschrift:

EGOFAVSTIC
VIVO TITVI
ANNORVM ...
DIMISIN . . .
5 ALEFI/ . . . .
RVF . . . . .
SA . . . .

Der Stein ist an der linken Seite vom Beschauer allein intakt, indem dort vor den einzelnen Zeilen ein freier Raum von 5 cm Breite gelassen ist. Die Buchstaben sind durchgängig 3 cm hoch, und von der vierten Zeile ab etwas näher zusammengerückt, wesshalb sie dort kleiner erscheinen. Sie haben noch ganz die antike Form, wie auch ihre Ausführung eine sorgfältige zu nennen ist. Z. 1 am Schlusse kann sowohl der Rest eines O als auch eines C sein. Da die Grabschrift wegen des folgenden *vivo* von einer Frau ihrem Manne gesetzt zu sein scheint, so möchte Letzteres vorzuziehen und *Fausti* c[*oniux*] zu ergänzen sein. Sie kann demnach nicht der im Grabe beerdigten Leiche gegolten haben, weil damit der Inhalt des Grabes nicht übereinstimmt. — Z. 3 am Schluss

ist hinter M noch der Rest eines O oder S sichtbar. — Z. 5 steht in der That *Alefia* auf dem Stein, indem vom letzten A bloss der erste Schenkel noch vorhanden ist. Ich bemerke zugleich, dass der Horizontalstrich des L seitwärts herabgezogen und dass F sowohl hier als auch Z. 1 im Worte Fausti mit emporgerichteter oberer Querhasta gebildet ist. Der zweite Schenkel des A ist überall etwas über den ersten hinausgezogen. Die Namensform *Alefia* vermag ich sonst nicht nachzuweisen. — Z. 7 ist S vor die Zeile gerückt. Das nach S schwach durchschimmernde Zeichen scheint A zu sein.

Ausser diesen beiden Gräbern gelangte das Museum auch in den Besitz verschiedener Gegenstände, welche mit Rücksicht auf die Lage, in der sie von Graef aufgefunden worden sind, als Bestandtheile eines und desselben Grabes höchst wahrscheinlich in Anspruch genommen werden dürfen. In geringer Entfernung nämlich von den eben beschriebenen beiden Gräbern stiess Graef in der gleichen Tiefe und Richtung mit diesen auf eine Anzahl zusammengestürzter und wild durcheinander geworfener grösserer und kleinerer Steinplatten. Da dieselben wegen ihrer Schwere und Grösse schwerlich ohne Absicht so an einen Ort zusammengebracht sein werden, so liegt die Vermuthung sehr nahe, dass sie zur Herstellung einer Grabkammer gedient haben, wofür auch der Umstand spricht, dass drei der Platten eine annähernd gleiche Grösse haben. Ihr wüstes Durcheinander beweist nur, dass die Grabstätte in späterer Zeit eine gewaltsame Zerstörung erfahren hat, ein Geschick, welches sie mit vielen Begräbnissen des fränkischen Kirchhofes in Cobern und Gondorf[1]) theilt. Gehören diese Platten aber zu einem und demselben Grabe, so liefern sie uns eine interessante Illustration zu der Art und Weise, aus welchem Material die Franken die Wände ihrer Grabbauten hergestellt haben.

Zunächst sind hier zu nennen zwei Platten aus gelblichem Sandstein.

Die eine derselben, welche eine Höhe von 95 cm, eine Breite von 55 cm und jetzt eine Dicke von 9 cm hat, ist der Rest eines durchgeschnittenen römischen Votivaltars. Auf der Vorderfläche desselben befand sich ehemals in einer 51 cm hohen und 39 cm

1) Vgl. E. aus'm Weerth, Bonn. Jahrb. LXIX S. 59. Ebenso hat Koenen die Beobachtung gemacht, dass in den fränkischen Gräbern des grossen Gräberfeldes am Kirchberg bei Andernach der Grabraub in grösstem Umfange geübt worden ist. Vgl. Bonn. Jahrb. LXXXVI, S. 200 f.

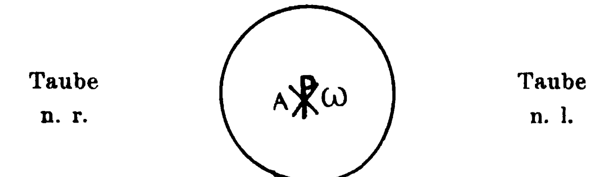
breiten nischenartigen Vertiefung in Hochrelief die Figur des Hercules, welche jetzt so abgeschlagen ist, dass nur ihre Umrisse noch eben sichtbar sind. Der Gott, welcher unbekleidet in Vorderansicht stand, stützte sich mit der rechten Hand auf die gerade am Boden neben ihm stehende Keule und hielt um den linken Unterarm das Löwenfell geschlungen, dessen Pranken tief herabhängen.

Die zweite, $92^1/_2$ cm hohe, 50 cm breite und jetzt 9 cm dicke Platte mit zu beiden Seiten vorspringendem abgestuftem Sockel gehört ebenfalls einem verstümmelten römischen Altar an. Auf den jetzigen beiden Schmalseiten der Platte lassen sich freilich nur schwach die Ueberreste von zwei männlichen Figuren erkennen, welche in Nischen stehen. Von der einen der beiden Figuren, welche einen starken fleischigen Gliederbau aufweist, ist etwas mehr als die rechte Hälfte, von der anderen bloss der linke Arm erhalten. Wahrscheinlich stammen sie von einem Viergötteraltare her, den man in mehrere Platten zersägt hat um Material für den Bau der Gräber zu gewinnen.

Ausserdem fanden sich Fragmente römischer Ziegel mit eingerissenen Wellenlinien, ein Stück einer 3 cm dicken Platte von rothem Sandstein, mit geschmackvollen Blattornamenten und eine 40 cm lange, 20 cm breite und $1^1/_2$ cm dicke Tafel von Porphyr, deren Vorderseite innerhalb einer einfachen Einfassung ebenfalls ein Blattornament ziert, nebst einigen kleineren Stücken.

Endlich eine 75 cm breite und 37 cm hohe Tafel aus gelblich-weissem Marmor, auf welcher die nachstehende sechszeilige Inschrift eingemeisselt ist:

DVRA QVIDEMFRANGIT PARVORVM MORTE PARENTES
CONDICIO RAPIDO PRVAECIPITAT AGRADV
SPES AETERNATAMEMTREBVET SOLACIALVCTVS
AETATESTENERASQVD PARADISVSABET N//////
5 SEXSVPERADIECTIS AD NONVM MENSEBVS A//////
CONDITVSHOCTVM OLODESSIDERATE IACES



Die Tafel hat mehrfache Beschädigungen erlitten, besonders die obere Seitenkante ist stark abgestossen, in Folge dessen das erste Wort der ersten Zeile zum Theil ausgebrochen ist. Der rechte Rand vom Beschauer ist stellenweise abgeblättert, wodurch einzelne Endbuchstaben der dritten bis fünften Zeile abgeschürft sind. Dies betrifft namentlich das letzte Wort der fünften Zeile, welches der Steinmetz, weil er es wegen der grösseren Länge der Zeile nicht mehr hat ganz unterbringen können, so getheilt hat, dass er die Silbe AN noch in die Zeile setzte und die zweite Silbe NVM, von der jedoch der letzte Buchstabe, wofern er überhaupt dagewesen ist, jetzt verschwunden ist, darüber einmeisselte. — Durch die Zerstörung des linken Randes der Tafel hat die eine Taube einen Theil ihres Schwanzes eingebüsst.

Die Buchstaben der Inschrift haben im Ganzen noch die antike Form, wenngleich Einzelnes wie das gequetschte O, F mit emporgerichtetem oberen Querstrich, die Formen des L und G an den Verfall erinnern. Bemerkenswerth ist ferner die verschiedene Bildung einzelner Buchstaben in einer und derselben Inschrift, wie A mit theils gebrochenem theils von der Linken zur Rechten herabgehendem Horizontalstrich, M sowohl mit bald senkrechten bald convergirenden Vertikalstrichen, als auch theils mit bis unten auf die Zeile reichenden theils mit kurzen Mittelstrichen, sowie L mit geradem und schräg angesetztem Horizontalstrich.

An Vulgarismen fehlt es auch nicht, so *mensebus* für *mensibus* Z. 5, *trebuet* für *tribuet* Z. 3. Wie weit *dessiderate* Z. 6 und *abet* Z. 4 hierzu gehört, will ich nicht entscheiden. Anderes kommt jedoch entschieden auf Rechnung des Steinmetzen, wie *tamem* Z. 3, *qud* für *quod* Z. 4 und *pruaecipitata* Z. 2. Das kleiner gebildete R, welches zwischen P und V wie es scheint nachträglich eingeschoben worden ist, zeigt, dass V einem Versehen des Steinmetzen seinen Ursprung verdankt, welches zu tilgen er nach Einfügung des R vergessen hat.

Der Wortlaut der Grabschrift ist also folgender:

Dura quidem frangit parvorum morte parentes
Condicio rapido praecipitata gradu.
Spes aeterna tamen trebuet solacia luctus,
Aetates teneras qu[*o*]*d paradisus* (*h*)*abet.*
Sex super adiectis ad nonum mensebus annu[*m*]
Conditus hoc tumolo dessiderate iaces.

Dem Verständniss bietet die Inschrift keine Schwierigkeiten. Sie ist einem kleinen Knaben, welcher im Alter von 9 Jahren und 6 Monaten gestorben ist, gesetzt von den Eltern, welche sich in ihrem Schmerze über den Verlust mit der Hoffnung trösten, dass seine Seele in Anbetracht seiner Jugend im Paradiese weile. Leider verschweigt uns die Grabschrift den Namen des Kindes, der, vielleicht weil er nicht in die metrische Form sich hineinbringen liess, ausgelassen ist. Denn dem Leser wird nicht entgangen sein, dass wir es mit einer in Distichen abgefassten Grabschrift zu thun haben, welche zeigt, dass in jener Zeit noch eine gewisse formale Gewandtheit bei den Gelegenheitsdichtern vorhanden war.

Was die Zeit unserer Inschrift anlangt, so bestimmt sich diese annähernd durch die Gestalt des Christus-Monogramms. Denn da die hier vorkommende Form desselben auf datirten christlichen Inschriften Galliens [1]) nicht nach dem Jahr 499 n. Chr. nachweisbar ist, so kann die Inschrift nicht über die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts hinabgerückt werden. Wahrscheinlich ist sie jedoch mit Rücksicht auf den Charakter der Schrift und die Beobachtung der antiken Verstechnik in das Ende des 4. bezw. den Anfang des 5. Jahrhunderts zu setzen.

41.

Neue Funde aus Remagen.

Bei der Fortsetzung der Fundamentirungs-Arbeiten für den Weinkeller des Herrn Orth in Remagen, welchen wir die Auffindung der auf Seite 203 dieses Jahrbuches beschriebenen römisch-christlichen Grabschrift einer Frau verdanken, sind neuerdings mehrere interessante Funde gemacht worden, deren Erhaltung den eifrigen Bemühungen des Herrn Architekten Vosen von hier gelungen ist.

Zunächst stiess man abermals auf mehrere Särge aus Tuffstein, vor deren einem ein 40 cm hoher und 15 cm dicker, an allen Seiten glatt behauener Inschriftstein aus Kalkstein umgestürzt lag. Da derselbe an der rechten Kante vom Beschauer beschädigt ist, so beträgt seine Breite oben 23 cm, unten 25 cm. Die Inschrift,

---

1) Vgl. Le Blant, Inscr. chrét. de la Gaule préf. p. XXIII und p. XII.

deren erste Zeile am Ende durch Abschleifen des Gesteins verloren gegangen ist, lautet:

DEO SII ////////
M·SVPERIN
FELIX
⊞ B F C O S
5 SACR M·PRL
TEXTATOCO
+INHVNCTVMOLO

Die Buchstaben, welche ziemlich flach eingehauen sind, haben in den einzelnen Zeilen verschiedene Grösse; Z. 1 sind sie $2^1/_2$ cm, Z. 2 3 cm, Z. 3 $3^1/_4$ cm, Z. 4 und 5 3 cm und Z. 6 stark $2^1/_2$ cm hoch.

Z. 1 auf S folgen zwei vertikale Hasten. Der vom Kopf der ersten Hasta schräg hinabgehende Strich ist nur zufällig, so dass aus diesem nicht auf einen Buchstaben wie N geschlossen werden darf. Was weiter da gestanden hat, ist nicht zu ermitteln, weil der Stein an dieser Stelle vollständig abgeschliffen ist. Es liegt jedoch auf der Hand, dass die Inschrift dem Mithras gewidmet war, dessen Cultus am Rhein seit dem zweiten Jahrhundert seine Verbreitung [1]) gefunden hat. Denn die vorhandenen Zeichen sind zu lesen: *Deo S(oli) i(nvicto)*. Ob noch das Wort *M(ithrae)* beigefügt war oder *invicto* statt dessen voll ausgeschrieben war, muss dahin gestellt bleiben.

Z. 2 sind die beiden Kanten des Steines bestossen, weshalb M im Anfange der Zeile seinen Vorderschenkel und N am Schlusse derselben seinen Hinterschenkel eingebüsst haben. — R ist misslungen, indem der Steinmetz ursprünglich N statt R, wie es scheint, hat einhauen wollen.

Z. 5 ist das letzte Zeichen E, dessen oberer und mittlerer Horizontalstrich fehlen. — Z. 6 hat S, welches man nach O am Schlusse der Zeile erwarten sollte, nie da gestanden. Es ist ausgelassen worden, weil es an dem nöthigen Raume auf dem Steine gebrach. Die Worte enthalten die Datirung der Inschrift. Der

1) Vgl. L. Urlichs, Bonn. Jahrb. LXIV, 1878, S. 13. Fabri, De Mithrae dei solis invicti cultu p. 81, wonach die Zahl der im Rheinlande gefundenen inschriftlichen Mithrasdenkmäler etwa 35 beträgt.

hier genannte Praetextatus, dessen College nicht miterwähnt ist, hiess mit vollem Namen C. Asinius Praetextatus und bekleidete im Jahr 242 n. Chr. [1]) das Consulat. Mit dieser Zeit stimmt auch der Charakter der Buchstaben der Inschrift überein.

Die in kleinerer Schrift mit vorgesetztem Kreuzzeichen unter der letzten Zeile eingemeisselten Worte *In hunc tumolo* gehören nicht zu der vorhergehenden Widmung an den Mithras, sondern sind der Anfang einer Grabschrift aus späterer christlicher Zeit, deren Fortsetzung wahrscheinlich auf einem anderen, heute allerdings verlorenen Steine eingetragen war.

Die Inschrift wird demgemäss folgendermassen zu lesen sein:
Deo S(oli) i(nvicto) [M(ithrae)] M(arcus) Superin(ius) Felix b(ene)f(iciarius) co(n)s(ularis) sacrum Pr(a)etextato co(n)[s(ule)].

Haben wir durch diese Inschrift einen neuen Beleg für die Verehrung des Mithras am Rheine um die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. gewonnen, so geben uns zwei andere auf derselben Baustelle ausgegrabenen inschriftlichen Denkmäler einen interessanten Beitrag für unsere Kenntniss der militärischen Besatzung des Rheinlandes.

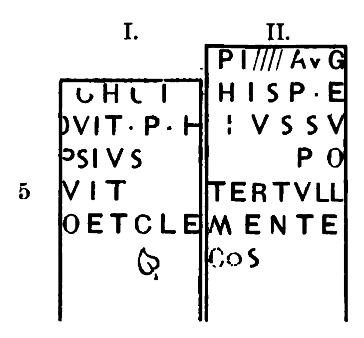
Vor den Fussenden einer aus Platten gebildeten Steinkammer nämlich lagen zwei viereckige säulenartige Fragmente aus Kalkstein, deren Obertheil anscheinend unversehrt erhalten, der untere aber abgebrochen ist. Beide haben bei einer Breite von 18½ cm bezw. 19½ cm und einer gleichen Dicke von 14 cm eine ungleiche Länge, indem das eine 36 cm, das andere 43 cm lang ist. Beide sind oben mit einem Pinienzapfen [2]), dessen Spitze beim ersten jedoch abgebrochen ist, gekrönt und scheinen wegen ihrer Gestalt als Eckpfeiler zur äusseren Ausschmückung der Grabkammer, vor der sie lagen, gedient zu haben, wie dies mehrfach bei Grabstätten aus der christlichen Zeit in der Rheinprovinz beobachtet worden ist. Die ursprüngliche Bestimmung der Säulenfragmente war dies aber nicht, denn die Pinienzapfen, welche sie jetzt tragen, sind offenbar erst in späterer Zeit aus dem oberen Theile derselben heraus-

---

1) Vgl. meine Fasti consulares z. d. J. 242, wo die Belege zusammen gestellt sind.

2) Ueber die Verwendung der Pinienzapfen auf Grabdenkmälern hat Braun in diesen Jahrbüchern Bd. XVI, S. 47 ff. eingehender gehandelt.

gearbeitet worden. Dies beweist der Umstand, dass durch diese Umänderung die oberen Zeilen der auf ihnen eingemeisselten Inschriften zerstört worden sind, wie aus den in der Mitte durchschnittenen Buchstaben der augenblicklich ersten Zeile beider Steine klar hervorgeht. Bei einer genaueren Betrachtung der auf den beiden Steinen vorhandenen Schriftreste hat sich ferner ergeben, dass dieselben nicht verschiedenen Inschriften angehören, sondern Theile einer und derselben Inschrift sind, welche aus der besten Zeit der Römerherrschaft am Rheine stammt. Und zwar müssen sie in solcher Weise zusammengefügt werden, dass die erste Zeile des ersten Steins mit der zweiten Zeile des zweiten Steines correspondirt, indem der erste Stein um eine Zeile mehr als der andere verkürzt worden ist.



Wenngleich die Schriftzüge namentlich auf dem zweiten Steine so stark abgeschliffen sind, dass sie stellenweise nur noch schwach durchschimmern, so lassen sich dieselben dennoch mit wenigen Ausnahmen aus den auf der Oberfläche des Steines zurückgebliebenen Contouren mit ziemlicher Sicherheit von einem scharfen Auge unter richtiger Beleuchtung erkennen.

Bei der Herrichtung für die spätere Bestimmung als Pfeiler hat der erste Stein etwas von seiner ursprünglichen Breite eingebüsst. In Folge dessen sind in vier Zeilen die Anfangsbuchstaben weggemeisselt worden.

Z. 1 ist das dritte Zeichen vollends verwischt. Je nach der Beleuchtung, welcher die abgeschliffene Stelle ausgesetzt ist, hat es den Anschein, als wenn die Umrisse eines O noch eben zu erkennen wären, welches kleiner als die übrigen Buchstaben der Zeile gebildet war. Es kann dies jedoch ebensogut auf einer Täuschung beruhen. Es ist freilich sehr zu beklagen, dass gerade hier keine

Sicherheit in der Lesung zu erlangen ist, weil davon die Ergänzung der vorhergehenden Zeilen in gewisser Beziehung abhängt. Das in Rede stehende Wort kann nur entweder *Pio* oder *Pii* lauten. Hat *Pii* auf dem Steine gestanden, dann haben wir es mit einer Widmung an eine Gottheit zu thun und zwar für das Wohl des Antoninus Pius. Denn dieser Kaiser ist, wie sich im Verlauf der Betrachtung ergeben wird, an unserer Stelle gemeint. Alsdann ist der Ausfall von mindestens einer Zeile im Anfange der Inschrift anzunehmen und das Fehlende etwa beispielsweise *I(ovi) o(ptimo) m(aximo) pro salute imp(eratoris) Caes(aris) Antonini Pii Aug(usti)* zu ergänzen, wobei ich noch bemerke, dass der Fundort Remagen es nahe legt, die Widmung mit dem Jupiter Dolichenus und seiner Verehrung [1]) daselbst in Verbindung zu bringen. Trifft jedoch die Lesung *Pio* das Richtige, was mir jedoch weniger der Fall zu sein scheint, dann haben wir das Fehlende einfach durch *Imp. Caes. Antonino Pio* zu ergänzen, wofern nicht die ganze Nomenclatur des Kaisers gesetzt war. — Am Schlusse der Zeile ist von dem Worte AVG der Buchstabe A fast vollständig, von V die untere Hälfte und von G nur noch eine flüchtige Spur vorhanden.

Z. 2 sind die drei ersten erkennbaren Zeichen die unteren Hälften von OHO, von denen das zweite O durch einen Bruch im Steine zum Theil zerstört ist. Dann folgt eine vertikale Hasta, welche, wenn die vorhergehenden Zeichen richtig *cohors* ergänzt werden, nur der Rest eines R sein kann. Der Schlussbuchstabe des Wortes ist mit der abgebrochenen rechten Ecke des Steines verloren gegangen. Das auf HISP folgende Zeichen ist ein deutliches E. Da an der rechten Kante des Steines keine Buchstaben fehlen, so muss E zur folgenden dritten Zeile gezogen werden. Dies ergiebt die Lesung EQVIT; denn der im Anfange der Zeile vorhandene Rest eines Buchstabens ist der hintere Theil der Rundung eines Q, dessen Schleife jedoch, da auf dem Steine von ihr keine Spur mehr zu sehen ist, senkrecht hinabgegangen zu sein scheint. — Am Schluss derselben Zeile steht deutlich ein Buchstabe mit vertikaler Hasta und einem Horizontalstrich in der Mitte, also F. Daraus ergiebt sich für diese beiden Zeilen die nachstehende Lesung: [c]*ohors Hisp. e*[*q*]*uit. p. f.* Ob der hier genannten cohors

1) Vgl. C. I. Rhen. 645. Braun, Jupiter Dolichenus, Bonn 1852, S. 3 ff. Hettner, De Jove Dolicheno p. 14.

Hispanorum eine Nummer beigefügt war, ist unsicher. Die grössere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass sie keine Nummer auf dem Steine führte. Sollte dies aber dennoch der Fall gewesen sein, so kann diese nach Maassgabe des vorhandenen Raumes nur die Zahl I gewesen sein.

Z. 3. Vor VSSV ist ein Bruch im Steine, aus welchem oben und unten die Enden der Hasta eines I herausragen: also *iussu*. Ob davor noch die Praeposition EX gestanden hat, wage ich nicht zu entscheiden. Der Raum steht wenigstens der Annahme nicht im Wege. Die auf Widmungen so ungemein häufige Formel *ex iussu ipsius*, welche anzeigt, dass die Gottheit ihren Willen dem Widmenden offenbart hat, scheint mir für die Annahme zu sprechen, dass die Inschrift in ihrer Integrität zu Ehren einer Gottheit für das Wohl des Kaisers Antoninus Pius gesetzt war, also in der ersten Zeile eher Pii als Pio zu lesen sei.

Z. 7 sind die beiden vor S ehedem vorhandenen Zeichen C nebst einem darauf folgenden kleiner gebildeten O so abgerieben, dass sie kaum noch zu erkennen sind. Der Schluss der Inschrift enthält also die Datirung derselben: *Tertullo et Clemente cos.* Sie fällt daher in das Jahr 158 n. Chr., wo Ser. Sulpicius Tertullus und Q. Tineius Sacerdos Clemens [1]) Consuln waren. Dadurch erhält zugleich die oben vorgeschlagene Ergänzung des Kaisernamens ihre Bestätigung.

Die ganze Inschrift wird demgemäss mit beispielsweiser Ergänzung des Fehlenden in folgender Weise zu restituiren sein:

[I(ovi) o(ptimo) m(aximo) pro salute imp(eratoris) Cae(saris) Antonini] Pi[i] Aug(usti) [c]ohor[s] Hisp(anorum) equit(ata) p(ia) f(idelis) iussu [i]psius po[s]uit Tertullo et Clemente co(n)s(ulibus).

Endlich wurden auf derselben Baustelle hart an der Grenze des Nachbargrundstückes die Reste eines grossen in mehrere Stücke zertrümmerten Votiv-Altares aus Tuffstein zu Tage gefördert. Derselbe war oberhalb an den Seiten mit Schneckenrollen versehen, deren Vorderseiten mit Rosetten verziert waren. Die vom Beschauer linke Seite des Steines fehlt jetzt, in Folge dessen auf der linken Seite der Inschrift ein Drittheil der Zeilen verloren gegangen ist. Die Höhe des Steines an der rechten Seite gemessen beträgt 1,6 m,

---

1) Vgl. die Belege in meinen Fasti cons. z. d. J. S. 74.

die Tiefe 34 cm und die jetzige Breite 46 cm. Die vorhandenen Inschriftreste lauten:

Ξ Λ E
/ X Λ L I
V Λ L E P
S S V S O P I ∪
5 T M I/// F
– E S V I S
S L M

Trotz der starken Beschädigungen, welche der Stein erfahren hat, ist die Lesung der Inschrift nicht bloss sicher, sondern auch ohne Schwierigkeiten. Der Charakter der Schrift weist auf das dritte Jahrhundert n. Chr. hin. Die Buchstaben der einzelnen Zeilen haben verschiedene Grösse, welche Z. 1 und 6 6 cm, Z. 3, 4 und 7 $5^1/_2$ cm, Z. 2 und 5 5 cm beträgt.

Z. 1 zu Anfang der Rest eines E, was auf [*D*]*eae* führt. — Z. 2 ist das erste Zeichen der rechte Schenkel eines V und das Wort zu ergänzen [*Sun*]*uxali*. Der Name der Göttin ist bereits aus anderen rheinischen, von mir in einem frühern Hefte dieser Jahrbücher [1]) zusammengestellten Weihinschriften bekannt, zu denen noch die der Errichtung eines ihr im Jahre 239 n. Chr. geweihten Heiligthumes gedenkende Inschrift [2]) aus der Kirche von Hoven bei Zülpich jetzt hinzugefügt werden muss. Sunuxalis wird jetzt allgemein als die Stammesgöttin [3]) der belgischen Sunuci angesehen, welche zwischen den Ubiern und Tungrern [4]) wohnten.

Z. 3. Da durchgängig die einzelnen Zeilen im Anfange einen Ausfall von drei Buchstaben erlitten haben, so ist vor VALEP = *Valer*(*ius*) wahrscheinlich ein Praenomen wie *Ser.*, *Sex.* oder *Tib.* ausgefallen.

Z. 4 steht im Anfang das Cognomen des Widmenden, das sich unschwer als [*Ba*]*ssus* zu erkennen giebt. Alsdann folgt deutlich auf dem Steine OPIO mit grösser gebildetem I, nämlich *optio*,

1) Bd. LXXXIV, 1887, S. 69 f.

2) Herausgegeben von Klinkenberg, Bonn. Jahrb. LXXXVII, 1889, S. 194 f.

3) Vgl. K. Klein, Zeitschr. für die Alterthumswiss. 1848, S. 1045.

4) Bergk, Bonn. Jahrb. LVII, 1876, S. 22 f.

es sei denn, dass, da I auf einer Bruchstelle des Steines steht, ursprünglich T = ti eingehauen war, was nicht mehr zu entscheiden ist.

Z. 5 enthält den Namen des Truppentheiles, in welchem der Dedikant die Stelle eines optio bekleidet hat, nämlich der legio prima Minervia mit ihren Beinamen pia fidelis, von deren erstem auf dem Steine noch die Hasta des Anfangsbuchstabens P deutlich erhalten ist.

Z. 6 im Anfang der untere wagerechte Strich eines L oder E, dann E, dessen oberer jetzt ausgebrochener Querstrich wahrscheinlich nach links hinausgezogen war, um die Ligatur von ET anzudeuten, also *pro se et suis*.

Der Wortlaut der Inschrift ist demnach folgendermaassen wieder herzustellen:

[*D*]*eae* [*Sun*]*uxali* [*Tib.?*] *Valer*(*ius*) [*Ba*]*ssus optio* [*leg*(*ionis*)] *primae M*(*inerviae*) *p*(*iae*) *f*(*idelis*) [*pro s*]*e e*[*t*] *suis* [*v*(*otum*)] *s*(*olvit*) *l*(*ibens*) *m*(*erito*).

12. Der byzantinische Purpurstoff im Gewerbe-Museum zu Düsseldorf.

Von

Heinrich Frauberger.

(Hierzu Tafel XI.)

Gegen Ende des letzten Jahres gelang es, für das Gewerbe-Museum in Düsseldorf, das eine der grössten Textilsammlungen besitzt, einen mit einer griechischen Inschrift versehenen byzantinischen Seidenstoff zu erwerben, welcher für die Datirung mittelalterlicher Gewebe von grösster Wichtigkeit ist. Der Stoff, welcher aus einem Dome am Niederrhein herrührt, besteht aus einzelnen, mehr oder minder defecten Theilen, die nach und nach angekauft wurden und endlich hinreichten, dass eine Zeichnung danach angefertigt werden konnte. Die Zeichnung, welche auf Tafel XI abgebildet ist, hat der Zeichner des Gewerbe-Museums, Herr Richard Halenz, nach den fünf Gewebefragmenten angefertigt; die Inschrift, welche dem Texte beigegeben ist, hat Herr Geheimrath Prof. Usener in Bonn gelesen. Bevor ich mich mit diesem Stoffe eingehend beschäftige, schicke ich voraus, dass mir noch zwei andere Purpurgewebe bekannt sind, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch im Gynaeceion in Byzanz angefertigt worden sind und eine zur Bestimmung der Herstellungszeit dienende Inschrift haben; allein der eine von beiden befindet sich im Schreine Karl des Grossen zu Aachen verschlossen, der andere im Sarge des heil. Anno in Siegburg verborgen; dieser Stoff dagegen, dem letzteren in der Zeichnung sehr verwandt, ist im Gewerbe-Museum in Düsseldorf für Gelehrte zum Studium jederzeit zugänglich.

Der Düsseldorfer Stoff ist durchweg aus Seide; der Fond ist purpurviolett, das Muster zeigt gegenüber und übereinandergestellte, grosse, vorzüglich stilisirte Löwen, die sich mit nach

vorne gewandtem Kopfe entgegenschreiten. Jeder dieser Löwen hat eine Länge von 72 cm, eine Höhe von 46 cm; sie waren aus ungefärbter, gelblichweisser Rohseide gewebt. Der en face dargestellte Kopf ist von stilisirtem Bart- und Kopfhaar saumartig eingerahmt. Augen und (wahrscheinlich auch) die Zunge wurden durch ein tiefes Blau hervorgehoben. Der Mund ist nach unten zu leicht gewölbt und zeigt im Oberkiefer sechs Zähne. Die etwas kegelförmige, von Querfurchen durchzogene Nase steht zu den gradlinigen Augenbrauen nahezu im rechten Winkel. Die Thränensäcke, welche unter den Augen halbkreisförmig angedeutet sind, sind in der Rundung durch drei als Blutadern gedachte kurze Linien mit kugeligem Abschlusse gefüllt. Die Mähne wie die knospenförmige Endigung des schwungvoll dargestellten Schweifes wird in gewissen horizontalen Abständen durch vertikale und schräge Linienführung dargestellt, welche verschieden gefärbt sind und zwar erst Naturfarbe, dann Purpur, dann blau, dann Purpur und darauf erscheint wieder Naturfarbe u. s. w. Sehr originell stilisirt sind auch der Abschluss der Mähne und die Bauchhaare. Auf dem Rücken des Löwen, gleichsam aus ihm herauswachsend, ist der Lebensbaum in gelber Seide eingewebt und verkleinert und zertheilt den sonst verhältnissmässig grossen Raum des Purpurgewandes. Denselben Zweck hat auch der dreiblättrige gelbe Lorbeerzweig an jedem der Löwenfüsse, sowie die zwischen den zwei einander gegenüberstehenden Löwen befindliche Inschrift in gelber Seide.

Die Verzierung durch Reihen übereinander befindlicher Thiere findet sich im Alterthum sehr häufig auf Marmorgegenständen, wie auf griechischen und römischen Thonwaaren, vertieft, aufgemalt und erhaben [1]). Die Anwendung einander gegenüberstehender, vornehm stilisirter Thiergestalten ist von den Assyrern auf die Meder, Perser, Sassaniden und von da auf Byzanz übergegangen. Die

---

1) Thiermuster waren es auch, die das klassische Alterthum an den Geweben aus Babylonien schätzte. Phantastische Gebilde aus Pferd und Hahn, Bock und Hirsch hebt Aristophanes (Frösche 937) an den 'Medischen Vorhängen' hervor. 'Babylonische Decken' (Babylonica peristroma) führt Epignomus bei Plautus Stich. 378 aus Asien in Athen ein. Auch die Alexandrinische Kunstweberei hielt trotz aller Vervollkommnung der Technik (s. Plinius n. h. 8, 196) an den alten Thiermustern fest, s. Plautus Pseud. 147 'Alexandrina b e l u a t a (mit Thiermustern) tonsilia (von Rubberstoff) tapetia'.

Löwenjagden assyrischer Könige erscheinen fast copirt auf den frühesten, in Acchmim in Oberägypten gefundenen Stoffen [1]), von denen man nicht weiss, ob sie in Aegypten (Alexandria) oder Vorderasien angefertigt worden sind, wo im dritten Jahrhundert in Syrien (Bosra) [2]) berühmte Purpurfärbereien bestanden haben. Bis in das zweite Jahrtausend hinein finden wir an Stoffen in Ovale, Kreise, Polygone eingerahmt je zwei einander gegenüberstehende Thiere Löwen, Elephanten, Adler, Pfauen u. dgl. angewendet und haben diese Stoffe als sassanidisch bezeichnet wegen der Verwandtschaft der Darstellungen mit Bautheilen und Ornamenten auf sassanidischen Denkmälern [3]).

---

1) Die Ausgrabungen von Acchmim haben eine grosse Zahl von Gewandverzierungen ergeben, die mittelst Wollfäden in Gobelinmanier hergestellt sind. Das Düsseldorfer Gewerbemuseum besitzt allein davon mehr als 500 Muster. Dagegen sind Stickereien (im Stielstich) sehr selten und ebenso selten gewebte Seidenstoffe als Verzierung auf die Gewänder aus Leinwand aufgenäht. Die Seidenstoffe zeigen entweder einfache Streumuster, wie Sterne, Blätter u. dgl. oder orientalische Schriftzeichen oder innerhalb von Kreisen aus stilisirtem Pflanzenornament Circusdarstellungen oder Jagdscenen. Biblische Darstellungen, wie die Geschichte Josephs in Aegypten, Daniels in der Löwengrube u. dgl., welche auf Gobelinwirkereien nicht selten vorkommen, habe ich in Seide noch nicht gesehen.

2) Ich habe mich im Juni 1890 vergeblich bemüht, in Bosra Erinnerungen daran zu finden, dass diese uralte Stadt, die schon zu Moses Zeit die Hauptstadt des mächtigen Königreiches Basan und Residenz des Königs Og gewesen, einstmals eine berühmte Färberstadt war. Vor dem Einbruch der Araber im 7. Jahrhundert, durch den ganz Syrien, namentlich das fruchtbare und hochentwickelte Innere des Landes so verwüstet worden war, dass es sich bis heute nicht mehr erholt hat, gab es viele gute fahrbare Strassen und war es möglich, in drei Tagereisen nach Tyrus zu gelangen. Durch Kanäle, die die Römer und Ghassaniden angelegt hatten, kam in Fülle Wasser von dem jetzt ziemlich kahlen Drusengebirge herab. Ueber Kalas Ezra hinaus ging eine Römerstrasse und machte Bosra gleich Damascus, Palmyra und Aleppo zum Stapelplatz für indische und chinesische Seidenstoffe und Seidengarn. Die Schafzucht war berühmt und man mag es auch dort, wie in Aegypten, (s. Semper, Der Stil I S. 205) verstanden haben, die lebendige Wolle mit Purpur zu färben.

3) Die in den weichen Stein aus den Steinbrüchen von Amman gemeisselten zierlichen Ornamente, welche ich in dem vom Sassaniden-König Chosroës II. erbauten Palaste zu el Mschatta (zu deutsch „Winterquartier“) östlich von der Mekkapilgerstrasse fand, enthalten nicht mehr

So spärlich die Mittheilungen über die Seidenweberei in Alexandrien, Bosra, Bagdad, Damaskus, ebenso spärlich sind sie auch über diese Industrie in Byzanz. Wir wissen, dass 552 Kaiser Justinian die Seidenweberei in Europa entwickelt und eine eigene Fabrik durch strenge Ausfuhrverbote fördert. Wir wissen, dass diese kaiserliche Fabrik bis in das 14. Jahrhundert am goldenen Horn bestand; es wird mitgetheilt, dass der doppelt gefärbte Purpur, der sog. kaiserliche Purpur, nicht ausgeführt werden durfte; das ist aber fast alles im Vergleich mit den eingehenden Nachrichten, welche Hugo Falcandus über das Hotel Tiraz in Palermo giebt in einer Zeit, in welcher die Fabrik zu Byzanz ganz hervorragendes geleistet haben muss. Das macht diesen Stoff so wichtig, dass, wenn Geschichtsforscher, Archäolog, Chemiker, Weber und Färber zusammenhelfen, sich aus den wenigen Fragmenten sehr beachtenswerthe Aufschlüsse über die Hofweberei zu Byzanz entwickeln lassen, weil die Inschrift die Entstehungszeit ziemlich genau feststellen lässt.

Die Inschrift ist auf zwei Fragmenten des Stoffes enthalten; der eine Theil war gut erhalten und die Buchstaben waren deutlich, einfach und fest. Der andere Theil war sehr stark verletzt;

ЄΠΙΚωΝCΤΑΝȢΚΑΙΒΑCΙΛЄΙΟΥ
ΤωΝΦΙΛΟΧΡΙCΤωΝΔЄCΠΟΤωΝ

dazwischen fehlte ein Buchstabe, beziehungsweise zwei oder Theile derselben. Die genaue Lesung ergiebt, dass dieser Stoff unter der Regierung Konstantinus VIII. und Basilius II. und, weil beide Könige erwähnt werden, zwischen 976—1025 angefertigt worden ist[1]). Aus

Thiergestalten in spärlicher Verbindung mit pflanzlichem Beiwerk, wie es im byzantinischen Stil nicht bloss an dem besprochenen Purpurgewebe, sondern auch sonst (vergl. die Mosaiken in San Apollinare nuovo zu Ravenna) vorkommt, sondern die Thiere sind, wie es auf den sarrazenischen Stoffmustern von Almeria und Palermo zu sehen ist, zwischen Laubwerk verstreut. Näheres darüber wird mit passenden Abbildungen die Beschreibung meiner Reise durch Syrien enthalten.

1) Es ist eine äusserst schwierige Arbeit, aus defekten und abgeriebenen Stofftheilen den ganzen Rapport zuverlässig darzustellen. Der sicherste Weg, die Umrisslinien solcher textiler Ueberreste zu fixiren, besteht darin, dass man eine gummirte Glasplatte darüber legt und die

der Feinheit des Stoffes, der Grösse der Zeichnung und dem Vor-

sichtbaren Formen der Zeichnung mit Tinte nachzieht, worauf dies Chaos auf Papier übertragen und unter Beachtung der oft unscheinbarsten Anhaltspunkte mit Zuhülfenahme der auf der Rückseite des Gewebes erkenntlichen Linienführung aufgezeichnet wird. Von diesem durch den geübten Zeichner Halenz erlangten Ergebniss liess ich die Schrift und die beiden Vorderfüsse des Löwen mehrmals copiren und sandte die Copie an mehrere Gelehrte mit folgendem Begleitschreiben: „Der gelb angelegte Theil der Schrift dürfte mit Ausnahme von Nebensächlichkeiten, die sich auf dem Original nicht feststellen lassen, genau gegeben sein. Der auf einem anderen Stoffrest befindliche erste Theil der Schrift ist so defect, dass sich nur (mit Bleistift) einige fragmentare Andeutungen machen liessen. Bezüglich des dazwischen liegenden freien Raumes lässt sich ebenfalls nicht mit Bestimmtheit angeben, ob die Grösse desselben ganz genau ist, wahrscheinlich werden ein oder zwei Buchstaben fehlen.“ Schon wenige Tage nachher erhielt ich durch Vermittelung des Herrn Geheimrath Prof. Schaaffhausen nachfolgendes Schreiben des Herrn Geheimrath Prof. H. Usener in Bonn: „Die byzantinische Gewebeinschrift lässt sich trotz einiger Ungenauigkeiten der Abschrift ohne Einsicht des Originals mit vollster Sicherheit lesen und ergänzen. Ich setze dieselbe her, wie sie gelautet haben muss, indem ich auf Nachbildung der byzantinischen Schnörkel verzichte und die bis jetzt nicht gelesenen Buchstaben durch Punkte andeute (s. Textillustration). Eine genauere Nachprüfung der Schriftspuren am Original wird die buchstäbliche Bestätigung geben. In der Nachbildung ist offenbar in der zweiten Zeile der leere Raum zu gross gelassen und die Anfangsbuchstaben etwas zu weit nach links geschoben. Die Textschrift besagt: Ἐπὶ Κωνσταν(τίν)ου καὶ Βασιλείου τῶν φιλοχρίστων δεσποτῶν d. h. „Unter der Regierung des Konstantinos und Basileios, unserer allerchristlichsten Herren.“ Es ist ein wohl ganz einziger Glücksfall, dass sich ein alterthümlicher Geweberest mit Datirung vorgefunden hat und deswegen wird dieser Fund vermuthlich für die Chronologie der mittelalterlichen Gewebekunst grosse Wichtigkeit gewinnen. Hofft man, weil nach einer Doppelregierung datirt wird, die Zeit des Gewebes in enge Grenzen geschlossen zu erhalten, so erfüllt sich freilich in diesem Falle die Hoffnung nicht. Die gemeinsame Regierung von Basileios II. und Konstantinos VIII. hat die unerlaubte Dauer von etwa einem halben Jahrhundert; sie erstreckt sich vom 11. Januar 976 bis 15. December 1025. Zu besonderen Bemerkungen finde ich keinen Anlass. Die Formel ist deutlich und gut. Auffallend ist nur die Voranstellung des um drei Jahre jüngeren Konstantin; das kann persönliche Gründe gehabt haben. Es ist jetzt an den Forschern der Gewebegeschichte, die hier festgestellte Thatsache zu verwerthen“. An dieser Stelle sei dem Herrn Geheimrath Prof. Usener und den anderen Gelehrten, die später ihre Lesungen mittheilten, der Dank für ihre Mühe ausgesprochen!

handensein der Inschrift darf wohl als bestimmt angenommen werden, dass dieses Seidengewebe in der kaiserlichen Fabrik angefertigt worden ist und es darf auch angenommen werden, dass der dargestellte Purpur der sog. kaiserliche Purpur, der doppelgefärbte sei [1]). Ein anderer byzantinischer Stoff mit Reihen einandergegenüber gestellter Pferde, den ich als Hülle von Gebeinen des heil. Gregor in einer holländischen Kirche fand, hat in seinem Purpur einen viel schwächeren Glanz und eine viel geringere Tiefe. Der Stoff giebt ein Beispiel für die Art, wie gegen Ausgang des zehnten bezw. Anfang des elften Jahrhunderts Thiergestalten für Webereizwecke componirt worden sind.

Während der Düsseldorfer Stoff zwischen 11. Januar 976 und 15. December 1025 gewebt worden sein muss, ist der Stoff im Schreine der heil. Anno zu Siegburg zwischen April 921 und August 931 gewebt worden [2]). Auch dieser Stoff hat auf purpurviolettem Grunde (6) grosse Löwen in gelber Farbe paarweise stehend ein-

---

1) Trotz der vielen Abhandlungen über den Purpur der Alten (s. Semper, Der Stil I S. 207) sind wir bis jetzt noch nicht genügend aufgeklärt, weil die Verfasser blos die lateinischen und griechischen Citate als Untergrund für ihre Untersuchungen hatten. Dagegen sind heute in der Textilsammlung des Gewerbemuseums in Düsseldorf eine grosse Anzahl von purpurgefärbten Stoffen in den verschiedensten Farbtönen im Original vorhanden, altägyptische Stoffe bis zur 19. Dynastie hinaufreichend, viele spätrömische und frühchristliche (siehe Katalog frühchristlicher Textilfunde des Jahres 1886 von Dr. F. Bock, Verlag Central-Gewerbeverein Düsseldorf, Preis 1 Mark) und einige byzantinische Gewebe, welche einem in den Sprachen der Alten bewanderten Chemiker eine vorzügliche Unterlage zu einer Abhandlung „über den Purpur der Alten“ abgeben würden.

2) Nach den Mittheilungen des Herrn Sauvage, jetzt Pfarrer zu Kelz bei Vettweiss, wurde auf Veranlassung des Herrn Prof. aus'm Weerth der Schrein des hl. Anno am 2. Juni 1862 geöffnet. Die Reliquien fanden sich in einem grossen Stück Seidenstoff von violetter Farbe eingehüllt, auf welchem sechs grosse Löwen in gelber Farbe, paarweise stehend, in kunstvoller Zeichnung eingewebt sind. Ebenfalls gewebt ist die Inschrift: 'Επὶ 'Ρωμανοῦ καὶ Χριστοφώρου, τῶν φιλοχρίστων δεσποτῶν. Nach vorgenommener Zeichnung (s. E. aus'm Weerth, Kunstdenkmäler des christl. MA. in den Rheinlanden B. III p. 23 N. 31) wurde der kostbare Stoff auf eine Rolle gewickelt und wieder in den Schrein deponirt. Herr Geheimrath Prof. Usener um das Alter befragt, schreibt: „Ihre Frage über Kaiser Romanos und Christophoros kann ich dahin beantworten, dass bald nachdem Romanos zum Kaiser gekrönt war (17. Dec. 920) sein

gewebt. Wie aus kleinen Fragmenten von Pausen im kgl. Kunstgewerbemuseum in Berlin hervorgeht, ist die Komposition der Mähne eine wesentlich andere [1]). Der Unterschied in der Komposition würde durch einen Vergleich der beiden Originalien manches interessante Ergebniss zu Tage fördern; aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte der Purpur derselbe sein und sich ein zweites Beispiel für die purpura dibapha (imperialis) ergeben. In eine gleiche Zeit dürfte der Löwenstoff zu Autun fallen, sofern derselbe über-

---

Sohn Christophoros zum Kaiser ernannt (April 921) und gekrönt wurde (20. Mai 921). Christophoros starb im August 931. Der Vater Romanos überlebte den Sohn; er wurde abgesetzt und verbannt um Mitte December 944."

1) An zwei Löwenköpfen des Düsseldorfer Stoffes ist der Beginn der Umrisslinien des Kammes auf eine allerdings nur kurze Entfernung vorhanden und zeigt vom Ohr ausgehend zwei kurze Bogen und im weiteren Verlauf die durch die Form des Kammes bedingte schlanke Krümmung. Die erwähnten Theile sind allerdings zu kurz und defect, um sichere Anhaltspunkte zu bieten. In unserer Annahme von der überwiegenden Wahrscheinlichkeit einer glatten Aussenkante wurden wir vielmehr bestärkt durch die Form des annähernd der gleichen Zeit angehörigen Maastrichter Löwen, welcher dem in Rede stehenden sehr ähnlich ist. Die bogenförmige Aussenkante, welche die uns übermittelte Pause des Siegburger Löwen zeigt, ist dort mit Nothwendigkeit durch das Flechtwerk der Mähne bedingt und dürfte in diesem Falle kaum am Platze sein, wenigstens bietet hierzu die Stilisirung der Mähne keinen Vorwand. Zugleich mag auch bemerkt sein, dass die auf dem Original hiervon vorhandenen Reste leider nicht mit Deutlichkeit erkennen lassen, ob die durch den vertical und schräg aufsteigenden Streifen gebildeten Querkolonnen in genau horizontaler Richtung gedacht waren oder ob eine Neigung derselben nach einer Seite hin beabsichtigt war. Wir nehmen an, dass bei der gewohnheitsmässigen möglichst streng symmetrischen Durchführung aller Formen in dieser Zeitperiode die quer laufenden Abstände genau wagerecht gedacht waren, wie diese auch auf der Zeichnung durchgeführt sind und die auf dem Original wahrnehmbaren Senkungen als die Folge der Ungleichmässigkeit der Weberei zu betrachten sind. Die auf gleiche Weise ausgefüllte büschelartige Endigung des Schweifes ist jedoch auf dem Original gut erhalten und zeigt nach der Mitte zu eine bogenförmige Senkung, welche hier anscheinend auch beabsichtigt war und eine Einbusse im ästhetischen Sinne hierdurch nicht erzeugt. Bedauerlicherweise ist auch die untere Gesichtspartie auf dem Original total unkenntlich und erfolgte die Reconstruction derselben unter Zuhülfenahme der Photographie des Maastrichter Löwen.

haupt noch vorhanden ist[1]); und eine verwandte Komposition, wenn auch technisch verschieden und ohne Inschrift, zeigt der Löwenstoff aus dem Schreine des heil. Servatius in Maastricht[2]). Der Aachener Stoff hat Elephanten dargestellt und eine verschnörkelte Inschrift unten am Rande, etwa aus der Zeit von 1250[3]).

Nach der Bilderschrift stellt der Löwe den Heiland, den Löwen am Stamme Judas vor, woraus hervorgeht, dass Stoffe mit Löwendarstellungen auch für kirchliche Zwecke sehr beliebt waren. Sie finden sich darum oft in den Reliquienbehältern unserer Dome und Klosterkirchen als Reste einer längstvergangenen Zeit, in der auch die rheinischen Bischöfe, wenn sie nach Rom reisten, dort kostbare Stoffe erwarben und nach Deutschland brachten. Dass man ein Verlangen hatte, den kaiserlichen Purpur zu besitzen, ist ebenso begreiflich, als es wahrscheinlich ist, dass man ihn von Byzanz übers Meer nach Amalfi und Rom zu schmuggeln verstand, oder aber im 10. Jahrhundert bereits wieder ausführen durfte.

---

1) In der Geschichte der Erzbischöfe von Autun wird im Kapitel 44 „de Gualdrice A. C. 918—933“ gesagt: „quoniam autem in eadem aula Dei erat pretiosissimum pallium cum leonum imaginibus, in quo erat scriptum inter leones graecis literis χριστὸς δεσπότης non destitit prius quam aliud eiusdem similitudinis pallium in venit etc. (s. Dr. Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder I S. 16). Ob die Stephanskirche in Autun den Stoff noch besitzt, ist sehr fraglich. Es wäre aber, falls er noch vorhanden ist, der Untersuchung werth, ob die griechische Inschrift wirklich so gelautet hat, oder nur das letzte Fragment einer Inschrift wie auf dem Siegburger Stoff war und willkührlich umgeändert wurde.

2) An diesem sind die Thiere wesentlich kleiner, aber in der Form sehr verwandt den Düsseldorfer Löwen.

3) Die Inschrift ist in Mélanges d'Archéologie par N. Cahier et A. Martin II, pl. 11 abgebildet und besagt, dass der Purpurstoff, welcher Elephanten darstellt, auf Befehl des Obersten und Bewacher des kaiserl. Schlafgemaches Michael, zur Zeit als Petrus die Fabrik leitete, angefertigt worden sei. Aus der Form der Inschrift glauben Paläographen, wie Prof. Victor Gardthausen in Leipzig und Prof. Usener in Bonn annehmen zu sollen, dass der Stoff im dreizehnten Jahrhundert gewebt worden sein dürfte. Es ist kaum zu hoffen, dass sich jemals feststellen lässt, in welchen Jahren Michael Oberstkämmerer und Petrus Director der ärarischen Gewandfabrik in Byzanz, um die es sich auch bei diesem kostbaren Seidenstoff handelt, gewesen ist. Näheres hierüber sammt Abbildung in Farbendruck dürfte ein Artikel des Herrn Dr. Franz Bock im Heft 1/2 des Jahrganges 1893 der Zeitschrift des Kunstgewerbe-Vereins in München bringen.

Beachtenswerth ist auch, dass bisher solche Inschriften, welche auf die regierenden Kaiser hinweisen, nur äusserst selten und immer nur bei Stoffen mit grossen Mustern vorkommen. Diese grossgemusterten Stoffe scheinen im Auftrage der Kaiser als Geschenke zu Behängen für Kirchen gewebt worden zu sein. Und dass sie sich zur Herstellung solcher Weihgeschenke der ärarischen Gewandfabrik bedienten, ist mehr als wahrscheinlich, durch die Inschrift am Elephantenstoff in Aachen sichergestellt.

II. Litteratur.

---

1. Wilhelm Voege, Eine deutsche Malerschule um die Wende des ersten Jahrtausends. Kritische Studien zur Geschichte der Malerei in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert. 389 S., mit 46 Abb. Trier, Lintz'sche Buchhandlung 1891 (Ergänzungsheft VII zur Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst).

Von den grossen Publikationen von Bilderhandschriften, die im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte auf deutschem Boden entstanden sind, bezeichnet eine jede einen merklichen Fortschritt sowohl in der Ausbildung der Methode wie in Bezug auf den Umfang des bewältigten Materiales.

Die erste dieser Untersuchungen, die für ihre Zeit klassische Bearbeitung des Psaltereum aureum von St. Gallen durch J. R. Rahn setzte zu einer Zeit ein, als die Engländer und Franzosen schon seit einer Generation mit umfassenden und glänzenden Publikationen hervorgetreten waren, die meist eine ganze Gruppe gleichartiger Handschriften durch ausgewählte, mit allen Mitteln der vervollkommneten Technik wiedergegebene Proben illustrirten. Den technischen Höhepunkt dieser Art der Veröffentlichung erreichten hier die Bastard'schen, dort die Westwood'schen Blätter. Während in den folgenden Jahren von den dem Ausgange des Mittelalters angehörigen Handschriften in Deutschland eine ganze Reihe durch würdige Publikationen bekannt gemacht wurden — ich nenne nur die Sachsenspiegel, die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII., die Chronik Ulrich von Richentals, das Wappenbuch Konrads von Grünenberg — dauerte es geraume Zeit, bis die Periode des frühen Mittelalters wieder mit weiteren Veröffentlichungen bedacht wurde. Die einzelnen Etappen auf diesem Wege bezeichnen vier grössere Arbeiten, die in Thema und Methode die Typen für vier Gruppen darstellen. Zuerst die Publikation des Egbertcodex durch Fr. X. Kraus, die für eine einzelne Handschrift in mustergültiger Form die Zusammenstellung der gesammten Litteratur und eine eingehende Analyse und Beschreibung der einzelnen

Scenen bot. Sodann A. von Oechelhäusers Edition der Heidelberger Bilderhandschriften, die eine Addition sorgfältiger, aber naturgemäss unter einander nicht zusammenhängender Einzeluntersuchungen nach der von Kraus gewählten Methode darstellte.

An dritter Stelle die in wahrhaft monumentalem Gewande von der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde unternommene Publikation der Trierer Adahandschrift, durch das Zusammenarbeiten einer ganzen Reihe von Gelehrten entstanden, in der H. Janitschek mit glänzendem Scharfsinn aus den Trümmern des weithin versprengten Materials die Rekonstruktion der grossen Hof- und Klosterschreibschulen des karolingischen Reiches unternahm und damit, von einem einzigen Codex ausgehend, ein Gesammtbild der ganzen gleichzeitigen Produktion aufrollte. Den Abschluss und Gipfelpunkt dieser Entwicklung bezeichnet vorläufig die uns vorliegende umfangreiche Arbeit Wilhelm Voege's, der nur eine einzige Malerschule der ottonischen Kunstaera behandelt, diese aber mit ausserordentlicher Materialkenntniss und mit völliger Erschöpfung aller Fragen, die innerhalb des begrenzten Stoffkreises überhaupt gestellt werden konnten.

Zunächst einige Worte über das herangezogene und behandelte Material. Im Vordergrunde stehen die grossen vielbewunderten Prachthandschriften der sächsischen Kaiser, die zum Theil noch in Bamberg, zum Theil in München aufbewahrt werden, das Evangeliar Ottos III., Cod. Cimel. 58 zu München, das Evangelistarium Heinrichs II., Cod. Cimel. 57 zu München, das Evangeliar Cod. Cimel. 59 und das Evangelistar Cod. lat. 23338 zu München, Cod. A. I. 47 (hohes Lied und Daniel), A. II. 42 (Apokalypse) zu Bamberg, der Hillinuscodex (Cod. XII) und der Limburger Codex (Cod. CCXVIII) der Kölner Dombibliothek, Cod. 84. 5. Aug. zu Wolfenbüttel (Evangelistar), Cod. mbr. U. I. 19 der Beverinschen Bibl. zu Hildesheim (Orationale), Cod. lat. 18005 der Bibl. nat. zu Paris (Sakramentar), Cod. Centur. IV. 4. der Stadtbibl. zu Nürnberg (Evangeliar), Cod. M. p. th. 4⁰ 5 der Universitätsbibl. zu Würzburg (Lektionarium), Cod. sect. XXIa 37 der Kgl. Sammlungen zu Hannover (Evangeliar), Cod. I. 2. zu Maihingen (Benediktionale), Cod. XIV. 84 der Barberina (Evangeliar), Cod. 3 des Berliner Kupferstichkabinets (Evangeliar), ausserdem der Ottonencodex zu Aachen und die Hs. der Bibliotheca Queriniana zu Brescia, beide bereits ganz publicirt, der erste durch Stephan Beissel, die zweite durch Andrea Valentini.

Zu bedauern ist nur, dass das Ansfriedevangeliar des erzbischöflichen Museums zu Utrecht, das, zumal in seinen merkwürdigen Evangelistenbildern, die engste Verwandtschaft mit Cod. Cimel. 58 zu München zeigt, nicht berücksichtigt werden konnte: es ist neuerdings — ebenso wie die von Voege S. 151 nur kurz erwähnte Hs. des Kupferstichcabinets zu Berlin — ausführlich beschrieben worden in St. Beissels letzter Ver-

öffentlichung über das Evangelienbuch des hl. Bernward zu Hildesheim; Photographien nach der Hs. hat schon vor Jahren der hochverdiente Kenner und Sammler Mynheer van Heukelum zu Jutfaas bei Utrecht anfertigen lassen.

Die ganze Schulproduktion an einem Orte, womöglich in der Schreibstube eines Klosters zu lokalisiren, war bei dem Charakter des vorliegenden Materiales unmöglich. Eine Reihe von Anzeichen weisen auf Köln, wo die eine der behandelten Handschriften, eben der Hillinuscodex, entstand. Doch zeigt der Name des einen Schreibers (Purchardus) eine entschieden oberdeutsche Form. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die meisten dieser für die Sachsenkaiser gefertigten Handschriften auch auf altem sächsischen Kulturboden, in den Klöstern in und um Hildesheim und Magdeburg, für die eine reiche Produktion bezeugt ist, entstanden. Auf eine nahe Verbindung des ersten Kunstcentrums mit dem Rheinlande weist beispielsweise der Umstand, dass das ottonische Evangeliar des Domschatzes zu Essen eine enge stilististische Verwandtschaft mit Cod. 33 des Domschatzes zu Hildesheim aufzeigt; eine Magdeburger Ottonenhandschrift enthält noch jetzt die Bibliothek des dortigen Domgymnasiums (Cod. 275). Auf der anderen Seite zeigen die Bilderhandschriften, die neben dem Hillinuscodex als in Köln entstanden bezeugt sind, in der Kölner Stadtbibliothek, in Stuttgart, vor allem auch das Sakramentar von St. Gereon in Paris (Cod. lat. 817 der Bibl. nat.) von der von Voege behandelten Gruppe durchaus abweichende Züge.

Was der vorliegenden Arbeit ihre für die geschichtliche Behandlung der Bilderhandschriften und der frühmittelalterlichen Malerei überhaupt epochemachende Stellung einräumt, liegt in der Verfeinerung und Zuspitzung der Methode, in der Uebertragung der längst für die ausgebildete Zeit und die Perioden der entwickelteren Kunst geltenden Gesichtspunkte auf die primitiven Kunstzweige und in der Ausbildung einer eigenen Kennerschaft auch für diese Frühkunst als des wichtigsten Rüstzeuges für die Forschung. Der Verfasser giebt in der That in seiner Arbeit zugleich ein Hand- und Lehrbuch zum Erwerb dieser Kennerschaft. Eine ganz neue Art zu sehen, neu eben für diese frühe Periode, die allzulange lediglich von ikonographischen Gesichtspunkten aus betrachtet wurde, bildet sich hier heraus, zum ersten Male werden im vollen Umfange an diese frühen Schöpfungen die Fragen einer künstlerischen Kritik gestellt, die Fragen nach der künstlerischen Konception und Komposition, nach dem Maasse der Ueberlegung bei der Verwendung alter, Umwerthung anderswo gebrauchter und Einführung neuer Motive, dem Grade der Lebendigkeit in Charakteristik und Ausdruck. Am deutlichsten treten diese Vorzüge der Arbeit zu Tage in der ersten Vorstudie, wo der Verfasser, scharfäugig und feinsinnig zugleich, die Handschriften Ottos III. zu Aachen und München mit den Kunstwerken der

Reichenau vergleicht und in einer glänzenden Analyse das Verhältniss der Aachener Handschrift zum Egbertcodex auseinandersetzt, und dann in der Gesammtcharakteristik, die nach der genauen Durchvergleichung der einzelnen biblischen Scenen die umfassendste Darstellung des Gemeinschaftlichen in der Produktion und die eingehendste Antwort auf die Fragen nach der Bedeutung der Individuen und das Nebeneinander disparater Vorbilder bietet, die überhaupt für diese Gattung von Kunstwerken gegeben werden kann.

Diese Charakteristik bildet das eigentliche Thema, in ihr liegt zugleich der Schwerpunkt der ganzen Arbeit. Die Herrschaft der ikonographischen Typen, ihre Provenienz, Ueberlieferung und Abwandlung werden genau untersucht, die textlichen Quellen sichergestellt, das Verhältniss zum Texte auseinandergesetzt. Die byzantinische Frage, die durch Springer — viel zu früh — zu den Todten geworfen wurde, wird hier für die Malerei aufs Neue formulirt. Das Missale Heinrichs II. zeigt in der That unleugbar byzantinischen Einfluss — die Handschrift zeigt dazu eine so ausgebildete, fast raffinirte Technik, dass sie unmöglich als Einzelerscheinung, sondern nur als Glied einer langgeübten Tradition begriffen werden kann. Ueber den Weg, den die byzantinischen Vorbilder eingeschlagen, werden wahrscheinlich die Untersuchungen Strzygowskis weiteres Licht verbreiten. Die letzten beiden Publikationen über die byzantinische Kunst, Strzygowskis verdienstvolle Bearbeitung des Etschmiadzinevangeliars, die eine ganze Serie byzantinischer Denkmälerpublikationen einleiten soll, und Heinrich Brockhaus' ausgezeichnetes Buch über die Kunst in den Athosklöstern, die von Voege nicht mehr benutzt werden konnten, bieten weiteres Material, irritiren aber in keinem wesentlichen Punkte die Voege'schen Resultate. Wie in der Malerei, so muss die Frage auch für die Goldschmiedekunst und die damit zusammenhängenden Techniken, namentlich das Email, aufs Neue erhoben werden. Charles de Linas hat für die verroterie cloisonnée in seinem dreibändigen Hauptwerk den Orient als Ursprungsland nachzuweisen sich bemüht, die Untersuchungen von Schulz über den byzantinischen Zellenschmelz, die Publikation der Sammlung Swenigorodskoi haben neues und reiches Material für die Beantwortung der Frage nach der Entstehung des deutschen Emails geliefert. Die durch Georg Humann vorbereitete grosse Publikation des Essener Münsterschatzes würde die beste Gelegenheit zur Weiterführung dieser Fragen bieten. Allem Anschein nach werden wir auf die seiner Zeit von aus'm Weerth im „Siegeskreuz des Kaisers Konstantin VII.“ aufgestellten Thesen zurückkommen. Und auch für die Architektur ist die Frage durchaus nicht abgeschlossen. Wenn auch der syrische Einfluss, den Viollet-le-Duc von de Voguë entlehnte und mit Begeisterung in den spätern Bänden seines Dictionnaire vortrug, endgültig abgelehnt ist, so ist doch

der byzantinische Ursprung der aquitanischen Kuppelkirchen, der von de Verneilh behauptet worden und durch Jahrzehnte als Dogma galt, trotz der Einwendungen Ramé's, Saint-Pauls und vor allem der klaren und durchsichtigen, von den Franzosen nur noch nicht genügend beachteten Ausführungen Dehios durchaus nicht völlig widerlegt: Die These wird neuerdings von der jüngeren Archäologenschule Frankreichs mit Vorsicht wieder aufgestellt.

Der Charakteristik der ikonographischen Richtung schliesst Voege eine Charakteristik des Motivenschatzes der Schule an, die die Gebärden und Bewegungen, die Kopftypen, die Gewandung, die landschaftlichen Motive, die Architektur, die Ornamentik und Bild und Ornamentik in ihrem Zusammenhange zum Thema haben. In der Analyse der Geberden und Geberdensprache zeigt sich die glänzende Beobachtungsgabe des Verfassers auf ihrem Höhepunkte. Die Untersuchung wächst hier aus zur Materialiensammlung für eine Psychologie des 10. Jahrhunderts auf physiologischer Grundlage. Gerade hier wird das geringe persönliche Verhältniss der Kunst des 10. Jahrhunderts zur Natur in die schärfste Beleuchtung gerückt, in der Variirung der einfachen Grundmotive, ihrer Uebertragung auf eine Reihe verwandter seelischer Vorgänge, ihrer Verbindung, zuletzt ihrer weiteren Verbreitung, nachdem sie aus dem alten Zusammenhange ausgelöst, des alten Sinnes entkleidet sind, und als rein künstlerische Motive hier und dort verwandt werden.

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, welche Fülle an Material und Beobachtung in den Abschnitten über Gewandung, Landschaft und Architektur für die Geschichte der frühmittelalterlichen Privatalterthümer, der Kulturbotanik, niedergelegt ist. Nur auf die excursartig den einzelnen Handschriftenbeschreibungen angehängten Detailuntersuchungen möchte ich aufmerksam machen, die mit erstaunlicher Litteraturkenntniss und dem Aufwand eines fast nervösen kritischen Scharfsinnes eine ganze Reihe von nicht unwichtigen Fragen ganz en passant beantworten, vor allem die nach den Dedikationsbildern der ottonischen Handschriften und nach den Elfenbeintafeln der Einbände.

In der Einleitung und im Schlussresumé sind von Voege selbst die leitenden Gesichtspunkte und die Hauptresultate zusammengefasst worden. Als ihr wichtigstes, das von entscheidender Bedeutung für die Behandlung frühmittelalterlicher Bilderhandschriftenfolgen, wie für die Auffassung des klösterlichen Kunstlebens ist, tritt das eine hervor, dass innerhalb der Schule ein unmittelbares Verhältniss zwischen Handschrift und Handschrift überhaupt nicht besteht, dass — wozu das Vorbild philologischer Handschriftenuntersuchungen leicht verleiten könnte — eine Genealogie der Codices mit Nichten aufgestellt werden kann, dass ein der Fortpflanzung der Ueberlieferung dienendes Vorbilder- und Skizzenmaterial zu Grunde lag, mit einem Worte: dass es Malerbücher gab.

Dieser Satz darf selbstverständlich nicht verallgemeinert und gleichmässig auf alle frühmittelalterlichen Handschriftengruppen angewandt werden. Für die grossen profanen Illustrationscyklen, mit denen eine Reihe der bekanntesten frühen Unterhaltungs- und Belehrungsbücher ausgestattet wurden, lässt sich das Gegentheil nachweisen, hier sind in der That, wenn auch nicht ein einziger, so doch mehrere Handschriftenstammbäume innerhalb einer Gruppe zu konstatiren, hier können Genealogien aufgestellt werden, hier wurde eine Handschrift von der anderen mit ihren Bildern kopirt. Das gilt zumal von den drei Gruppen der Handschriften des Terentius, des Aratus, des Prudentius. Die letztere durch die Anzahl der Handschriften wie durch die ikonographischen Resultate für die Kunstgeschichte werthvollste Gruppe ist durch Richard Stettiner eingehend untersucht worden: die versprochene Publikation haben wir seit drei Jahren vergeblich erwartet. Für diese profanen Handschriften lässt sich auch für die Folgezeit eine ähnliche Herstellungsart, eine direkte Ableitung von einander behaupten: für den wälschen Gast ist dies mit Erfolg durch v. Oechelhäuser geschehen. Auch für einige mit Federzeichnungen illustrirte biblische Handschriften des frühen Mittelalters lassen sich thatsächlich direkte Ableitungen nachweisen, so für die ähnlich wie die drei genannten Gruppen handwerksmässig illustrirten Handschriften der Apokalypse: die der Frühzeit der karolingischen Kunstaera angehörigen Cod. C. 31 zu Trier und Cod. 386 zu Cambrai decken sich in einzelnen Bildern vollständig — hier zeigt schon die sichere und kräftige braune Linienführung, die weit verschieden ist von den feinen skizzirenden, suchenden und tastenden rothen Entwürfen, die den ottonischen Prachthandschriften zu Grunde liegen, dass dem Künstler sein Vorbild vollständig vorlag. Wenn man zum Schlusse etwas aussetzen darf, so ist es das Fehlen genügender Sach- und Ortsregister (für die Handschriften etc.), die bei der Fülle nebensächlicher Bemerkungen und Beobachtungen unbedingt nöthig waren — nur über die neutestamentlichen Scenenbilder ist ein solches gegeben — und — auf die Gefahr hin, als kleinlicher Merker zu erscheinen — der zuweilen allzu barock verrenkte, von Pointen starrende schwere Stil: denn die Lektüre ist nicht leicht, meiner Treu.

Die Drucklegung und Illustrirung der Voege'schen Arbeit durch eine grössere Zahl nach eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers gefertigte Clichés wurde durch die bewährte Munificenz des ersten unter den rheinischen Mäcenen, des Herrn Geheimraths Dr. von Mevissen ermöglicht. In einem Excurs findet sich das Material zur Geschichte der Echternacher Malerschule zusammengestellt, deren intensive Bearbeitung der Verfasser zunächst ins Auge gefasst hat. Der Schule gehören ausser dem Echternacher Codex, von dem grössere Proben zuerst durch Lamprecht in dieser Zeitschrift mitgetheilt wurden (Heft LXX), eine

ganze Reihe der bedeutendsten und merkwürdigsten Bilderhandschriften des 10. und 11. Jh. an, die sämmtlich mit Ausnahme des Codex aureus im Escurial leicht erreichbar sind. Es ist dringend zu wünschen, dass dem Bearbeiter die Mittel zur Verfügung gestellt werden zur Herstellung einer würdigen Publikation, deren vornehme Ausstattung dem hohen künstlerischen und wissenschaftlichen Werthe der behandelten Objekte entsprechen würde. Die Bearbeitung dieser Gruppe durch Voege würde den grossen Vorzug haben, dass hier die paläographischen und textlichen Untersuchungen, die dem Charakter des Materiales angemessen, hier von weit geringerer Bedeutung sind, von dem gleichen Gelehrten wie die eigentlich kunsthistorischen Forschungen unternommen werden könnten, was gegenüber der Bearbeitung der Adahandschrift ein eindringlicheres Ineinanderarbeiten und Verweben der einzelnen Forschungsresultate ermöglichen würde. Die ganze Publikation würde sich der Herausgabe der Adahandschrift in der würdigsten Weise anschliessen und wie jene den einstimmigen und lautesten Dank aller Fachgenossen herausfordern.

Aus dem ungeheuren in den Bilderhandschriften aufgespeicherten Materiale treten, nachdem die Untersuchungen über karolingische Handschriften im Wesentlichen abgeschlossen sind, zwei Gattungen von Gruppen hervor, deren Bearbeitung allmählich für unsere Disciplin zu einem dringenden Bedürfniss werden wird. Auf der einen Seite die aus ikonographischen Gesichtspunkten gebildeten, unter ihnen vor allem vier: zuerst die aus dem klassischen Alterthum stammenden schon oben erwähnten profanen Illustrationscyklen, dann die Apokalpysen, die Rechtshandschriften und die Illustrationen der deutschen Epen und Liedersammlungen. Auf der anderen Seite die ihrem eigentlichen geschichtlichen Zusammenhange nach sich ergebenden, unter denen wieder vier im Vordergrunde des Interesses stehen. Zuerst die der altchristlichen Tradition am nächsten stehenden frühesten biblischen Handschriften zu Wien, Florenz, Berlin, Paris, Cambridge, von denen nur der Ashburnhampentateuch eine ausreichende Publikation erfahren hat, während die Garrucci'schen Wiedergaben für Stilvergleichung durchaus ungenügend sind. Sodann die den Echternacher Codex umschliessende Gruppe, die nach Erledigung der Bamberg-Münchener Gruppe weitaus die bedeutendste der Zeit ist. An dritter Stelle die Federzeichnungen des 12. und 13. Jh., von denen nur zwei Hauptgruppen, die Zwiefaltener und die Scheyerner, bisher herangezogen worden, während die dritte, Hirsauer mit ihren ikonographisch höchst merkwürdigen Handschriften zu Troyes, London, Köln, München, Arras, bisher überhaupt keine Beachtung gefunden hat. Endlich die grosse und für die Kultur- wie die Kunstgeschichte gleich wichtige Gruppe der süddeutschen Bilderchroniken, mit den beiden Haupt-

sitzen Constanz und Zürich-Bern-Luzern. Hoffen wir, dass die Publikation der Echternacher Codices hier den Anfang mache.

Paul Clemen.

2. Soest, seine Alterthümer und Sehenswürdigkeiten. Mit Abbildungen und Stadtplan. Soest, Druck und Verlag der Nasse'schen Buchdruckerei (1890). 121 S.

Dies Buch gilt, wie allbekannt, einem sehr ergiebigen und noch heute mit Denkmälern des Alterthums und aller Kunst reich gesegneten Boden. Es bereitet in einer verhältnissmässig (bis S. 56) weiten Uebersicht der Stadtgeschichte auf den im Titel angezeigten Hauptheil vor. Dort kommen schon die städtischen und profanen Gegenstände, hier die Kirchen und Kapellen (auch die Synagoge und das Archiv) sowie ihre Bild- und Kleinwerke zur Besprechung und mit Auswahl zur Abbildung. Man verweilt bei den Illustrationen um so lieber, als mehrere von Denkmälern beigebracht sind, von denen man bildliche Darstellungen noch entbehrte oder von denen man heute leider Nichts mehr sieht. Welche Bewandniss es dagegen mit dem Texte hat, lässt sich daraus entnehmen, dass dafür von der verhältnissmässig sehr umfassenden Litteratur, worin sich die Forschung längst des grossartigen Kunstlebens von Altsoest annahm, ein nur zu beschränkter Gebrauch gemacht ist. Soll das Unternehmen „das Interesse für mittelalterliche Kunst heben und die vielen Soester Kunstdenkmäler und Kunstschätze dem allgemeinen Verständnisse näher bringen", so werden vorab die Ergebnisse zu verwerthen sein, welche bis jetzt, abgesehen von der allgemeinen Litteratur, über Soester Kunstwerke, Kunstübung und Künstler in Zeitschriften vorliegen. Schon eine Ausbeute der im (Register-)Heft 91 dieser Jahrbücher S. 236 s. v. Soest gegebenen Verweise verspricht manche Beiträge und führt leicht auf Weiteres, was benutzt werden kann und soll. N.

3. G. Pauli, Die Renaissancebauten Bremens. Im Zusammenhange mit der Renaissance in Nordwestdeutschland. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann 1890 (Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge XI).

Nachdem in letzter Zeit die romanischen und gothischen Baudenkmäler der altberühmten Hansestadt Bremen mehrfach das Augenmerk der örtlichen oder landschaftlichen Forschung erregt hatten, unterzog neusthin G. Pauli auch ihre vielen und schönen Renaissancebauten einer eingehenden Untersuchung und brachte mit denselben noch in Formen und Stilwandlungen gleichartige Kunsterscheinungen Norddeutschlands und der Niederlande (Friesland) in Vergleich. Dabei wurden decorative und kleinere Belebungsmittel (Cartouchen, Bandwerk) nicht minder, wie

Structurglieder und nebenher auch etwaige Musterbücher und Vorlagen, welche ja zuerst nachhaltig in die Formenwelt der Renaissance eingriffen, berücksichtigt, stellenweise auch kulturgeschichtliche Umstände und die Meister angegeben. Kurzum, es geht vor uns ein an monumentalen und decorativen Denkmälern reiches Kunstleben innerhalb und ausserhalb Bremens auf, im Einzelnen verwandtschaftlich oder örtlich gruppirt, dann und wann durch eine Illustration erläutert, dies Werk ausführlich behandelt, jenes blos eingereiht. Niemand wird der Arbeit Verdienste absprechen, zumal da manche Denkmäler noch der Oeffentlichkeit vorenthalten, andere der historischen Einreihung noch entgangen waren.

Der Titel konnte die Beziehungen zur auswärtigen Kunstthätigkeit „im Zusammenhange mit der Renaissance Nordwestdeutschlands" allerdings treffender geben, als geschehen ist. Das Rheinland spielt gar nicht hinein und wenn auch dafür der Ausblick nach den Niederlanden und nach Niedersachsen einen gewissen Ersatz bietet, so hat Westfalen fast lediglich mit der Nordhälfte und auch diese nur mit ausgewählten Monumenten an der Untersuchung Antheil. So ist der Ausdruck das eine Mal zu eng, das andere Mal zu breit bemessen, nichts aber führt Laien und Forscher, welchen eine Schrift nicht vorliegt, so sicher über deren Inhalt irre, als wenn der Titel mehr, oder, was seltener zu bemerken, weniger verspricht, als die Schrift leistet.

Jedenfalls war eine Aeusserung sowohl über die Grundsätze, wonach sich die Umschau auf auswärtige Bau- und Kunstplätze vollzog, wie über das Maass, worin diese beachtet sind, angebracht, vielleicht unerlässlich.

Die stufenweise Entwickelung des Stiles, sein Fort- und (spätes) Ableben, die Gruppirung der Schlossbauten nach den verschiedenen Grundrissen, die bezüglich der Zeitkultur so beredte Baudichtigkeit und Anderes lässt sich am Ersten übersehen und am Besten beurtheilen, je vollständiger die einschlägigen — auch die minderwerthigen — Denkmäler vorgeführt und beschrieben werden. Leider sind von Pauli viele Werke übersehen, hier prachtvolle (Schlösser), dort solche, welche noch mit einem Fusse in der Spätgothik stehen, anderwärts mehrere, welche erst nach dem westfälischen Frieden erstanden: z. B.[1]) die Rathhäuser zu Lingen, Burgsteinfurt, Werne, Schwerte und das stattliche Bürgerhaus zu Bochold, das Amtshaus zu Lüdinghausen, die „Häuser" Eckroth zu Billerbeck, die Häuser und Schlösser Diepholz, Schelenburg bei Osnabrück, Altena bei Schüttorf, Anholt, Burgsteinfurt (ein Giebel und mächtiger Winkel-

1) Unsere kurzen Angaben beziehen sich stellenweise bloss auf Theile eines Baues oder auf Nebenbauten, die Klammern () auf entstellte oder ihrer Stilzierden mehr oder weniger entkleidete Gebäude.

thurm), Gemen (und Velen), Westerholt, Herten und Bladenhorst bei Recklinghausen, (Heeren), Bodelschwing und Westhusen bei Dortmund, Schnellenberg bei Attendorn, Berleburg (ein Flügel mit den Jahreszahlen 1555, 1556, 1577, 1585); Alst, Darfeld, Vögeding, Hülshof, (Wilkinghege), Bisping, Westerhaus (bei Rinckerode), Borg, Byinck, Romberg, Senden, Vischering, Drensteinfurt (Thorhaus mit musivischem Backsteinwechsel) in der Umgegend von Münster, Vorhelm bei Beckum, Geist (und Crassenstein) bei Oelde, Assen und Overhagen (1619) um Soest, Erwitte, Eringerfeld und Störmede bei Gesecke, Eggeringhaussen, (Rietberg), und (in dessen Nähe) Holte, Rheda, Tatenhausen und Holtfeld bei Ravensberg und Nehlen bei Soest, Uhlenburg bei Löhne, (Hünnefeld und) Haddenhausen bei Lübbecke, die Jesuitengebäude zu Paderborn, in der Nähe die Wevelsburg und Hinnenburg, Schloss Dringenberg, die „Häuser" Grevenburg und Eichholz bei Nieheim, Thienhausen, Borlinghausen, Schweckhausen bei Peckelsheim, Niessen (Altbau) bei Warburg [1]), Rohden bei Arolsen; im Lippischen Schlösser und Gebäude zu Wendlinghausen, Varenholz (nur angemerkt von Pauli S. 115), Horn, Blomberg, Schwalenberg (Sternberg) [2]).

Sogar aus Münster, welchem Pauli mancherlei Beiträge entnommen hat, lässt sich noch Verschiedenes nachtragen: drei Giebelhäuser von 1693, 1668, 1665, das Portal der gothisirenden Clarissenkirche, das Arnemann'sche Haus (sechseitiger Grundriss, die vier zusammenhängenden Aussenseiten als Fronten entwickelt, die Giebel an den Rändern und in Rundnischen mit den seltsamsten Figuren belebt), ein Haus der Bäckergasse (1587) mit polygonem Treppenthurme, das Eckhaus der Rothenburg (Nr. 23) und dessen buntbeschnitzten Kopfbänder unter dem einseitig übergekragten Hauptgeschosse, der jetzt durch einen Neubau verdrängte Giebel (Ohm) Roggenmarkt Nr. 12 vielfach für die Perle des Stils gehalten [3]), weil ausgestattet mit griechischer Inschrift und allerhand Ornamenten

1) Laut solcher culturgeschichtlichen Bauzeugnissen umgaben also seit Mitte des 16. Jahrhunderts die Fürstenhöfe besonders die Adelssitze, die noch in gothischer Zeit meistens einfach waren, äusserst behagliche, durch die spanisch-niederländischen Einfälle, oder gar durch den dreissigjährigen Krieg kaum ernstlich gestörte, wohl durch auswärtigen Kriegsdienst erworbene Verhältnisse. Indess bei dem Bauleben der Bauer unter Fronfuhren litt (vgl. das mitleidige Eingreifen des Münster'schen Bischofs Wilh. v. Ketteler 1557 in Münster. G.-Q. III, 4), profitirten wieder die städtischen und ländlichen Gewerbsleute.

2) Der näheren Zeit- und Stilbestimmung harren noch die Schlösser Raesfeld b. Borken, Lüttinghof und Lembeck b. Dorsten, Westerwinkel, Sandforth u. Itlingen b. Lüdinghausen, Werries, Heesen (Vorhaus), Küchen b. Hamm, Laer (und Melschede) an der Ruhr, Erpernburg b. Paderborn, Suthausen b. Osnabrück, die Comthurei Mühlheim a. d. Möhne u. a.

3) Oder sollte Pauli S. 43 denselben Bau unter Haus-Nr. 10 (Roggenmarkt) behandeln?

(auf rauhem Grunde), mit Erker, Karyatiden und Zwickelfiguren, die jenen des Kölner Rathhauses nachgebildet sein mochten, die Jesuitenkirche oder doch ihr Hauptportal, ein Theil des Jesuiten-Collegs (bis 1657) das vor etwa zwanzig Jahren niedergerissene Thor des Gymnasialhofes (jetzt angeblich Schmuck des zool. Gartens zu Düsseldorf) und auf seinen beiden Seiten der zum Hofe mit Arcaden geöffnete Gang, dessen vierseitigen mit allerhand Goldschmiede-Mustern behauenen Säulchen nun in private Hauseinfassungen zerstreut sind, der einfache Giebel des Fürstenberger Hofes (Steinweg), auf dem First und den beiden Fussecken mit der Muschel im Kugelkranze besetzt und an den Fussecken noch besäumt mit Zinnen (ähnlich das Haus Frauenstrasse Nr. 18) sowie das äusserst merkwürdige Gildenhaus (schoehues, theatrum [1]).

Da Pauli mit Recht auf die Münsterische Frührenaissance Gewicht legt, hätten ihn noch andere oder gar ältere Proben derselben anziehen sollen, als das Schloss Wolbeck von 1546. Es sind am Vicarien-Kirchhofe (Dom) das Schmiesinger-Denkmal von 1548: eine viereckige Bronzeplatte umrahmt von feinem Geränk mit eingereihten Büsten, das Hörde-Denkmal aus Stein von 1545: als Mittelstück realistisch die Auferstehung, Seitenpilaster unter reichem Rundbogen, an beiden Stellen und streckenweise auf blauem Grunde allerhand Renaissance-Muster, als Schriftpredella eine von zwei Burschen gehaltene Cartouche mit rundlichen, doch noch schlichten Umfassungen und vormals am hohen Chor die mit den schüchternsten Stilkeimen an der Predella verzierte Steinballustrade des Engelganges und andere decorative Architekturmonumente; es sind ferner in dem gothischen Treppengiebel des Löwen-Clubs die Steinkugeln, Eisenanker, die umkränzten Büsten und zwei Wappen-Tafeln [2]) mit schmucken Seitensäulchen und breitem Rundbogenschlusse, mit Muscheln im Tympanum: die eine Tafel (oben) mit dem Datum 1540, die andere (unten) mit römischer Inschrift [3]); sodann der wahrscheinlich schon von den Wiedertäufern vorgefundene Erker an einem Hause im Norden der Lambertikirche, noch gothisch construirt und verziert, nur figuriren bereits in den Füllungen die (Zier-)Büsten und an Consolen vorn die mit jonisirenden Voluten bedeckten Maskenköpfe und an den Seiten flaches Geränk mit Blättern, endlich die frühste Blüthe des Stiles, das einem Pfeiler des Domes angeheftete Epitaph des Domherrn von Schade, als Retable aufgefasst: während das Figürliche, der Verblichene selbst in knien-

---

1) Vgl. über dessen gleichartiges Vorkommen auf dem Lande Nordhoff, Haus, Hof, Mark und Gemeinde in Nordwestfalen 1889 S. 27.

2) Darin hält oben ein Manns- unten ein Weibsbild den Schild, dessen Zeichen hier abgebröckelt, oben ein offener Flug ist.

3) Her Got alle dinge | Staen in diner macht, | Vil dit huis behoden | Vor allem ungeluke | Dach unde nacht.

der Stellung zwischen einem Ritter und dem hl. Johannes dem Evangelisten, auf dessen Wink er zur Taufe des Herrn aufblickt, und Gottvater oben noch die realistische Gesichts- und knitterige Gewandbildung sogar die Unterlage des Rahmens gothische Profilirung zeigen, folgt das Rahmenwerk mit dem (geraden) Giebel der neuen Stilweise. Auf den (Rahmen-)Pilastern windet sich ein einfaches Blattgewinde empor, die Unterschrift hat römische Züge, darin das Todesdatum 1521 und um die Wappen runde, stellenweise umbundene Kränze; in den Wappenschilden zittert eine neue Formenwelt, ja das Hauptwappen mitten im Hauptbilde rollt seine obern Spitzen einwärts und leitet dadurch die Cartoucheform ein. Das Ganze [1]) schimmert noch in einer freundlichen Polychromie.

Die decorativen Architekturen in Anschlag zu bringen, bewegt uns sowohl das Vorgehen Pauli's, der dabei von den Kleinkünsten und der Formenwelt eines Eisenhuth leider gänzlich abgesehen hat, als das einst in seinen vielen Zweigen so eng verwachsene Kunstleben, und gerade zu Münster umschlang Steinmetzen, Bildhauer und Maurer, die sich zudem von jeher vielfach über die Grenzen arbeiteten, das Band ein- und derselben Gilde.

In der That sind die decorativen Herrlichkeiten des Capitelsaales und des Friedensaales [2]) nur die edelsten Spitzen einer Reihe von fein ausgeführten Grabmonumenten, Chorstühlen, Taufsteinen, Caminen und anderen Gegenständen aus Holz und Stein. Hervorgehoben sei bloss die Orgelbrüstung von St. Maria zu Dortmund, die Ausstattung der Kapellen auf dem Schnellen- und Davensberg, der Altarrahmen zu Quernheim (c. 1555) und der Camin zu Goldschmieding bei Castrop (1597).

Nicht gerade wenige von den gesammten bisher genannten Denkmälern der westfälischen Renaissance waren bereits in Druckschriften beschrieben, erwähnt oder datirt — allein die Umschau nach Litteratur ist, offen gesagt, die schwächste Seite der Pauli'schen Untersuchung; und doch soll, so wenig wie der Richter einen Zeugen, der Forscher, wenn er seine Aufgabe löst, irgend einen litterarischen Beitrag übergehen. Hätte Pauli dies Gesetz der Geschichtschreibung befolgt, hätte er, statt einige Compendien und Aufnahmen vor sich auf den Schreibtisch zu legen, die auf westfälische Stilwerke bezüglichen Ergebnisse, Hinweise oder Daten der historischen Litteratur bedächtig benutzt, so wäre er schon auf eine Reihe von Stildenkmälern gestossen, die wir vorhin nachgetragen haben und einige seiner Ausführungen hätten im Umständlichen unzweifelhaft gewonnen.

---

1) Wohl z. J. 1523 angeführt vom Bischofe Dr. Müller: Corresp.-Bl. d. G. V. 1855. S. 28.

2) Dieser ist mehrere Male datirt mit 1577. Vgl. Correspondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1890 S. 71.

Schliesst man die entlegenere Litteratur aus, so erfuhren diese oder jene Beachtung oder gar eine Abbildung Thienhausen und Dringenberg bei L. Schücking im malerischen und romantischen Westfalen 1872 S. 100, 96, 98, die Grevenburg und Eichholz bei v. Oeynhausen, Geschichte der v. Oeynhausen 1889 III, 73, 75, 328, 338 (Neuhaus und) Wevelsburg in Monumenta Paderbornensia. Ed. Elzev. p. 255, 218, 230, das Rathhaus zu Paderborn (mit allen Bauleuten) bei Greve, in den Blättern zur nähern Kunde Westfalens 1871 S. 113, die Jesuitenbauten ebendort bei Bessen, Geschichte des Bisthums Paderborn II, 95, 126. Schweckhausen (1584) und der Schnellenberg mit Schlosskapelle bei Pieler, Tagebücher Caspars v. Fürstenberg 1873 S. 378, 179 ff. und bei Brunabend, Attendorn 1878 S. 182 ff., das Backsteinschloss Assen, seine überreichen Steinhauerzierden und seine Verwandtschaft mit jenem zu Hovestadt bei v. Droste-Hülshof im Correspondenzblatte der G. V. 1855 S. 29, Hovestadt und die vielen Werkleute mit den Lohnangaben bei Herold, Gemeindewesen Herzfeld 1886 S. 25 f., das Weinhaus und Sentenzbogen zu Münster bei Topphof in der Wiener Bauzeitung 1872, ebendort das Krameramtshaus mit dem richtigen (weit späteren als bei Pauli S. 22) Datum 1589, Eggeringhausen, Holte (und Rietberg mit Ansicht) in der Zeitschrift für Gesch. und Alterthumskunde B. 35 I 85 N. 3 u. B. 14, 170), die Clarissenkirche zu Münster bei Tibus, Stadt Münster 1882 S. 306, die Jesuitenbauten bei Sökeland, Geschichte des Münster. Gymnasiums 1826 S. 77, 70, die grosse Turris sowie der Apostelgang des Domes und ferner zu Dortmund die Orgelbrüstung der Marienkirche bei Lübke, Kunst in Westfalen 1853 S. 305, 308, 401, das Rathhaus zu Bocholt (um 1618) bei Carvachi im Correspondenzbl. 1855 S. 29 und bei Lübke, Renaissance in Deutschland 1882 S. 448, Diepholz, Lingen, Altena die Schelenburg und ein Taufstein der Marienkirche zu Osnabrück bei Mithoff, Kunstdenkm. und Alterthümer im Hannoverschen V, 152, VI, 85, 153, 158, 125, die Anfänge der westfälischen Renaissance und das Schade-Epitaph (1521) zu Münster in Prüfers Archiv f. kirchl. Kunst, Berlin 1885 IX, 82[1]), das Ohm'sche Haus, ein Epitaph Buck daselbst und der Paderborner Künstler H. Gruninger (löblicher als bei Pauli S. 86) in den Bonner Jahrbüchern H. 53, 98, H. 87, 119, N. 4, H. 67, 144, das Schloss Wolbeck, das Amthaus zu Lüdinghausen, Haxthausen, Bladenhorst, Wevelsburg bei Nordhoff, Holz- und Steinbau Westfalens S. 230—336, 247, Störmede und Niessen bei Fahne, Grafen v. Bocholtz 1 I, 131 die Lippischen Werke bei Preuss, Bauliche Alterthümer des Lippischen Landes A' 1873, mehrere Hammer Epi-

1) Wo S. 74 der Schnitzkünstler des Friedenssaales richtig mit Kuper angegeben war. Pauli hat S. 19 noch Kumper und als Datum 1544—1552 statt 1544 (Inschrift)—1558. Vgl. Krabbe, Westf. Zeitschr. 24, 368.

taphien und ein stattlicher Altar (1593) zu Hemmerde in den Kunst- und Geschichtsdenkmäler d. Prov. Westfalen I, 63, 70 f., 120, Hünnefeld und Haddenhaussen bei G. v. d. Bussche, Geschichte der v. d. Bussche (1887) I zu S. 164, 170.

Die Kunde folgender baugeschichtlichen Thatsachen war vom Verfasser nicht zu verlangen: der S. 27 bloss erwähnte „speciose" Erker am Schlosse zu Burgsteinfurt zeigt in einem Saale des Obergeschosses an einer Säule, welche zwei schmucke Rundbogen aufnimmt, das Steinmetzzeichen und Datum 1558 — das Rathhaus zu Meppen von Pauli S. 77 nach einer Inschrift des Thurmes, der an niederländische Bauweise erinnern soll, anscheinend mit 1604 datirt, ist nach dortigen Acten 1600 von dem Steinmetzen Johan Kelliger aus Münster und dem Zimmermeister Bernard thon Hülze erbaut [1]).

Unterlassen wir nun zu fragen, ob und wie der Verfasser die Stilentwickelung mit dem damaligen Culturleben und Baugewerbe in Verbindung setzt, warum er die Holzarchitektur vollständig preisgab und schliessen wir mit ein paar Bemerkungen allgemeiner Natur.

1) Die niederländischen Baueinflüsse lassen sich gewiss weiter (gegen Pauli S. 37) als auf einzelne Werke ausdehnen; denn thatsächlich bestand gerade während der Renaissance ein ausserordentlicher Wechselverkehr wie in Handel und Gewerbe, so auch in den hohen und kleinen Künsten zwischen den Niederlanden und Westdeutschland [2]).

2) Was das mehrfach betonte Rollwerk und die Cartouche anlangt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass ersteres sich aus den Spruchbändern der ältern Bildwerke entwickelt hat; folgende Belege der westfälischen Kunstgeschichte erscheinen als Uebergangsformen: das Notariatszeichen einer Urkunde des Klosters Abdinghof von 1517 (im westfälischen Staats-Archive) ist ein horizontales, S-förmig geschweiftes Band, welches das übliche Motto enthält, und wie die Enden sich hier rechts schräg auf-, links schräg abwärts, rollen sich die obern Spitzen bereits beide einwärts an dem oben S. 237 erwähnten Wappenschilde von 1521, so dass letzteres fast auf eine Cartoucheform hinauskommt [3]), die später A. Eisenhuth im Porträt des Paderborner Bischofs Theodor von Fürstenberg (Kupfer von 1592) geradezu zwei symbolischen Wappen-

---

1) Bladenhorst seit 1575 (Westfäl. Zeitschrift 49 II, 77, 79), das Thorhaus vielleicht schon 1569 (nach dem Datum seiner Glocke). — Als Baumeister des Schlosses Horst (vgl. Pauli S. 43) werden mir von glaubhafter Seite nach Rechnungen zum Jahre genannt 1557 Arndt von Calcar und De la Cour aus Paris.

2) Vgl. z. B. Bonner Jahrbücher H. 68, 122 ff., H. 77, 158.

3) Im Bücherholzschnitte wird das Band allmählich schwächer, das Aufrollen der Enden stärker, so in Hieron. Savonarola's Meditatio pia. Wittenbergae 1523, 4⁰.

schildern gab. An der Holztäfelung des Capitelsaales zu Münster von 1544—1558 erscheint neben dem Bandwerke auch bereits die Cartouche, die letztere ebenso an einem Grabmale des Vicarienkirchhofes von 1545 (oben S. 236); ihre schlichteste Gestalt besitzt bereits an einem Pfeiler der Nicolaikirche zu Corbach eine kleine viereckige Tafel lediglich beschrieben mit dem Baudatum 1454 und an den beiden Seiten aufgerollt[1]).

N.

4. Geschichte des Barockstiles ... in Italien ... Frankreich, England ... Deutschland. Von Cornelius Gurlitt. ... Stuttgart. Verlag von Ebner & Seubert (Paul Neff). 1887—89. 3 Bde. in gr. 8°.

Gurlitt's Geschichte des Barockstiles in Italien 1887 und der Geschichte des Barockstiles, des Rococo und des Klasicismus in Belgien, Holland, Frankreich und England 1888 folgte schnell (1889) die Geschichte des Barockstiles und des Rococo in Deutschland. Das grosse Gesammtwerk betrifft also in weitem, geographischen Umkreise die Architektur und ihre Wandlungen vom Ausgange der Hochrenaissance bis zur „modern-empirischen[2]) Kunstrichtung", also einen Abschnitt der abendländischen Baugeschichte, der lange nur in sachlichen oder örtlichen (landschaftlichen) Einzel-Partien und, wenn in weiterem Begriffe[3]), nur ungenügend dargestellt war; daher machte er auch bisher im Allgemeinen auf ein historisches, geschweige künstlerisches Verständniss, zumal bei den Laien keinen oder nur geringen Anspruch. So gewaltig der geographische Umkreis von einschlägigen Gebäuden, so schwierig war selbstredend eine treffende kunsthistorische Werthschätzung. Schon ein gelungener Versuch muss für eine erspriessliche und verdienstvolle Arbeit gelten. Verfasser bezeichnet als seine Aufgabe nicht so sehr „die Forschung in Archiven und entlegenen Litteraturwerken, nicht die Schilderung von Lebensgeschichten (d. h. der Künstler), sondern die Feststellung der kunstgeschichtlichen Entwicklung in ihren im 17. und 18. Jahrhundert so vielfach verschlungenen Wegen" — oder „einmal das im Buche behandelte Gebiet der Kunstgeschichte im Ganzen darzustellen, um den Einzelforschungen eine breitere Grundlage zu geben, als sie bisher zu ihrem Schaden hatte". Wesentlich war ihm für die Beurtheilung und Scheidung der vielen und vielgestaltigen Bauerscheinungen eine örtliche Untersuchung von Land zu Land; dabei blieben im Norden das Gebiet der Ostseeländer, im Süden Spanien und Sizilien ausgeschlossen. Die nicht

1) Vgl. Kunstchron. 1892 S. 372; dagegen Pauli S. 19, 31, NN. 44, 45.
2) Das „empirisch" bezieht sich wohl mehr auf den Baustoff, als auf den Stil.
3) Ungefähr für den nämlichen Länderbezirk und Zeitabschnitt erfolgte eine Zusammenstellung aller Künste schon 1886 von G. Ebe, Spätrenaissance. 2 Bde. Berlin.

völlig beendete Ortsforschung entschuldigt er damit, dass die Durchführung der Arbeit nicht länger verzögert werden konnte, wenn die zuerst empfangenen Reiseeindrücke noch frisch zur Schilderung kommen sollten. (Vgl. das Vorwort des Bandes I.)

Nach diesen Aeusserungen lassen sich die Vorzüge und Mängel des Werkes schon von vornherein bemessen; zu den ersteren gehören noch die massenhaft eingestreuten Illustrationen, Zierleisten u. s. w., zu den Mängeln — und fortab fassen wir lediglich den deutschen Theil in's Auge — eine ausgedehntere Enthüllung der culturgeschichtlichen Triebfedern, wodurch besonders die Baukunst der alten, volksthümlichen Uebung entrissen und den „Künstlern" und „Architekten" überantwortet wurde, indess z. B. die Sculptur noch stellenweise bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts an der mittelalterlichen Polychromie festhielt. Wir lassen dahingestellt, wie sich die zusammenfassende Gruppenschilderung zur Einzelbeschreibung verhält, ebenso, nachdem man die bezügliche Erklärung des Verfassers gehört hat, in welchem Maasse die örtlichen Quellen und die vorhandene Speciallitteratur herangezogen sind. Was die sachliche Vollständigkeit betrifft, so genüge eine Angabe jener Punkte des Rhein- und Westfalenlandes, wo Schlösser, Klöster, Kirchen u. s. w. berücksichtigt sind: Engers, Trier Kesselheim, Kärlich, Coblenz, Ehrenbreitstein, Bonn [bloss Jesuitenkirche], Brühl, Köln, Benrath; Münster [eingehender], Ahaus, Coesfeld [Jesuiten-Colleg], Nordkirchen, Cappenberg, Marienfeld, Iburg und Osnabrück [Schloss]. Da bleiben allerdings noch manche Denkmäler der „Einzelforschung" überlassen und zwar in Westfalen solche mit erklärten Structur- und Schmuckformen des Stiles wie solche (namentlich kirchliche) worin noch — gewiss beachtenswerth — gothisirende Constructionen nachwirken: so die Rathhäuser zu Soest und Hamm, die Schlösser (Bergheim), Arolsen, Pyrmont, Schötmar, (Schieder), Ovelgünne, Hüffe, Hünnefeld, Niessen (Neubau), Rheder, Vinsebeck, Godelheim, Merlsheim, Wehrden, Hinnenburg, (Fürstenberg im Sentfelde), Sudheim, Körtlinghausen, Delwig, Rocholtz, Dalhausen, Matfeld, Schwarzenraben, Herringhausen, Rheda, Vornholz, Drensteinfurt, Borg, Lütgenbeck, (Wilkinghege), Rüschhaus, Münster (gr. Schmiesinger Hof)[1], Clemenswerth (mit der Kirche), Anholt, die Komthurei zu Lage a. d. Hase, die Klöster Corvei, Büren (mit prachvoller Kirche), Grafschaft, Liesborn, Vinnenberg, Iburg u. s. w. und unter den vielen Kirch- und Kloster-Stiftungen[2]) noch die Gotteshäuser zu (Münster Observantenkirche)

---

1) 1737/38 verziert von Joseph Staudacher, „Quadratur-Meister" aus Tegernsee in Baiern.

2) Z. B. der Fürstenberger im 17. Jahrhunderte (vgl. F. J. Micus, Denkmale des Landes Paderborn 1844 S. 518 ff.) — dann jene des Kölnischen Churfürsten Clemens August v. Baiern († 1761), der zugleich beinahe 40 Jahre allen westfälischen Bisthümern vorstand.

Sassenberg, Herbern, Süd- und Nordkirchen, Rinkerode, Handorf, Belecke, Altenrüthen, Berge, Rhynern (evangelisches) – zumal die Wallfahrtskapelle zu Telgte, die Ursulinerkirche zu Dorsten mit Stuckdecke, mehrere Domkapellen zu Paderborn und die Galenschen Kapellen zu Münster[1]). Von der Auskleidung der Räume mit Gobelins, Möbeln, Schnitzereien, Farbenmarmor, Spiegeln, Stuckaturen[2]), Malereien und Skulpturen[3]) (z. B. der Clemenskirche zu Münster und von der frühern Muschelgrotte (Grabkapelle) des südlichen Domthurmes, ist gar nicht, von den die Schlossarchitektur begleitenden Garten- und Parkanlagen kaum die Rede.

N.

---

1) Angeführt sind hier durchschnittlich nur die ansehnlicheren Werke oder Bautheile — ausgeschlossen dagegen die unbedeutenderen Denkmäler und von den Schlössern (Häusern) fast alle flügellosen, schwer bedachten, einförmig in Mauerfluchten und Fensterreihen geplanten — wenngleich das Einförmige und Schwere ja auch den Stil charakterisirt. Die hiesigen Denkmäler des empire (oder der Neu-Renaissance z. B. der Romberger Hof zu Münster) kommen bei Gurlitt überhaupt nicht vor. Bezüglich der anderen Stilbauten erklärt er jedoch selbst S. 364 N. 1: „Leider kenne ich das Land nur zu kleinen Theilen."

2) In einem Hause zu Dorsten sehr bildreich von He(nricus) Hansche (fecit) 1706, in der Jesuitenkirche zu Meppen von Drexler (?) aus Tyrol, zu Büren (1770) und zu Münster (bis 1799) von Johan Nepomuk Metz. Erg. Preuss, Bauliche Alterthümer des Lippischen Landes 1873 und Bonner Jahrbücher H. 88, 214 N. 7.

3) Als „prächtiges und solides Muster decorativer Steinarchitektur" war ein Werk wie das Tönishäuschen zu Füchtorf vom Jahre 1662 sicher der Erwähnung werth.

III. Miscellen.

---

1. Köln. Matronensteine[1]). In den ersten Junitagen des l. J. wurden bei Canalarbeiten vor dem Hause Nr. 8 der Strasse Unter Fettenhennen, gegenüber dem Ausgange des Margarethenklosters, drei merkwürdige Inschriftsteine gefunden und vom städt. Tiefbauamte dem Museum Wallraf-Richartz übergeben. Sie lagerten $1^1/_2$ m unter der jetzigen Strassenhöhe, 2 m seitwärts der alten Römerstrasse und etwa 50 m von der sog. Porta Paphia entfernt, deren Grundmauern eben jetzt, bei Abbruch der Domcurien zu Tage treten. Die Lage der Inschriftsteine — zwei standen senkrecht empor, während der dritte früher quer über ihnen gelagert hatte, bei der Ausgrabung jedoch hinabgeglitten war — deutet darauf hin, dass die Steine in nachrömischer Zeit zur Herstellung einer Kanalmündung hatten dienen müssen. Ihr Material ist Jurakalk. Der erste ist mit einem flachen, von Blattornament in Relief gefüllten Giebel bekrönt, unten und an der linken Seite abgebrochen, 57 cm hoch,

---

1) Die von mir in diesem Jahrbuche S. 33 veröffentlichte Inschrift ist, während meine Arbeit sich bereits im Drucke befand, auch von Keune im Correspondenzbl. der Westd. Zeitschr. X S. 262 ff. und von Ihm, Jahrb. XCII S. 258 edirt worden. Die Beschreibung, welche der Letztere von dem Steine macht, bedarf der Richtigstellung. Seine Bemerkung, dass die Platte als Deckel eines Grabes benutzt worden sei, könnte dahin missverstanden werden, dass sie bereits ursprünglich diesen Zweck gehabt, während sie erst in fränkischer Zeit auf einen zu ihr gar nicht passenden, in kleineren Verhältnissen angelegten Tuffsteinsarg gelegt wurde. Ursprünglich bildete sie die Vorderseite eines Sarkophages, von welchem sich sonst keine Spuren mehr vorfanden. Die Figuren rechts und links von der Inschrift sind keine weiblichen, sondern Flügelknaben, Amoretten, wie sie sich auf zahlreichen Sarkophagen wiederfinden, so z. B. allein im Museum Wallraf-Richartz in theilweise recht guter Erhaltung auf vieren (Düntzer, Katalog, II, 189, 204, 228, 243 a) und zwar entweder in derselben völligen Profilstellung nach der Mitte zu (Düntzer Nr. 189, 204) oder mit abgewandtem Kopfe (Nr. 243 a) oder in Vorderansicht (228). Auch die seitliche Umrahmung der von den beiden Genien gehaltenen Inschrifttafel (je zwei einwärts gehende Bogen) kehrt auf Nr. 189 und 204 wieder.

32 breit und 18 dick. — Die vollkommen klare, scharf eingemeisselte Inschrift lautet:

MATROI////
BOVDVNN////
M·NICRIN////
SERENV////
V·S·L////

„Matronis Boudunneis M. Nicrinius Serenus votum solvit libens."

Das Schluss-N der zweiten Zeile zeigt deutlich oben den E-Ansatz. Der auf Inschriften nicht seltene Gentilname Nicrinius findet sich auch auf einem bei Vettweis gefundenen Steine, welchen ein C. (?) Nicrinius den Matronis Vesuniahenis weiht. Vgl. Brambach, C. I. Rh. 580, B. J. 20, p. 85. Der Beiname der Matronen, der „Boudunneischen", tritt meines Wissens hier zum ersten Male auf. Hingegen lesen wir auf den beiden anderen Steinen einen Beinamen, welcher in etwas abweichender Form schon durch den bei Brambach, C. I. Rh. 333, Düntzer, Verz. der röm. Alterth. des Museums W.-R., 3. Aufl. Nr. 44 und bei A. beschriebenen Matronenstein bekannt geworden ist. Während Brambach die erste Zeile dieses Steines, welche nur in ihren unteren Theilen erhalten ist, als VALLAMNEI rekonstruirt, glaubt Düntzer an dem M eine Ligatur von A und E zu erblicken und schwankt zwischen den Lesungen VALLAMAENILI und VALLAMAENEI. (Auch Ihm spricht B. J. LXXXIII p. 25 und 34 von Matronae „Vallamaeneihiae".) Nach wiederholter genauer Untersuchung fand ich, dass die angeblich mit M ligirten Buchstaben thatsächlich nicht vorhanden sind und blos zufällige Rauheiten des Steines Düntzer veranlassten, die richtige Lesart Brambachs abzuändern. Durch Ausfüllung jener Zufälligkeiten mit Bleistiftstrichen wurde dann freilich eine Ligatur ME hergestellt, welche die obengenannten phantastischen Namen ergab und spätere Beobachter täuschen musste, wenn sie nicht in der Lage waren, den Stein einer Reinigung zu unterziehen.

Die Inschrift auf demselben lautet vollständig:

VALLAMNEI
HIABVS
IVLIA·GENETI
F·LELLIA
EX·IMPERIO

„(Matronis) Vallamneihiabus Julia, Geneti filia, Lellia ex imperio." Als Fundort wird die Strasse Unter Fettenhennen und zwar das ehem. Krakamp'sche Haus angegeben, also dasselbe Terrain, auf welchem die drei neuesten Matronensteine ausgegraben wurden. Nach Mittheilung

des Herrn W. Scheben ist nämlich das gegenwärtige Haus Nr. 8 Unter Fettenhennen auf dem Grunde des ehem. Krakamp'schen Hauses erbaut. Hier befand sich demnach die Kultusstätte der sonst unbekannten Vallabnäischen Matronen.

Der zweite Stein ist 66 cm hoch, 39 breit und 15 dick, oben durch ein wagerechtes Gesims abgeschlossen und gut erhalten bis auf einige Beschädigungen an der rechten Seite. Wir lesen auf ihm:

MATRONIS
ALABNEI
ABVS·Q·PR
MINIVSAPP
VS·V·S·L·M

„Matronis Valabneiabus Q. Priminius Appius votum solvit libens merito."

Es erscheint hier also derselbe Beiname der Matronen, nur mit der Vertauschung des M durch B und Fortfall der Spirata und eines L. — Ein C. Priminius weiht den Matronis Veteranehis einen Stein des Bonner Museums, gefunden zu Embken. — Brambach, C. I. Rh. 572, B. J. 12, p. 47. Die Schrift ist deutlich und regelmässig, jedoch ist das Schluss-S der ersten Zeile schwächer eingehauen, der Anfangsbuchstabe der zweiten Zeile (V) fortgeschlagen, der untere Theil von B und V der dritten Zeile durch ein Loch zerstört, aber mit Sicherheit zu ergänzen. In der vierten Zeile ist der Bogen des letzten mit I legirten P schwächer eingehauen.

Auch der dritte Stein besteht aus Jurakalk und misst 67 cm Höhe, 31 Breite und 13½ Dicke. Das wagerechte Gesims an der Oberkante ist fast ganz abgestossen und an der unteren linken Ecke ein Stück der Oberfläche mit einigen Buchstaben abgemeisselt, die jedoch leicht zu ergänzen sind. Die scharf eingehauene Inschrift lautet (mit den Ergänzungen in Klammern):

MATRONIS
VALLABNEI
HIABVS
L·ACCONIVS
CANDIDVS
PROSE·ET
SVIS·EX·IMP·)
·PPS·V·S·(L·)

„Matronis Vallabneihiabus L. Acconius Candidus pro se et suis ex imperio posuit pecunia sua votum solvens libens."

Bis auf die Vertauschung von M durch B ist der Beiname der Matronen dem auf dem Votivstein der Julia Lellia gleich. Den Namen Acconius lesen wir als Dedicanten auf einem Votivsteine Mercurs in Speyer. Brambach C. I. Rh. 1797. Von dem M der ersten Zeile fehlt die Hasta, das V der letzten Zeile ist fast ganz abgerieben.

An den Seitenflächen der Steine hat sich zum Theil Reliefverzierung erhalten. Der Stein des Nicrinius Serenus hat rechts ein aufsteigendes Ornament, dessen Einzelheiten zwar abgestossen sind, aber doch voluten- und doldenförmige Abzweigungen von einem senkrechten Stengel erkennen lassen. Die beiden anderen sind mit Oelzweigen in Flachrelief verziert. Kisa.

2. Das römische Nordthor zu Köln. Durch die Auffindung und Erforschung der unter den ehemaligen Domcurien noch erhaltenen Reste des römischen Nordthors hat sowohl unsere Wissenschaft von den Baudenkmälern Kölns zur Römerzeit wie unsere Kenntniss der antiken Vertheidigungsanlagen eine dankenswerthe Bereicherung erfahren.

Die gesammte Bauanlage dieses Thores, von welchem die östliche Hälfte aufgedeckt wurde, stellt sich in vollständiger Ergänzung als ein an Grossartigkeit und Bedeutung der Porta nigra in Trier zur Seite zu stellendes Werk dar, der es an Frontlänge mit 30,5 m (gegenüber dort 35 m) nur wenig nachsteht, die es jedoch dadurch übertrifft, dass unser Thor alles das vollendet und ausgearbeitet zeigt, was in Trier nur roh, unfertig und angedeutet erscheint.

Der Grundriss, aus dem eigentlichen mit drei Durchgängen versehenen Thorbau und den flankirenden Thürmen bestehend, lässt eine Aehnlichkeit mit einem uns bekannten, aus Augusteischer Zeit stammenden Stadtthor zu Aosta nicht verkennen. Der Thorbau, der mit seiner Vorderfront in gleicher Flucht mit der römischen Stadtmauer steht, hat eine Frontlänge von 15,3 m bei einer Tiefe von 11,5 m; die Seitendurchgänge besitzen 2,4 m, die Mitteldurchfahrt 6,3 m Breite, während die in den Frontmauern befindlichen Thore nur 1,9 m bezw. 5 m Breite haben. Die Hauptdurchfahrt war von den Seitengängen durch etwa 1 m starke Scheidewände getheilt, die äussern Seitenwände des Thores hinter den Thürmen waren nur 0,92 m stark. Es ist aus diesen Mauerstärken zu schliessen, dass die Mitteldurchfahrt nicht überwölbt war, sondern einen offenen Hof, das sog. propugnaculum, bildete, welcher von Gallerien, die über den Seitendurchgängen belegen waren, leicht beherrscht werden konnte. Die Thürme, quadratisch gestaltet mit 7,6 m äusserer Seitenlänge, springen 2,6 m vor die Front des Thores und der Stadtmauer vor und sind bei 1,18 m = 4 röm. Fuss Wandstärke so angeordnet, dass die Längenaxe der Stadtmauer mit der Mittelaxe des Thurms zusammenfällt.

Nach der Feldseite wie nach der Stadtseite sind die Vorderansichten des Thores durchweg mit hellen, gelblichen Kalksteinen hergestellt und durch je vier 0,81 m breite canellirte Pilaster gegliedert, welche auf breit vortretenden Sockelgliedern ruhen. Aus der grossen Zahl der vorgefundenen, sorgfältig bearbeiteten Architekturstücke sei ein korinthisches Capitell mit zwei übereinanderstehenden Reihen von Akanthusblättern und darüber befindlicher Schilfblattreihe erwähnt. Auch der vorhandene Thurm zeigt ein profilirtes Sockelgesims aus Kalkstein und an der Seite, mit welcher er gegen die Thorfront anstösst, die Reste der einbindenden Quaderbekleidung. Im übrigen ist das Mauerwerk des Thurms, der seitlichen Aussenwände und der Zwischenwände des Thores als Gussmauerwerk mit Grauwackeverblendung und eingelegten Ziegelschichten, jedoch in den Thordurchgängen mit einem untern Sockel aus Kalksteinquadern hergestellt. Stempel haben sich auf den zum Thorbau verwendeten Ziegeln nicht vorgefunden. Von Interesse dürfte noch sein, dass der östliche Thurmsockel 1 m tief in die anstossende Stadtmauer einbindet und dass dem Augenschein nach die Stadtmauer nachträglich gegen den Thurm angebaut ist.

Die ursprüngliche Verwendung aller gefundenen Architekturreste in den beschriebenen Bauten dürfte erst auf Grund sorgfältiger Reconstructionsversuche angegeben werden können.

Die Bauart und Austattung unseres Thores lässt darüber keinen Zweifel, dass es nicht einen eiligen Nothbau, errichtet in der augenblicklichen Furcht vor andrängenden Barbarenhorden, darstellt. Schon die Verwendung des weissen Kalksteins, welcher fern her von der Maas, aus Lothringen bezogen ist und einen schwierigen Transport erforderte, während andere Bausteine, wie der Trachyt vom Siebengebirge, unzweifelhaft näher und bequemer zu gewinnen waren, zeigt an, dass ein gewisser Aufwand in der äussern Erscheinung beabsichtigt war, der dem Charakter des glänzenden Triumphthores entspricht. Auch hierin bildet somit unser Thor ein Gegenstück zu dem düstern Wehrbau der Porta nigra. Man kann daher kein Bedenken haben, die Entstehung unseres Thorbaues dem 3. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung und wenigstens seine Vollendung demjenigen Herrscher zuzuschreiben, dessen Namen der durch einen nicht genug zu preisenden Glückszufall erhaltene mittlere Thorbogen, wenn auch absichtlich zerstört, dennoch wohl erkennen lässt, dem Kaiser Gallienus. Ebenso einleuchtend ist es jedoch, dass gerade der Charakter des Bauwerks als Triumphthor ein Grund der Zerstörung jener Inschrift für den abtrünnigen Feldherrn des Gallienus, seinen Gegenkaiser und Nachfolger Postumus, gewesen ist, der, indem er Köln zur Hauptstadt eines selbständigen gallisch-germanischen Kaiserreichs zu machen versuchte, das Wahrzeichen seiner Residenz, die Buchstaben

C. C. A. A. nicht nur auf seine Münzen prägte, sondern auch über das Thor seiner Hauptstadt setzte.

Aus den bei den Aufgrabungen des Thores und der Entfernung eines Theiles der hinderlichen Fundamente der Domcurien gemachten Beobachtungen scheint mit Sicherheit hervorzugehen, dass die alte Pfaffenpforte durch das ganze Mittelalter sich in wesentlich unveränderter Bausubstanz erhalten hat. Erst der Neubau der Domcurien im 17. Jahrhundert hat ihren Untergang herbeigeführt, denn die Quadersteine des Römerthores bilden vielfach das Material der Grundmauern jenes Baues. Dies ist für die weitere Frage der Erhaltung der Thorreste insofern wichtig, als es möglich erscheint, erhebliche Theile dieses Denkmals aus den noch vorhandenen, den Fundamenten der Domcurien zu entnehmenden Bausteinen wiederherzustellen.

Obgleich die Lage unseres Thores an seiner jetzigen Stelle für die Möglichkeit einer Erhaltung dieser ehrwürdigen Trümmer im ersten Augenblick nicht günstig erscheint, so sollte doch, sofern eine solche Möglichkeit überhaupt in Frage kommen kann, alles aufgewandt werden, das Römerthor für die Nachwelt zu erhalten, indem es freigelegt und mit einer den Uebergang in das tiefere Niveau vermittelnden Gartenanlage derart umgeben wird, dass das Ganze einen schönen und würdigen Anblick gewährt. Die jetzt noch über dem alten Fussboden 3,5—4 m hohen Reste würden sicherlich unsere Stadt um eine von vielen Besuchern geschätzte und bewunderte Sehenswürdigkeit bereichern, während bei einem Verpflanzen der Anlage an einen andern Ort, die für die Gussmauern wohl ziemlich ausgeschlossen, höchstens für einen Theil der Quaderreste in Frage kommen könnte, das historische Interesse, das an den Ort geknüpft ist, bedeutend abgeschwächt werden würde.

Kaum irgend einen andern Rest eines aufrechtstehenden Römerbauwerks besitzt unsere Stadt noch ausser diesem Thor; die rücksichtslose Gegenwart hat den grossartigen Schöpfungen der Vergangenheit gegenüber jedesmal ihr Recht der Zerstörung in dem Umfange geltend gemacht, dass heute die Ortskunde der Stadt Köln zur Römerzeit zu einem der umstrittensten Gebiete der Wissenschaft gehört. Erst in neuerer Zeit hat die sorgfältige Beachtung und Aufzeichnung aller bei den städtischen Canalbauten und an andern Orten gefundenen römischen Hausmauern und Strassenzüge ein Material ergeben, dessen Ausbeute in manchen Beziehungen endlich vom Boden der Vermuthungen auf den der Thatsachen führen wird.

Möge daher die Hochachtung vor den geschichtlichen Erinnerungen der Stadt Köln aus classischer Zeit in unsern Tagen den aufgefundenen Thorresten ein weiteres Bestehen und eine liebevolle, fernere Erhaltung sichern. Kölnische Zeitung 6. Juli II.

3. **Römischer Grabstein aus Bonn.** Die von Trier nach Bonn führende Römerstrasse fällt in ihrer letzten, kurzen Strecke mit der heutigen Heerstrasse und zum grössten Theile mit dem „Rosenthale“ zusammen und geht an der Südseite der „castra Bonnensia“ entlang bis zum Rheine [1]). Zahlreiche Gräber, mehrere Grabinschriften, ein Estrich [2]) ein Augensalbenstempel [3]) etc. wurden unter Anderem in der Heerstrasse zu Tage gefördert. Der mittlere Arm der Rheinrömerstrasse deckt sich in seinem Laufe von Hersel bis Bonn etwa mit der Kölner Chausse [4]). Die römische Strassendecke kam noch kürzlich bei einer Ausschachtung vor dem Hause Kölner Chaussee Nr. 1 zwei m unter der heutigen Strassenkrone zum Vorscheine. Oestlich der Kölner Chaussee wurden ausser zahlreichen Grabsteinen, einem Altare für die *matres domesticae*, zwischen Chaussee, dem Rheindorfer Bache und der Provinzial-Irrenanstalt ein Gräberfeld, sowie Gräber gegenüber dem Josephshofe [5]), ferner westlich der Chaussee auf der Ziegelei des Herrn Oekonomen Schmitz ein Gräberfeld entdeckt [6]), auf welchem man vor ca. $2^1/_4$ Jahren den interessante Grabstein des Nemeters Niger von der ala Pomponiani fand [7]).



Dort wo beide Strassen



1) Vgl. v. Veith, Bonn. Jahrb. LXXII S. 46.
2) v. Veith, Das röm. Lager i. Bonn, Winckelm.-Progr. 1888 S. 6.
3) Bonn. Jahrb. LXXXX S. 211.
4) J. Schneider, a. a. O. LXIII 2.
5) v. Veith, a. a. O. LXXXII S. 54.
6) a. a. O. LXXXX S. 196.
7) J. Klein, a. a. O. LXXXVIII S. 125.

sich kreuzen, nicht weit von der südwestlichen Ecke der castra (heute Ecke der Kölner Chaussee und des Rosenthales) stiess man bei einer Fundamentausschachtung wieder auf einen römischen Grabstein, welcher, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, gut erhalten und in beigefügter Abbildung veranschaulicht ist.

Das Material ist Jurakalk. Die Länge des Steines beträgt 2,15 m, die Breite 0,91 m und die Dicke 0,265 m. Das Denkmal stand mit seinem unteren Theile, wie an der weniger sorgfältigen Bearbeitung und der helleren Färbung dieses Theiles deutlich ersichtlich ist, 0,54 m in der Erde. Ungefähr in der Mitte des Steines befindet sich auf einer ca. 0,02 m vertieften, mit Profilstreifen umrahmten Platte von 0,75 m Breite und 0,42 m Höhe folgende, sorgfältig eingemeisselte Inschrift:

VONATORIX·DV
CONIS·F·EQVES·ALA
LONGINIANA·AN
NORVM·XLV·STIPEN
DIORVM·XVII·H·S·E

Die Buchstaben sind in den einzelnen Zeilen von verschiedener Grösse; dieselbe beträgt in der ersten Zeile: 0,08 m, in der zweiten: 0,064 m, in der dritten: 0,059 m, in der vierten: 0,054 m und in der fünften: 0,053 m. An der rechten Seite ganz unten auf dem Theile, der in der Erde stand, als das Denkmal aufgestellt war, stehen die Buchstaben AI gross eingehauen, welche wahrscheinlich als Steinmetzzeichen aufzufassen sind. Die Buchstaben der Inschrift sind sauber scharfkantig eingehauen und deuten ihrem Charakter nach auf die frühere Kaiserzeit, womit auch die Formel H·S·E (hic situs est) übereinstimmt.

Vonatorix ist peregriner Abkunft, denn er führt weder ein nomen gentilicium, noch einen Tribusnamen, was allein dem civis Romanus zukommt[1]). Nach seinem Namen zu schliessen, ist er Gallier[2]). Er trat mit 28 Jahren, also verhältnissmässig sehr spät, in das Auxiliar-Reiterregiment ein. — Die ala Longiniana ist erwähnt auf dem Grabsteine des Bituriger's[3]) Faedus, der bei Bonn gefunden, je-

1) Sueton., Claudius 25.

2) Herr Dr. A. Holder in Karlsruhe bestätigte auf meine Anfrage, dass die Namen Vonatorix und Ducu (gen. Duconis) celtisch sind. Ueber den Namen Vonatorix habe ihm Herr Whitly Stokes in London, der hervorragendste lebende Kenner des Celtischen geschrieben: „The vonato in Vonatorix, I should be inclined to connect with the skr. $\sqrt{van}$, the as. wanum (from * vonomos) the Ir. fine (from veniâ) and other words collected by Fick[4] 547 s. v. 1. ven.“ — Holder deutet ferner an, dass vielleicht der Stamm ducon mit dem gallischen Pflanzennamen δουκωνέ zusammenzustellen sei.

3) Völkerschaft im aquitanischen Gallien.

doch nicht mehr erhalten ist[1]). In Châlon sur Saône förderte man den Grabstein des Remer's[2]) Samorix, Reiters der ala Longiniana, zu Tage[3]). Wir begegnen ihr ferner auf einem marmornen Grabstein, der sich im August 1614 in Toulon fand[4]); auf dieser Tafel wird eines Praefecten (der Name ist nicht erhalten) unserer ala gedacht, der in das Priestercolleg des Augustus(?)-Tempels zu Narbo aufgenommen wurde [(sacerdoti) TEMPLI-DIVI (aug. quod est Nar)BONE]. In Nîmes entdeckte man den Grabstein eines anderen Praefecten dieser ala, des Fulvius Lupus Servilianus aus der Voltinischen tribus, der vom Kaiser Vespasian inter praetorios, d. h. in den Senatorenstand aufgenommen wurde und der die Aemter eines Quatuorvir ad aerarium, eines Pontifex und eines Praefectus vigilum bekleidete[5]). Die Voltinische tribus wird vor Allem in Gallia Narbonensis angetroffen.

Was die Rekrutirung der Auxiliartruppen anbelangt, so wurden die Leute aus den kaiserlichen und senatorischen Provinzen ausgehoben und in andere Provinzen versetzt, wo sie jedoch häufig nicht lange blieben. Daher konnte später die Nationalität der Abtheilung nicht unvermischt erhalten bleiben, namentlich findet man Leute aus dem Garnisonsorte der Truppen vor[6]). Der Umstand aber, dass alle bis jetzt bekannten equites unserer ala Gallier sind[7]), dass zwei ihrer Praefecten in Gallia Narbonensis ansässig waren, dass ferner die tribus Voltinia, welcher der eine Praefect angehört, zumeist in Gallia Narbonensis vorkommt, könnte es als wahrscheinlich hinstellen, dass die ala Longiniana aus Gallien rekrutirt hat. Unsere ala war wohl, was wahrscheinlich ist, in Bonn stationirt (vgl. auch Anm. 7). — Die Beinamen der alae bezeichnen die Nation, das Land in welchem sie standen oder sich besonders ausgezeichnet hatten, zuweilen auch den Stifter der Truppe; sie führen auch seit Caracalla den Namen des regierenden Kaisers[8]). Der Beiname ‚Longiniana‘ rührt bei unserer ala von dem ersten Organisator bezw. Stifter derselben, einem Longinius her, von welchem jedoch meines Wissens nichts Näheres bekannt ist.

Ueber der Inschrift, durch eine ca. 0,057 m breite Leiste getrennt, befindet sich das Reiterrelief des Verstorbenen, welches 0,75 m hoch und 0,829 m breit ist. Am unteren Rande ist es 0,13 m, am oberen nur

1) C. I. R. 498; ‚Bonnae ad Rhenum frag.‘ Campius. periit.
2) Belgische Völkerschaften zwischen Marne und Aisne.
3) Ephem. epigr. V, 238.
4) C. I. L., vol. XII, 392.
5) C. I. L., vol. XII, 3166.
6) J. Marquardt, Römische Staatsverwaltung, Leipzig 1876, S. 458.
7) Vor wenigen Tagen wurde in Bonn nicht weit von der Fundstelle ein dritter Grabstein eines Reiters unserer ala, des Bituriger's Vellaunus gefunden.
8) Marquardt, a. a. O. S. 457.

0,065 m vertieft. Vonatorix sprengt im Gallopp mit zum Stosse erhobener Lanze von links nach rechts. Das rechte Bein, dessen Stützpunkt in dem vom Boden sich erhebenden dreieckigen Sockel noch vorhanden ist, sowie der untere Theil des Schwertes sind abgebrochen und das Gesicht zum Theile zerstört; sonst aber ist das Relief sehr gut erhalten, sodass man die Einzelheiten der Rüstung deutlich erkennen kann. Der Reiter ist bartlos und ohne Helm dargestellt, er trägt die lorica squamata, welche von Prof. Lindenschmit noch nicht auf Grabdenkmalen der Rheinprovinz beobachtet worden ist[1]). An den Achseldecken kommen unter der lorica die befransten Lederstreifen der tunica zum Vorscheine. Das um den Hals befestigte Brustschild trägt eine armilla. Der Fuss scheint mit dem glatt anliegenden calceus bekleidet zu sein. An Waffen trägt Vonatorix in der Rechten die zum Stosse geschwungene hasta und am einfachen cingulum den gladius, auf dessen vagina zwei Wellenlinien als Ornament angebracht sind. In der Linken hält er den ellipsenförmigen, an den Kurzseiten gerade abgeschnittenen Langschild, wie er auch auf dem Reiterrelief des C. Romanius[2]) dargestellt ist.

Das Pferd trägt den Vonatorix auf einer viereckigen, am unteren Theile mit Fransen besetzten Satteldecke (ephippium)[3]), welche vorne buchtig ausgeschnitten ist. Sie erhebt sich kaum über den Rücken des Pferdes, kann also kein Sattelgestell, wie unsere Sättel als Unterlage gehabt haben. Die Satteldecke ist gepolstert nach Art unserer Sattelkissen und vorne und hinten mit Bauschen versehen[4]). Dieses weist unter anderen auch deutlich die untere Abbildung auf dem Grabsteine des Treverers C. Julius Primus[5]) auf. Dass hier auf der Fransendecke kein anderes Sattelkissen aufliegen kann, die Bauschen also mit der Decke zusammenhängen müssen, zeigt uns deutlich der Umstand, dass der Bauchgurt, der mit der vordersten Kante der über ihm liegenden Satteldecke abschneidet, an dieser befestigt ist und in seiner Verlängerung nach oben den Hals des Pferdes vor der Vorderbausche trifft, also ein aufliegendes Sattelkissen nicht halten kann. Dasselbe zeigt uns der Grabstein des Nemeters Niger[6]), doch sieht man hier unter der Satteldecke noch mehrere Enden einer Decke, etwa wie des bei unserer Artillerie und Cavallerie gebräuchlichen, mehrmals zusammengelegten Woilachs.

---

1) Lindenschmit, Die Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres, S. 7 und Taf. XII, 10.

2) Lindenschmit, Die Alterthümer unserer Vorzeit, Band III H. VIII, T. IV.

3) Caesar, bell. Gall. IV, 2.

4) Der schwarze Halbkreis auf der Abbildung über der hinteren Bausche hat mit der Skulptur nichts zu thun, sondern liegt in der Struktur des Steines.

5) Fiedler, Römisches Antiquarium des Königlich Preussischen Notairs Houben in Xanten, Tab. XLIV.

6) Im Provinzial-Museum zu Bonn.

Sättel mit Gestellen, wie die des Reliefs des Silius[1]), des C. Romanius[2]) und des Andes[3]) zeigen, treten nach Major Schlieben[4]) im zweiten Jahrhundert n. Chr. neben den ephippia auf. — An dem Brustriemen, welcher an der Vorderbausche befestigt ist, befinden sich auf der Brust eine und an den Seiten je eine grosse Zierscheibe (phalerae), von welch' letzteren je ein Schmuckriemen herabhängt. Ebenso zeigt der Riemen, welcher nach Art des Umganges bei Zugpferden von der Hinterbausche über der Kruppe unter dem Schwanze hergeht, auch auf beiden Seiten je eine grosse Zierscheibe, von welcher wieder je ein Schmuckriemen herabhängt. Der Brustriemen sowohl, als der Umgang dienten hier, wie bei vielen Reiterdarstellungen[5]), eher zum Zierrath, zur Aufnahme der phalerae, als zur Regulirung des Sitzes der Satteldecke, zu welchem Zwecke die Riemen straff angezogen sein müssten. Wir finden auch Darstellungen[6]), auf welchen ein zweiter straff angezogener Brustriemen über dem mit phalerae und lunulae geschmückten Riemen angebracht und mit dem Vorderzwiesel verbunden ist, also zur Regulirung der Sattellage diente. — Der hintere Riemen musste durch einen Schwanzriemen, welcher an ihm auf beiden Seiten befestigt ist und dicht am Schwanze über die Hüften geht (wie auf dem Grabstein des Andes) vor dem Herabrutschen bewahrt werden. Brust- und Hinterriemen sind straff angezogen bei dem Relief des C. Marius[7]). Bei den zwei Reiterreliefen, die Lindenschmit, „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" Band I, Heft III, Taf. VII, Nr. 1 und 2 abbildet, sind solche Schwanzriemen nicht angebracht, weshalb hier die Umgänge tiefer herabhängen. — Das Kopfgestell des Zaumzeuges hat in der Mitte des Stirnriemens eine und an beiden Seiten, wo Stirn- und Kehlriemen zusammenstossen, je eine kleinere Zierscheibe. Das Backenstück besteht aus einem gespaltenen Riemen; wo dasselbe mit dem Nasenriemen zusammentrifft, befindet sich wieder eine kleine Zierscheibe. Das Pferd ist auf Trense gezäumt.

Auf der 0,905 m breiten und ca. 0,09 m hohen Leiste über dem Relief gehen von einer in der Mitte aufrecht stehenden Blume Ranken mit Blüthen aus, die von oben gesehen dargestellt sind. — Die Bearbeitung des Steines ist eine saubere, doch ist es nach den fehlerhaften Pro-

---

1) Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung etc. Taf. VIII, 2.
2) a. a. O. T. VII, 3.
3) Lindenschmit, Die Alterth. uns. Vorzeit, Bd. I, H. XI, Taf. VI, 2.
4) Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde, B. 21, S. 27.
5) Vgl. die Reliefs des Niger (Anm. 6), des C. Romanius (Anm. 2) und in Lindenschmit, a. a. O. Bd. I, Heft III, Taf. VII, 1 u. 2.
6) Vgl. die Grabsteine des C. Julius Primus (Anm. 5) und des Andes (Anm. 3).
7) Vgl. Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung etc. Taf. VII, 1.

portionen und der etwas steifen Bearbeitung des Reliefs nicht zu verkennen, dass das Denkmal, wie die meisten römischen Grabsteine, sich nicht über das Niveau der Arbeiten eines Kunsthandwerkers erhebt.

Leider war es trotz der Bemühungen des Herrn Prof. Klein unmöglich, dieses interessante Stück für das Provinzial-Museum zu erwerben, da Herr Kaplan Bodewig zu Bonn, welcher Antiquitäten sammelt, um dieselben zum Zwecke der Stiftung eines indischen Missionshauses möglichst theuer zu verkaufen, den Stein für eine dem Kenner viel zu hoch erscheinende Summe angekauft hat.

Oskar Rautert.

4. Karolingische Brandschicht bei Meckenheim. Im Sommer 1890 unternahm ich mit Herrn Constantin Koenen einen archäologischen Ausflug nach Meckenheim. In der Sandgrube des Herrn Johann Fey nördlich von der Stadt und westlich von der Strasse nach Lüftelberg waren vier Skelette in einer ungefähren Tiefe von ca. 1 m bis 1,20 m gefunden worden, bei welchen karolingische Gefässscherben lagen, darunter zwei Gefässböden mit Wellenplatte. Etwa drei Meter westlich von dem zunächst nach Westen gelegenen Skelette und ca. 0,45 m höher liegend, kam eine Brandschicht zum Vorscheine, welcher wir einige karolingische Gefässscherben entnahmen. Unser Fundort liegt östlich vom Schwistbache, welcher die Grenze zwischen dem Bonner Gau und dem Schwistgau bildete (vgl. Koenen, „Aufdeckung einer vorgeschichtlichen Niederlassung und eines fränkischen Gräberfeldes in Meckenheim", Bonner Jahrbücher Heft XCII, Seite 201), gehörte also dem Bonner Gau an. Das Gelände steigt von Süden, Westen und Norden zu unserer Fundstelle hin an, während es sich von derselben nach Osten hin allmählich erhöht.

Im März 1891 liess ich die Brandschicht, soweit sie auf dem Gebiete des Herrn Fey lag [1]), welcher mit grosser Bereitwilligkeit seine Sandgrube und Zeit zur Verfügung stellte, systematisch abtragen und untersuchte sie auf ihren Inhalt. In ihrer Ausdehnung von Osten nach Westen, die wohl nicht mehr wie ca. 6—7 m beträgt [2]), lag sie ca. 0,30 m unter der Oberfläche und war ca. 0,42 m dick; auf der von Süden nach Norden gerichteten Strecke, die ca. 10 m lang ist, bleibt die Lage unter

---

1) Unter einem Nachbaracker ist die Fortsetzung der Brandschicht nach Westen hin zu suchen; doch reicht sie nicht weiter in denselben hinein, als bis auf höchstens 1,70 m, da sie in einer aufgeworfenen Grube von ca. 1,75 m Entfernung von der Grenze des Ackers nicht mehr angetroffen wurde. Leider konnte ich das betreffende Grundstück aus verschiedenen Gründen nicht abtragen lassen.

2) Die Ausdehnung von Osten nach Westen war nicht mehr genau festzustellen, da die Brandschicht an der Ostseite schon zum Theile abgebrochen war.

der Oberfläche und die Dicke der Brandschicht nach Norden hin auf 8 m dieselbe, wie oben angegeben; von da ab wird im Verlaufe der letzten zwei Meter nach Süden hin der Abstand des oberen Randes der Brandschicht von der Oberfläche grösser und sie selbst dünner, so dass sie am südlichsten Ende ca. 0,60 m unter der Erde liegt und ca. 0,15 m dick ist.

Als Inhalt der Brandschicht sind ausser Thierknochen, darunter ein Wildschweinzahn, einige Pferde- und Ochsenzähne, verschiedenen Klumpen geschmolzenen Eisens, wenigen eisernen Nägeln, Stücken von Dachziegeln und einigen Mörtelklumpen, folgende Fundstücke hervorzuheben:

1. Ein Gewand-Schmuck von Bronze in Gestalt eines Kreuzes, ähnlich dem sogenannten eisernen Kreuze von Leipzig, von einer Länge und Breite von 0,033 m. Die Länge der Kreuzbalken beträgt 0,011 m, deren Breite am äussersten Ende 0,010 m. In der Mitte des Kreuzes ist ein rundes Stück blauen Glases von 0,008 m Durchmesser in einem Bronzerand gefasst, während die Kreuzbalken grüne Glasstückchen in länglicher Trapezform auf dieselbe Weise gefasst zeigen, von denen jedoch nur zwei erhalten sind. Die Reste der eisernen Nadel sind an der Rückseite angerostet, wo auch der noch unversehrte Nadelhaft von Bronze sitzt.

2. Eine bronzene Fibula von 0,063 m Länge mit schwach geschweiftem Bügel, der oben zwei Bündel Querrippen zeigt, während er unten auf dem grösseren Theile der Länge nach gerippt ist. Es ist zweifelhaft, ob sie in der Brandschicht lag, da sie vor der Aufdeckung derselben vom Besitzer der Sandgrube gefunden wurde.

3. Eine Anzahl Gefässscherben, welche mehr oder weniger fest gebrannt sind und sich nach Randprofilen und Ornamenten in folgende Arten theilen lassen:

a) Drei Scherben von blau-schwarzer Farbe, von denen zwei mit gitterartiger, flach eingeglätteter Strichverzierung versehen sind; sie rühren von Gefässen, welche wahrscheinlich die Form des in Duisburg gefundenen, in diesen Jahrbüchern zum Aufsatze: „Alterthümer der Umgegend von Duisburg von M. Wilms", Heft LII, Tafel VI und VII unter Nr. 2 abgebildeten Topfes hatten. Identische, unverzierte Scherben fand Koenen in dem karolingischen Steinbau (Warte) zu Gohr[1]), welcher durch den Normannenzug vom Jahre 881 n. Chr. zerstört wurde (cfr. Bonner Jahrb. Heft LXIII. S. 170).

b) Drei Scherben von grau-gelbem Thone, die unter zwei breiten, scharf eingeglätteten Linien drei Wellenlinien zeigen, wie sie zum Aufsatze Koenen's Bonn. Jahrb. Heft XCII, Tafel X Nr. 1 und Nr. 20 ab-

---

1) In der Scherbensammlung von C. Koenen und der des Verfassers.

gebildet sind und genau, wie sie die Duisburger Gefässe zeigen. Gefässform, wie Bonn. Jahrb. Heft LII, Tafel VI und VII, Nr. 4.

c) Zwei dickwandige Scherben von grauem Thone, der im Innern röthlich ist, und von etwas gekörnter Oberfläche. Das Gefäss hat nach der grössten Scherbe eine eckige Bauchung, ähnlich wie das Profil in den Bonn. Jahrb. Heft XCII, Taf. X, p., jedoch oben und unten gewölbter; es erinnert in der Form an Merowingertöpfe, wie dies Koenen in der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ in seiner Abhandlung: „Zur karolingischen Keramik“ Jahrg. VI, S. 355 unter Nr. 2 von den Duisburger Gefässen sagt.

d) Fünf ziemlich dickwandige Scherben von röthlich gelbem, rauhem Thone, die nach dem scharfen Randprofile und den zwei Bodenstücken wohl auf die Form des in den Bonn. Jahrbüchern Heft LII, Taf. VI und VII, Nr. 7 abgebildeten Duisburger Gefässes weisen. Ferner ein flaches, breites Henkel- und ein Bodenstück von gelblicher Farbe, sowie ein röthliches Bodenstück von derselben Gefässform. — In der Technik sind sie identisch mit den in beraubten Merowingergräbern in Meckenheim gefundenen Scherben (cfr. Koenen, a. a. O. Heft XCII, S. 206).

e) Ein Randstück mit gedrungenem, flachem, breitem Henkelansatze mit flach eingedrückten, viereckigen Grübchen auf dem wulstigen Rande und verschiedene dünnwandige, hartgebrannte, gelbliche Scherben mit ganz flachen, scharf gerandeten Verzierungen, wie sie in beraubten Todtengruben des Meckenheimer Frankengräberfeldes vorkommen und a. a. O. Heft XCII, Tafel X, Nr. 30 abgebildet sind. Gefässform, wie a. a. O. Heft LII, Tafel VI und VII, Nr. 8.

f) Ein Randstück von weisslich gelbem Thone mit fünf Reihen Grübchen, von denen die zwei obersten sich je auf und an dem Rande befinden und wie die vierte und fünfte flache, längliche Vierecke aufweisen (vgl. a. a. O. Heft XCII, Taf. X, Nr. 30), während die dritte Reihe Dreiecke zeigt (vgl. a. a. O., Taf. X, Nr. 26). Die Gefässform ist wohl ähnlich dem in diesen Jahrbüchern Heft LII, Taf. VI und VII, Nr. 2 abgebildeten Duisburger Gefässe. Der Brand ist ein fester. Ferner dünnwandige, weisse Scherben mit theils sehr flach eingedrückten Grübchen, wie a. a. O. Heft XCII, Taf. X, Nr. 30, theils mit tieferen, die so gestellt sind, wie a. a. O. Nr. 27 zeigt. — Dieselben Gefässreste fand Koenen in der karolingischen Warte zu Gohr.

g) Ein Bodenstück, sowie mehrere Scherben von gelbem, glattem Thone, welche auf eine Kugelform der Töpfe schliessen lässt, die Koenen in der „Westdeutschen Zeitschrift“ a. a. O. S. 355 unter 3 b bespricht und wie er einen solchen a. a. O. Taf. XI, Fig. 4 abgebildet hat. Doch fehlt jede Spur von Bemalung, auch ist der Boden unten etwas abgeplattet, während die a. a. O. S. 355 unter 3 b angegebenen Kugeltöpfe unten völlig rund sind. Auch ist die Wandung dicker und

nicht ganz so hart gebrannt, sie nähert sich mehr der Wandung der gelben, merowingischen Gefässe.

h) Zwei Scherben von gelblichem und eine von röthlichem Thone mit Reliefbandschmuck, wie Koenen eine solche in den Bonn. Jahrb. Heft XCII, Taf. X, Nr. 31 und ein ganzes Gefäss in der „Westdeutschen Zeitschrift“ etc. a. a. O. Taf. XI, Fig. 1 abgebildet hat. Es sind dies Scherben von drei verschiedenen Reliefbandschmuck - Amphoren. Die röthliche Scherbe zeigt auf dem Bande keine Grübchen, die möglicher Weise dem ganzen Gefässe gefehlt haben können. Identische Gefässreste wurden auf dem Meckenheimer Frankengräberfelde (wie bei d angegeben) und in dem Steinbau zu Gohr (cfr. bei a) angetroffen.

i) Ein wulstig abgerundetes Randstück aus röthlich braunem steingutartig hart gebranntem Thone mit oberem Profile des Charakters, wie in den Bonner Jahrbüchern Heft XCII, Taf. X, n; ferner ziemlich grosse Scherben von demselben Thone.

k) Ein ziemlich dünnwandiges Randstück mit einem Randprofile ähnlich wie a. a. O. Taf. X, e, doch muss man sich bei letzterem den unteren Wulst wegdenken. Aehnliche Profile kommen bei späteren, fester gebrannten Erzeugnissen der Meckenheimer Töpferei vor.

l) Ein Randstück von grau-blauem Thone mit scharfkantigem, ausladendem, oberem Profile des Charakters, wie a. a. O. Taf. X, h. Das Gefäss scheint sich den Erzeugnissen der, wie ich mit Koenen annehme, durch den Normannenzug im Jahre 881 zerstörten, fränkischen Töpferei zu Meckenheim (cfr. Westdeutsche Zeitschrift a. a. O. S. 363) zu nähern, die Koenen a. a. O. S. 356 unter 4 bespricht; auch könnte es, was mit Sicherheit nicht angegeben werden kann, eine Wellenplatte gehabt haben. Nicht klar ersichtlich war es, ob das Randstück in der Brandschicht oder oberhalb derselben gelegen hat.

m) Verschiedene oben profilirte Randstücke, ähnlich wie in den Bonner Jahrbüchern Heft XCII, Taf. X, a, g, h, i angegeben, sowie eine Anzahl Gefässscherben von blau-grauem, hellgelbem, grauem, röthlichem und bräunlichem Thone, der theils glatt, theils rauhwandig ist. Von letzterer Beschaffenheit ist der Thon einiger grauen Scherben, die den Eindruck machen, als seien sie mit einem Sandbewurfe versehen, und die steinhart gebrannt sind.

Diese Fragmente haben sämmtlich den Typus der von a bis k beschriebenen.

Alle diese Scherben, vielleicht mit Ausnahme von i, lagen in der vollständig unberührten Brandschicht eingeschlossen, sind also zu ein und derselben Zeit in dieselbe gerathen. Die Gefässe, von welchen diese Scherben stammen, waren daher wohl zugleich als Hausrath in Gebrauch.

Welcher Zeit nun gehören unsere Gefässe an?

Als die Reliefbandschmuck-Amphoren in der romanischen Stiftskirche St. Quirin zu Neuss zu Tage gefördert waren, wandten sich die Neusser an Herrn Rector Aldenkirchen in Viersen mit der Bitte, doch die Zeit anzugeben, in welche die Fundstücke zu setzen seien. Dieser befragte darum verschiedene Museumsdirektoren. Prof. L. Lindenschmit kannte weder unter den römischen Gefässen des Mittelrheines noch unter denen der merowingischen Zeit analoge (cfr. Westd. Zeitschr. etc. a. a. O. S. 354), Prof. Dr. Hettner meinte, man würde sich wegen der Technik dieser Gefässe wohl für den römischen Ursprung aussprechen, aber der Eindruck, den die rundbogige Umspinnung auf den Beschauer hinterlasse, sei der, sie gehörten ins zehnte oder elfte Jahrhundert (Bonn. Jahrbücher Heft LXXIV, S. 194 und Westdeutsche Zeitschrift a. a. O. S. 354), während Prof. Dr. E. aus'm Weerth diese Gefässe entschieden für spätrömisch hielt (Bonn. Jahrb. Heft LXXVI, S. 63 ff.). — Koenen nimmt jedoch an, dass die Reliefbandschmuck-Amphoren (cfr. oben h) „zuerst in der frühkarolingischen Zeit auftreten“ und dass die Neusser Gefässe in Folge „eines abergläubischen Gebrauches im Jahre 825 der Erde übergeben worden sind“ (cfr. Westd. Zeitschr. a. a. O. S. 354 und 362). — Mehrere unserer beschriebenen Gefässreste sind identisch mit den Duisburger Gefässen (cfr. a, b, d), welche Koenen in die Zeit von 690—785 n. Chr. setzt (cfr. a. a. O. S. 361, 362), andere wieder mit den ältesten Gefässresten, welche bei der karolingischen Warte zu Gohr, die 881 zerstört wurde, zusammen mit einem Stachelsporn aus der Zeit Karls des Grossen zum Vorscheine kamen (cfr. a, f, h und Bonn. Jahrb. H. LXIII, S. 170). — Ferner wurden bei der vom Bonner Provinzial-Museum vorgenommenen archäologischen Aufdeckung des merowingischen Gräberfeldes zu Meckenheim in beraubten Todtengruben Scherben gefunden, die theils in der Technik (cfr. d), theils in der Verzierungsweise (cfr. e) oder auch völlig (cfr. h) mit einigen unserer Gefässarten übereinstimmen, während die Gefässreste, welche in einer alten Culturschicht oberhalb der Gräber lagen, gänzlich in dem aufgewühlten Boden der beraubten Todtengruben des Gräberfeldes, wie auch in unserer Brandschicht fehlten (cfr. Westd. Zeitschr. a. a. O. S. 358 unter 13). Diese letzteren Scherben aber gehören in das Ende des neunten Jahrhunderts n. Chr. (cfr. a. a. O. S. 356 unter 4 und S. 362). — Die bei g erwähnten Kugeltöpfe sind im Charakter älter, als die am „Landsegnungswege“ zu Andernach gefundenen. Ferner fehlen bei unserem Funde „die kannenartigen Becher, welche das erste Auftreten wellenförmig ausgebogener Standplatte zeigen (a. a. O. S. 355 unter 3b). Daher ist unser Fund etwas älter, als der Andernacher, für welchen die Zeit um 800, oder sagen wir das Ende

des achten oder der Anfang des neunten Jahrhunderts n. Chr. angesetzt ist (a. a. O. S. 362).

Danach würden unsere Gefässe und die Entstehung unserer Brandschicht dem Ende des achten Jahrhunderts n. Chr., also der Regierungszeit Karls des Grossen angehören.

Demnach lässt sich zum Aufsatze Koenen's: „Zur karolingischen Keramik" (a. a. O.) ergänzend hinzufügen, dass die Reliefbandschmuck-Amphoren, welche Koenen in der Zeit von 690—785 n. Chr. sich entwickeln und in der Rheinprovinz zuerst in frühkarolingischer Zeit auftreten lässt (vgl. a. a. O. S. 355 unter 2, S. 354 und S. 362) und im Jahre 825 erst als thatsächlich vorkommend nachweist (a. a. O. S. 362), wirklich schon zu Ende des achten Jahrhunderts n. Chr. in Gebrauch sind, vielleicht zuerst auftreten.

Was aber war die Veranlassung zu der Brandschicht?

Auf der Brandschicht war höchst wahrscheinlich ein Karolingerbau errichtet, dessen Fundamente vielleicht aus Mauerwerk und dessen Oberbau möglicher Weise aus einer Holzconstruction bestand, da ausser der günstigen, topographischen Lage auch noch die in der oberen Lage der Brandschicht gelegenen Ziegel- und Mörtelreste, sowie die fünf seitwärts beigesetzten Todten darauf hinweisen.

An eine Zerstörung dieses Baues als Ursache zu unserer Brandschicht ist wohl schon deshalb nicht zu denken, weil 1) die Brandschicht von ziemlich gleichmässiger Stärke ist und 2) der Boden, auf welchem sie ruhte, glatt abgestochen war. Dies und die meisten übrigen Funde: die grosse Anzahl Scherben, kein einziges, halbwegs ganzes Gefäss, die Thierknochen, lassen eine grosse Aehnlichkeit mit den Fundumständen, wie sie am „Landsegnungsweg in Andernach" beobachtet wurden, keineswegs verkennen. Dort traf man „zwischen Bausteinen auf Stücke ausgeglühter Holzkohlen, vermischt mit einer grossen Anzahl von Gefässscherben, oder wenigstens, mit seltenen Ausnahmen, nicht vollständig erhaltenen Gefässen. . . . . . Ausserdem fanden sich hier und da Eischalen und Geflügelknochen. Der Boden, auf welchem das Gemäuer ruhte, war völlig geebnet und wiederum mit einer dünnen, schwarzen Brandlage, die mit Scherben vermischt war, bedeckt" (a. a. O. S. 363, 364). Koenen hat nun (a. a. O. S. 364 ff.) auf den Gebrauch jener Zeiten, die Erde durch allerlei Opfer zum Tragen des Baues willfährig zu machen, hingewiesen und die darauf bezüglichen Stellen angegeben. Da opferte man vor Errichtung eines Baues allerlei Thiere, wie Lämmer, Hahnen, Pferde, ja sogar Menschen, warf Scherben in die auflohende Gluth und setzte von Brand rauchende, meist zerbrochene Gefässe in oder unter das Fundament des zukünftigen Baues. War doch das Feuer eine läu-

ternde Macht schon nach altheidnischer Vorstellung und „Scherben bedeuten Glück!", wie der Volksglaube lehrt.

Demnach verdankt unsere Brandschicht ihr Entstehen vielleicht dem abergläubischen Gebrauche des „Bausegens"!

Oestlich von der Brandschicht waren vor Untersuchung derselben in einer Entfernung von ca. 3 m bis zu ca. 12 m vier Skelette in einer Tiefe von ca. 1 m bis ca. 1,30 m gefunden, welche alle durch den Besitzer anfgedeckt worden sind. Leider war von keinem der Schädel erhalten. Die Ueberreste des von den vieren zuletzt entdeckten Skelettes sah ich kurz nach ihrer Herausnahme. Herr Fey hatte die Knochen in dieselbe Lage wieder gebracht, wie er sie in der Erde gefunden hatte. Danach lag der Todte mit dem Gesichte nach Osten; auch die übrigen Skelette, so versicherte der Finder, hätten in derselben Richtung gelegen. Bei zwei Skeletten, wobei auch das letztere, fanden sich karolingische Scherben, darunter als spätestes Stück je ein Gefässboden mit Wellenplatte. Letztere Gefässreste gehören den Erzeugnissen der im Jahre 881 durch die Normannen zerstörten Meckenheimer Töpferei an. Diese Gefässe sind in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts zu setzen (vgl. Koenen, Westdeutsche Zeitschr. a. a. O. S. 362). Demnach sind die beiden Todten in dieser Zeit beigesetzt worden.

Vor ungefähr fünf und einem halben Monate wurde ca. 17 m östlich von der Brandschicht und 1,17 m tief ein fünftes Skelett entdeckt, welches ich persönlich bloslegen liess. Das Gesicht war genau nach Osten gerichtet; das ganze Skelett ist ca. 1,75 m lang. Der kleine wohlgebildete mesocephale Schädel, der an den Augen abgebrochen, dessen Decke aber noch erhalten ist, gehörte nach Geh.-Rath Schaaffhausen einer Greisin an. Dicht bei dem linken, oberen Rande des Beckens hob ich zwei Scherben auf, von denen die eine ein Randstück von gelbrother Farbe und festgebranntem, dickwandigem Thone ist. Das Profil desselben ist an der Innenseite scharfkantig und nach Aussen hin ladet es etwas wulstig aus; unter dem Rande befinden sich scharf eingedrückte Viereckchen, wie die auf den Reliefbandschmuck-Amphoren (vgl. Bonn. Jahrb. Heft XCII, T. X, 31); das Randstück scheint einem grossen Topfe mit weiter Oeffnung angehört zu haben. Das andere Stück ist dünnwandig und von derselben Farbe, doch von fester gebranntem Thone. Ein anderes Randstück von gelblicher Farbe und dünnwandigem, festgebranntem Thone mit einfachem, wenig gebogenem Profile lag am linken Unterschenkel. Ferner kamen noch sechs weitere Scherben von blauem, blau-schwarzem, grauem und gelblich-grauem Thone zu Tage, welche theils zwischen den Schenkeln, theils an den Füssen lagen. Alle diese Scherben, sowie neun in der Skelettgrube ca. 0,90—0,80 m über dem Boden derselben gefundenen Scherben von grauem und gelbem Thone,

darunter eine solche von einer gelben, dickwandigen Reliefbandschmuck-Amphora, stimmen vollkommen mit den in der Brandschicht angetroffenen überein, so dass es klar ist, dass dieser Karolinger in der Zeit um die Entstehung der Brandschicht, resp. kurz nachher, also gegen das Ende des achten Jahrhunderts, bestattet worden ist.

Nördlich von dem letzten Skelett wurden in einer ca. 7 m breiten, bis zu 2,20 m tiefen Grube, die von dem Grabe durch eine schmale ca. 0,77 m über dem Boden desselben sich erhebende, unberührte Sandsäule getrennt ist, ein Randstück von röthlichem Thone, dessen Profil dem in den Bonn. Jahrb. Heft XCII Taf. X, q abgebildeten ähnlich, jedoch weniger wulstig ist, und eine Scherbe von dünnwandigem, grauen Thone mit gekörnter Oberfläche, letzteres Stück in einer Tiefe von ca. 1,70 m, ferner verschiedene Scherben in einer südlich des Grabes, von diesem durch eine ca. 0,52 m über dessen Boden sich erhebende, schmale Sandbank getrennten Grube ca. 0,50—0,60 m tief angetroffen. Alle diese Scherben gehören ebenfalls dem Ende des achten Jahrhunderts an.

Wir werden nicht fehl gehen in der Annahme, dass die hier Beigesetzten Bewohner des Hauses waren, dessen Grundlage die Brandschicht bildete.

Da in den Gräbern und deren Umgebung keine späteren Gefässreste vorkommen, als die Erzeugnisse der Meckenheimer Töpferei aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, so ist es höchst wahrscheinlich, dass der Karolingerbau um diese Zeit aufgegeben wurde, vielleicht das Schicksal der durch die Normannen zerstörten Meckenheimer Töpferei theilte. Demnach hätte das Karolingerhaus von dem Ende des achten bis in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts bestanden.

Auch der Umstand, dass sich bei einem friedlich Bestatteten frühkarolingische, den in der Brandschicht vorkommenden identische Scherben, ferner in zwei unberührten Gräbern, welche ebenfalls friedlich Bestattete bargen, Erzeugnisse aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts (Gefässboden mit Wellenplatte) fanden, während die Brandschicht nur solche aus dem Ende des achten Jahrhunderts aufweist, bestätigt die oben ausgesprochene Ansicht, dass die Brandschicht nicht das Produkt einer Zerstörung, sondern als „Bausegen“ aufzufassen ist.

Die Erschliessung unserer Brandschicht ist für die Chronologie der karolingischen Keramik von grosser Bedeutung, indem wir speciell die Gefässe kennen lernen, welche zu Ende des achten Jahrhunderts n. Chr., also unter Karl dem Grossen den Hausrath des rheinischen Franken bildeten. Auch bestätigt unser Fund die von Koenen auf Grund historischer Nachrichten und durch

Vergleiche gefolgerten, chronologischen Schlüsse in seinem Aufsatze: „Zur karolingischen Keramik“ (a. a. O.).

Vor nicht langer Zeit waren die karolingischen Gefässe als solche unbekannt, ja vor kurzer Zeit beliebte man dieselben in der Regel sogar für altgermanisch zu halten. Auch heute noch kennen sie Wenige. Ebenso sind die Gefässe der auf die Karolingerzeit folgenden, mittelalterlichen Perioden in den wenigsten Fällen erkannt. Um aber weitere Bestätigung und Klarheit zu gewinnen auf dem Gebiete, das man eben erst zu sondiren begonnen hat, ist es unerlässlich, dass alle Funde aus der Zeit des Mittelalters, ja jedes Scherbchen, nach den Fundumständen genau untersucht und so immer mehr Bausteine zum festen Aufbau der Chronologie der so sehr vernachlässigten, mittelalterlichen Keramik beigebracht werden. Oskar Rautert.

5. Merkenich. Römische Inschrift. Bei Gelegenheit der vorigjährigen Manöver fand ich im Pfarrhause zu Rohr bei Blankenheim an der Ahr ein römisches Bildwerk, das im Besitze des dortigen Pfarrers Herrn L. Beck ist. Nach Angabe dieses Herrn befand sich der hierbei abgebildete Stein in zwei Theile getheilt in die Fundamente der alten Kirche zu Merkenich am Rhein eingemauert und kam beim Neubau derselben im Jahre 1885 ans Licht und in die Hände des Herrn Beck. An der oberen Hälfte ist der breite Rand ringsum abgehauen, jedoch glücklicher Weise so, dass wir voraussichtlich keinen Verlust an der Schrift zu beklagen haben. Die Darstellung selbst ist durch sich klar: ein bärtiger römischer Kriegsmann, nach links ausschreitend, ist im Begriffe, einen zu Boden liegenden mit einer Keule bewaffneten Feind, in dem wir ohne Zweifel einen Germanen zu erkennen haben, zu erschlagen. Der Centurio



ist mit dem Panzer und dem darüberhängenden Kriegsmantel bekleidet und schwingt in der hocherhobenen Rechten das kurze Schwert zum tödtlichen Streich; die Linke greift in die Haare seines Feindes. Den Kopf bedeckt kein Helm, so dass das Profil des Hauptes noch deutlich zu erkennen ist. Irren wir nicht, so schmückt die Brust eine phalera. Die Ausführung zeugt von wenig künstlerischer Fertigkeit, auch hat sie im Laufe der Zeit sehr gelitten. Das Material ist der am Rhein gewöhnliche Haustein; die jetzige Höhe ist 40, die Breite der unteren Hälfte 28 cm. — Geweiht ist das Werk an den Jupiter und zwar, wie die Darstellung ohne Zweifel erkennen lässt, nach glücklicher Rückkehr des Maternus aus einem germanischen Feldzuge. Die Schrift ist scharf (schärfer als auf umstehender Abbildung) und schön gezeichnet, so dass wir den Stein zeitlich werden ziemlich hoch hinaufrücken müssen. — Der Fundort Merkenich liegt an der römischen Strasse Köln-Neuss, die am Rhein entlang führt [1]), und hat uns schon einige Funde geliefert (vgl. Jahrb. 53 S. 293, 89 S. 56).

Andernach. Dr. F. Knickenberg.

6. Aufdeckung eines römischen Castells bei Werthausen am Niederrhein [2]). Im Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mörs, Gemeinde Homberg, befindet sich gleich nördlich von Hochemmerich und westlich von Werthausen, in der Ecke nördlich des Weges nach Asterlagen und westlich des heute vom Rheindamme begrenzten, alten linken Rheinufers, und zwar etwa $1/2$ Meile südwestlich des klassischen Bodens von Asberg eine Ebene, welche durch spärlichen Wuchs der Halmfrüchte eine grössere bauliche Anlage verrieth, deren Fundamente nur von einer geringen Humusdecke eingeschlossen sein konnten. Der Volksmund sagt, hier habe „Schloss Steinbrink“ gestanden. Das Grundstück, welches zu Werthausen gehört, ist zum grössten Theile im Besitze des Herrn Verwaltungssecretärs H. Maassen in Rheinberg.

Im verflossenen Winter liess Herr Landrath Haniel von Moers unter der Aufsicht des Herrn Obersteigers Wiedelmann aus Homberg die Fundamente aufdecken, untersuchen, aufzeichnen und zuwerfen. In dem Fundberichte ist von einer altrömischen Mauerung die Rede, deren Breitseiten von Westen nach Osten liegend, zwei Thore zeigen sollen. Man habe innerhalb der Mauerung eine Leichenstätte offen gelegt mit drei Lagen übelriechender Leichenasche, gekrönt von einem sieben Striche zeigenden dreieckigen Leichensteine.

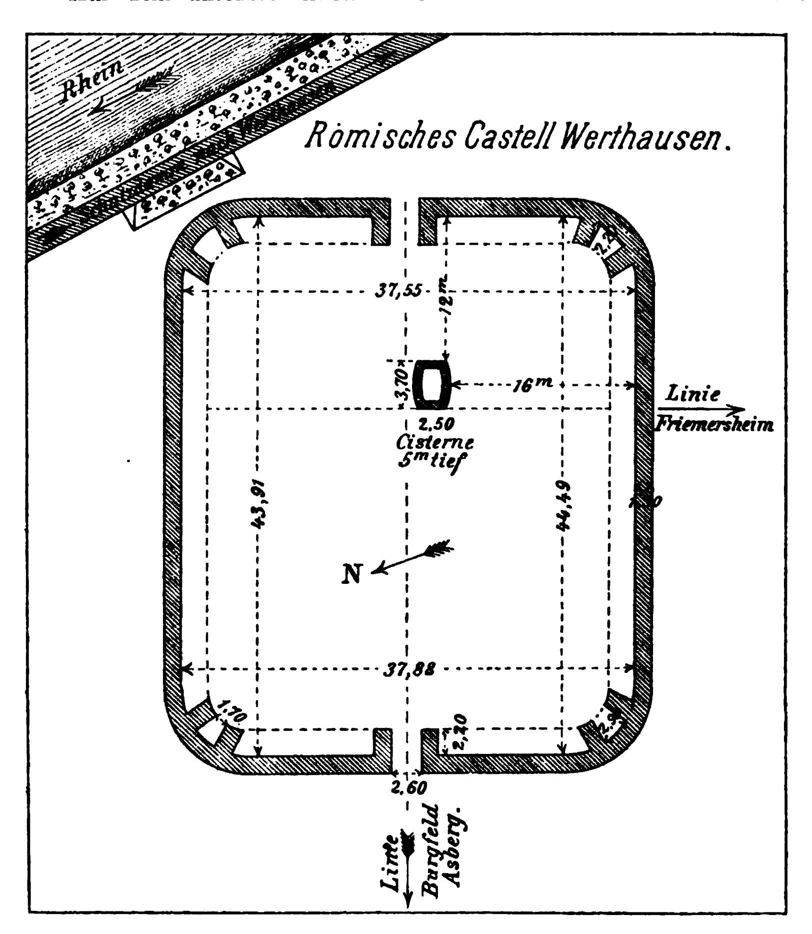
---

1) Siehe Jahrb. Bd. 60 S. 4; 68 S. 2.

2) Die Mittheilung, welche Herr Dr. phil. Siebourg im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift, Jahrg. XI, Nr. 1, S. 18—20 über denselben Gegenstand gebracht hat, dürfte hierdurch eine Berichtigung und Ergänzung finden. Dass der Rhein dort den von mir im Hefte 90. d.

Aus einer von mir an Ort und Stelle vorgenommenen sachlichen Untersuchung und genauen Aufnahme ersah ich bald, dass Wiedelmann das von ihm genommene Längenmaas der Mauerung mit dem der Breite verwechselt und so die von ihm in der Himmelsrichtung richtig angegebenen Thore an die Breitseiten gelegt hatte. Die Leichenstätte ist wohl nur eine mit verschiedenen Brandschuttlagen gefüllte Cisterne.

Auf dem untenstehenden Plane habe ich die Aufnahme wieder-



gegeben, welche ich unter freundlichem Beisein des Herrn Oscar Rautert, anfertigte. Wir haben es danach mit einem kleinen römischen Castelle

Jahrb. beschriebenen Lauf in vorgeschichtlicher Zeit gehabt haben muss, beweise ich durch die, des besagten Rheinbettes Alluvionen durchschneidende, Asberger Römerstrasse und deren frührömische Gräberfunde.

zu thun, das allen theoretischen Voraussetzungen, welche man an ein solches stellt, Rechnung trägt.

Die Mauerung bildet ein längliches Viereck mit abgerundeten Ecken. In jeder Ecke ist ein trapezförmiger Thurm zu sehen und die beiden Schmalseiten der Befestigungen zeigen je ein Thor.

Der Innenraum des Castells hat eine Länge von 44,49 bis 43,91 und eine Breite von 37,55 bis 37,88 m. Die Eckthürme zeigen an der Castellmauer eine lichte Breite von 2,90 m und eine Tiefe von 2,20 m; die nach dem Castellinnern befindliche Oeffnung ist 1,70 m weit. Die beiden Thorwege sind 2,60 m breit; sie werden von zwei Flügelmauern begrenzt, deren Tiefe derjenigen der Thürme entspricht, also wieder 2,20 m beträgt. Die Fundamente sind 1 m bis 1,20 m, an den Thoren und Eckthürmen 1,50 m bis 1,60 m tief, bei durchschnittlicher Stärke von 1,30 m. Sie bestehen aus faustgrossen Rheinkieseln, aus Bruchstein, Lehm und Thon. In dem Fundamente der Thürme und Thoreingänge fanden sich auch einige Sandsteinplatten, welche wie auch die grösseren der übrigen Bausteine auf die Schmalseite gestellt sind. Von dem eigentlichen Aufbaue liegen nur hier und da Stücke von Tuffstein und Mörtelreste.

Die Schmalseiten des Castells liegen nach Ost und West, sodass nach dem feindlichen Germanenlande die Front hin gerichtet ist, der decimanus die Linie von Westen nach Osten verfolgt und durch die Mitte der beiden Thore reichend, das Castell seiner Länge nach in zwei gleich breite Hälften theilt. In dem vorderen, der Front zunächst gelegenen Theile, der im Legionslager praetentura genannt wird, sehen wir, 12 m von dem inneren Rande der Vordermauer und 16 m von der inneren Seite der Südmauer entfernt, die genannte, im Grundriss achtseitige Cisterne. Dieselbe ist bei einer Länge von 3,70 m in der Mitte 2,50 m und an der vorderen und hinteren Seite 2,10 m breit; sie zeigt eine Tiefe von 5 m. Die Wände sind aus gestampftem gelblichem Thon hergestellt und haben eine Breite von 0,50 m.

Hat die Cisterne an der Querstrasse des Castells gelegen, was an und für sich nicht unwahrscheinlich ist, dann würde der cardo näher der vorderen Lagerfront gelegen haben als der hinteren, eine Erscheinung, der wir in der That nicht nur bei dem Hygin'schen Etappenlager, sondern auch bei sämmtlichen Legions- und Cohortenlagern begegnen, welche im Grundriss ein längliches Viereck zeigen.

Innerhalb des Castells lagen zahlreiche römische Dachziegelstücke und Scherben von römischen irdenen Ess- und Trinkgeschirren, dann die, offenbar von den Speiseresten herrührenden Thierknochen, ferner einige Schmuckstücke, Nadeln, Waffenstücke und Münzen, während ausserhalb des Castells, vor dem Westthore mehrere römische Leichen-

brandgräber angetroffen worden sind. Die meisten keramischen Reste deuten auf die Zeit der Flavier und Antonine.

Was die Besatzung selbst betrifft, so würde diese nach der von Cohausen'schen Berechnung (Grenzwall S. 336—341) der der Limescastelle Hunnenkirchhof und Eulenbach (= 160 und 162 m Umfang) gleich zu stellen sein; für diese nimmt v. Cohausen zwei Manipeln an; allein im Legionslager von Novaesium ergeben die thatsächlich festgestellten Lagerungsverhältnisse eine andere Auffassung. Hier braucht ein einziger Manipel inclusive seinen beiden Centurionen einen Lagerraum von 2080 Quadratmeter. Da nun zweifellos auch Raum für Wege und Verpflegungsanstalten im Castell erforderlich war, so würde das Werthauser Castell, nach Abzug des vom Lagerwalle eingenommenen Raumes, bei 1200 Quadratmeter Flächeninhalt als Besatzung eine Centurie oder zwei Turmen gehabt haben, falls nicht andere Gesichtspunkte entschieden.

Ein besonderes Interesse gewinnt das Castell Werthausen durch sein Verhältniss zum Alenlager Asbergs. Verlängert man nämlich die Linie des decimanus vom Werthauser Castell, dann erreicht man in westlicher Richtung über Asterlagen hinaus, in einer Entfernung von 3240 m die Römerstrasse, welche das durch seine römischen Funde bekannte Asberger Burgfeld theilt und zwar an der Stelle, an der dieselbe ein Knie bildet. Es ist auffallend, dass der decimanus zu dem südlichen, über Trompett und Kaldenhausen führenden Theile der Römerstrasse im rechten Winkel liegt Die Linie des cardo unseres Castells führt südlich über Emmerich nach Friemersheim. Nach letztgenanntem Orte zielt auch eine südliche Verlängerung des nördlichen Theiles der beschriebenen Asberger Römerstrasse. Sowohl diese Strassen-, als auch die cardo-Linie wird heute noch durch sehr alte Wege bezeichnet.

Es kann schwerlich Zufall sein, dass der Abstand vom Castell Werthausen bis zum Burgfeld Asbergs, wo das Alenlager gesucht wird, gleich ist der Entfernung vom Castell Werthausen bis zu der Stelle bei Friemersheim, wo sich beide alten Wege begegnen und die Oertlichkeit den Namen „auf'm Caess“ führt. Die doppelte Entfernung führt nach Uerdingen, dessen Ursprung der Sage nach auf ein Castell zurückgeführt wird. Von Uerdingen begleitet uns die weitere Uebertragung nach dem Orte Gellep, dem römischen Gelduba. In ferneren Uebertragungen gelangen wir zu den Orten Nierst, Langst, Strümp, Brühl, Ober-Lörik, dann nach Nieder- resp. Obercassel, wo dem Namen und den Alterthümer-Funden nach auch ein Castell nicht unwahrscheinlich erscheint. Weiter werden wir nach einer Stelle bei Heerdt geführt, wo römische Baufundamente in Begleitung einer Strasse zu Tage treten, dann nach dem „Kaiser“ unterhalb Neuss; von hier nach dem Orte Neuss selbst, wo Spuren eines Castells von mir nie recht erklärt werden konnten, und von dieser Stelle nach dem Römerlager bei Grimlinghausen. Man braucht nur die General

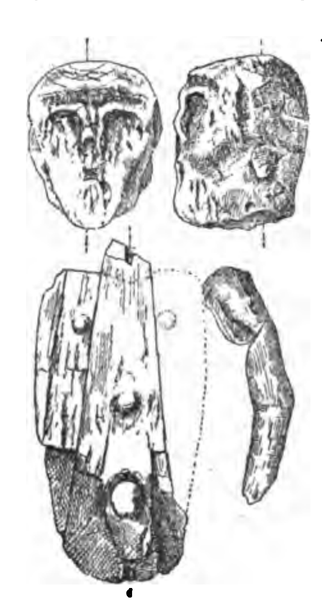
stabskarte zur Hand zu nehmen, um festzustellen, dass auch die gleichen Entfernungen oberhalb des Römerlagers wieder auf klassische Punkte stossen. So erreichen wir zunächst den durch römische Baufundamente und Grabfunde bekannten „Reckberg" oberhalb Grimlinghausen, um dann, nachdem wir bei zweimaliger Uebertragung die römische Rheinstrasse weggeschwemmt finden, das Castell Bürgel mit den Denkmälern einer vexillatio zu begrüssen, so geht es weiter bis über Bonn hinaus!

Ausdrücklich muss ich allerdings hervorheben, dass es nur eine Möglichkeit ist, an genannten Stellen Castelle in jenen regelmässigen Abständen zu finden; denn das freilich sehr auffallende Zusammentreffen jener röm. Alterthümer mit der Entfernung vom Castell Werthausen nach dem Castell Asberg kann auf reinem Zufall beruhen. Ich möchte nur die Freunde unserer Bestrebungen auf die Wichtigkeit des für die rheinische Forschung, Dank der Veranlassung des Herrn Landrath Haniel, gewonnenen neuen Castelles aufmerksam machen und zu weiteren Unternehmungen dieser Art anregen. Immerhin bleibt jedoch auch die Thatsache zu berücksichtigen, dass die Limescastelle Deutschlands im allgemeinen 800 Meter von einander entfernt liegen, dass jedoch auch solche von 5500 bis 6500 m Abstand vorkommen. Letztere Castellentfernung stimmt mit der des Römer-Walles Britanniens überein. Dahingegen liegen die sogenannten Meilencastelle des genannten Walles, welche allerdings bei 24,50 zu 15,50 m Seitenausdehnung kleiner sind als das Castell Werthausen, in Abständen von 1473 m zwischen den grösseren Castellen angeordnet. Ausserdem sollen noch zwischen den Meilencastellen je vier Wachthürme, also mit 375 Schritten Abstand zu einander gestanden haben (v. Cohausen, Grenzwall, S. 311), die ein Quadrat von 4,25 bis 4,90 m Seite mit 91 cm starken Mauern bilden (4,14—5,50 m beträgt die Seitenlänge der Limes-Wartthürme). Am meisten würde die Entfernung zwischen Castell Werthausen und Asberg übereinstimmen mit den, durchschnittlich freilich 2400 m, jedoch auch 3- bis 4000 m Abstand zeigenden, 66 zu 90 m und 150 zu 150 m Seite vorführenden Castellen des Pius-Walles.

Constantin Koenen.

7. Ein vorgeschichtliches Menschenbild aus Mammuthzahn. Herr Prof. Makowsky sandte mir im December 1891 einen zu Brünn $4^1/_2$ m tief im Löss gefundenen Menschenschädel, der mit grösserer Wahrscheinlichkeit der Rennthierzeit oder gar der neolithischen Periode als der Mammuthzeit zuzuschreiben ist. Bei dem Schädel lag eine aus Mammuthzahn geschnitzte menschliche Figur von 20 cm Grösse, die für ein Idol zu halten ist, welches als Anhängsel getragen wurde, denn sie ist in der Längsachse durchbohrt. Diese Durchbohrung muss für eine künstliche gehalten werden, weil nur am obern Theile des Mammuthzahnes, der in der Alveole steckt, sich eine Höhlung befindet, die bei

einem nicht ganz ausgewachsenen Mammuth der Bonner Sammlung 30 cm tief ist und sich nach unten wie ein Hohlkegel zuspitzt; der übrige Theil des Stosszahnes ist in der Mitte dicht und hat keine Spur einer Höhlung. Die Figur ist nackt, wie die auf dem Rennthierknochen von la Madelaine, an ihr sind als vorspringende Knöpfe die Brustwarzen, der Nabel und das Membrum virile mit der Glans penis zu sehen. Der Kopf derselben lässt im Profil merkwürdiger Weise dieselbe rohe Stirnbildung mit der Einsenkung über der Glabella erkennen, wie sie der Schädel besitzt, welcher Umstand beweist, dass es sich um eine typische Bildung des Menschen der damaligen Zeit handelt. Auch die breite Nasenwurzel ist dargestellt. Der untere Theil des Gesichtes ist übermässig gross. Der allgemeinen Kopfform hat der Künstler wohl keine Beachtung geschenkt. Sie ist in hohem Maasse brachycephal. Auf dem Scheitel sind drei Kreise sichtbar, es sind die getrennten Lamellen des Zahnbeins. Auch ein abgebrochener und wohl modellirter Arm der Figur ist erhalten. Mit den sehr rohen, plastischen Darstellungen der Menschengestalt, wie sie in Frankreich und Belgien aus quaternärer Zeit gefunden worden sind, hat das Idol von Brünn keine Aehnlichkeit. R. Forrer hat in grosser Vollständigkeit die primitiven menschlichen Statuetten der Stein- und Bronzezeit Europas in der Antiqua, 1887 S. 75, 1888 S. 2, 20 und 48, 1889 S. 51, 1890 S. 62 zusammengestellt und abgebildet. Die ältesten Bilder des Menschen sind nackt und die Schaamtheile sind meist besonders hervorgehoben; so ist es auch noch bei den phönizischen Bronzestatuetten von Ellora in Portugal. Wir dürfen glauben, dass sie aus einer Zeit stammen, wo er unbekleidet war. Bei denen der nordischen Bronzezeit sind sie, wie Forrer bemerkt, aber schon bedeckt. Die thönernen Idole von Troja und Tiryns, aus Siebenbürgen, vom Mondsee und aus dem Laibacher Moor sind viel unvollkommener gestaltet, sie verrathen aber ihr jüngeres Alter wie die von Troja und Laibach durch die Bekleidung und deren Ornamente. Nur die von R. Klebs, der Bernsteinschmuck der Steinzeit u. s. w. Königsb. 1882, beschriebenen Bernstein-Amulette von Schwarzort auf der kurischen Nehrung können damit verglichen werden, wenn sie auch in der künstlerischen Darstellung gegen die Figur von Brünn zurück bleiben. Die Idole von Schwarzort sind mit Steinwerkzeugen



Das Idol nach einer Zeichnung von Makowski in ½ Grösse.

verfertigt. Klebs glaubt, dass die Steinzeit des Ostbalticum an den Beginn des ersten Jahrhunderts v. Chr., wenn nicht noch früher zu setzen ist. Noch eine Uebereinstimmung zeigt sich in den Funden von Schwarzort und dem von Brünn. Dort fanden sich zahlreiche durchbohrte Scheiben von Bernstein, darunter eine, bei Klebs Taf. VII 7, am Rande gekerbt, bei dem Schädel von Brünn lagen in derselben Schicht 14 kleine Scheiben, nach Makowski fünf aus Mammuthzahn, sechs aus Rhinoceroszahn oder -knochen, drei aus Stein; sie sind 62 bis 32 mm im Durchmesser gross, zwei sind am Rande gekerbt, zwei haben in der Mitte ein Grübchen, nur eine ist durchbohrt. Man kann sie vielleicht für religiöse Symbole halten, für Bilder der Sonnenscheibe und in Beziehung bringen zu der im Alterthum so verbreiteten Verehrung dieses Gestirnes. Makowski schreibt den Fund der Mammuthzeit zu, da in Mähren Rennthierreste und Mammuthreste mit Artefacten aus den Knochen beider Thiere zusammen vorkommen. Vgl. Mittheil. d. Wiener anthrop. Ges. XII 1892, S. 73.

Sitzgsb. d. niederrh. G. v. 11. Jan. 1892. H. Schaaffhausen.

8. Erklärung des Vorsitzenden, ein Nachtrag zu der Abhandlung „die Kelten“ in der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Vereins. Die Besprechung meiner Arbeit durch den Herrn Salomon Reinach in der Revue critique d'histoire et de littérature vom 30. Mai 1892 nöthigt mich wegen Berichtigung falscher Angaben zu folgender Erwiederung. Der Verfasser nennt mich einen Polygraphen, wie es wenige giebt, zugleich Naturforscher, Archaeologe, Sprachgelehrter, Geschichtsforscher u. s. w. Wenn ich in einer Untersuchung über die Kelten die Ergebnisse der neuesten keltischen Sprachforschung durch wörtliche Anführung des Urtheils von Sachverständigen mittheile, so bin ich ebensowenig ein Sprachforscher als ich deshalb ein Geschichtsforscher bin, weil ich die bei einer solchen Arbeit unerlässlichen Ansichten der Schriftsteller des Alterthums über die Kelten zusammenstelle. Er bemerkt dann, die Mannigfaltigkeit meiner Kenntnisse, die durch eine sehr grosse Zahl verschiedener Arbeiten bezeugt sei, entspreche aber nicht der Genauigkeit meiner Angaben. Die vorliegende Schrift behandle einen der schwierigsten Gegenstände, wimmele aber von Irrthümern aller Art; auch gründe sie sich, vielleicht von dem anthropologischen Theile abgesehen, nur auf Arbeiten zweiter Hand, von denen die einen vollständig veraltet seien, die anderen ohne Werth. Ich kann versichern, dass ich unter den Schriftstellern über die Kelten eine vorsichtige Auswahl getroffen habe, der willkürlichen Behauptung Reinach's fehlt jeder Nachweis. Er fügt dann noch hinzu, dass die Composition und der Styl meiner Abhandlung an die ungeordneten Schriften Bastian's erinnerten und schliesst seine Berichterstattung mit den Worten: „nous

n'y insisterons pas". Von dem eigentlichen Inhalte meiner Arbeit spricht er mit keinem Worte. Wenn alle die Fehler, von denen er in einer Note 14 anführt, wirklich vorhanden wären, so beträfen sie doch nur Nebensächliches und würden an dem wesentlichen Inhalt meiner Untersuchung gar nichts ändern. Wir wollen aber sehen, wie es sich mit den angeblichen Irrthümern verhält.

Auf Seite 67 meiner Abhandlung steht: der Name Galater kann von gala, Milch kommen. Diese Meinung hat von Becker a. a. O. S. 12 geäussert. Dieselbe ist nicht so werthlos, wie es scheint. Becker sagt: Der erste Schriftsteller über die Donaugallier im dritten Jahrhundert, Timaeus, lässt dieselben von einem Cyclopen und von der Galatea abstammen, vielleicht um durch den Cyclopen die Gottlosigkeit der delphischen Tempelräuber und durch die Galatea die milchweisse Hautfarbe des Volkes zu bezeichnen, denn gala heisse Milch und auch die Römer redeten von milchweissen Hälsen der Gallier, Virgil Aeneis VIII 661: lactea colla auro innectuntur. Man kann gegen diese Ableitung einwenden, dass das Wort dann Galactea heissen müsste, wie γαλάκτινος und viele andere. Aber in Pape's Wörterbuch der griech. Eigennamen I 237 wird γαλαθεία oder γαλαθείη zuerst mit Weissling, Milchweiss übersetzt, er sagt S. 231, die Grammatiker führten auch einen Genitiv γάλατος an. Im griechischen Wörterbuch von Pape kommt γαλακτόχρως und γαλατόχρως, γαλακτοθρέμμων und γαλατοθρέμμων vor. Wenn Reinach a. a. O p. 76 die lactea colla des Virgil auf das Elfenbein griechischer Sculpturen beziehen will, so ist das ganz unstatthaft. Virgil beschreibt den Schild, welchen Vulkan, durch die Venus bewogen, dem Aeneas gefertigt hatte, auf dem Schicksale und Thaten des künftigen Roms dargestellt waren. Zu einem Schilde wird Vulkan kein Elfenbein verwendet haben. Wie Virgil an dieser Stelle von gelben Haaren und gestreiften Mänteln spricht, weil die Gallier solche trugen, so schildert er auch die Hälse als milchweiss, weil sie solche hatten und nicht weil ihm griechische Sculpturen der Gallier in Elfenbein vorschwebten. Diodor, Tacitus, Ammianus M. u. A. schildern die weisse Haut der Gallier. — Unter dem biblischen Sesostris S. 68 ist nur der in den Mosaischen Büchern mehrfach angeführte Aegypterkönig zu verstehen, der hier immer nur Pharao, aber seit Herodot im ganzen griechischen Alterthum Sesostris genannt wird. Man leitet diesen Namen von einem auf ägyptischen Monumenten vorkommenden Beinamen des Ramses: Sestesu her. Da die Bibel keine Namen der Könige nennt, ist mit Sicherheit nicht zu sagen, unter welchem Joseph nach Aegypten kam, unter welchem Moses geboren wurde und die Juden Frohndienste leisten mussten. Man glaubt, dass Joseph unter Apepi I. nach Aegypten kam, Lepsius setzt ihn später, in die Zeit des Seti I., er hält Ramses II. für den Bedrücker der Juden und lässt unter seinem Sohne Merenptah ihren Auszug geschehen. Während Bunsen

in Sesostris eine Combination zweier Herrscher des alten Reiches sehen wollte, wies Lepsius nach, dass Sesostris dem Ramses II. gleichzusetzen sei. Wie die heutige ägyptische Forschung diese Frage beantwortet, fasst Wiedemann, Geschichte von Altägypten 1891 S. 123 in folgenden Worten zusammen: Ramses II. ist es vor allem, an den die Sage von Sesostris anknüpft. Sesostris ist freilich nicht einfach Ramses II., er ist überhaupt keine historische Persönlichkeit im strengen Sinne des Wortes. Man hat die wirklich vorhanden gewesene Person eines Herrschers benutzt, um ihr alle Thaten und Erfolge zuzuschreiben, welche ägyptische Fürsten überhaupt je errangen. Rosellini hatte in der Erklärung seines a. a. O. Vol. I T. 79 erwähnten Bildes Ramses III. als den Sesostris bezeichnet. Die grichischen Exegeten nennen Sesostris nicht und haben sich mit der geschichtlichen Individualität der betreffenden Pharaonen gar nicht befasst. — Dass die blonden Bewohner des Atlas Nachkommen der Vandalen seien, hält Reinach für einen Irrthum. Schon Prichard führt die Meinung an, dass die blonden Berbern des Gebirges Auress die Ueberreste der von Belisar besiegten Vandalen seien a. a. O. II S. 30. An einer anderen Stelle, III 126 sagt er, Vandalen drangen im Anfang des fünften Jahrhunderts mit Sueven und Alanen in Gallien ein, verliessen Spanien und zogen nach Afrika. Auch neuere Reisende haben über diese blonden und blauäugigen Kabylen berichtet. Moritz Wagner fand einen solchen, welcher sagte: deine und meine Väter waren Brüder. Die Bewohner von Algier nannten die Deutschen in der Fremdenlegion französische Kabylen. Rohlfs sah in Marokko einen blonden Berber und hörte eine ähnliche Bemerkung wie Wagner. Er leitet die in Algerien und Tunesien vorkommenden Blonden von den in Nordafrika sitzen gebliebenen nordischen Völkern, den Vandalen, Gothen u. a. ab. Es giebt auch Zeugnisse für einen viel älteren Ursprung derselben. Faidherbe berichtete zuerst auf der Anthropologen-Versammlung in Brüssel C. r. 1872 p. 406 über die zahlreichen Dolmen Nordafrika's, die sich von denen des westlichen und nördlichen Europas nicht unterschieden, er maass die Skelette aus 14 Gräbern und fand eine grosse, dolichocephale Rasse, er sieht sie abgebildet in der blonden blauäugigen Rasse der ägyptischen Grabgemälde, die in das 15. Jahrhundert vor Chr. gesetzt werden. Die Tuaregs schienen ihm der reinste Stamm dieser Rasse und ihrer Sprache zu sein, diese nennen ihre Sprache: tamahoug. Faidherbe berichtet 1874 in der Bull. de la Soc. d'Anthrop. p. 141, dass Maspero ihm mittheilte, die Tamahu würden i. J. 3000 vor Chr. zuerst genannt, aber erst in einer späteren Schreibart als Männer des Nordens bezeichnet. Vélain schildert ebendaselbst p. 125 die blonden Kabylen in Algerien, zumal in der Provinz Oran und sagt, dass Mac-Carthy diese Rasse, die sich in allen Stämmen der Kabylen finde, geradezu als germanisch bezeichne. Brinton beobachtete sie unter den Kabylen von

Algier, Walter B. Harris unter den Gebirgsbewohnern von Marokko, Quedlinfeldt, Zeitschr. f. Ethnol. 1888 S. 115 bemerkt, dass sie vollkommen dem nordgermanischen Typus gleiche. In den Bull. 1889 p. 458 werden die Tamahu, deren Reste unter den Berbern leben, als die nordeuropäischen Eroberer Libyens bezeichnet. Die Ansichten Faidherbe's sind in Frankreich nicht widerlegt worden, wie aus dem Necrolog des verdienten Forschers von Laborde hervorgeht, vgl. Bull. 1889 p. 452. Daniel G. Brinton fasst, Races and peoples, New York 1890 p. 118, die blonden Berbern des Atlas, die Rifians in Marokko, die Kabylen in Algerien unter dem Namen des libysch-teutonischen Typus zusammen. — Wenn Reinach es in Abrede stellt, dass die Regenbogenschüsselchen, wie ich S. 69 sage, den asiatischen Ursprung der Cultur der Kelten bezeugen, so muss er wiederlegen, was Streber, Abh. der K. Bayr. Akad. d. W. B. IX und ich Rh. Jahrb. LXXXVI, S. 1 darüber gesagt haben und die Uebereinstimmung des Triquetrum auf jenen Münzen und auf denen Lyciens auf andere Weise erklären, vgl. Sir Charles Fellows, Coins of ancient Lycia London 1855. — Reinach bezweifelt, dass die Bronzeaxt, S. 70, Kelt genannt worden sei, weil man sie den Kelten zuschrieb. Die Mittheilung des Herrn von Becker über die Geschichte des Wortes Celt im Archiv f. Anthrop. X ist vom December 1876. Er führt an, dass Schreiber 1839 den Celt die Nationalwaffe der Kelten genannt, es aber unbestimmt gelassen habe, ob das Volk von der Waffe oder diese von jenem den Namen führe. Er sagt nicht, woher er die Angabe hat, dass das lateinische Wort celtis aus einem Schreibfehler des Wortes celte statt certe in der lateinischen Uebersetzung der Stelle Hiob c. 19 v. 23 entstanden sei. Am ausführlichsten hat J. Evans, The ancient Bronce-Implements of Great Britain and Ireland, London 1881 p. 27 über den Ursprung des Wortes celt geschrieben. Er führt an, dass Beyer vor 200 Jahren schon angegeben habe, dass einige Handschriften der Vulgata an der betreffenden Stelle certe statt celte schrieben und dass diese wahrscheinlich die ältesten und besten seien. Beyer bildet in seinem Thesaurus Brandenburgensis 1696 einen celt ab unter der Benennung Celtes. Er glaubt, dass derselbe ein Werkzeug des Bildhauers sei. Später hielt man die Celte für römischen, britischen oder gallischen Ursprungs. Pogge leitete 1787 den Namen Celt nicht von celtis, sondern vom celtischen Volke her. Evans glaubt, dass man diese Instrumente möglicher Weise Celte genannt habe, weil es nahe lag, sie mit den Celten in Verbindung zu bringen. Aus dieser Ursache hätten französische Forscher einen neuen Plural des Wortes, Celtae gebildet. Ebenso habe man sie in England allgemein den alten Celtae zugeschrieben. — Auf Seite 73 sage ich, die Alten kannten in vorrömischer Zeit das Ziegelbrennen nicht. Dieser Satz ist freilich nur für Europa richtig. Es ist bekannt, dass die Mauern von Babylon im Innern aus Luftziegeln gebaut waren, nach Menant, Baby-

lone et la Chaldée p. 184 waren sie aber nach aussen mit gebrannten Ziegeln bedeckt. Schon Herodot berichtet I 179, dass die 50 Ellen breite und 200 Ellen hohe Umfassungsmauer Babylons aus in Oefen gebrannten Ziegeln und aus heissem Erdpech gebaut sei. In Theben ist eine kleine Mauer aus der 21. Dynastie in ihren Trümmern erhalten, die aus gebrannten und gestempelten Ziegeln errichtet ist. Die Umfassungsmauern der Tempel in Aegypten bestanden aus ungebrannten Ziegeln oder waren nur Erdwälle. Auch fertigten die Aegypter aus gebranntem Thon glasirte Platten zum Verzieren der Wände an. Ernest de Sarzec, Découv. en Chaldée Paris 1887 berichtet, dass sich in den Bauten von Goudea rohe und gebrannte Ziegel finden, die letztern tragen den Namen eines Gottes. Doch giebt es auch in Asien kein grösseres Gebäude aus dem Alterthum, welches ganz aus gebrannten Ziegeln errichtet wäre. Man ging mit denselben, wie Kaulen glaubt, sparsam um, weil es im Lande an Brennmaterial fehlte. In der Bibelstelle, Moses 11, 3, kann das hebräische Wort für Brennen nach ihm nur auf künstliche Gluht bezogen werden. Schliemann sagt, Troja p. 60 und 76, dass Tempel- und Festungsmauern daselbst aus Ziegeln gebaut sind, die erst nach Errichtung der Mauern gebrannt worden seien. Das zu beiden Seiten der Mauer angezündete Feuer konnte um so stärker wirken, als dieselbe der Länge und Quere nach von Kanälen durchzogen war, die mit Holz gefüllt waren, das im gebrannten Thon Eindrücke hinterlassen hat. Die Thonschichten zwischen den Ziegeln sind ebenso stark gebrannt wie diese selbst. Je näher die Ziegel bei den Kanälen waren, um so stärker sind sie gebacken. Bilder veranschaulichen den Bau der Mauer. Diese Bauweise war sicher das Vorbild unserer Ziegelöfen. Nach Sayce a. a. O. p. 180 war der von Nebuchadnezzar gebaute Tempel Birs-i-Nimrud ebenso gebaut. Im Globus B. XIII S. 353 ist über Lejeans Reise nach Babylonien im Jahre 1866 berichtet. Dieser spricht von verglasten Blöcken auf dem Gipfel des Hügels, auf dem der Birs Nimrud steht. Auch er glaubt, dass sie die Bekleidung des Denkmals bildeten und verspottet die Meinung, dass ein Blitzstrahl den Thurm getroffen habe. Die verglasten Burgen Schottlands sind ein weiteres Beispiel dieser Bauweise. Butler hat ihr Vorkommen in Amerika, Daubrée in Frankreich beschrieben, sie sind im Elsass und in Böhmen bekannt. Virchow hat verschlackte Mauern in Sachsen und Schlesien, ich selbst eine solche bei Kirn-Sulzbach im Rheinland beschrieben, Anthropologen-Versammlung in Regensburg 1881 S. 143 u. Verh. d. Naturh. V. 1882 Stzb. S. 7. Die Beweisstücke der von mir selbst ausgegrabenen Mauerreste sind in meiner Sammlung. Dörpfeld, Der antike Ziegelbau u. s. w. Festschr. f. Curtius Berlin 1884, bestätigt, dass die sämmtlichen Mauern von Ilion, auch die von Mykene, Tiryns, Eleusis, wie die der Städte in Mesopotamien aus Luftziegeln gebaut sind. Er scheint aber abweichend von Schlie-

mann zufälligen Brand als Ursache der Verschlackung anzunehmen und bemerkt, dass die Ziegel und die Lehmschichten dazwischen zu hartem Stein gebrannt seien. Noch heute würden in Griechenland die Luftziegel gebraucht und heute würden zur Verstärkung der Mauern Längen- und Querhölzer horizontal in dieselben eingelegt. Es ist wenig wahrscheinlich, dass bei oberirdischem Brande die Fundamente in der Tiefe der Erde sollten vollständig verschlacken können. — Ich hatte auf S. 76 gesagt, dass der Gallier der Gruppe Ludovisi einen Halsring trage, weil de Baye a. a. O. S. 12 so berichtet hat. In einer neueren Zuschrift hält derselbe es für möglich, dass man Falten des Gewandes für einen Torques gehalten habe. — Wenn Reinach sagt, es giebt keinen Gallierkopf in Marmor zu Bologna, so wird jeder Leser glauben, dass eine solche Büste dort nicht vorhanden sei. Ich habe aber nur das Versehen begangen, einen Marmorkopf daselbst anzuführen, während die Büste aus Kalkstein, calcaire, gefertigt ist. Reinach selbst führt sie S. 6 als Porträt eines keltischen Häuptlings an. — Gegen meine Behauptung S. 77, dass der Torques für einen Schmuck der Männer, nicht der Weiber zu halten sei, macht er den Einwurf, dass die Abwesenheit des Torques in den männlichen Gräbern der Champagne eine ausgemachte Sache sei, als wenn dieser Umstand, gegen die Zeugnisse der Schriftsteller, die bildlichen Darstellungen und andere Gräberfunde irgend Beachtung verdiente. Baron de Baye stellt, sur l'usage du torques chez les Gallois, in den Bull. d. trav. hist. 1885 Nr. 2 zahlreiche Grabfunde zusammen, die beweisen, dass der Torques ein Schmuck der Männer war. — Ich sage in meiner Abhandlung, man glaubt, dass der Sarkophag von Ammendola die Schlacht bei Telamon vorstelle, was Reinach in der bestimmtesten Weise verneint. Ich bezog mich auf die Ansicht Nibby's, die von Braun getheilt war. In dem Worte: man glaubt, war von mir das Unsichere der Deutung bezeichnet. Reinach hat in dem angeführten Aufsatze Revue archéol. 1889 diesem Alterthum eine sehr ausführliche Betrachtung gewidmet, welche die Unmöglichkeit von Nibby's Ansicht begründen soll. Ich stelle in Abrede, dass Reinach einen vollgültigen Beweis für seine Ansicht beigebracht hat. Wie er selbst erzählt, haben schon 1830 Raoul-Rochette und Amati in dem genannten Relief andere Darstellungen gesehen, jener die Schlacht bei Delphi, dieser eine Niederlage der Galater in Kleinasien. Nibby vermuthete 1840, dass ein Nachkomme des Consuls Atilius Regulus in dem Sarge bestattet gewesen sei, und dass sich die Darstellung auf den Tod des letzteren in der Schlacht bei Telamon beziehe. Auch der Gallierkönig Aneroestus, der sich selbst tödtete, sei dargestellt, wie der zweite Keltenkönig Concolitanus, der gefangen genommen wurde. Diese Beziehungen kann man für sehr fraglich halten und doch annehmen, das in Rom gefundene Relief sei eine Darstellung der in Etrurien gelieferten, von Polybius, II 27—31 so lebhaft be-

schriebenen Schlacht bei Telamon. Dass Aneroestus nach Polybius sich erst nach der Niederlage der Gallier tödtete, hier während der Schlacht, ist nicht entscheidend für das Gegentheil. Die neuere Forschung hat festgestellt, dass der Styl des Reliefs dem zweiten Jahrhundert n. Chr. angehört und dass die einzelnen Gruppen in Kunstwerken der Pergamenischen Schule wiedergefunden werden. Dass der Künstler, der die Schlacht bei Telamon darstellen wollte, griechische Vorbilder benutzt hat, ist sehr natürlich und zeigt sich schon in dem einer phrygischen Mütze gleichenden Helme eines Kriegers; auch berichtet Plinius, dass mehrere Künstler die Kämpfe des Attalus und Eumenes gegen die Gallier dargestellt hätten. Dieser Umstand beweist für den Gegenstand unserer Darstellung gar nichts. Auch Brunn hat, was Reinach nicht anführt, J doni di Attalo, Ann. del Instit. 1870 p. 301 auf den Einfluss der Kunstwerke von Pergamon auf die Darstellung von Galliern aufmerksam gemacht und Gruppen des Sarcophags von Ammendola mit solchen Bildern verglichen. Dass man Sarcophage mit Gallierschlachten, wie die mit mythologischen Darstellungen, im Voraus für den Verkauf gearbeitet haben soll, ist viel weniger wahrscheinlich, als dass ein Künstler zur Zeit der Antonine noch für die Schlacht bei Telamon sich begeistern konnte. Auf römischen Sarcophagen sollen niemals Scenen aus der römischen Geschichte dargestellt sein, aber solche sind auf dem Triumphbogen des Titus und dem von Orange, wie auf der Trajansäule in Rom dargestellt! Dass man auf den beiden letzteren Kunstwerken auch Beziehungen zu den Skulpturen von Pergamon findet, zeigte Lenormant. Warum sollen Nero und Sueton sich geirrt haben, wenn sie auf einem Grabmal der Via Appia einen römischen Krieger sahen, der einen Gallier an den Haaren schleift? Es kommen ähnliche Darstellungen auf römischen Münzen vor. Auf einer Münze der Familie Sergia ist ein Reiter mit dem abgeschnittenen Kopfe eines Galliers zu sehen. Alle Gründe, mit denen Reinach seine Meinung vertheidigt, können bestritten werden. — Ich führe S. 101 an, dass die Cimbern, wie auch Prichard annimmt, Gallier waren. Auch Livius bezeichnet sie als solche und Tacitus nennt sie Germanen. Warum läugnet dies Reinach? Wie kann Reinach sich in solchen Fragen ein Urtheil beimessen, die so weit ab vom Gebiete seiner Studien liegen? Es ist um so auffallender, dass Reinach die Cimbern nicht für Celten halten will, weil gerade die französischen Forscher nach dem Vorgange von Thierry diese Ansicht verbreiteten. — Meine von Reinach angegriffene Behauptung auf S. 104, dass im Gebiete der Garonne im fünften Jahrhundert noch keltisch gesprochen worden sei, habe ich von Becker a. a. O. S. 59 entlehnt. Dieselbe ist wohl begründet. Ammianus Marcellinus sagt um 400, von Lugdunum an nördlich werden die Strassen nicht mehr nach römischen Millien, sondern nach gallischen Leugen gemessen. Auch Prichard sagt III S. 56, wir haben allen Grund zu glauben,

dass die keltische Sprache in einigen Theilen Galliens fast bis zum Ende der römischen Herrschaft fortgesprochen wurde. De Ranse erwähnt Bull. de la Soc. d'Anthrop. 1866 p. 487, dass nach Sidonius Apollinaris, der im fünften Jahrhundert lebte, die Gebildeten in den Städten damals lateinisch schrieben, während das Volk noch das Keltische beibehalten hatte. — Ich bedauere, dem Herrn Reinach nicht einmal das Verdienst zuerkennen zu können, zwei Druckfehler meines Textes entdeckt zu haben. Auf Seite 76 steht Vincetorix statt Vercingetorix und Arminium statt Ariminum. Es ist ihm viel angenehmer, mir diese Druckfehler als Irrthümer anrechnen zu können. Er schreibt: ich kenne keinen Vincetorix und Arminium ist nicht das alte Rimini!

Das Urtheil des Herrn Reinach über meine Schreibweise schlage ich sehr gering an. Hat doch der verdiente B. Pomerol in würdigerer Weise meine Schriften seinen Landsleuten empfohlen. Ich scheue mich nicht, den Verunglimpfungen Reinach's gegenüber seine Worte aus den Materiaux pour l'hist. prim. et natur. de l'homme 2. Sér. XI 1880 p. 48 hier mitzutheilen: „Les travaux du Dr. Schaaffhausen, que nous venons d'analyser, montrent à chaque instant le vaste savoir de l'auteur, sa méthode vraiment scientifique, la rectitude de son jugement et l'on ne saurait trop en recommander la lecture à ceux, qui veulent éviter les écueils, dont est semé, de nos jours encore, le champ de l'anthropologie." In fast allen vorgeschichtlichen Fragen ist Herr Reinach mein Gegner. Wie unzuverlässig und unvollständig die Angaben des Herrn Reinach in solchen Untersuchungen sind, möge man daraus entnehmen, dass er, Antiquités nation. I p. 309 den Neanderthaler Schädel in Würtemberg gefunden sein lässt. Meine Abhandlung über den Neanderthaler Fund vom Jahre 1888 verlegt er p. 133 in das Jahr 1878. Ich soll p. 176 die Lartet'sche Platte mit dem Mammuthbilde mit einer andern verwechselt haben. Neben dem von mir restaurirten Kopfe des Neanderthalers, den er p. 139 nur der Curiosität wegen wieder giebt, bildet er einen Schädel ab, der damit gar keine Gemeinschaft hat. Auf p. 131 führt er den Angriff Hölders auf meine Forschungen im Ausland 1885 Nr. 15 an, verschweigt aber meine Antwort in demselben Jahrgang dieser Zeitschrift Nr. 30. Das sind einige der Fehler des Herrn Reinach, die ich berichtigen will. Er hat aber, anstatt die von ihm gerügten zahlreichen Irrthümer in meinem Aufsatze nachgewiesen zu haben, nur ein wahres Probestück einer leichtfertigen Berichterstattung geliefert.

Schaaffhausen.

9. Zu Jahrbuch XCII S. 145 f. Auf Wunsch des Herrn Archiv-Directors Dr. Wolfram, der sich eine eingehende Replik gegen die Ausführungen des Herrn Dr. Clemen vorbehält, und im Einverständniss mit Herrn Dr. Clemen bringen wir hiermit das im Jahrbuch 92

S. 145 f. erwähnte, von Metz, den 10. Februar 1892 datirte, an Herrn Dr. Wolfram gerichtete Schreiben des Herrn Baurath Tornow, unter Fortlassung einiger unwesentlicher, die in Frage stehende Angelegenheit nicht weiter berührender Stellen, im Wortlaute zum Abdruck:

„Sehr wider meinen Willen sehe ich mich durch Hineinziehen meiner Person von Ihrer Seite aus in die Polemik über das Alter der Reiterstatuette Karl's d. Gr. (Jahrbuch der Gesellschaft für lothr. Geschichte und Alterthumskunde, Jahrgang III Seite 336 ff.) zu nachstehender Entgegnung gezwungen ....

Zunächst will ich gern annehmen, dass die in der von Ihnen gewählten Form der Begründung des Werthes meines Gutachtens gelegene Zweideutigkeit eine unbeabsichtigte ist. Mag die gewählte Fassung, besonders wegen Benutzung von Gänsefüsschen bei zwei Worten, wozu, im Interesse textlicher Deutlichkeit allein, eine begründete oder zwingende Veranlassung jedenfalls nicht vorlag, auf den unbefangenen Leser auch im ersten Augenblick den Eindruck machen, als ob in derselben implicite eine Herabsetzung des Werthes meiner eigenen Meinung ausgedrückt sei, so liegt andererseits eine zwingende Nothwendigkeit zu einer solchen Schlussfolgerung deswegen nicht vor, weil eine andere Deutung immerhin möglich ist ....

Zur Sache selbst bemerke ich, dass aus der Fassung meines, übrigens keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesenen Berichtes deutlich hervorgeht, dass es sich um eine nur vorläufige Mittheilung handelt, auch beweist das Datum desselben, dass dieser Bericht erstattet wurde vor Abgabe des Gutachtens des Professors aus'm Weerth, zu welch' letzterem derselbe auf meinen Antrag hin im Auftrage Sr. Excellenz des Herrn Staatssecretärs durch mich eingeladen war, und dass in dieser Mittheilung meinerseits nichts weiter enthalten ist als eine vorläufige, vor Abschluss seiner Arbeit enthaltene Vermuthung aus'm Weerths, die sich ferner nicht auf seine oder meine Wahrnehmungen, sondern auf diejenigen dem letzten bekannter französischer Archäologen stützt. Diese, in dieser Gestalt ausgedrückte Vermuthung hatte naturgemäss nicht den geringsten bindenden Zwang auf den thatsächlichen Ausgang des endgültigen Ergebnisses der von aus'm Weerth angestellten Untersuchungen, und wie Ihrerseits geschehen, Schlüsse so sehr weit tragender Bedeutung gerade hieraus zu ziehen, scheint wahrlich mehr als gesucht und gewagt. Vollends unverständlich aber ist es, wie Sie hieraus und bei dieser offenkundigen Lage der Sache einen Widerspruch herzuleiten vermögen zwischen einer vermeintlich nachträglich geänderten Meinung meinerseits gegenüber einem von mir abgegebenen ersten Gutachten.

Am meisten jedoch bedauere ich, dass Ihre Behauptung, ich zuerst in Deutschland hätte auf die karolingische Herkunft der Figur aufmerk-

sam gemacht, eine Unrichtigkeit enthält. Schriftstellerischem Gebrauche gemäss lässt die von Ihnen gewählte Ausdrucksform die Deutung zu, als ob ich jene Mittheilung öffentlich gemacht hätte, was thatsächlich nicht der Fall ist, da ich gleich von vornherein das Beschreiten dieses Weges in dieser Frage als einer solchen, die keineswegs auf meinem Specialgebiete liegt, als nicht für angemessen erachtet habe. Da aber der herrschende Gebrauch allein nicht die Nothwendigkeit des Schlusses einer dementsprechenden Deutung des Wortlautes Ihrer Behauptung bedingt, so nehme ich Abstand, die Begründung für meine am Eingange dieses Absatzes ausgesprochene Bemerkung hieraus herzuleiten, vielmehr geschieht dies in zwingender Weise an der Hand der Thatsache, dass auch nicht einmal als der Verfasser meines ersten, wie bemerkt nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Berichtes an die mir vorgesetzte Behörde, in welchem also meine erste schriftliche Aeusserung in dieser Sache vorliegt, ich desswegen nicht als, wie Sie behaupten, der erste in Deutschland gelten kann, der auf die Statuette aufmerksam gemacht hat, weil gerade in diesem Berichte ich meine erste Kenntniss vom Vorhandensein derselben auf eine Notiz in Stacke's deutscher Geschichte zurückführe. Bin ich auch gern geneigt, den Ausdruck der somit in Ihrer obigen Behauptung liegenden Unrichtigkeit für einen unbewussten zu halten, so kann ich doch andererseits nicht umhin, aus dem mehr als geringen Maass der Gründlichkeit, mit welchem Sie hiernach von der Befassung meinerseits mit dieser Frage Kenntniss genommen haben, einen Schluss zu ziehen auf den Werth der von Ihnen Ihrerseits hergeleiteten Schlussfolgerungen in dieser Angelegenheit."

IV. Berichte.

I. Generalversammlung des Vereins am 29. Juli 1892.

Der Vorsitzende, Geh.-Rath Schaaffhausen begrüsst die anwesenden Mitglieder und verliest folgenden Jahresbericht:

„Die Zahl der Mitglieder des Vereins betrug mit Einschluss der Ehrenmitglieder, der Schulanstalten und des Vorstandes nach dem Jahresbericht vom 26. Juni 1891: 661.

Gestorben sind seit der Generalversammlung des vorigen Jahres folgende 11 Mitglieder:

Herr Professor Dr. Mosler in Trier,
„ Oberpfarrer Nagelschmidt in Zülpich,
„ General von Veith in Bonn,
„ General Freiherr von Rosen in Wiesbaden,
„ Freiherr von Liebieg zu Reichenberg in Böhmen,
„ Banquier Trinkaus in Düsseldorf,
„ Canonicus Straub in Strassburg,
„ Gymnasialdirector Dr. Binsfeld in Coblenz,
„ Professor J. de Wal in Leyden,
„ Gutsbesitzer Wilh. Mendelsohn in Bonn,
„ Banquier Joseph Goldschmidt in Bonn."

Die Mitglieder erheben sich zum ehrenden Andenken an die Verstorbenen von ihren Sitzen. Der Vorsitzende bemerkt:

„Unter den Hingeschiedenen betrauern wir ein um den Verein hochverdientes Mitglied, das eine lange Reihe von Jahren uns ein treuer Mitarbeiter, vielen von uns ein lieber Freund gewesen ist und in unsern Jahrbüchern zahlreiche Arbeiten niedergelegt hat, die von seinem sorgfältigen Fleisse und seiner Begeisterung für die archäologische Forschung ein rühmliches Zeugniss ablegen. Er war

durch seine militärische Laufbahn insbesondere dazu befähigt, über Wege, Befestigungen und Kriegszüge der Römer uns neue Aufschlüsse zu geben und seine Arbeiten durch von ihm selbst gezeichnete vortreffliche Karten zu illustriren. Ihm verdanken wir die Beschreibung des Bonner Castrums. Es ist General von Veith. Wir werden ihm ein treues Andenken bewahren.

Ausgetreten sind für das Jahr 1892 9 Mitglieder, so dass der Verein mit den 11 Gestorbenen einen Gesammtverlust von 20 Mitgliedern erfahren hat. Diesem Verlust steht ein Gewinn von 20 neuen Mitgliedern gegenüber. Die Mitgliederzahl ist sich also gleich geblieben.

Die neu eingetretenen Mitglieder sind die Folgenden:

Herr Rechtsanwalt Dr. Landwehr in Königswinter,
„ Dr. Götz Martius in Bonn,
„ Sebastian Mertz, Rentner in Köln,
„ Schunk, Kaufmann in Bonn,
Das Bischöfliche Priesterseminar in Trier,
Herr Professor Dr. Zitelmann in Bonn,
„ Professor Dr. Bender in Bonn,
Frau Wittwe Wilde in Bonn,
Herr Landgerichtsrath Hubert Schaaffhausen in Köln,
Die Bibliothek des akademischen Kunstmuseums in Bonn,
Frau Wittwe Firmenich-Richarz in Bonn,
Herr Müllenmeister, Kaufmann in Aachen,
„ Professor Reinhold Koser in Bonn,
„ Director Beger in Ehrenfeld bei Köln,
„ Pfarrer Dr. Norrenberg in Süchteln,
Freifrau Angelica Liebieg zu Reichenberg in Böhmen,
Herr H. Seyffardt in Crefeld,
Se. Excellenz, Geheimrath Dr. Huyssen in Bonn,
Herr Bürgermeister Friedrich Kreitz in Königswinter.

Seit der letzten Versammlung ist das von Herrn Dr. Bone verfasste Register II für die Hefte LXI bis XC als Heft XCI erschienen, ferner die Festschrift zum 50jährigen Jubiläum, die einen Aufwand von Mk. 1678.94 verursacht hat, ferner wurde Heft XCII mit 11 Tafeln und 22 Textbildern ausgegeben. Das Heft XCIII wird in einigen Wochen fertig gestellt sein.

Ich lege mit unseren Sitzungs-Protokollen die Jahresrechnung

für 1891 mit den zugehörigen Belegen vor und theile wie gewöhnlich einige Hauptposten aus derselben mit:

Die Gesammteinnahme betrug 1891: Mark 6561.58 gegen 6505.50 im Jahre 1890, die Ausgabe betrug Mark 6245.22 gegen 5846.92, sodass am 31. Dezember 1891 ein Kassenbestand von Mark 316.36 verblieb gegen Mark 658.58 im Vorjahre.

Der Bestand unserer Kasse ist heute Mark 1703.02 gegen 1616.58 am 26. Juni 1891.

Es betrugen die Ausgaben:				im J. 1890:
für Drucksachen, einschliesslich der Festschrift . .	Mark	3605.52	gegen	2410.78
für Zeichnungen und die Herstellung von Tafeln . .	„	382.83	„	424.30
für Honorare	„	599.25	„	1356.—
für die Bibliothek	„	688.35	„	455.75
für Buchbinderarbeit . . .	„	395.20	„	578.46
für Kassenführung, Porto und verschiedene Ausgaben .	„	554.92	„	553.59

Von den im vorigen Jahre gewählten Herren Revisoren Dr. Hauptmann und Hauptmann Würst ist der erstere auf Reisen abwesend, der andere von Bonn weggezogen und hat der Vorstand, um sie zu ersetzen, Herrn Major von Claer und Herrn Wilhelm Georgi gebeten, für sie die Prüfung der Rechnung zu übernehmen. Der Vorstand bittet, die Wahl der beiden Herren nachträglich zu genehmigen.“ Dies geschieht. „Die Revisoren haben die Rechnung richtig befunden und der Vorstand bittet dem Herrn Rendanten, Rechnungsrath Fricke die Entlastung zu ertheilen.“ Sie wird ertheilt.

Der Vorsitzende dankt den genannten Herren für ihre Mühewaltung und schlägt vor, die Herrn Dr. Hauptmann und Herrn Oberstlieutenant Heyn als Revisoren für das nächste Jahr zu wählen. Beide Herren werden gewählt und nehmen die Wahl an.

Sodann wird zur Neuwahl des Vorstandes geschritten. Der bisherige Vorstand wird durch allgemeinen Zuruf wieder gewählt. Der Vorsitzende dankt für das dem Vorstand bewiesene Vertrauen und fährt fort:

„Ich erlaube mir noch folgende Mittheilungen zu machen: Der Bau des neuen Provinzial-Museums ist in erfreulicher Weise vollendet worden, die innere Ausstattung wird in diesem Herbste fertig, so

dass dann mit der Ueberführung der Alterthümer begonnen werden kann. Zur Einweihung des Museums ist der nächste Mai in Aussicht genommen. Die letzte Generalversammlung hat den Vorstand ermächtigt, die Bedingungen endgültig mit der Provinzialverwaltung festzustellen, unter denen der Verein seine Sammlungen dem Museum übergiebt. Mit diesen Bedingungen hat sich der Provinzial-Ausschuss laut Schreiben vom 2. Mai 1892 einverstanden erkärt. Das Schreiben lautet:

Düsseldorf, den 2. Mai 1892.

Euerer Hochwohlgeboren beehre ich mich mit Bezug auf das gefällige Schreiben vom 2. Juli 1891 ergebenst mitzutheilen, dass ich dem Provinzialausschuss in seiner Sitzung vom 26./27. April cr. von den seitherigen Verhandlungen, betreffend die Ueberweisung der dem Alterthums-Verein angehörigen Sammlung von Kunstsachen und Alterthümern an das Provinzial-Museum in Bonn, Mittheilung gemacht habe, und dass derselbe sich mit den gestellten Bedingungen, unter welchen die Ueberweisung der Sammlung erfolgen soll, einverstanden erklärt hat.

Diese Bedingungen lassen sich aus den geführten Verhandlungen zusammenfassen, wie folgt:

1. Die Vereinssammlung bleibt Eigenthum des Vereins und die ihr zugehörigen Gegenstände sind thunlichst durch besondere Etiquetten zu bezeichnen;
2. die freie Benutzung des gesammten Provinzial-Museums zu wissenschaftlichen Zwecken wird dem Vereine gewährleistet, ebenso der ungehinderte Gebrauch der von dem Vereinsvorstande verwalteten Vereins-Bibliothek, die in einem besonderen Raume eine geeignete Aufstellung und Einrichtung finden wird;
3. dem Vereinsvorstand wird ein passender Raum für seine Sitzungen und die Generalversammlungen des Vereins zur Verfügung gestellt;
4. die Sammlungen des Provinzial-Museums sind den Vereinsmitgliedern an noch zu bestimmenden Tagen und Stunden unentgeltlich zugänglich.

Anlangend den in dem gefälligen Schreiben vom 6. März 1891 ausgesprochenen Wunsch, bei der Aufstellung der Vereinssammlung in den Räumen des Museums mitzuwirken, resp. hinzugezogen zu werden, so stelle ich Euer Hochwohlgeboren ergebenst anheim, sich in dieser Beziehung mit dem Museumsdirector Herrn Professor Dr.

Klein in Verbindung zu setzen, welcher diesseits ersucht ist, jenem Wunsche thunlichst zu entsprechen.

Der Landesdirector der Rheinprovinz.
In Vertretung:
Adams.

Die Sammlung des Vereins war wie im vorigen Jahre in den Sommermonaten in ihrer provisorischen Aufstellung Donnerstags von 11 bis 1 Uhr dem Publikum geöffnet.

Unsere Bibliothek ist für die Mitglieder bis auf Weiteres jeden Montag von 2 bis 4 Uhr geöffnet. Dieselbe hat sich im vorigen Jahre um etwa 250 Bände vermehrt. Geschenke hat sie erhalten von den Herren Breitner, Düntzer, Heger, von Mirbach, Schaaffhausen, Urlichs, Wiedemann und Wieseler. Neuer Tauschverkehr ist mit dem Kaiserl. deutschen archaeologischen Institut in Athen angeknüpft worden.

Am 25. October 1891 wurde das 50jährige Jubiläum in einer alle Theilnehmer befriedigenden Weise gefeiert. Das Heft 92 unserer Jahrbücher hat darüber berichtet wie auch über die am 9. December abgehaltene Winckelmannsfeier.

Für die Herstellung der Festschrift zu unserem Jubiläum hat uns der Provinziallandtag auf unsere Bitte einen Zuschuss von 500 Mark bewilligt, wofür ich unsern verbindlichsten Dank hiermit öffentlich wiederhole.

Auch im verflossenen Jahre wurden die Verhandlungen wegen eines staatlichen Schutzes der geschichtlichen Denkmäler des Landes fortgesetzt. Am 18. März d. J. fand in Coblenz eine Versammlung von Sachverständigen statt, die Herr Oberpräsident Nasse auf Veranlassung des Kgl. Ministeriums berufen hatte, um ein Gutachten darüber abzugeben, auf welche Weise für die Erhaltung der Denkmäler des Landes die geeigneten Maassregeln zu treffen wären. Die Ansicht ging dahin, der Provinzial-Verwaltung diese Aufgabe unter Zuziehung von Sachkundigen zu übertragen, schon aus dem Grunde, weil ihr die Bewilligung der Geldmittel obliegen würde. Unter dem 10. Juli 1892 versandte der Verwaltungsausschuss des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine einen Fragebogen, in welchem er, bezugnehmend auf die Beschlüsse dieses Vereins zu Schwerin im Jahre 1890 die einzelnen Vereine auffordert, der Absicht der Königl. Regierung entsprechend, mitzuwirken, ein Verzeichniss der erhaltungswerthen Denkmale zu Stande

zu bringen und gewisse Fragen zu beantworten, um eine Uebersicht über den Stand der Frage in ganz Deutschland zu erhalten. Der Vorsitzende hat dieser Aufforderung entsprochen. Seine Excellenz der Herr Finanzminister hat in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 15. März 1892 seine Bereitwilligkeit erklärt, der Frage wegen Erhaltung der alten Denkmale in der ganzen Monarchie näher zu treten und rechnet zu diesem Zwecke auf eine festorganisirte Mitwirkung der Verbände der historischen Vereine. Wenn diese hergestellt sei, werde der Staat die ihm dabei zufallende Mitwirkung nicht versagen."

Der Vorstand.

---

2. Die XXII. allgemeine Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Danzig vom 3. bis 5. August 1891.

Dieselbe wurde Montag, den 3. August, im Sitzungssaale des Landeshauses um 9 Uhr vom Vorsitzenden, Geheimrath Virchow eröffnet. Er begrüsste zuerst den anwesenden Oberpräsidenten Staatsminister v. Gossler, als den Mann, dem die anthropologische Wissenschaft seit der Begründung des Deutschen Reiches am meisten zu verdanken habe, der als Zeugniss seiner Theilnahme das Museum für Völkerkunde in Berlin hinterlassen habe. Er habe alle Kreise mit in die Arbeiten für unsere Wissenschaft gezogen, wozu die feste Gliederung unserer Provinzialverwaltungen ein förderndes Mittel war. In alter Zeit knüpft die Geschichte unserer Wissenschaft überall an die kleinen Höfe unserer Fürsten an. Das Museum von Danzig ist ein wahrer Stolz der Provinz, wozu Herr v. Winter die Grundlage geschaffen hat. Beklagenswerth ist bei älteren Funden der fehlende Nachweis von der Herkunft der Alterthümer. So anerkennenswerth die ältere historische Methode für die Alterthumsforschung war, so hat diese doch eine andere Form angenommen, seit die naturwissenschaftliche Art der Untersuchung Platz gegriffen hat. Hier im Lande haben der Landes-Geolog Berendt und die Herren Lissauer und Tischler, zwei Männer der naturwissenschaftlichen Richtung, die Arbeit in die Hand genommen. Er schildert den grossen Verlust, den die Wissenschaft durch den Tod Tischlers erlitten. Die Technik und die methodische Herstellung des Geräthes und Schmuckes, der Metalle und Thonsachen war seine Meisterschaft. Er stellte die Chronologie der preussischen Gräberfelder seit dem 4. bis 5. Jahrhundert vor Christus bis zur Völkerwanderung fest. Virchow gedenkt der jüngst verstorbenen Provinzialdirectoren Pinder in Kassel und Handelmann in Kiel, dessen Nachfolgerin in der Direction des Kieler Museums Fräulein Mestorf, die beste Kennerin Skandinaviens, geworden ist. Als er das Hinscheiden des einzigen Ehrenmitgliedes Heinrich Schliemann erwähnte, erzählt er, wie er Dank der Gesichtsurnen mit ihm in Berührung gekommen sei, die in keiner deutschen Gegend so häufig vorkommen, wie im Weichselgebiet, sie sind freilich ein Jahrtausend oder mehr jünger, wie die von Troja. Auf denselben befindet sich der Bronzeschmuck der Hallstattzeit.

Er spricht dann über die richtige Wiedergabe organischer Formen von Menschen und Thieren in der Vorzeit im Gegensatz zu der Ungeschicklichkeit unserer Hände, die durch ein planmässiges systematisches Zeichnen ausgebildet werden. Die Rennthiere zeichneten die alten Künstler so gut, weil sie nicht in Zeichenschulen gegangen waren. An den Gesichtsurnen geben ein paar Striche eine klare Darstellung. Schliemann verdanken wir die Thatsache, dass die griechische Cultur auf orientalischer Grundlage ruht. Wir haben den inneren Zusammenhang aller menschlichen Cultur erkannt; dass ein Volk die Arbeiten des anderen aufnimmt, das wird die Grundlage für alle Richtungen der Forschung sein. Die trojanischen Gesichtsurnen bezogen sich auf Athene und die Eule.

Virchow lässt eine Betrachtung über die prähistorische Periode folgen. Von Alters her betrachtete man Troja als die Stelle, von der alle europäische Cultur hergekommen sei. Die Auswanderung der Trojaner brachte sie zuerst nach Italien und von dort in ferne Länder. Diese Vorstellung hat sich bis in's Mittelalter erhalten. Noch sitzen in Mitteleuropa die Nachkommen von drei grossen Völkern neben einander: Kelten, Germanen und Slaven. Die Funde im gallischen Alesia und in La Tène am Neuenburger See sind identisch. La Tène war eine gallische Niederlassung. Jetzt sind auch La Tène-Funde in Noricum bekannt, wo v. Hochstetter sie leugnete. Sie sind auch im Weichselgebiet bei Graudenz und Kulm gefunden. Wunderbar ist, wie mit der Tène-Zeit auf einmal die volle Eisenzeit da ist. Wo sind die Gothen hergekommen, deren erstes Erscheinen noch mit der Tène-Zeit zusammenhängt? Hallstatt gehört noch mehr der Bronzezeit an, als La Tène. Waren die Hallstätter und die Leute der Bronzezeit Germanen? Virchow warnt vor voreiligen Schlüssen. Ein Hinderniss der Untersuchung der Bronzezeit ist der Leichenbrand. Thier- und Pflanzennamen sollen beweisen, dass die Arier nicht aus Asien gekommen, sondern in Mitteleuropa entstanden seien. Aber welche Thatsachen besitzen wir aus dieser Urzeit? Sind die Wohnplätze der Steinzeit zu Tolkemit gleichzeitig mit den dänischen Kjökkenmöddinger? Virchow bezweifelt es. Nach Fraas und v. Hölder soll der Schädel von Cannstadt kein hohes Alter in Anspruch nehmen können. Der Neanderthaler soll unter Umständen gefunden sein, welche die genaue geologische Bestimmung seiner Lage ausschliessen. Er meint, weil das Gesicht fehle, sei der Phantasie ein ungemessener Spielraum gelassen. Im Museum von Danzig soll ein Schädeldach aus Gross-Morin aus einem Grabe der Steinzeit vorhanden sein, welches sich dem Neanderthaler an die Seite stellt, wegen seiner grossen Stirnhöhlen, seines langgestreckten Hinterhauptes, und welches gleichfalls den Vorzug hat, dass kein Gesicht da ist und keine Basis cranii. Franzosen und Engländer hätten den Neanderthaler mit den Australiern zusammengestellt und ge-

schlossen, dass zu der Zeit dieses Schädels Europa von Australiern bewohnt gewesen sei. Der Berichterstatter bemerkt hierzu, dass die Herren Fraas und v. Hölder Beweise für ein jüngeres Alter des Cannstadter Schädels durchaus nicht erbracht haben und dass der Neanderthaler in seiner geologischen Lagerung auf das Genaueste bestimmt ist. Huxley hat diesen Schädel zwar den Australiern verglichen, hat aber nicht behauptet, dass Europa von Australiern bewohnt gewesen sei. Der Berichterstatter verweist auf seine Schrift: Der Neanderthaler Fund, Bonn 1888. Aus der neolithischen Zeit sind wenig menschliche Ueberreste vorhanden. Die Schädel von Lengyel in Südungarn sind arisch, nicht mongolisch. Ob es Germanen oder Kelten waren, will er nicht entscheiden. Er meint, dass das Wissen des Menschen von seiner Herkunft für die ganze Auffassung der menschlichen Entwickelung von grösster Bedeutung sei, auch für das Staatsleben und das gesellschaftliche Leben der Gegenwart.

Oberpräsident v. Gossler vergleicht das Jahr 1880, in dem der Congress in Berlin tagte, mit 1891 und bezeugt die mächtigen Fortschritte der Gesellschaft. Neue Museen sind entstanden und neue Methoden, die Funde zu conserviren, auch sind prähistorische Karten entstanden. Durch die Ausdehnung anthropologischer Studien sehen sich andere Disciplinen in ihrem Besitzstande bedroht. In der letzten Zeit ist es ausgesprochen worden, dass die Wissenschaft in ihren Schlüssen die grösste Vorsicht üben soll, die menschliche Forschungskraft reicht nur bis zu einem gewissen Punkt, die letzte Wahrheit kann auf dem Wege der sogenannten exacten Forschung nicht erreicht werden; es ist die Einbildungskraft, welche die Kluft überspringt. Die grösste aller Fragen, welche die Anthropologie beschäftigt, ist die, wo und wie der Mensch in die äussere Erscheinung getreten ist. Wir können nicht leugnen, dass auf diesem Gebiete, nicht ohne Verschulden der Wissenschaft selbst, Missverständnisse eingetreten sind, Ueberspannungen und Uebertreibungen. Zwei Thatsachen aber sind gewonnen: Die Wissenschaft besitzt in sich selbst die Kraft, ihre Wege zu erkennen, und keine religiöse Ueberzeugung braucht sich vor dem Streben nach Wahrheit zu fürchten. Diese zwei Sätze sind unbestritten, sie berechtigen aber nicht zu den voraufgehenden Worten, in denen der Mann, dem die Angelegenheiten der Wissenschaft so lange in Preussen anvertraut waren, sein Missfallen den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung gegenüber zu erkennen giebt, die er masslose Ueberspannungen nennt, weil sie zu seinen vorgefassten Meinungen nicht passen. Wie konnte Gossler der Vertheidiger Darwins im preussischen Abgeordnetenhause sein? Auf den Ort der Versammlung eingehend, sagte er: Sie betreten die fabelreiche Bernsteinküste und es ist ein wunderbares Schauspiel, dass dieses unscheinbare Baumharz ein Mittel geworden ist, um die Fackel der Cultur durch die ganze damals bekannte Welt zu tragen. Auch kommen

Sie in Berührung mit dem deutschen Orden, der die Aufgabe hatte, die Ungläubigen für das Christenthum zu gewinnen. Er hat die Prähistorie hier im Lande vernichtet, die tausend Jahre weiter in die Gegenwart herabreichte, als in den Gebieten Deutschlands, die unter römische Herrschaft gekommen waren. Hier sassen die alten Preussen, Litthauer, Letten und Kuren, und später die Slaven. Manche Probleme sind hier noch durch die Archäologie und Sprachforschung zu lösen.

Der Landesdirector der Provinz Westpreussen, Herr Jäckel, versichert, dass der Provinzialausschuss die Bestrebungen der Gesellschaft zu fördern bemüht sei, und weist auf die durch Herrn Dr. Lissauer verfasste Festschrift hin, welche von Seiten der Provinz der Versammlung zur Begrüssung dargeboten werde.

Herr Oberbürgermeister Baumbach sagt, dass in der Handelsstadt Danzig auch für Kunst und Wissenschaft Verständniss vorhanden sei und erinnert an die berühmten Worte des Sophokles, die er dem Chor in der Antigone V. 332 in den Mund legt. Er hofft, dass die Anthropologen nicht nur an den prähistorischen Gesichtsurnen, sondern auch an den jetzigen Menschenkindern Gefallen finden mögen.

Der Director der seit 148 Jahren bestehenden naturforschenden Gesellschaft Prof. Bail hebt hervor, dass in Danzig auch ohne Universität oder ein ähnliches Institut alle Zweige der Naturforschung gefördert worden seien. Die genannte Gesellschaft hat ihre umfangreichen Sammlungen dem Provinzial-Museum übergeben, dessen Interesse von dem früheren Oberbürgermeister v. Winter kräftigst gefördert wurde.

Für den westpreussischen Geschichts-Verein sprach Geheimrath Dr. Kruse; er bezeichnet als Aufgabe der Anthropologie, die Entwickelung des Menschengeschlechtes durch alle Zonen und Zeiten zu erforschen. Jenes alte Lied des Sophokles: „Vieles Gewaltige giebt es, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch“ sei ein rechtes Bundeslied der Anthropologen, es sei ein Umriss von dem weiten Forschungsgebiet dieser Wissenschaft. Die Geschichte dieses Landes, das der deutsche Orden cultivirt hat, spiegele die Entwickelung der Menschheit in einem ganz eigenartigen Bilde. Wenn man aber den Blick aus der Vergangenheit zurücklenke zur Gegenwart, so habe das Kaiserthum der Hohenzollern den Vergleich mit jenen Zeiten nicht zu scheuen.

Der Geschäftsführer Dr. Lissauer beklagt den Tod des unvergesslichen Freundes Tischler, für den er eingetreten sei, nachdem Danzig für Königsberg gewählt worden sei. Der Reichthum des Bodens an Ueberresten vorgeschichtlicher Cultur habe frühe schon das Interesse geweckt. Die ältesten Funde sind kufische Münzen, die schon 1592 von K. Schütz beschrieben worden sind. Sie waren bei Danzig gefunden. 1722 wurde ein grösserer Fund bei Steegen gemacht. Bayer schrieb in demselben Jahre über römische Münzfunde in Preussen und deutete

die Münzfunde schon als Zeugnisse des alten Bernsteinhandels. In Königsberg sammelte Lilienthal. Reusch schrieb 1724 über preussische Grabhügel und Urnen. Die naturforschende Gesellschaft gründete auch eine ethnologische Sammlung, indem die Begleiter Cooks, Bank und Solander, ihr Waffen und Geräthe von den Südsee-Inseln zum Geschenke machten. Erst 1850 beginnt ein neuer Aufschwung in der Erforschung des Landes durch Förstemann, der das erste Museum für vaterländische Alterthümer hierselbst begründete. Die Bestrebungen gewannen erst einen gemeinsamen Mittelpunkt, als 1872 sich im Schoosse der naturforschenden Gesellschaft ein anthropologischer Localverein gebildet hatte. Es fehlte an den nöthigen Mitteln, bis die neue Provinzialverwaltung, zumal ihr Vorsitzender, Herr v. Winter, dieselben bereitstellte. Die Sammlungen kamen nun unter die Leitung des Museumsdirectors Professor Conwentz. Die ältesten Zeichen des Menschen reichen hier bis in die jüngere Steinzeit, das ist bis tief in das zweite Jahrtausend vor Christus. Hierher gehören die Küchenabfälle bei Tolkemit am frischen Haff; sie enthalten Steingeräthe und Gefässscherben mit Schnurornament. Häufig sind die Funde von Bernsteinschmucksachen, welche mit Feuerstein bearbeitet sind. Gegen Ende der Steinzeit tritt schon der Leichenbrand auf. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christus dehnte sich der Bernsteinhandel, der sich von der Nordsee aus schon früher entwickelt hatte, immer mehr nach Osten aus und zog auch unseren Strand in sein Gebiet. Da finden wir auch die Werkzeuge der Bronzezeit, welche in der Festschrift beschrieben sind. Es zeigen sich Anfänge einer selbständigen Metallindustrie. Es gab drei alte Handelswege, einen durch Pommern und Mecklenburg bis zur Elbe und weiter, einen durch Posen, die Lausitz und Sachsen zum Rhein, endlich einen die Weichsel entlang nach dem Donaugebiet und Ungarn. Der letztere wurde später der wichtigste. Im jüngsten Abschnitt der Bronzezeit werden Steinkistengräber ohne Aufschüttung allgemeine Sitte. Ihre grosse Zahl erweckt die Vorstellung, dass das Land dicht bevölkert war. Die Keramik dieser Zeit hat sich in den Gesichtsurnen ein Denkmal gesetzt, die nirgends in solcher Fülle gefunden werden, zumal in den Kreisen Putzig, Neustadt und Danzig, deren Strand am ergiebigsten für den Bernsteinfund sein mochte. Erst in der nun folgenden La Tène-Periode wird das Eisen in grosser Menge eingeführt, wie die Gräberfelder von Oliva und Rondsen zeigen. Das Provinzial-Museum enthält auch glänzende Ueberreste aus der Zeit des Handels mit den römischen Provinzen, das ist vom 1. bis 4. Jahrhundert nach Christus. Mit dem Ende des 4. Jahrhunderts versiegen die Funde. Zur Zeit der Völkerwanderung scheint die ganze alte Bevölkerung ausgewandert zu sein. Vereinzelte oströmische Münzen reichen bis zum Jahre 641. Im 5. Jahrhundert entwickelt sich ein Verkehr mit den Arabern, welche ihren Handel vom Kaspischen Meere die Wolga hinauf bis in die Gegend des heutigen

Kasan ausdehnten, um dort mit den Warägern oder den Normannen ihre Waaren gegen die Produkte des Nordens auszutauschen. Diese Zeit ist durch schöne Funde in unserer Provinz vertreten. Der Handel mit dem Orient wird dann am Ende des 10. Jahrhunderts allmählich von dem mit den deutschen Reichsstädten, mit England und Dänemark abgelöst, wie man aus Münzfunden schliessen kann. Dieser Zeit gehören die slavischen Reihengräber mit den Schläfenringen und die vielen Burgwälle an. Mit dem Anfange unseres Jahrtausends beginnt die historische Forschung mit ihren geschriebenen Quellen.

Herr Professor Ranke beginnt seinen wissenschaftlichen Jahresbericht mit dem Ausdruck des tiefen Schmerzes über das Hinscheiden von Schliemann und Tischler. Er giebt sodann eine Uebersicht über die wissenschaftlichen Arbeiten des letzten Jahres, die er eintheilt in Beiträge zur prähistorischen Archäologie, zur Kenntniss der älteren Metallperioden, der römischen Periode Deutschlands, der Periode der Völkerwanderung, zur Volks- und Landeskunde, zur Ethnologie, Kraniologie, Entwickelungsgeschichte, Zoologie und prähistorischen Botanik. Auf allen Gebieten herrscht eine kaum übersehbare Thätigkeit.

Herr Weissmann erstattet den Rechenschaftsbericht. Die Zahl der Mitglieder betrug 1739, die Einnahmen 15 294.46 Mk., die Ausgaben 14 529.88, Bestand der Kasse ist 764.58 Mk.

In der zweiten Sitzung am 4. August macht Dr. Lissauer Mittheilung eines Briefes des Herrn Förstemann, worin dieser zu Grabungen auf der vor der Weichselmündung liegenden Halbinsel Hela auffordert, deren Name ihm mit der heidnisch-germanischen Bestattung der Todten auf Inseln zusammenzuhängen scheint. Virchow ladet zu dem am 1.—6. October 1892 in Spanien tagenden internationalen Amerikanisten-Congresse ein, welches Land wegen der 400 jährigen Jubelfeier der Entdeckung Amerikas gewählt worden sei, auch legt er Einladungen zur Naturforscher-Versammlung in Halle, sowie zu dem vom 13.–20. August 1892 in Moskau stattfindenden internationalen prähistorischen Congresse vor. Nachdem Professor Jentzsch einen Ueberblick über die Geologie Westpreussens gegeben, spricht Montelius über die Chronologie der jüngeren Steinzeit in Skandinavien. Schon 1874 erklärte er die freistehenden Dolmen ohne Gang für die ältesten Grabdenkmale der Steinzeit, jünger seien die Ganggräber, noch jünger die Steinkisten, die noch in den Hügeln der ältesten Bronzezeit vorkommen. Da die Dolmen schon Alterthümer von speciell skandinavischem Typus enthalten, können sie nicht in den Anfang der Steinzeit gesetzt werden. Ihnen entsprechen die Feuersteinäxte mit spitz ovalem Querschnitt; die Aexte mit Schmalseiten sind jünger. Auch liegen in den ältesten Dolmen Bernsteinperlen von jüngeren Formen. Erst später werden die Kisten mit Erde bedeckt. Gleichzeitig sind unterirdische Gräber ohne Kisten.

Die skandinavischen Gräberformen kommen auch im westlichen Europa vor. Skandinavische Thongefässe mit Zickzacklinien verziert und Rhomben, die sich mit den Spitzen berühren und abwechselnd glatt und mit Strichen geziert sind, kommen auch in Südeuropa, ja auf Cypern vor. Es muss ein Verkehr stattgefunden haben. Auch die becherförmigen mit horizontalen Ornamentstreifen versehenen Thongefässe sind in allen europäischen Ländern von Sicilien bis England und Ungarn zu finden. In Skandinavien und Norddeutschland kommen sie in Gräbern der letzten Periode der Steinzeit vor. Schwedische und dänische Kupferäxte von 99 % Kupfer stimmen mit den ungarischen ganz überein. Montelius glaubt, dass die hohe Cultur der Steinzeit in Skandinavien wie der Bronzezeit nur durch den Einfluss der Culturländer des Mittelmeers zu erklären sei. Montelius glaubt, dass der Bernsteinschmuck sich in späteren Gräbern deshalb vermindert, weil man früher den Werth desselben nicht erkannt habe. Kleinschmidt meint, dass man den Todten früher deshalb mehr Beigaben ins Grab gelegt habe, weil das Erbrecht noch nicht entwickelt war und der Begriff des Familieneigenthums sich erst später ausgebildet habe. Virchow macht auf andere Beobachtungen aufmerksam, die auf einen Verkehr in der Steinzeit deuteten. In einem megalithischen Grabe auf dem linken Weichselufer wurde ein ornamentirtes Falzbein aus Knochen gefunden, das mit denen zweier Schweizer Höhlen genau übereinstimmt. Virchow macht in Bezug auf die Thongefässe die Bemerkung, dass es Orte gebe, wo sich gewisse Muster der Verzierung durch Jahrhunderte bis in unsere Zeit erhalten haben; die neolithischen Gefässe mit erhabenen Leisten, die mit Fingereindrücken besetzt sind, kommen schon in einer älteren Periode vor. Im Orient hat sich das Wellenornament in allen Perioden bis jetzt erhalten. Im Kaukasus und in Aegypten sind noch gegenwärtig Dinge im Gebrauch, die an Fundstücke unserer alten Gräber erinnern. Aus der gleichen Form kann man nicht mit Sicherheit die Gleichzeitigkeit der Herstellung folgern. Flinders Petrie hat gezeigt, dass die gemuschelten Feuersteingeräthe unserer neolithischen Zeit der ganzen ägyptischen Cultur angehören und noch in Gräbern der 20. Dynastie gefunden werden. Vielleicht sind sie in späthistorischer Zeit hier noch gefertigt worden. Herr Helm berichtet über die Analyse westpreussischer Bronzen und ihren Antimongehalt. Diesen sieht er nicht als eine zufällige Beimischung an. Er fand darin 0,82 bis 3,87 % Antimon. Einige der von ihm untersuchten Bronzen waren ein Gemisch von 6—8 Metallen. Er glaubt, dass man bei Beginn der Bronzezeit mit allen möglichen Zusätzen zu Kupfererzen experimentirte, um die leichter schmelzbare und goldig glänzende Bronze zu erhalten. Virchow bemerkt dazu, dass Antimon und Kupfer in der Natur nicht in der Mischung vorkommen, die in einigen Bronzen der alten Zeit nachgewiesen sei. Der Berichterstatter erinnert daran, dass

die nach der Zusammensetzung alter Bronzen gefertigte Stahlbronze des Freiherrn v. Uchatius aus 89,5 % K., 5,9 Z., 2,6 Antimon und 2,1 Nickel besteht (Anthrop. V. in Constanz 1877, S. 153).

Hierauf spricht Virchow über transkaukasische Bronzegürtel. Die Thiere darauf sind phantastisch dargestellt, z. B. Pferde mit Vogelkrallen, Einhufer mit Hörnern, Thiere mit Doppelköpfen. Der assyrische Löwe und die Sphinx fehlen. Andere Gürtel sind mit Linien und Punkten verziert, in der sorgfältigsten Zeichnung. Der Ursprung dieser Kunst möchte in Persien oder Turkestan zu suchen sein. Es ist altarmenische Cultur, die mit der assyrischen und kaukasischen vielleicht eine gemeinsame Quelle hat. In den Gräbern dieser Gegend sind viele Schmucksachen aus Antimon, zumal die Ueberzüge von Spiegeln, die nicht rosteten. W. Waldeyer giebt eine Darstellung der Insel des Gehirns der Anthropoiden, die vom Hylobates angefangen durch den Orang zum Chimpansen und Gorilla sich weiter entwickelt und beim Menschen ihre höchste Ausbildung findet. In Bezug auf diesen Hirntheil ist die Kluft zwischen Mensch und Gorilla grösser als die, welche die einzelnen Anthropoiden von einander scheidet. Lissauer stellt danach eine Zwergenfamilie vor. Der Mann ist 124 cm gross und 42 Jahre alt, das älteste Kind Ida, 9 Jahre alt und 73,6 cm gross, hat allein die Zwerggestalt des Vaters geerbt, während die späteren vier Kinder von acht Jahren bis vier Wochen sich bisher normal entwickeln. Szombathy will zwei Arten des Zwergwuchses von einander unterschieden wissen, der, wobei der Körper in den Proportionen des Kindes bleibt, und der, wo innerhalb der geringen Körperhöhe doch die Proportionen des Erwachsenen erreicht werden.

In der dritten Sitzung am 5. August demonstrirt Professor Rabl den Schädel eines Riesen und einen Thurmkopf. Dann spricht Ranke über Beziehungen des Gehirns zum Schädelbau. Virchow hat vor 34 Jahren in seiner Arbeit über den Schädelgrund gezeigt, dass eine gewisse Bewegung des Keilbeins und der gesammten Schädelbasis die Form des Schädels und des Gesichts beherrscht. Die Basis, auf der Virchow die Winkel maass, war der Gaumen, der mit der Frankfurter Horizontale nahe übereinstimmt. Seit 1882 berechnen wir alle Winkel des Schädels als Neigungswinkel zur Horizontale. Ranke bezieht sich auf seine 1883 und 1887 demonstrirten Apparate zur Winkelmessung. Durch eine Vergrösserung des Hirnschädels können wir uns den Affenschädel in den menschlichen umgewandelt denken. Je jünger der Affe ist, um so menschlicher ist die Schädelform, weil das Gehirn auch relativ menschlicher ist. Bei gewissen Hunderassen, z. B. dem Spitz, bleibt der Schädel auf der kindlichen Stufe, die Nähte bleiben länger offen und das Hirn kann sich deshalb mehr entwickeln. Warum zieht Ranke aus seinen Untersuchungen nicht den naheliegenden Schluss, dass der mensch-

liche Schädel durch das Wachsthum des Gehirns aus dem thierischen sich entwickelt hat, was er bisher stets bestreitet? Es ist erfreulich, dass seine Messungen längst bekannte Verhältnisse bestätigen, seine Erklärung der menschlichen Schädelform ist aber ungenügend, weil er eine wichtige Ursache derselben, den aufrechten Gang, gar nicht beachtet. Schon Daubenton erkannte ihn (Mém. de l'Acad. des Sc. Paris 1764) als die Ursache des mehr nach vorn geschobenen Hinterhauptloches beim Menschen. Auch sagt er schon, dass die Ebene desselben bei ihm mehr horizontal, bei den Thieren mehr vertikal stehe. Sömmering sagte 1784, dass das Hinterhauptloch bei den Thieren und beim Neger mehr nach hinten liege. Virey war derselben Ansicht. R. Owen und Prichard bestritten letztere, wie sie gegen jede im Bau des Menschen behauptete Affenähnlichkeit auftraten. Owen sagte, der vordere Rand des Hinterhauptloches liegt beim Weissen und beim Neger in der Mitte der Basis cranii, der vor und hinter dieser Stelle liegende Abschnitt der Schädelbasis sind gleich, Prichard, Naturg. d. M. Leipzig. I. 1840. S. 341. Broca zeigte aber (Bullet. de la Soc. d'Anthrop. 1862. p. 525), dass die von Prichard gegebenen Bilder gerade das Gegentheil erwiesen und bestätigte die Thatsache durch genaue Messung an 60 Europäern und eben so viel Negerschädeln, dass bei diesen der hintere Abschnitt kleiner ist. Von der steileren, nach vorn aufgerichteten Ebene des Hinterhauptloches beim Europäer gab dann Ecker eine genaue Darstellung in seiner Schrift: Ueber die Krümmung des Schädelrohrs, Braunschweig 1871. Auch Lucae schilderte den Unterschied der Ebene des Hinterhauptloches bei Mensch und Affe (Anthrop.-Vers. in Stuttgart 1872). Beim ersteren findet eine stärkere Knickung der Schädelbasis statt, die er auf den Druck des grösseren menschlichen Gehirns bezieht. Auch Huxley führt an, die Ebene des Hinterhauptloches mache mit der Achse der Schädelbasis bei prognathen Schädeln einen kleineren Winkel. Dass der kindliche Schädel der Anthropoiden menschenähnlicher sei, haben Owen, Osteol. of the Chimp. and Orang, London 1835, und Prichard a. a. O. S. 338, hervorgehoben. Lucae zeigte, dass Mensch- und Affenschädel nach entgegengesetzter Richtung sich entwickeln. Nach dem Vortrage Ranke's erinnert Lissauer daran, dass er in seiner Schrift: Ueber die sagittale Krümmung des Schädels, dessen Entwickelungsgesetz nach strenger geometrischer Methode mittelst des Sectors für das Grosshirn dargestellt habe. Er beklagt die geringen Ergebnisse unserer Messungen nach der deutschen Horizontale. Auch der Berichterstatter hat sich in diesem Sinne ausgesprochen und seine Bedenken gegen das vereinbarte Messverfahren schon 1875 bei der Anthropologen-Versammlung in München, B. S. 58, in die Worte gefasst: „Warten wir es ab, welche neue Erkenntniss uns die neuen Messmethoden des Schädels bringen werden." Die Gleichartigkeit der Messungen wurde freilich für eine Reihe von Arbeiten erreicht,

was hoch anzuschlagen ist, aber die Eile und Hast, womit die Vereinbarung zu Stande kam, zeigte sich daran, dass an dem ursprünglichen Plane bald Veränderungen nöthig wurden. Die Reform der Craniometrie begann mit Iherings Vorschlag (Ges. f. Ethnol. V. 1873, S. 134), als Horizontale die Linie von der Mitte der äusseren Ohröffnung zum unteren Rande der Orbita anzunehmen. Damit wurde die viel richtigere, in Göttingen empfohlene Horizontale, die dem oberen Rande des Jochbogens entsprach, aufgegeben. Eine kleine Verbesserung erhielt die Ihering'sche Linie dadurch, dass man den Anfang der Linie in den oberen Rand des Ohrloches verlegte, wodurch das nach unten gerichtete Profil des Schädels etwas gehoben wurde. Diese Horizontale wurde von der Conferenz in München 1877 angenommen (vergl. Correspondenzbl. d. Anthrop. Ges. 1878, S. 59), wo mein Name irrthümlich unter den Beitretenden steht. Auch in Berlin wurde sie (Anthrop.-Vers. 1880, S. 104) festgehalten, ebenso in Frankfurt (1882, S. 102 und Correspondenzbl. d. Anthrop. Ges. 1883, Nr. 1). Ich habe mich wiederholt gegen diese Horizontale, auf der die meisten europäischen Schädel nach vorn geneigt sind, ausgesprochen, aber auch gegen die Annahme einer Horizontale für alle Schädel (A.-V. in München 1875, S. 56, in Kiel 1878, S. 111; Archiv für Anthrop. XI. 1879, S. 178, und XII. S. 108; Anthrop.-Vers. in Frankfurt 1882, S. 124, in Wien 1889, S. 169). Die niederen Schädel haben eine andere Horizontale, wie die der Culturrassen. Für jeden Schädel ist die Horizontale ein seine Entwickelung bezeichnendes Merkmal, auf das die Craniometrie nicht verzichten soll. Garson hat (Journal of the Anthr. Inst. 1884, p. 64) von den Maassen der Frankfurter Vereinbarung fünfzehn verworfen, auch, wie der Berichterstatter, die Beziehung der Schädellänge auf die Horizontale. Topinard und Flower haben mit allgemeinem Beifall die Grenzen der Dolichocephalie und Brachycephalie auf eine einfachere Weise festgestellt, die Mesocephalie beginnt mit 75, die Brachycephalie mit 80. Die Frankfurter Verständigung ist mancher Verbesserung fähig. Von der Ebene des Hinterhauptloches spricht sie nicht. Auch Szombathy spricht über Mängel des Frankfurter Messverfahrens. Virchow will die Untersuchung eines individuellen Schädels getrennt wissen von einer mehr generellen Betrachtung der Schädel und Köpfe. Pathologische Schädel müssten genauer gemessen werden, als in der Ethnologie nöthig sei. Es empfehle sich z. B. für unsere Reichscolonien für die Schädelmessung ein Schema anzuwenden, das auch auf Lebende passt. Wenn aber Virchow sagt, die Stellung in der der Mensch den Kopf halte, sei nur eine Sache der Gewohnheit, eine Näherin habe eine andere Haltung des Kopfes, als eine Frau, welche ihre Last auf dem Kopfe trägt, so ist er im Irthum. Der Mensch kann allerdings dem Kopfe die verschiedenste Stellung geben, aber alle Menschen können dem Kopfe ein und dieselbe Stellung geben, wenn sie bei aufrechter Körperhaltung

geradeaus sehen. Ihering glaubte, dass seine Horizontale, von der die Frankfurter sich wenig unterscheidet, diesem Blick entspreche, was aber nicht der Fall ist. Die Iheringsche Horizontale ist die der Idioten. Herr Mies zeigt einen Apparat von Schellong zur Messung des Profilwinkels und spricht dann über Bertillon's Verfahren zur genauen Bestimmung und sicheren Wiedererkennung von Personen. Er hat in der Strafanstalt von Moabit an einer grösseren Zahl von Personen entsprechende Messungen gemacht. Die wichtigsten Maasse, die von Seiten der zu Untersuchenden keine Täuschung zulassen, sind fünf: die Länge und Breite des Kopfes, die Länge des linken Fusses, des Mittel- und kleinen Fingers der linken Hand. Später hat Bertillon statt der Länge des kleinen Fingers, die Länge des Vorderarms mit der Hand gewählt. Veränderlicher sind die übrigen sechs Maasse: Höhe des ganzen Körpers und des Oberkörpers, Armspannweite, Höhe und Breite des linken Ohres und Länge des linken Vorderarms nebst Hand. Die elf Maasse in je drei Gruppen nach ihrer Grösse getheilt, lassen 177.147 Zusammenstellungen zu, und nimmt man noch 7 verschiedene Farben der Iris hinzu, so steigt diese Zahl auf 1 240.029. Bertillon glaubt, dass besondere Kennzeichen, wie Muttermäler, Narben und dergleichen noch sicherer als das anthropometrische Signalement seien. Mies macht darauf aufmerksam, dass der Verbrecher solche Kennzeichen künstlich verändern könne. Da die Körpergrösse während des Tages wechseln kann, empfiehlt er, die Leute Morgens, Mittags und Abends zu messen und das Mittel zu berechnen.

Es wird nun als nächster Versammlungsort Ulm und als Geschäftsführer Herr Dr. Leube daselbst gewählt. Die Zeit des Congresses wird mit Rücksicht auf den im August stattfindenden internationalen Congress in Moskau und den Amerikanisten-Congress in Huelva im October vom Vorstande noch näher bestimmt werden. Als erster Vorsitzender wird Ober-Medicinalrath Dr. v. Hölder gewählt, als seine Stellvertreter Waldeyer und Virchow.

Es folgt ein Vortrag von Herrn Szombathy über die Göttweiger Situla und figural verzierte Urnen von Oedenburg. Derselbe ist im Correspondenzblatt 1892, Nr. 2 und 3, gedruckt. Der folgende Vortrag von Montelius über die Bronzezeit im Orient und Südeuropa ist im Archiv für Anthrop. XXI. 1892. Heft 1 und 2, erschienen.

Virchow spricht über Schädel, die Ohnefalsch-Richter aus Gräbern der ältesten Periode in Cypern gesammelt hat. Wie im Kaukasus und dem armenischen Hochlande es keine Brandgräber giebt, so findet sich in Deutschland und Polen während der neolithischen Zeit nur Bestattung; für die Einführung des Leichenbrandes lässt sich keine sichere Zeit bestimmen. Er erwähnt eine kupferne Doppelaxt aus der Mark Brandenburg, wie deren in der Schweiz und Ungarn gefunden sind.

Bei den ungarischen stehen die Schneiden über Kreuz zu einander, bei der brandenburgischen stehen sie aber symmetrisch, und zwar horizontal. Auf mykenischen Bildern kommt diese Axt vor. Eiserne mit über Kreuz stehenden Schneiden kommen im Kaukasus vor. Während die Bogenfibel im Westen in Verbindung mit dem Bronzekelt auftritt, ist in den Gräbern von Koban nicht ein einziger Kelt gefunden. Die Fibel kann also nicht von Westen her eingeführt sein. Spiralornamente sind im Kaukasus zu einer Zeit entwickelt, wo es weder in Griechenland noch in Hissarlik Parallelen giebt. Die alte kaukasische Cultur ist von der europäischen scharf getrennt, die menschliche Gestalt kommt in der Kunst des Kaukasus kaum vor. Hier kann die Bronze nicht ihren Ursprung haben, weil das Zinn fehlt. Montelius bemerkt, dass der Leichenbrand im Norden viel älter sei, als die Hallstattzeit. Grempler macht zur Geschichte der Fibeln und über die Beziehungen der Krim zum Merowingerstyl folgende Mittheilung. Er fand in Wien und Pest Fibeln mit zwei und mit drei Rollen, die durch Münzen der Kaiserin Herennia, das Claudius Gothicus und des Probus (259—282) bestimmt waren. In der Eremitage zu St. Petersburg fand er zwei Zweirollenfibeln und in Odessa eine Menge derselben, genau im Typus von Sakrau. In Kertsch fand er nicht nur diese, sondern auch soche mit fünf Knöpfen, die als Merowingerfibel beschrieben sind, und Schmuckstücke mit Glaseinsatz, die wir fränkische nennen. Die fünf Knöpfe sind ein Schmuck der Rollenden. Später bleibt nur eine Rolle, aber fünf Knöpfe als Ornament. In Speier ist eine Fibel mit sieben Knöpfen. In Kertsch, dem alten Panticapaeum, kamen die Gothen mit der antiken Kunstindustrie in Berührung. Eine Weiterentwickelung hat dieser Styl in der Krim und in Südrussland nicht genommen, wohl aber im Westen, während sich in Russland im 9. Jahrhundert byzantinischer Einfluss erkennen lässt. Germanische Völker brachten diese Stylform in das Donaugebiet, nach Norditalien, an den Rhein, nach Frankreich, Spanien, Nordafrika, England und Skandinavien. Der Styl, den die Gothen (493—555) vor den Longobarden (568—774) nach Italien brachten, stammt also aus der Krim und Südrussland. Schon Hampel hat bei Beschreibung der ungarischen Goldfunde den südrussischen Einfluss nachgewiesen. Die Cycadenfibel im Grabe Childerichs kommt bereits in griechischen Gräbern Südrusslands vor. Den Ursprung dieses Styls sah Undset in Italien, die Franzosen nannten ihn skytho-byzantinisch. Die Ein-, Zwei- und Drei-Rollenfibel entstand aus der römischen. Im 2. bis 4 Jahrhundert wohnen in Südrussland Gothen; die byzantinische Kunst entwickelt sich erst unter Justinian (527—565). Wir haben es mit germanischer, von der antiken beeinflussten Cultur zu thun, wie auch H. Hildebrand und Pulsky annehmen. Montelius stimmt dieser Ansicht bei und sagt, dass sie schon vor zwanzig Jahren in Schweden ausgesprochen sei. Buchan demonstrirt seine Sammlung prähistorischer

Culturpflanzen. Hierauf schildert Professor Dorr die Steinkistengräber bei Elbing. Er entdeckte hier sieben Steinkistengräberfelder in den Jahren 1886 bis 1888. Die Steinkisten enthielten Aschenurnen vom ostpreussischen Typus, sie gehören dem Ende der Hallstattzeit an. In Elbing wurde auch eine Münze von Hiero II. von Syracus gefunden. Auch in der Umgebung von Elbing fanden sich solche Gräber, hier war wohl eine Raststelle an der alten Handelsstrasse nach dem Bernsteinlande. Die Stelle des Plinius, wo er den Pytheas erzählen lässt, die Gothen seien Anwohner des Aestuarium oceani, von wo man die Bernsteininsel Abalus zu Schiffe in einem Tage erreiche, könne sich nur auf Samland beziehen. Lissauer schildert den Formenkreis der slavischen Schläfenringe. Sie sind bezeichnend für die Gebiete, in welchen Slaven wohnten. Oestlich der Weichsel und nördlich der Ossa, im Lande der alten Preussen werden keine gefunden. Bei der gewöhnlichen Form ist das eine Ende des runden Drahtes gerade abgeschnitten, das andere in eine S-förmige Schlinge zurückgebogen. Es giebt auch solche aus kantigem und aus gedrehtem Drahte. Zuweilen ist ein Ende zugespitzt, selten ist ein Ende ösenförmig umgebogen. Die Ringe der Merier zeigen keine S-förmige Krümmung. Andere sind an beiden Enden S-förmig umgebogen. Zuweilen windet sich ein Ende S-förmig und dann noch einmal spiralig um. Sie gehören dem 5. bis 6. Jahrhundert an. Oesterreich-Ungarn erscheint als die Wiege dieser Ringform, deren ergiebigste Fundquelle die Reihengräber sind. Die meisten sind von Bronze, man hat sie auch von Blei, Zinn und Kupfer, auch von Silber und Gold gefunden. In vielen Reihengräbern hat man auch dolichocephale Skelette gefunden. Baier bemerkt, dass auf Rügen mehr hohle als massive Schläfenringe gefunden würden; in einem fand sich ein Holzstäbchen als Kern. Dr. Jakob schildert die Waaren beim nordisch-baltischen Handelsverkehr der Araber. Die zahlreichen Funde kufischer Münzen aus dem 8. bis 10. Jahrhundert in Russland und an den Ufern der Ostsee veranlassten ihn, die gleichzeitigen arabischen und persischen Quellen zu untersuchen, um Näheres über den alten Handelsverkehr in diesen Gegenden zu erfahren. In Schweden sind 200 Fundstellen bekannt, in Gotland wurden 13,000 Münzen gefunden, ein russischer Fund zählte 11,077 Stück. Am häufigsten sind die der Samaniden, welche in Bukhara residirten. Arabische Schriftsteller bezeugen zunächst eine grosse Sklavenausfuhr aus den Ländern der Slaven, die theils die Wolga herunter und dann nach Khiwa, theils durch das Land der Franken nach Spanien gebracht wurden. Mehrfach werden ihr röthlich blondes Haar und ihre blauen Augen erwähnt. Ibrahim ibn Jaqub, Gesandter am Hofe Ottos des Grossen, sagt von Prag: Waräger und Slaven kommen dahin von Krakau und aus türkischem Gebiet, Muslims, Juden und Türken mit Waaren und Münzgewichten und nehmen dafür Sklaven, Zinn und Bleiarten. In der Vita des heiligen Adalbert, der 997

erschlagen wurde, wird erzählt, dass er christliche Sklaven den Juden abzukaufen pflegte. Der hebräische Geograph Benjamin von Tudela erzählt, dass die Bewohner Böhmens ihre Söhne und Töchter allen Völkern verkauften. Dasselbe thaten die Bewohner von Russland. Ibn Rosteh, ein Geograph des 10. Jahrhunderts, sagt von den Waräger Russen: Sie unternehmen Razjas gegen die Slaven, indem sie auf Schiffen fahren und dann landen, Gefangene machen und diese nach Khazaran und zu den Bulgaren zum Verkauf bringen. Istakhri berichtet von den Bewohnern Khiwas: ihr ganzer Reichthum stamme von dem Handel mit den Turk und dem Viehbesitz. Man importirt zu ihnen den grössten Theil der slavischen und türkischen Sklaven und Pelze von Korsak, Zobel, Füchsen, Biber und andere Pelzarten. Ausdrücklich werden noch kastrirte slavische Sklaven erwähnt. Das Kastriren besorgten die Juden. Auch Sklavinnen bezogen die Araber aus den nördlichen Gegenden. Sie wurden in Bulgar zu Markte gebracht. Der persische Dichter Nasir-i-Khusro preist ihre Schönheit; für eine Sklavin zahlte man 1000 Goldstücke und mehr. Nach Abu Hamid bezog man im 12. Jahrhundert auch Mammuthzähne die in Khiwa theuer bezahlt wurden. Die wichtigste Ausfuhr aus dem Norden waren Pelze, mit denen die reichen Araber damals ihre Kleider verbrämten. Sie kamen bis ins Land der Franken und nach Spanien. Am werthvollsten war der Schwarzfuchs. Es soll sogar das Fell des Eisfuchses nach Süden gelangt sein. Ibn Batuta sagt, dass Vehe und Hermelin durch stummen Handel aus dem Lande der Finsterniss gekommen seien. Die westliche Strasse dieses Verkehrs ist nicht durch Münzfunde belegt, weil der Westen bereits eigenes geprägtes Geld besass. Bei den Burtas dienten Marderfelle als Geld. Im Wogulischen heisst der Rubel schet-lin = 100 Eichhörnchen. Auch das Bibergeil der Araber stammte aus den slavischen Ländern. Auch Fischleim und Wallrosszahn, Honig, Wachs und hartes Khalengholz kamen aus dem Norden. Der Bernstein kam aus den Ländern der Rus und Bulgar. Auch Blei, Zinn und eiserne Waffen lieferte der Markt von Bulgar. Nach dem Norden brachten die Araber Baumwolle und Seide, Glasperlen und Kaurimuscheln, die man mit kufischen Münzen zusammen findet, aber nicht mehr westlich der Oder. Ueber die Harpunen zum Walfischfang berichtet Abu Hamid: Die Kaufleute gehen von Bulgar nach dem Land der Ungläubigen Isu und bringen Schwerter dahin und kaufen dafür Biber. Die von Isu verkaufen diese Schwerter am Schwarzen Meer für Zobelfelle. Hier werfen die Bewohner die Klingen ins Meer, dann lässt Allah für sie einen Fisch herauskommen. Kleinschmidt spricht über den Krummstab, Krivule, der in Litauen noch von Haus zu Haus geschickt wird, um die Gemeindeversammlung zu berufen. Jeder macht einen Kerb hinein. Club hiess ursprünglich der Vitenstock, der im Stab der Constabler noch fortbesteht. Der Herrscherstab der Pharaonen, der griechische

Hirtenstab, das lateinische Pedum, der Vitenstab im Altnordischen sind mit dem Stab des Krive identisch.

Waldeyer schliesst hierauf die letzte Sitzung mit dem Dank an Alle, die dazu beigetragen haben, die Versammlung so erfolgreich zu gestalten, an die Excellenz v. Gossler, den Landesdirector Jäckel, den Bürgermeister Baumbach, die Localgeschäftsführung. Jentzsch spricht den Dank für die Herren Vorsitzenden aus.

H. Schaaffhausen.

V. Verzeichniss der Mitglieder[1]

im Jahre 1892,

aufgestellt am 29. Juli 1892.

Vorstand des Vereins von Pfingsten 1891 bis 1892.

Geh. Rath Prof. H. Schaaffhausen, Präsident,
Prof. J. Klein, Vicepräsident,
F. van Vleuten, } Secretäre,
Prof. A. Wiedemann, }
Dr. P. E. Sonnenburg, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

Ehren-Mitglieder.

Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Dr., Excellenz, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor in Rom.
Philipp Krementz, Dr., Erzbischof von Cöln.
Lindenschmit, L., Professor und Director des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.
Schöne, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath und Gen.-Director der Königl. Museen in Berlin.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Abel, Chr., Dr. iur., Präsident d. Ges. f. Archäol. u. Gesch. d. Mosel in Metz.
Achenbach, Dr. von, Exc., Staatsmin. a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptmann in Clausthal.
Adler, Geh. Ober-Baurath, Prof. in Berlin.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Professor in Berlin.
Aldenkirchen, Domcapitular in Trier.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Dr. Hans, in Burgbrohl.
Andreae, Otto, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Andreae, Professor und Historienmaler in Sinzig.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Archiv der Stadt Aachen.
Archiv, Kgl. Staats-, in Düsseldorf.
Arndts, Max in Cöln.
Arnoldi, Dr., pract. Arzt in Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Director in Prüm.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.

---

1) Der Vorstand ersucht, Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen und den Wohnorten gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen. Die seit der letzten General-Versammlung verstorbenen Mitglieder sind mit einem * bezeichnet.

Balzer, Regier.- u. Baurath in Cöln.
Baron, Dr., Professor in Bonn.
Beck, Dr., Seminardirect. in Brühl.
Becker, Dr., Archivrath u. Staatsarchivar in Coblenz.
Beger, Otto, Director in Ehrenfeld.
Beissel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
Bemberg, von, Rittergutsbesitzer in Flamersheim.
Bender, Dr., Prof. in Bonn.
Berlepsch, Frhr. v., Staatsminister in Berlin.
Bettingen, Justizrath in Trier.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek des akadem. Kunstmuseums in Bonn.
Bibliothek des Lyceums Hosiana in Braunsberg.
Bibliothek, Ständ. Landes- i. Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliothek der Stadt Düsseldorf.
Bibliothek der Stadt Duisburg.
Bibliothek der Stadt Emmerich.
Bibliothek der Stadtgemeinde Essen.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek der Universität Freiburg i. B.
Bibliothek der Stadt M.-Gladbach.
Bibliothek der Univers. Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek der Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Königsberg i. Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek, Gräfl. v. Mirbach'sche zu Harff.
Bibliothek der Akademie in Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach, Exaeten bei Baexem, Holländ. Limburg.
Bibliothek der Stadt Stralsund.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek, Königl. in Wiesbaden.
*Binsfeld, Dr. Gymn.-Dir. i. Coblenz.
Binz, Dr., Geh. Rath und Professor in Bonn.
Blanchard-Surlet, Baron de, Schloss Lexhy b. Texhe.
Blank, Emil, Kaufmann in Barmen.
Blank, Gust., Fabrikant in Elberfeld.
Blank, Willy, Rentner in Elberfeld.
Blümner, Dr., Professor in Zürich.
Boch, von, ausw. Secret., Geh. Commerzienrath u. Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte b. Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boetzkes, Dr. in Düsseldorf.
Bone, Dr., Gymn.-Oberl. i. Düsseldorf
Borret, Dr. in Vogelensang.
Bracht, Eugen, Prof. der Kunstakademie in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Karlsruhe.
Brühl, Graf v., Landrath in Coblenz.
Brunn, von, Dr., Prof. in München.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Bürgers, V., Kaufm. in Plittersdorf.
Bürgerschule, Höhere in Düsseldorf.
Bürgerschule, Höh. in Hechingen.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
Caesar, Aug., Dr., Landger.-Präsident a. D. in Bonn.
Cahn, Carl, Bankier in Bonn.
Cappell, Landger.-Dir. i. Wiesbaden.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Caron, Alb. Heinrich, Gutsbesitz. auf Haus Heisterberg bei Königswinter.
Carstanjen, Adolf v., in Godesberg.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.
Civil-Casino in Cöln.
Claer, Alex. von, Lieutenant a. D. und Rentmeister in Bonn.
Claer, Eberhard, von, Gutsbesitzer, Haushof in Vilich bei Bonn.
Claer, Ernst von, Major a. D. in Bonn.
Clemen, Dr. Paul in Bonn.
Conrady, Kreisrichter a. D. in Miltenberg.
Conservatorium d. Alterthümer, Grossherzogl. Badisch. in Carlsruhe.
Conze, Gottfried, Provinzial-Land-

tags-Abgeordneter in Langenberg (Rheinl.).
Cornelius, Dr., Prof. in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Cüppers, Conr., Dr., Real-Gymnasiallehrer in Cöln.
Cuno, Regierungs- und Baurath in Coblenz.
Cuny, Dr. v., Geh. Justizr. in Berlin.
Curtius, Dr., Geh.-R., Prof. in Berlin.
Dahm, Dr. Georg Carl, Rentn. i. Bonn.
Deichmann, Theodor, Commerzienrath in Cöln.
Deiters, Dr., Geh. Regierungsrath in Coblenz.
Deppe, August, Dr. in Heidelberg.
Diergardt, Frhr. von, Morsbroich.
Dilthey, Dr., Prof. in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeist. in Bonn.
Donsbach, cand. phil. in Boppard.
Dungern, Frhr. von, Präsid. d. herz. nass. Finanzkammer in Wiesbaden.
Dutreux, T., Rentn. in Luxemburg.
Eichhoff, Otto, in Sayn.
Eick, Carl Alfred, Rechnungsführer in Mechernich.
Elter, A., Professor in Bonn.
Eltester, von, in Coblenz.
Eltz, Graf, Excellenz in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentn. in Bonn.
Endert, Dr. van, Pastor in Zülpich.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Erlenmeyer, Dr. Albr., in Bendorf am Rhein.
Eskens, Frl. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, Dr., Kreisschulinspector in Malmedy.
Evans, John zu Nash-Mills in Engl.
Eynern, Ernst von, Kaufmann in Barmen.
Finkelnburg, Prof., Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Firmenich-Richartz, Frau, in Bonn.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Bonn.
Follenius, Geh. Bergrath in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Forst, W., Baumeister in Cöln.
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Fricke, Rechnungsrath und Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath in Königsberg i. Pr.
Frings, Frau, Commerzienr. Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Aug., Kaufm. in Elberfeld.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fröhlich, Stephan, Notar in Cöln.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Cöln.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fürstenberg-Stammheim, Graf von, Stammheim b. Mülheim a. Rh.
Fuss, Dr., Gymn.-Dir. zu Strassburg im Elsass.
Gaedechens, Hofrath, Dr., Professor in Jena.
Gandtner, Dr., Curator, Geh. Ober-Reg.-Rath in Bonn.
Georgi W., Univ.-Buchdruckereibesitzer in Bonn.
Gewerbeschule (Realschule) in Saarbrücken.
Goebbels, Stiftsherr am Collegiatstift in Aachen.
Goebel, Dr., Gymn.-Dir. in Fulda.
Gothein, Dr., Professor in Bonn.
*Goldschmidt, Jos., Bankier i. Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier i. Bonn.
Goldschmidt, Walter, Bankier in Bonn.
Grafe, Dr., Professor in Bonn.
Grand-Ry, von, Rittergutsbesitzer in Bonn.
Greef, F. W., Commercienr. in Viersen.
Grüneberg, Dr., Commerzienrath in Cöln.
Guilleaume, Frz., Fabrikbesitzer in Bonn.
Gurlt, Dr. Adolf, in Bonn.
Gymnasium Kaiser Karl in Aachen.
Gymnasium zu Birkenfeld.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Bruchsal.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an St. Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium zu Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.

Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in M. Gladbach.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Kempen (Rhein).
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Siegburg.
Gymnasium in Tauberbischofsheim.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, Jos., Reichsarchivar, Mitgl. d. Königl. Akad. d. Wissensch. in Mastricht.
Hanstein, Peter, Buchhändler in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann u. Fabrikbesitzer in Lennep.
Haug, Ferd., Professor u. Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Hauptmann, Carl, Maler in Bonn.
Hauptmann, Felix, Dr. in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Frhr. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Heinsberg, von, Geh. Regierungsrath in Wevelinghoven.
Helmentag, Hauptmann u. Comp.-Chef in Düsseldorf.
Henry, Buch- und Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufmann in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Herfeld, Frau Josephine, geb. Bourette in Andernach.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Hettner, Professor, Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Robert, Stadtrath in Cöln.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, von der, Freiherr August, Bankier in Elberfeld.
Heydt, von der, Carl, Rentner in Berlin.
Heyl, C. W., Freiherr von, Geh. Commerzienrath in Herrnsheim b. Worms.
Heyn, Oberstl. in Bonn.
Hilgers, Freih. von, General der Infanterie z. D. in Darmstadt.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Höstermann, Dr., Arzt in Andernach.
Hoeting, Bernhard, Dr., Bischof von Osnabrück.
Höpfner, Dr. Geh. Regierungsrath im Cultusministerium in Berlin.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hueck, Gustav, Bankier in Elberfeld.
Hüffer, Dr., Professor u. Geh. Rath in Bonn.
Hüffer, Alexander in Bonn.
Hütwohl, J., in Steeg b. Bacharach.
Hultsch, Dr., Oberschulrath in Dresden.
Humbroich, Justizrath u. Rechtsanwalt in Bonn.
Hupertz, Gener.-Direct. in Mechernich.
Huyssen, Dr., Wirkl. Geh. Rath, Excellenz in Bonn.
Huyssen, Ingenieur in Niederbreisig.
Ihm, Max, Dr. phil. Privatdocent in Halle a. Saale.
Isphording, Reg.-Baumeister in Bonn.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam., in Hard b. Bregenz.
Joerres, Dr., Rector, in Ahrweiler.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Kahl, W., Dr., Professor in Bonn.
Karsch, Paul, Königl. Eisenbahn-Bau- u. Betriebs-Inspect., in Essen (Ruhr).
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kaulen, Dr., Professor in Bonn.
Klein, Dr. Jos., Professor in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knaben-Pensionat, kath., Kemperhof bei Coblenz.

Knebel, Landrath a. D., Geh. Regierungsrath in Cöln.
Koch, Heinr. Hub., Militär-Oberpfarrer, Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constant., Archäologe in Neuss.
Koenig, Fritz, Rentner in Dresden.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Kohl, Dr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer zu Kreuznach.
Kohtz, Hauptmann, Bezirks-Offizier in Lennep.
Kosbab, Jos., Rgs.-Bauinspector in Cöln.
Koser, Reinhold, Professor in Bonn.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
Kraus, Dr., Professor in Freiburg i. B.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Bonn.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Coblenz.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Cöln.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Crefeld.
Kreis-Ausschuss in Daun.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Düsseldorf.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Essen a. d. Ruhr.
Kreis-Ausschuss in Euskirchen.
Kreis-Ausschuss in Gummersbach.
Kreis-Ausschuss in Lennep.
Kreis-Ausschuss in Malmedy.
Kreis-Ausschuss in Meisenheim.
Kreis-Ausschuss in Merzig.
Kreis-Ausschuss in Mülheim a. Rhein.
Kreis-Ausschuss in Mülheim a. d. Ruhr.
Kreis-Ausschuss in Neuss.
Kreis-Ausschuss in Ruhrort.
Kreis-Ausschuss in Saarburg, R.-B. Trier.
Kreis-Ausschuss in Saarlouis.
Kreis-Ausschuss in Schleiden.
Kreis-Ausschuss in Siegburg.
Kreis-Ausschuss Mettmann in Vohwinkel.
Kreis-Ausschuss in Wetzlar.
Kreis-Ausschuss in Wittlich.
Kreitz, Friedrich, Bürgermeister in Königswinter.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad-Ems.
Landau, H., Commerzienrath in Coblenz.
Landrathsamt, Königl. in Aachen.
Landrathsamt, Königl. in Adenau.
Landrathsamt, Königl. Ahrweiler.
Landrathsamt, Königl. in Altenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Erkelenz.
Landrathsamt, Königl. in Geilenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in M.-Gladbach.
Landrathsamt, Kön. in Grevenbroich.
Landrathsamt, Königl. in Heinsberg.
Landrathsamt, Kön. in Kempen.
Landrathsamt, Königl. in Rheinbach.
Landrathsamt, Kön. in Simmern.
Landrathsamt, Königl. in Solingen.
Landrathsamt, Königl. in Wesel.
Landsberg, Dr. Ernst, Professor in Bonn.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Landwehr, Dr., Rechtsanwalt in Königswinter.
Langen, Eugen, Commerzienr. in Cöln.
Langenberg, Franz, Baumeister in Bonn.
Lasaulx, von, Bürgermeister in Remagen.
Lautz, Geheimer Justizrath in Bonn.
Lautz, Justizrath und Notar in Elberfeld.
Leber, Gymnasiallehrer in Bonn.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Leiden, Hans, Consul in Cöln.
Lemme, Dr., Professor in Heidelberg.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdlg. in Cöln.
Lennep, van, in Zeist.
Leverkus-Leverkusen, Rentner zu Bonn.
Lese- und Erholungs-Gesellschaft in Bonn.
Leydel, J., Rentner in Bonn.

Leyen von der, Emil in Bonn
Liebenow, Professor, Geh. Rechn.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Liebieg, Angelica, Frau Baronin von, zu Reichenberg in Böhmen.
Linden, Anton, in Düren.
Lindenschmidt, Carl, Rechtsanwalt in Elberfeld.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Frh. von, Generall. Excellenz in Coblenz.
Loeschke, Dr., Professor in Bonn.
Loersch, Dr., Geh. Justizrath und Professor in Bonn.
Lohaus, Ober - Verwaltungsgerichts-Rath in Berlin.
Lübke, von, Dr., ausw. Secr., Professor in Carlsruhe.
Martin, Historienmaler in Bonn.
Märtens, Baurath in Bonn.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Martius, Goetz, Dr., Privatdocent in Bonn.
Marx, Aug., Civil-Ingenieur in Bonn.
Mehlis, Dr. C., Prof., ausw. Secr., Studienlehrer in Dürkheim.
*Mendelssohn, Wilh., Rentner in Bonn.
Menzel, Professor Dr. in Bonn.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Mertz, Sebastian, Rentner in Cöln.
Mevissen, von, Dr., Geh. Commerzienrath in Cöln.
Meyer, Dr., Regierungsrath in Cöln.
Michaelis, Dr., Professor in Strassburg.
Michels, F., in Andernach.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Mirbach, Freiherr Magnus von, Hauptmann z. D. in Bonn.
Mörner v. Morlande, Graf, in Roisdorf.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
Mooren, Dr. Albert, Geheimer Medicinalrath in Düsseldorf.
Mosler, Dr., Professor a. Seminar in Trier.
Müllenmeister, Th., Kaufmann in Aachen.
Müller, Dr. med., Sanitätsrath in Niedermendig.
Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Münz- und Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum Wallraf-Richartz in Cöln.
Museum, Fürstlich Hohenzollern sches in Sigmaringen.
Museum in Nymwegen.
Musiel, Laurent von, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn bei Saarburg.
Nell, von, Joh. Pet., Gutsbesitzer in Trier.
Nellessen, Theodor, in Aachen.
Neufville, W. von, Rentn. in Bonn.
Neuhäuser, Dr., Geh. Reg.-Rath und Professor in Bonn.
Neuhoff, Dr. Robert, Chemiker in Elberfeld.
Niessen, C. A., Bankier in Cöln.
Nissen, Dr. H., Prof. u. Geh. Rath in Bonn.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Nordhoff, Dr., ausw. Secr., Professor in Münster i. W.
Norrenberg, Dr., Pfarrer in Süchteln.
Oberbergamt, Königl. in Bonn.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer, in Carlsruhe.
Oechelhäuser, von, Dr., Prof. in Heidelberg.
Oidtmann, Heinrich, Dr., Inhaber einer Glasmalerei in Linnich.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Overbeck, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Bedburg.
Paulus, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Oberpfarrer in Montjoie.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Pick, Rich., Stadtarchivar in Aachen.
Plassmann, Landesrath a. D. zu Münster i. W.
Pleyte, Dr. W., auswärt. Secr., Director des Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Polytechnicum in Aachen.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.

Priester-Seminar, Bischöfliches in Trier.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath a. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Eschweiler.
Progymnasium in Euskirchen.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rheinbach.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in St. Wendel.
Progymnasium in Wipperfürth.
Provinzial - Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Randow, von, Kaufm. in Crefeld.
Rath, Emil vom, Comm.-Rath in Cöln.
Rath, vom, Frau Eugen, in Cöln.
Rautenstrauch, Eugen, in Cöln.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rautert, Oskar, in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Barmen.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Elberfeld.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Ruhrort.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Progymnasium in Bonn.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Aachen.
Realschule, Obere, in Cöln.
Realschule in Essen.
Recklinghausen, von, Wilh., in Cöln.
Remy, Jul., in Neuwied.
Renesse, Graf Theod. von, Schloss Schoonbeeck b. Bilsen, Belg.-Limburg.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reuleaux, Heinrich, Techniker in Remagen.
Reuleaux, F., Geh.-R. u. Prof., in Berlin.
Reusch, Gutsbesitzer, Gut Idylle bei Kruft.
Rieth, Dr., Rechts-Anwalt in Cöln.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Roeber, Friedrich, Bankier in Elberfeld.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rohlfs, Generalconsul, in Godesberg.
Rosbach, Gymn.-Lehrer in Trier.
Saemisch, Dr., Geh.-Rath und Professor in Bonn.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Sandt, von, Dr. juris, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Dr. H., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schaaffhausen, Hubert, Landgerichtsrath in Cöln.
Schady, Dr., Bibliothekar in Baden-Baden.
Schallenberg, Pet. Jos., Bierbrauereibesitzer in Cöln.
Schenk, Justizrath in Cöln.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Schickler, Ferd., in Berlin.
Schierenberg, G. A. B., Rentner in Luzern.
Schlumberger, Jean, Fabrikbes. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Cleve.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr. Dr., Domcapitular in Mainz.
Schneider, Landger.-Director in Bonn.
Schnock, Heinrich, Pfarrer in Aachen.
Schnütgen, Dr., Domherr in Cöln.
Schorn, Kammerpräs. a. D. in Bonn.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schoeller, Edgar in Düren.
Schoeller, Julius, Frau, in Düren.
Schönaich - Carolath, Prinz, Berghauptmann a. D. in Potsdam.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster i. Westf.
Schroers J. H., Dr., Prof. in Bonn.
Schultz, Franz, Director in Deutz.

Schunck, Josef, Bergwerks- und Weinguts-Besitzer in Bonn.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Seligmann, Moritz, Bankier i. Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Boppard.
Seminar in Cornelimünster.
Seminar in Elten.
Seminar in Neuwied.
Seminar in Odenkirchen.
Seminar in Siegburg.
Seminar in Soest.
Seyffardt, Heinr., Kaufm. i. Crefeld.
Seyffarth, Geh. Regier.-Rath in Trier.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Sonnenburg, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, von, Generallieutenant, Director im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springorum, Wilh., Director der Vaterl. Feuer-Vers.-Aktienges. in Elberfeld.
Stadtkreis Elberfeld.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Coblenz.
Stadt (Bürgermeisteramt) Oberhausen.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Remscheid.
Stader, Dr. juris, in Bonn.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Stier, Hauptmann a. D. in Fürstenwalde a. d. Spree.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Stoll, General z. D. in Bonn.
Straeter, Gottfr., senr., Gutsbesitzer, Haus Petersthal bei Niederdollendorf.
Strauss, Verlags-Buchhändler in Bonn.
Stremme, Heinrich, Kaufmann in Crefeld.
Strubberg, von, General der Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Studien-Anstalt in Speier.
Stumm, Carl, Baron von, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Kaiserl. Baurath in Metz.
*Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Urlichs, Dr., H. L., in München.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Geheimerath und Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Ober-Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Verein für Alterthumskunde im Fürstenthum Birkenfeld zu Birkenfeld.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Urgeschichte in Siegen.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Geheimer Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voss, Theod., Geheimer Bergrath in Düren.
*Wal, Dr., de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Carl, Realprogymnasiallehrer zu Bonn.
Wandesleben, Friedr., Hüttenbesitzer zu Bad Kreuznach.
Weber, Pastor in Wernigerode.
Weckbekker, Fräul., in Düsseldorf.
Wegehaupt, Gymn.-Dir. in Kiel.
Weiss, Professor, Geh. Regierungsrath, Director d. kgl. Zeughauses in Berlin.
Wendelstadt, Frau, Commerzienräthin in Godesberg.
Werner, H., Hauptmann u. Komp.-Chef im 1. Grossh. Hess. Inf.- (Leibgarde) Rgt. 115 in Darmstadt.
Wied, zu, Durchlaucht, Fürst, in Neuwied.
Wiedemann, Dr., Prof. in Bonn.
Wieseler, Dr., ausw. Secr., Geh. Rath und Professor in Göttingen.
Wiethase, k. Baumeister in Cöln.

Wilde, Frau Wittwe, in Bonn.
Winckler, von, erster Staatsanwalt in Köln.
Wings, Dr., Rentner in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Wiskott, Friedr., Bankier in Dortmund.
Wittenhaus, Dr., Direct. in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolfers, Jos., Rentner in Bonn.
Wolff, F. H., Kaufmann in Cöln.
Wülfing, Frau, Gutsbesitzerin auf Burg Kriegshoven.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Rechnungsrath in Bonn.
Wulff, Oberst a. D., Oberkassel b. Bonn.
Zangemeister, Hofrath, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.
Zitelmann, Dr., Prof. in Bonn.

Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno, Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Gamurrini, Francesco, in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, R., Professor in Rom.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbindermeister in Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Verzeichniss

sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Goebbels. Gymnasium. Landrathsamt. Müllenmeister. Nellessen. Pick. Polytechnicum. Realschule. Schnock. Stadtarchiv. Startz. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Adenau: Landrathsamt.
Ahrweiler: Landrathsamt. Joerres.
Alfter: Jörissen.
Altenkirchen: Landrathsamt.
Amsterdam: van Hillegom.
Andernach: Frau Herfeld. Höstermann. Michels. Progymnasium.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Baden-Baden: Schady.
Barmen: Blank. E. von Eynern. Real-Gymnasium. Stadtbibliothek.
Basel: Universitäts-Bibliothek.
Bedburg: Pauls. Ritter-Akademie.
Bendorf am Rhein: Erlenmeyer.
Berlin: Adler. Aegidi. v. Berlepsch. Bracht. v. Cuny. Curtius. Dobbert. Gen.-Verwalt. der k. Museen. Greiff. von der Heydt. Höpfner. Hübner. Jaehns. Liebenow. Lohaus. Prüfer. Reuleaux. Schickler. Schoene. v. Spitz. von Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Bielefeld: Nitzsch.
Birkenfeld: Gymnasium. Verein für Alterthumskunde.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Baron. Bender. Bibliothek des Kunstmuseums. Binz. Bücheler. Caesar. Cahn. Alexander von Claer. Ernst von Claer. Clemen. Dahm. Doetsch. Elter. Eltzbacher. Engelskirchen. Fräulein Eskens. Frau Firmenich-Richartz. Fricke.

Follenius. Gandtner. Georgi. *J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. W. Goldschmidt. Gothein. von Grand-Ry. Grafe. Guilleaume. Gurlt. Gymnasium. Hanstein. P. Hauptmann. Carl Hauptmann. F. Hauptmann. Heyn. Henry. Alexander Hüffer. Herm. Hüffer. Humbroich. Huyssen. Isphording. Kahl. Kaufmann. Kaulen. Klein. Klingholz. Koser. Krafft. Kreis-Ausschuss. Landsberg. Langenberg. Lautz. Leber. Lese- und Erholungs-Gesellschaft. Leverkus-Leverkusen. von d. Leyen. Leydel. Loersch. Loeschke. Märtens. Marcus. Martius. Marx. Martin. Menzel. *Mendelsohn. von Mirbach. von Neufville. Neuhäuser. Nissen. Oberbergamt. Prieger. v. Proff-Irnich. Realprogymnasium. von Rigal. Roettgen. Rolffs. Saemisch. Dr. von Sandt. H. Schaaffhausen. Schmithals. Schneider. Schorn. Schroers. Schunck. Simrock. Sonnenburg. Stader. Stoll. Strauss. Usener. de la Valette St. George. Veit. van Vleuten. Waldeyer. Wiedemann. Wilde. Zartmann. Zitelmann.

Boppard: Donsbach. Seminar. Scheppe. Schlad.

Braunfels: Prinz Solms.

Braunsberg (Ostpr.): Bibliothek des Lyceums Hosiana.

Bruchsal: Gymnasium.

Brühl: Beck.

Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.

Budapest: von Török.

Burgbrohl: Andreae.

Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. von Lübke. Oberschulrath.

Cassel: Ständ. Landesbibliothek.

Charlottenburg: Mommsen.

Clausthal: Achenbach.

Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Schneider. Stadtbibliothek.

Coblenz: Becker. *Binsfeld. Graf v. Brühl. Civil-Casino. Cuno. Deiters. v. Eltester. Gymnasium. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. Landau. von Loë. Stadt Coblenz.

Cöln: Altmann. Aposteln-Gymnas. Arndts. Balzer. Civil-Casino. Cüppers. Deichmann. Düntzer. Forst. Fröhlich. Fuchs. Grüneberg. Ed. Herstatt. Robert Heuser. Frau August Joest. Ed. Joest. Kaiser-Wilhelm-Gymnas. Knebel. Kosbab. Kramer. Kreis-Ausschuss. Krementz. Langen. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnasium. Merkens. Mertz. von Mevissen. Meyer. Michels. Museum Wallraf-Richartz. Niessen. Albert, Frhr. v. Oppenheim. Eduard, Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Emil vom Rath. Frau Eugen vom Rath. Eugen Rautenstrauch. Ober-Realschule. von Recklinghausen. Rennen. Rieth. Schaaffhausen. Schallenberg. Schenk. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Voigtel. Wiethase. von Winckler. von Wittgenstein. Wolff.

Cornelimünster: Seminar.

Crefeld: Gymnasium. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. von Randow. Seyffarth. Stadtbibliothek. Stremme.

Darmstadt: von Hilgers. Werner.

Daun: Kreis-Ausschuss.

Deutz: Schultz. Wolf.

Dielingen: Arendt.

Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.

Dorsten: Progymnasium.

Dortmund: Hist. Verein. Wiskott.

Drensteinfurt: Frhr. v. Landsberg.

Dresden: Fleckeisen. Hultsch. Koenig.

Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Linden. G. Schöller. E. Schoeller. Frau J. Schoeller. Voss.

Dürkheim: Mehlis.

Düsseldorf: Staats-Archiv. Boetzkes. Bone. Bürgerschule. Courth. Gymnasium. KreisAusschuss für den Landkreis. Lieber. Mooren. Provinzial-Verwaltung. Rautert. Real-Gymnasium. Stadtbibliothek. *Trinkaus. Frl. Weckbekker.

Duisburg: Gymnasium. Schneider. Stadtbibliothek.

Ehrenfeld b. Cöln: Beger. Rauter.

Elberfeld: Blank Gustav. Blank Willy. Boeddinghaus. von Carnap. Frowein. Gymnasium. von der Heydt, Freiherr August. Hueck. Lautz. Lindenschmidt. Neuhoff. Realgymnasium. Roeber. Springorum. Stadtkreis.

Elten Regb. Düsseldorf: Seminar.

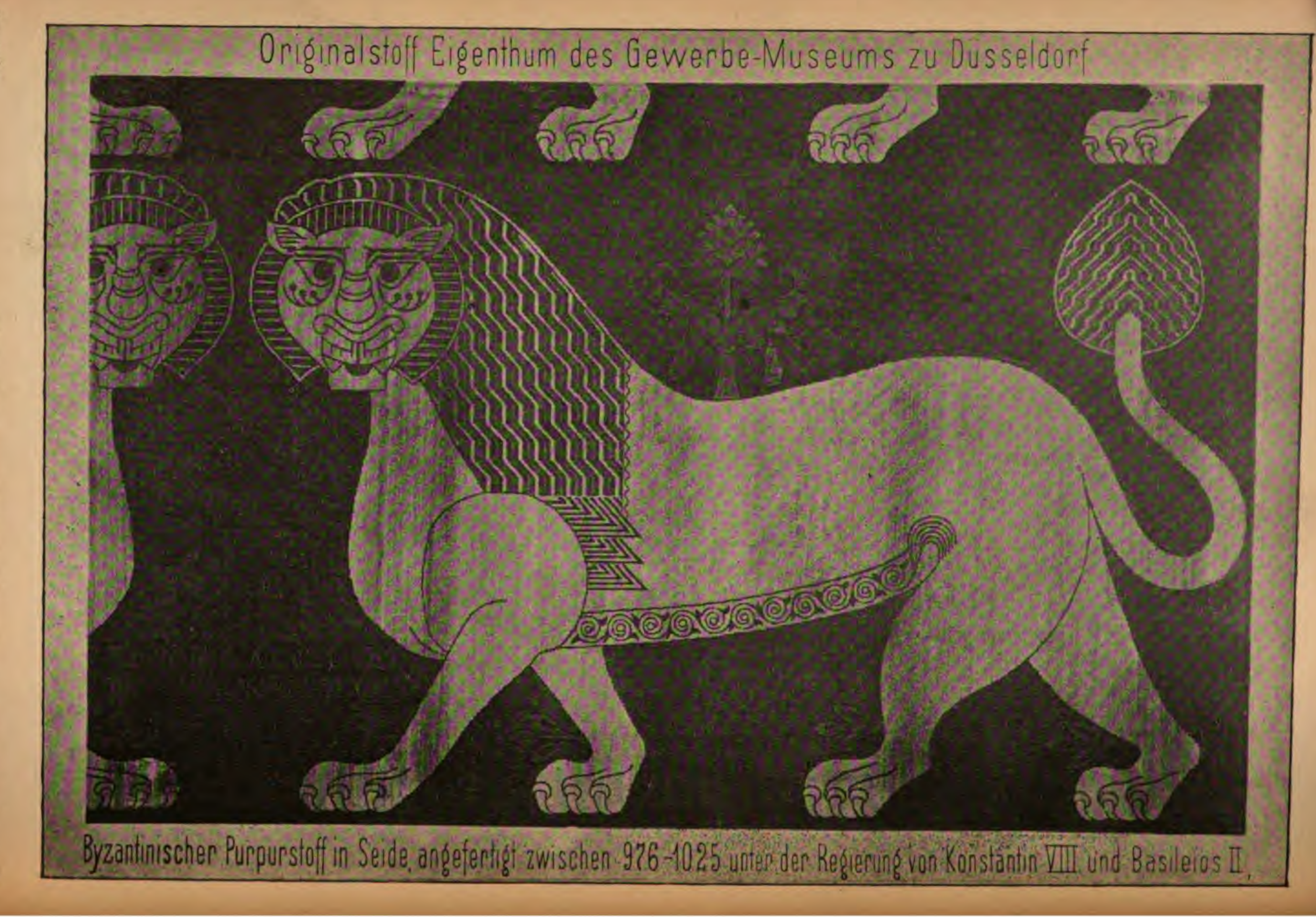
Eltville: Graf Eltz.

Emmerich: Gymnasium. Stadtbibliothek.

Ems (Bad): Kur-Commission.
Erkelenz: Landrathsamt.
Eschweiler: Progymnasium.
Essen: Bibliothek d. Stadtgemeinde. Gymnas. Karsch. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Real-Progymnasium.
Euskirchen: A. Herder. E. Herder. Kreis-Ausschuss. Progymnasium.
Exaeten bei Baexem: Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach.
Flamersheim im Rheinland: von Bemberg.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Koch. Stadtbibliothek.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Fürstenwalde a. d. Spree: Stier.
Fulda: Goebel.
Gebweiler: Schlumberger.
Geilenkirchen: Landrathsamt.
M.-Gladbach: Gymnasium. Kühlen. Landrathsamt. Quack. Stadtbibliothek.
Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Rohlfs. Schwann. Wendelstadt.
Göttingen: Dilthey. Sauppe. Universitäts-Bibliothek. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Grevenbroich: Landrathsamt.
Gummersbach: Kreis-Ausschuss.
Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.
Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: von Stumm.
Halle: Ihm. Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Stadtbibliothek.
Hamm: Falk.
Hard b. Bregenz: Jenny.
Harff, Schloss, Kr. Bergheim: Bibliothek von Mirbach. Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Deppe. Lemme. von Oechelhäuser. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.
Heinsberg: Landrathsamt.
Haus Heisterberg bei Königswinter: Caron.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Herrnsheim bei Worms: Freiherr von Heyl.
Höxter: Gymnasium.
Idylle, Gut bei Kruft: Reusch.
Immenburg: Flinsch.
Jena: Gaedechens.
Kempen (Rheinl.): Gymnasium. Landrathsamt.
Kemperhof b. Coblenz: Knaben-Pensionat.
Kiel: Wegehaupt.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitäts-Bibliothek.
Königswinter: Kreitz, Landwehr.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Dr. Kohl. Wandesleben.
Kriegshoven bei Weilerswist: Wülfing.
Langenberg (Rheinland): Conze.
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. de Rieu. *de Wal.
Leipzig: Baedeker. Overbeck.
Lennep: Hardt. Kohtz. Kreis-Ausschuss.
Lexhy (Schloss): de Blanchard Surlet.
Linnich R.-B. Aachen: Oidtmann.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Luxemburg: Dutreux.
Luzern: Schierenberg.
Mainz: Städt. Bibliothek. Lindenschmit. Schneider.
Malmedy: Esser. Kreis-Ausschuss. de Noüe. Progymnasium.
Mannheim: Alterthums-Verein. Gymnasium. Haug.
Marienfels b. Remag.: Frau Frings.
Mastricht: Habets.
Mechernich: Eick. Hupertz.
Mayen: Kreis-Ausschuss.
Meisenheim: Kreis-Ausschuss.
Merzig: Kreis-Ausschuss.
Mettlach: von Boch.
Metz: Abel. Tornow. Verein für Erdkunde.
Miltenberg: Conrady.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbroich, Poststation Schlebusch: Frhr. von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andreae. Kreis-Ausschuss.
Mülheim a. d. R.: Kreis-Ausschuss. Realgymnasium.
München: von Brunn. Cornelius. Urlichs.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Heereman. Nordhoff. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnasium.
Nash-Mils: Evans.
Neuss: Gymnasium. Koenen. Kreis-Ausschuss. Sels.

Neuwied: Fürst zu Wied. Gymnasium. Remy. Seminar.
Niederbreisig: Huyssen.
Niedermendig: Müller.
Nymwegen: Museum.
Oberhausen: Stadt (Bürgermeisteramt).
Oberkassel bei Bonn: Wulff.
Odenkirchen: Seminar.
Oehringen: Stiftsbibliothek.
Osnabrück: Hoeting.
Paris: Lucas. Michelant.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Haus Peterstbal bei Niederdollendorf: Straeter.
Plittersdorf: Bürgers.
Potsdam: von Achenbach. Prinz Schoenaich.
Prag: Universitäts-Bibliothek.
Prüm: Asbach.
Reichenberg in Böhmen: Frau von Liebieg, Baronin.
Remagen: von Lasaulx. Reuleaux.
Remich: Hermes.
Remscheid: Friederichs. Stadt.
Rheinbach: Landrathsamt. Progymnasium.
Rheine: Gymnasium.
Reydt, Reg.-Bezirk Düsseldorf: Wittenhaus.
Rinteln: Gymnasium.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Fiorelli. Helbig. Lanciani. de Rossi.
Rostock in Mecklenburg: Koerte.
Rüdesheim: Fonk.
Ruhrort: Kreis-Ausschuss. Realgymnasium.
Rurich (Schloss) bei Erkelenz: von Hompesch.
Saarburg R.-B. Trier: Kreis-Ausschuss.
Saarbrücken: Gewerbeschule. Gymnasium. Historischer Verein.
Saarlouis: Kreis-Ausschuss. Real-Progymnasium.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Sayn: Eichhoff.
Schleiden: Kreis-Ausschuss.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Schoonbeeck (Schloss): Graf Renesse.
Siegburg: Gymnasium. Kreis-Ausschuss. Seminar.
Siegen: Verein für Urgeschichte.
Sigmaringen: Museum.
Simmern: Landrathsamt.
Sinzig: Andreae.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Seminar.
Solingen: Landrathsamt. Real-Progymnasium.
Speier: Studien-Anstalt.
Stammheim b. Mülheim a. Rhein: Graf von Fürstenberg.
Steeg bei Bacharach: Hütwohl.
Stralsund: Stadtbibliothek.
Strassburg: Fuss. Michaelis.
Stuttgart: Paulus.*
Süchteln: Norrenberg.
Tauberbischofsheim: Gymnasium.
Thorn (Schloss): von Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Aldenkirchen. Bettingen Gymnasium. Hettner. Lintz. von Nell. Priester-Seminar. Real-Gymnasium. Rosbach. Seyfarth. Stadtbibliothek.
Tübingen: Universit.-Bibliothek.
Viersen: Real-Progymnasium. Greef. Haas. Heckmann.
Vilich bei Bonn: von Claer.
Vogelensang: Borret.
Vohwinkel: Kreis-Ausschuss Mettmann.
St. Wendel: Progymnasium.
Werl: von Papen.
Wernigerode: Weber.
Wesel: Frowein. Gymnas. Landrathsamt.
Wetzlar: Gymnasium. Kreis-Ausschuss.
Wevelinghoven: von Heinsberg.
Wien: Heider. K. k. Münz- und Antik.-Cabinet.
Wiesbaden: Bibliothek. Cappell. Frhr. v. Dungern. Isenbeck.
Winningen a. d. Mosel: Arnoldi.
Wipperfürth: Progymnasium.
Wittlich: Kreis-Ausschuss.
Worms: Alterthumsverein.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zeist: van Lennep.
Zülpich: van Endert.
Zürich: Blümner.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



Originalstoff Eigenthum des Gewerbe-Museums zu Düsseldorf

Byzantinischer Purpurstoff in Seide, angefertigt zwischen 976–1025 unter der Regierung von Konstantin VIII und Basileios II

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXXIV.

MIT 6 TAFELN UND 18 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1893.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Inhalts-Verzeichniss.

Professor Dr. Hermann Schaaffhausen

Geheimer Medicinalrath in Bonn

ist den 25. Januar 1893 ganz unerwartet in Folge einer Herzlähmung im 77. Lebensjahre sanft verschieden.

Am 30. Januar hat man den Edlen zu Grabe getragen mit einem Leichenbegängniss, wie Bonn nur wenige gesehen hat. An der Spitze des fast endlos erscheinenden Trauerzuges schritten die studentischen Corporationen mit ihren Chargirten und Fahnen mit einem Musikcorps. Hinter dem offenen Leichenwagen trug ein Mitglied des Corps Borussia den vom Kaiser, welcher im Hause des Verewigten während seiner Bonner Studienzeit viel persönlich verkehrt hat, gesendeten, aus Lorbeer, Orchideen und mächtigen Palmzweigen zusammengesetzten prachtvollen Trauerkranz. Oberstlieutenant von Winterfeld, Commandeur des Bonner Königs-Husaren-Regiments, war vom Kaiser beauftragt worden, den Kranz persönlich am Sarge niederzulegen. Diesem folgten im Leichenzuge die Spitzen der Stadt, Curator, Rektor und Senat und fast sämmtliche Professoren der Universität, viele Offiziere, darunter auch solche vom Deutzer Kürassier-Regiment, ein Abgeordneter des Cardinal-Erzbischofs von Köln u. v. a. Die Bürgerschaft bildete auf dem Wege vom Trauerhause bis zum Friedhofe Spalier. Am Grabe hielt der Professor der katholischen Theologie Dr. Schroers die Leichenrede. Die Studentenschaft vereinigte sich nach Schluss der Leichenfeier zu einer Trauerversammlung in der Beethovenhalle, wo Herr stud. med. Dieckerhoff eine Gedächtnissrede auf den geliebten Lehrer sprach. Aus allen Kreisen kamen die Beweise der trauernden Theilnahme. Die Kaiserin, die Kaiserin Friedrich und die Königin von Schweden sendeten herzliche Beileidsbriefe und Depeschen, ebenso Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin und die Fürstin-Mutter zu Wied, der Kultusminister Dr. Bosse, der Oberpräsident und der Landesdirektor der Rheinprovinz. Unter den überaus zahlreichen kostbaren Blumenspenden be-

fanden sich Kränze vom Prinzen Friedrich Leopold von Preussen, vom Verein von Alterthumsfreunden im Rheinland, vom rheinisch-westphälischen Naturhistorischen Verein, vom Verschönerungsverein für das Siebengebirge, von dem Alterthumsverein in Nassau, von der Deutschen und der Berliner anthropologischen Gesellschaft, vom Alterthumsverein in Osnabrück, vom Kirchenvorstand der Remigius-Gemeinde in Bonn, von den Corps und den Burschenschaften der Universität, dem Offizierkorps des Deutzer Kürassier-Regiments u. v. a.

Mit soviel Ehren ist noch selten die Leiche eines deutschen Gelehrten zu Grabe geleitet worden. Was ihren Werth noch erhöht, diese grossartige Leichenfeier galt nicht einer besonders hervorragenden äusseren Lebensstellung, sie war ein rein spontaner, freier Ausfluss hoher allgemeiner Verehrung und Liebe zu der Person des Verstorbenen. Und der Mann, dem diese erwiesen wurden, hat sie wahrhaftig, wenn irgend ein Anderer, verdient. Vornehme und Geringe, Arme und Reiche, Gelehrte und Ungelehrte sahen in dem Geschiedenen einen treuen Freund und Berather. Herr Professor Schroers hat das in warmen Worten herzlich und zu Herzen gehend an dem Grabe ausgesprochen: „Hermann Schaaffhausen war einer von jenen Menschen, deren stillen Zauber sich Niemand entziehen kann, der das Glück hat, sich ihnen nähern zu dürfen. Andere mögen fesseln durch die geniale Grösse ihres Geistes oder durch den blendenden Glanz ihrer Phantasie oder durch die gewaltig schaffende Thatkraft. Dieser war eine einheitlich geschlossene und harmonisch durchgebildete Persönlichkeit, beherrscht von einem tiefen Gemüthe und umwoben von einer Atmosphäre des Friedens und des Wohlwollens."

Sein offenes Herz war es, was Ihm alle Herzen öffnete, und was jetzt so viele an seinem Grabe mit denen trauern lässt, die in ihm den Vater verloren haben.

In Coblenz am 19. Juli 1816 geboren, hat Hermann Schaaffhausen, mit Ausnahme zweier in Berlin verlebter Studienjahre ununterbrochen seiner rheinischen Heimat angehört, für welche sein Herz so tief und warm schlug. Wie leuchteten seine Augen, wenn

er von ihrer ruhmvollen Vergangenheit, von ihrer mehrtausendjährigen Kultur sprach. Mit freudigem Stolze pflegte er es auszusprechen, dass sein ganzes Leben dem Rheinlande und seiner Hochschule gewidmet blieb, dessen Bestes zu fördern sein beständiges Bestreben war.

Die ersten Unterweisungen erhielt er im elterlichen Hause durch Privatunterricht; dann besuchte er, neun Jahre lang, das Gymnasium seiner Vaterstadt. Seine Tagebücher gestatten uns schon in diese frühe Zeit seiner geistigen Entwickelung manche Einblicke. Von dem 7jährigen Knaben ist ein Gedicht erhalten auf „Gelehrsamkeit und Reichthum," das zu dem Schluss kommt: „ich wünscht ich wär gelehrt." Zehn Jahre später beginnen die regelmässigen Aufzeichnungen mit den ersten Erinnerungen an die glücklichen Jahre der Kindheit, an die ersten Jugendfreundschaften, kleinen Reisen u. a. mit eingestreuten, mit grosser Fertigkeit ausgeführten Federzeichnungen, und zwar letztere auch schon von Alterthümern und alten Inschriften. Auch zahlreiche geist- und gemüthvolle Gedichte finden sich darunter, die zum Theil noch auf das 11. und 14. Lebensjahr zurückgehen.

Er war 18 Jahre alt, als er seinen Geburtsort und seine Familie verliess, um als Studiosus medicinae die Bonner Hochschule zu beziehen. Es war ein trüber, regnerischer Oktobertag 1834 an welchem wir ihn zu diesem Zweck auf dem Dampfer den Rhein hinabfahrend finden. Wehmüthige Erinnerungen an das ungetrübte Glück der Kindheit im stillen Frieden des Vaterhauses durchklangen die Seele des Jünglings, aber er fühlt daneben schon die in ihm sich regende Kraft, welche einen Wirkungskreis sucht: Das Unbekannte, das Fremde, das Entfernte zieht ihn an, schaukelnde Wellen tragen ihn, sind das Anzeichen eines Sturmes. „Aber ein fester Charakter gebietet auch dem Sturm und steuert vorbei an den Stellen der Gefahr."

Er studirte drei Jahre in Bonn und hörte bei v. Calker Logik, Dialectik und Psychologie, bei Münchow Physik, bei Nöggerath Mineralogie, bei Bischof Chemie, bei Treviranus und

Nees von Esenbeck Botanik, bei Goldfuss Zoologie, bei Mayer und Weber Anatomie, bei Naumann Encyclopaedie der Medicin, bei Harless Materia medica, bei Wutzer Chirurgie und chirurgische Anatomie, bei Kilian Geburtshülfe und bei Nasse Geisteskrankheiten und Anthropologie, welch letztere Wissenschaft ihm in der Folge so viel verdanken sollte.

Es waren anregende, dauernd fruchtbringende Jahre, welche Schaaffhausen in Bonn verlebte, das damals wie heute eines der wichtigsten Centren geistiger Bewegung Deutschlands war. Seine Jugend fiel in die Jugendzeit der neuerwachten Nation, die alle jene Blüthen trieb, welche unsere Tage reifen sehen; in jene Zeit frischer poetischer Begeisterung für klassisches und vaterländisches Alterthum, durchweht von dem Geiste der Romantik, welcher doch jene Blüthen hervorgezaubert hat. Eine Vereinigung von Philosophie und empirischer Forschung, von Kunst und Wissenschaft strebt der feurige Geist des Jünglings an, der sich aber auch der hohen Pflichten bewusst ist, welche das gewählte Studium, der Beruf des Arztes, seinen Jüngern auferlegt. „So sind, schreibt er am 28. August 1837 in sein Tagebuch, drei Jahre verlebt in Bonn am Rhein und sie sind hinabgeschwommen mit dem alten Strome, der die Tage alle sah und ihre Morgensonne in seinen Fluthen spiegelte und ihr Abendroth. Wie verwebt sich mit uns die Umgebung, in der wir leben, wie wird uns Alles werth und theuer, ob Wahl oder Zufall es uns nahe gestellt hat. Wie die Eiche den Boden, in dem sie wurzelt, mit Recht für den ihrigen hält, weil sie ohne ihn nicht leben kann, so sind auch wir innig verwachsen mit der kleinen Welt, die sich um uns dreht und alle Lagen und Verhältnisse, in denen unser Leben erscheint, sind uns unentbehrlich geworden, ohne unser Wissen. Wenn aber nicht nur Zeit und Gewohnheit das Alles geheiligt hat, was das Unsere war für eine Zeitlang, wenn auch Neigung und Liebe uns an die Stelle schloss, die wir erfüllten, dann wird die Trennung schwer und wir scheiden arm und verlassen von dort, wo wir so reich uns fühlten.“ — —

„Es ist eine zuversichtliche Gewährleistung unserer geistigen

Würde, dass wir in der Fülle der Begeisterung für Wissenschaft und Kunst es geloben können, ihrem hohen Dienste uns ganz zu widmen, und in ihrer Nähe die Welt zu vergessen und zu entbehren. Die stille Grösse der Wissenschaft und der verschwisterten Kunst erfüllt mit hoher Verehrung die ahnende Seele und der Genius prüft die goldenen Schwingen und sie tragen ihn höher, näher den ewigen Sonnen, die am Himmel kreisen und ihr reineres Licht niederstrahlen durch die Nacht der Erde." — —

„Ich habe mich dem Studium der Medicin gewidmet. Es ist diejenige Wissenschaft, welche in den vielseitigsten Beziehungen und im innigsten Zusammenhange mit der Philosophie steht und als Naturforschung mit dem Leben stets befreundet bleibt, dessen wunderbare Gestaltungen sie zu enträthseln hat nach ewigen Gesetzen, zugleich ist ihr Beruf eine Tugend," — und so hat er ihn bis an seinen Tod geübt.

Mit freudiger Begeisterung sehen wir ihn im November 1837 die Universität Berlin beziehen und dort in die neuen grösseren Verhältnisse mit ihren neuen und starken wissenschaftlichen Anregungen eintreten. „Kühn und freudig will ich der Zukunft entgegengehen, wenn es sich bewährt, dass Wünsche und Hoffnungen die Vorgefühle dessen sind, was wir einst zu leisten im Stande sein werden: Der Wille reicht weit, — ob er gedeiht, — beweise die Zeit."

In den ersten Studienjahren in Bonn hatten, neben den medicinischen Fachstudien, welche mit grossem Eifer gepflegt wurden, namentlich Philosophie und Anthropologie tiefere Anregungen gegeben, welch letztere der damalige Haupt-Vertreter dieses Faches in Bonn, der berühmte Naturphilosoph Nasse, auch zum Theil im Sinne einer philosophischen Disciplin vortrug. In Berlin trat Schaaffhausen in die geistige Atmosphäre seines Coblenzer Landsmannes Johannes Müller ein, des berühmtesten deutschen Physiologen, der, obwohl selbst fast noch ein Jüngling, doch wie Wenige neben und mit ihm der Berliner medicinischen Schule den Geist exaktester Forschung aufzuprägen verstanden hatte. Bei Johannes Müller

hörte Schaaffhausen nicht nur Physiologie, sondern auch vergleichende Anatomie und Pathologie. Dieser Genius war es, welcher zunächst auch die Richtung Schaaffhausens bestimmte: er entschloss sich, selbst Physiologe zu werden. Er studirte in Berlin zwei Jahre und hörte ausser Johannes Müller, bei Froriep Akiurgie, bei Wagner Forensische Medicin und Medicinische Polizei, bei Schultz Pathologie und frequentirte die Kliniken von Wolff, Rust, Busch, Wagner, Jüngken, Barez und Truestedt.

Am 31. August 1839 doctorirte er in Berlin mit einer Dissertation, welche den für seine wissenschaftliche Richtung charakteristischen Titel trägt: De vitae viribus, Ueber Lebenskraft, — ein Grenzgebiet zwischen Philosophie und Physiologie. Im Jahre 1840 bestand er, auch in Berlin, die medicinische Staatsprüfung mit der Note „sehr gut" und dem Titel „Operateur."

Nun war auch die Zeit in Berlin abgeschlossen und er doch, trotz all der neuen Eindrücke und geistigen Errungenschaften, im Wesentlichen derselbe geblieben.

„Wir leben in einem neuen Boden, suchen aber stets dieselbe Nahrung. Unter anderen Einflüssen glauben wir uns zu verändern und bleiben, wie wir waren. Wir sind ja nicht Steine, die in jedem Feuer glühen, in jedem Frost erkalten, wir sind Blumen, die ihre Sonne suchen und sich nach ihr wenden und in dem Schatten und in der Nacht ihre Kelche schliessen. Nur wachsen, blühen können wir — oder welken und verdorren, und ob die Farben wechseln und die Blätter — die Rose blüht als Rose unter jedem Himmel — und wo das Korn den Boden findet, treibt es Aehren."

Ueberblicken wir zunächst seinen äusseren Lebensgang.

Im Spätherbst 1840 machte er eine Reise nach Dresden, Prag, Wien und München, absolvirte dann in seiner Vaterstadt Coblenz den Militärdienst als Compagnie-Arzt im 25. Inf.-Regiment. Im März 1842 ging er 6 Monate zu Studienzwecken nach Paris, im Frühling 1843 auf drei Monate nach London.

Am 28. September 1843 verheirathete er sich in Coblenz mit

Anna, Tochter des Kriegsraths Lorenz und verlebte den darauf folgenden Winter und Frühling in Italien — eine sonnige glückliche Zeit, voll reichen gemeinsamen Genusses der herrlichen Natur und der Kunstschätze.

Am 29. Oktober 1844 habilitirte er sich an der Bonner Universität für Physiologie. Im Beginne seiner akademischen Laufbahn las er über specielle Physiologie, allgemeine Pathologie und Therapie und mikroscopische Anatomie. Eine lange Reihe von Jahren las er dann über Encyclopaedie der Medicin, gerichtliche Medicin, allgemeine und vergleichende Physiologie. Dazu kommen schon seit dem Jahre 1845 Collegien über das Gesammtgebiet der Anthropologie und Urgeschichte des Menschen. Im Jahre 1855 wurde er Professor extraordinarius, 1868 Geheimer Medicinalrath und 1889 ordentlicher Honorarprofessor in der medicinischen Fakultät. In dem gleichen Jahre feierte er unter lebhafter Betheiligung der weitesten Kreise sein 50jähriges Doctor-Jubiläum. In dem erneuerten Diplom der Berliner Universität heisst es:

„Viro quum de anatomia et de physiologia tum de antiquissima notitia gentium tantopere merito ut optimo jure inter primos nominatur, qui indefesso et sagacissimo studio atque labore anthropologiae excolendae et promovendae viam aperuerunt."

In diesen Worten reicher Anerkennung ist auch die Vielseitigkeit Schaaffhausen's als Forscher und der weiteren Fundirung Ausdruck gegeben, auf welcher seine akademische und schriftstellerische Thätigkeit sich gründete.

Die letztere umfasst 356 Einzelpublikationen [1]). Der Hauptzahl nach gehören letztere der Anthropologie und Urgeschichte an, einschliesslich Ethnologie und Zoologie des Diluviums und der Anthropoiden sowie Entwickelungslehre, nämlich 273; 32 sind physiologischen und vergleichend biologischen Inhalts, 7 behandeln Fragen der Philosophie und Psychologie, 27 beschäftigen sich mit römischer und griechischer Archäologie, erstere namentlich bezüglich rheini-

1) s. unten die vollständige Liste.

scher Funde. Es bleiben noch 17 Abhandlungen übrig, über Gegenstände allgemein-archäologischer Fragen, darunter 6, welche speziell sich mit kirchlichen Alterthümern beschäftigen.

Diese Aufsätze und Mittheilungen sind ursprünglich in verschiedenen Zeitschriften erschienen: im Archiv für Anthropologie, den Verhandlungen des naturhistorischen Vereins in Bonn, den Sitzungsberichten der niederrheinischen Gesellschaft, in der Cotta'schen deutschen Vierteljahrsschrift (1848, 50, 53), in den Berichten der Naturforscherversammlungen und der Congresse der deutschen anthropologischen Gesellschaft, sowie in deren Correspondenzblatt, in den Comptes rendus der internationalen Congresse in Paris, Kopenhagen, Brüssel, Stockholm, Pest, Lissabon, in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, in den Akten der Leopoldina u. s. w. Im Jahre 1885 erschien in Bonn bei Marcus ein stattlicher Oktavband, in welchem unter dem Titel: „Anthropologische Studien" eine Sammlung von besonders wichtigen jener Einzelpublikationen zusammengefasst ist.

Neben diesen grossartigen schriftstellerischen Leistungen, welche den Namen Hermann Schaaffhausen in alle Welt hinaustrugen, geht jene oben erwähnte intensive Lehrthätigkeit einher. Schaaffhausen war ein geborener Lehrer, sein ausgezeichnetes Rednertalent, durch unablässige Uebung geschult, seine eigene warme Begeisterung für den Gegenstand, welche die Hörer zu ähnlicher Begeisterung hinreissen musste, der hohe sittliche Ernst fester Ueberzeugung, der aus allen seinen Worten sprach, der reiche Hintergrund philosophischen, historischen und ästhetischen Wissens und Könnens, der auch seinen naturkundlichen Darstellungen eine specifische Färbung lieh, die philosophische Einheitlichkeit seiner Naturauffassung, der liebenswerthe Charakter, welcher seine ganze Erscheinung und jedes seiner Worte adelte — Alles das musste die Schüler anziehen und fesseln. Eine grosse Menge Zuhörer aller Fakultäten sammelte sich um seinen Katheder und seine Vorlesungen über Anthropologie und namentlich jene über Urgeschichte gehörten zu den besuchtesten der Bonner Universität.

Obwohl Physiologe, so ging doch sein vorwiegendes Interesse auf die specielle Anwendung dieser seiner Grunddisciplin auf das gesammte Leben des Menschen, darauf gründete sich im Wesentlichen sein wissenschaftlicher Erfolg in der Anthropologie.

Der letzte Brief, welchen ich von seiner Hand besitze, vom 4. Januar d. J., also wenige Tage vor seinem Tode, mit der gleichen festen und flüssigen Handschrift wie sonst geschrieben, handelt, als Antwort auf von mir gestellte Fragen, von seiner Lehrthätigkeit in der Anthropologie an der Bonner Universität:

„Ich lese in Bonn über Anthropologie unausgesetzt seit dem Jahre 1845. Vor mir hat in Bonn Ennemoser über Anthropologie gelesen, der Hauptvertreter des Faches war aber der klinische Lehrer für innere Medicin hierselbst, Nasse, einer der letzten Anhänger der naturphilosophischen Schule, der bald nach meinem Auftreten in Bonn (1843) starb.“

„Ich illustrire meine Vorträge fast in jeder Stunde durch Gegenstände meiner Privatsammlung, selten durch solche der Universitätssammlungen und durch Bildwerke der Universitätsbibliothek. Die von mir schon vor vielen Jahren beantragte Gründung eines anthropologischen Museums wurde abgelehnt. Den Neanderthaler Fund musste ich ankaufen für das Provinzialmuseum, weil er sonst für Deutschland verloren war, da Huxley ein hohes Gebot für das Kensington-Museum gemacht hatte.“

„Neben den Vorlesungen werden keine Kurse gehalten, eine Einrichtung dafür ist nicht vorhanden. Wohl las ich oft über mikroscopische Uebungen zur allgemeinen Physiologie, wobei auch anthropologisch Wichtiges zur Beobachtung kam. Privatissime wurden auch einzelne Studirende von mir in der Schädelmessung gratis unterrichtet.“

„Die Vorlesungen werden in den Hörsälen der Universität abgehalten. Demonstrationen habe ich in früheren Jahren auch zuweilen im Amphitheater der Anatomie hierselbst und in meiner Privatwohnung abgehalten.“

„Die durchschnittliche Zahl meiner Zuhörer in der Anthropo-

logie in den letzten 10 Jahren ist 70—80 im Semester. Ich lese seit 1870, nach Semestern abwechselnd mit der Anthropologie auch Urgeschichte des Menschen, die Zahl meiner Zuhörer in den letzten Jahren ist 80 bis 120 per Semester."

Aus jedem Worte klingt die berechtigte Freude an diesem grossartigen Lehrerfolg heraus. Schaaffhausen hatte es verstanden, das Interesse an der Anthropologie, welche so mächtig in ganz Deutschland unter Blumenbach's Anregung und Leitung erwacht war, auch durch jene für die Anthropologie wüste Zeit an der Bonner Hochschule aufrecht zu erhalten, welche, von dem Todestage Blumenbach's (1840) beginnend und fast bis gegen das Ende der 60er Jahre herein andauernd, an allen deutschen Universitäten (mit Ausnahme von Bonn und München) die wissenschaftliche Anthropologie als eigentliches Lehrfach verschwinden machte.

Nasse's anthropologische Vorlesungen hatten in hohem Masse anregend gewirkt, sie gehörten zu den gesuchtesten philosophischen Kollegien allgemein bildenden Charakters und es war Sitte der Bonner Studirenden aller Fakultäten, sie zu besuchen. Daran hat Schaaffhausen angeknüpft, das hat er erhalten und damit den unanfechtbaren Beweis geliefert, dass auch heute noch die wissenschaftliche Anthropologie, welche unter Blumenbach unbestritten als die erste aller naturgeschichtlichen Disciplinen erschienen war, ein wichtiges Glied in der Kette der akademischen Studien und Bildungsmittel sein kann. Das ist das hohe Verdienst, welches sich Schaaffhausen um die Anthropologie als akademisches Lehrfach erworben hat.

Von vorn herein mit einer Neigung zu philosophisch-ästhetischer Betrachtung des Stoffes, — war er ja selbst noch Zeuge der Wirksamkeit der älteren Naturphilosophie durch Nasse u. A. gewesen, — hat Schaaffhausen den Beginn der neuen naturphilosophischen Epoche unter dem überwältigenden Eindruck der ersten Darwin'schen Publikationen mit voller Begeisterung begrüsst. Er stellte sich auch für die Anthropologie voll und ganz auf den Bo-

den der neuerstandenen Entwickelungslehre und ist diesem Standpunkt ohne Wanken treu geblieben. Die grosse Zahl seiner anthropologischen Schriften und Reden athmeten alle diesen Geist, und wir sehen ihn auch dann noch an der allgemeinen Giltigkeit dieser Lehren für den Menschen festhalten, als so manche in der ersten freudigen Begeisterung für das neue Forschungsgebiet zum Theil ohne genügende Kritik gesammelte Einzelangaben sich nach und nach in manchen Richtungen als hinfällig erwiesen hatten. Ihm war und blieb seine wissenschaftliche Anschauung: von der Entwicklung der Menschengeschlechter zu immer höheren Stufen der Gesittung eine Herzensangelegenheit, für welche er mit seiner ganzen Person, mit der ganzen Fülle seiner Ueberzeugung eintrat. Wie oft haben wir diesen seinen begeisterten und hinreissenden Ausführungen die Beifallsrufe grosser Versammlungen folgen hören.

„Die Alterthumswissenschaft", so sagte er in seiner Abschiedsrede am 25. Oktober des vorletzten Jahres, in welcher er noch einmal sein wissenschaftliches Programm vor den Mitgliedern der Festversammlung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande so jugendfreudig entwickelte, „hat mit ihrem Lichte auch das Dunkel der ältesten Vorzeit erhellt. Nur mit Rücksicht auf die heutigen Wilden sagte Schiller schon 1789 in seiner Antrittsrede zu Jena: Eine weise Hand scheint uns die rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nutzbare Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig ist aber das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben? und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Die Urgeschichte wurde nur deshalb eine Errungenschaft der Neuzeit, weil diese von dem fruchtbaren Gedanken der Entwickelung erfasst, in den unscheinbaren Stein- und Knochenwerkzeugen der Vorzeit den Anfang der menschlichen Kultur erkannte. Es sind nicht schöne Statuen und Bauwerke, es

ist nicht goldener Schmuck und mit Edelsteinen besetztes Kunstgeräth, das sie uns vorführt, es sind roh zugehauene Steine, aus Knochen gefertigte Werkzeuge und grobe Thonscherben, die uns zu den bedeutsamsten Schlüssen geführt haben. Wie bei der Betrachtung einer Landschaft die Aussicht sich erweitert, je höher man steigt, so entdeckt die Wissenschaft neue Wahrheit, je weiter das Feld ihrer Forschung reicht. Nun wissen wir, dass alle Kunst und Bildung einen kleinen Anfang gehabt hat und dass die herrlichsten Werke der Menschenhand aus rohen Versuchen erst nach und nach entstanden sind. Durch die Auffindung der zierlichen Statuetten von Tanagra liegt die Entwicklung der keramischen Kunst von den rohen Idolen von Troja bis zu jenen hochkünstlerischen Darstellungen vollständig vor unseren Augen. Die bemalten Schalen und Vasen, auf denen die ganze griechische Mythologie dargestellt ist, lassen sich zurückverfolgen bis zu den aus der Hand geformten Bechern und Töpfen, die mit Eindrücken der Fingernägel geziert sind. Das thönerne Gefäss ist aber aus dem Korbe entstanden, den man, um ihn zu dichten, mit Thon bestrich, der über dem Feuer erhärtete. Aber wer lehrte dem Menschen das Flechten des Korbes? Wie so Vieles, was der Mensch erfunden zu haben glaubt, ein Vorbild in der Natur hat, so wird er auch das Flechten von der Spinne abgesehen haben, deren ausgespanntes Netz dem Boden eines geflochtenen Korbes gleicht."

„Nur die Kulturgeschichte ist die wahre Geschichte der Menschheit. In der politischen Geschichte entscheiden die Zerstörungswaffen, in der Culturgeschichte ist es die stille friedliche Arbeit des Denkers, welche unserem Geiste neue Welten öffnet und zu Entdeckungen führt, die das ganze Leben des Menschen umgestalten. Die grossen Weltreiche, welche die Ruhmsucht der Eroberer gegründet, sind zusammengestürzt, die Errungenschaften der Kultur aber gingen niemals verloren, die neuen Völker treten die Erbschaft der alten an und was unter dem Schutt der Ruinen begraben liegt, das bringt unsere Wissenschaft wieder an den Tag."

„Die Freunde der Menschheit haben es oft ausgesprochen,

dass die friedliche Entwickelung der Völker ihr wahrer Beruf sei, der allein zu Glück und Wohlfahrt führe, Andere halten das für eine Schwärmerei und sehen im Kriege jenen wohlthätigen Kampf ums Dasein, der als ein nothwendiges Naturgesetz erkannt sei. ‚Der Krieg, sagt Emil Zola, ist das Leben selbst. Nichts in der Natur besteht, nichts wird geboren, wächst und vermehrt sich anders als durch den Kampf. Essen und gegessen werden, heisst die Losung, wenn das Leben in der Welt bestehen soll. Der Krieg ist die Schule der Mannszucht, der Aufopferung, des Muthes, er stärkt Leib und Seele, erzeugt die Kameradschaft in der Gefahr, giebt Gesundheit und Kraft.' So kann nur der reden, welcher die Entwickelung der Menschheit nicht kennt. Diese zeigt uns vielmehr, wie nur allmählig das Thier im Menschen gebändigt wurde durch die Kultur. So gewiss diese den Canibalismus, das Menschenopfer und die Vielweiberei unter den gesitteten Völkern beseitigt hat, so sicher wird sie auch dem Zweikampf und dem Kriege ein Ende machen, wenn auch erst nach Jahrhunderten. Der Zweikampf ist in seinem Ursprung nichts anderes als ein Aberglaube, der in seiner ältesten Form noch mit dem Canibalismus verbunden war, denn der Sieger verzehrte den niedergeschlagenen Feind, um seine Tapferkeit sich anzueignen. Was Schiller von der Geschichte der Menschheit vor 100 Jahren gesagt hat, sie begleite ihn durch alle Zustände, die er erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredelung, das gilt noch mehr von der Alterthumsforschung, die nicht wie jene nur aus den überlieferten schriftlichen Berichten schöpft, sondern, diese ergänzend, uns die Hinterlassenschaften aller Zeiten und Völker in Bauwerken, Geräthen, Waffen, Münzen, Kunstwerken vorführt und damit uns das vollständige Bild von der Entwicklung der Menschheit aufrollt, wie sie nach dem Plane des Weltschöpfers sich vollzieht. Wir sehen den Bildungsgang des Menschengeschlechts von seinem Anfang bis zu der Höhe, die er heute erreicht hat. Das bewahrt uns vor der übertriebenen Bewunderung des Alterthums und vor der kindischen Sehnsucht nach vergangenen

Zeiten! Wir danken es aber der Alterthumsforschung, dass sie uns das Schönste und Beste, was alle Völker für die Kultur einmal geleistet haben, immer wieder vor Augen stellt, damit es uns nicht verloren gehe. Das goldene Zeitalter, welches die Dichtung an den Anfang der Geschichte gesetzt hat, ist für die Wissenschaft das ferne Ziel, dem die Menschheit allmählig entgegen reift."

So vereinigten sich ihm Wissenschaft, Philosophie und Religion in einheitlicher Weltanschauung.

In Schaaffhausens Reden bei Congressen und in Gesellschaftssitzungen ist ein wesentlicher Theil seiner wissenschaftlichen Leistungen enthalten, hier hat er nicht weniger anregend gewirkt, wie als akademischer Lehrer, wesentlich unterstützt durch seine Beherrschung der europäischen Kultursprachen, welche er schon durch den Studien-Aufenthalt in Italien, in Paris und London weiter ausgebildet hatte.

Wenn wir im Einzelnen einen Blick auf die wissenschaftlichen litterarischen Leistungen Schaaffhausen's werfen, so steht seine Betheiligung an den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande und an dem Archiv für Anthropologie oben an. Er gehörte mit zu den Gründern des Archivs. Im Frühjahr 1865 erliessen Alexander Ecker und Heinrich Welcker eine Einladung an hervorragende deutsche Anthropologen zum Zweck der Gründung eines eigenen Organs für die damals so rasch sich wieder aufschwingende Wissenschaft der Anthropologie. Schon bei der Anthropologen-Zusammenkunft in Göttingen, wohin an das Grab Blumenbach's C. E. von Baer im August 1861 eine Anzahl von Vertretern der anthropologischen Forschung eingeladen hatte, war im Princip die Gründung einer solchen Zeitschrift beschlossen worden, aber erst vier Jahre später kam die Idee zur Realisirung. Auf die Einladung der beiden Obengenannten waren im Juni 1865 in Frankfurt a. M. Desor, His, Lindenschmit, Lucae, Schaaffhausen und Carl Vogt sowie der verdiente Verlagsbuchhändler Ed. Vieweg erschienen, das Archiv für Anthropologie wurde gegründet und die Redaktion den Herren Ecker und Lindenschmit

übergeben, die Namen der übrigen Mitgründer erschienen, mit einer Anzahl anderer, auf dem Titel als Mitarbeiter. Schaaffhausen hat auch diese übernommene Pflicht mit ununterbrochenem Interesse und gleichbleibender Treue bis an sein Lebensende gepflegt. Vom II. Bande an finden wir Schaaffhausen regelmässig mit Beiträgen betheiligt, zuerst: „Ueber die anthropologischen Fragen der Gegenwart" eine Programmrede (bei der 41. Naturforscherversammlung 1867 in Frankfurt a. M. gehalten), welche in dem Wesentlichen der Anschauungen vollkommen jener letzten Programmrede vom 25. Oktober 1891 entspricht, aus der wir oben einige besonders charakteristische Stellen ausgehoben haben. Dann folgt im Bd. III: „Ueber das Zweckmässige in der Natur", in Bd. IV: „Die Menschenfresserei und das Menschenopfer." Vom Jahre 1878 an erschienen dann im Archiv f. A. unter Schaaffhausens spezieller Redaktion die von der deutschen anthropologischen Gesellschft veranlassten Kataloge der „anthropologischen Sammlungen Deutschlands, ein Verzeichniss des in Deutschland vorhandenen anthropologischen Materials." Schaaffhausen hat sich ein bleibendes Verdienst mit diesen Veröffentlichungen des Studienmaterials um die wissenschaftliche Anthropologie erworben und alle, welche diesen Reichthum von Messungsergebnissen in den geschickt und übersichtlich angelegten Tabellen noch nach langen Jahren vergleichen und durcharbeiten werden, müssen dem unermüdlichen Manne danken, diese Schätze anthropologisch wichtiger Daten zusammengebracht und zugänglich gemacht zu haben. Bereits ist die zehnte Sammlung inventarisirt: Bonn, Frankfurt a. M. (Senckenbergische Gesellschaft), Darmstadt (Naturalienkabinett und Museum) alle drei von Schaaffhausen selbst bearbeitet; Göttingen von J. W. Spengel, Freiburg i. B. von A. Ecker, Königsberg i. Pr. von Kupffer und Bessel-Hagen mit Anhang von Otto Tischler und Dr. Bujack, Berlin I. Theil von Brösike, II. von Rabl-Rückhardt, Breslau von Wilger, Leipzig von E. Schmidt, München von Rüdinger. Die letzte Arbeit Schaaffhausen's an seinem Todestag galt diesen Katalogen. Auf seine Veranlassung hat sich Herr Dr. med.

Mies, einer seiner eifrigsten Schüler an die Arbeit gemacht, die anthropologischen Sammlungen in Heidelberg für diesen Zweck durchzumessen und aufzunehmen. Eben waren die ersten Mittheilungen von dort an ihn gelangt und wie ein Blatt auf seinem Arbeitstisch bewies, hatte er noch am Abend des Tages, in dessen Nacht er ganz unerwartet verschied, an Heidelberger Schädeln katalogisirt!

Die Zusammenstellung der Einzelpublikationen Schaaffhausen's in verschiedene Gruppen je nach ihrem Thema hat uns einen Anhalt dafür gegeben, wie vielseitig seine wissenschaftlichen Strebungen waren. Besonders bedeutsam sind für die Anthropologie die zahlreichen Untersuchungen über Funde diluvialer Thier- und Menschenreste in den Rheinlanden. Sehr wichtig für die Entwicklung der Lehre vom Diluvial-Menschen und immer von neuem besprochen ist der Neanderthaler Fund, der ganz besonders dazu beitrug, Schaaffhausen's Namen in der ganzen Welt populär zu machen, und nicht zum wenigsten gerade im Kampfe der Meinungen über diesen Fund haben sich die anfänglichen Urtheile über die Verwerthung angeblich diluvialer Menschenknochen für die Entwicklungslehre im Hinblick auf die hypothetische Abstammung des Menschen geklärt. Auch hier gebührt sonach Schaaffhausen ein Dank der Wissenschaft.

Schaaffhausen selbst hat zweifellos den grössten Werth gelegt nicht auf seine Einzeluntersuchungen, sondern auf seine Abhandlungen über allgemeine Fragen, in welchen er den Gedankenreichthum und die erstaunliche Vielseitigkeit des Wissens, die ihn auszeichnete, voll zur Geltung bringen konnte. In jener oben erwähnten Sammlung von 28 Vorträgen und Abhandlungen unter dem Titel: Anthropologische Studien von Hermann Schaaffhausen, Bonn, bei Adolph Marcus 1885 gross 8° 677 S. — ein Werk, welches nach der Lektüre kein Anthropologe und kein Liebhaber der von dieser Wissenschaft gestellten Fragen ohne reiche Anregung und Belehrung und ohne inniges Interesse an der Person des Autors aus der Hand legen wird — sind nur solche umfassende Publika-

tionen von ihm ausgewählt und wieder publizirt worden. Die Titel sind: 1. Ueber die Lebenskraft, Uebersetzung der Doctor-Dissertation aus dem Jahre 1839. 2. Ueber die Fortschritte der Naturwissenschaften insbesondere der Physiologie. Habilitationsrede 1844. 3. Die Fortschritte der menschlichen Bildung, 1848. 4. Die Natur und Gesittung der Völker, 1850. 5. Die Verbreitung des organischen Lebens auf der Erde, 1853. 6. Ueber Beständigkeit und Umwandlung der Arten, 1853. 7. Die Hautfarbe des Negers und die Annäherung der menschlichen Gestalt an die Thierform, 1860. 8. Ueber Schlaf und Traum, 1855. 9. Die Beziehung der Natur zur bildenden Kunst, 1855. 10. Die Entwicklung des Menschengeschlechts und die Bildungsfähigkeit seiner Rassen, 1858. 11. Ueber den Zusammenhang der Natur- und Lebenserscheinungen, 1865. 12. Ueber den Tod, 1859. 13. Ueber die Kunst gesund zu leben, 1860. 14. Die Gesetze der organischen Bildung, 1860. 15. Der Kampf der Menschen mit der Natur, 1865. 16. Ueber den Zustand wilder Völker, 1866. 17. Ueber die Krafterzeugung im thierischen Körper, 1867. 18. Ueber die anthropologischen Fragen der Gegenwart, 1867. 19. Ueber das Zweckmässige in der Natur, 1868. 20. Die Lehre Darwin's und die Anthropologie, 1867. 21. Ueber das geistige Wesen des Menschen, 1869. 22. Der Aberglauben und die Naturwissenschaft, 1870. 23. Ueber die Menschenfresserei und das Menschenopfer, 1870. 24. Ueber Menschenbildung, 1872. 25. Die menschliche Sprache, 1872. 26. Die Einheit des Menschengeschlechts, 1873. 27. Ueber den Zusammenhang der Anthropologie mit der Ethnologie und Urgeschichte, 1873. 28. Die beiden menschlichen Geschlechter, 1881.

In der Vorrede hebt Schaaffhausen hervor; „Alle wichtigeren Fragen der Anthropologie, auch solche, die heute noch die Forscher beschäftigen, haben nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens ihre Besprechung und Beantwortung gefunden.“

„Zwei in neuerer Zeit erst gewonnene Anschauungen sind in allen diesen Arbeiten niedergelegt und, so verschieden ihr Inhalt sein mag, sie haben sich alle die Aufgabe gestellt, die Wahrheit

derselben zu erweisen. Die eine fasst die ganze Natur als ein zusammenhängendes Ganze auf, nicht nur in dem Sinne, dass in der bestehenden Welt Pflanze und Thier auf einander angewiesen sind und beide das Unorganische zur Voraussetzung haben, sondern mit der Annahme, dass in der Geschichte der Schöpfung alle organischen Bildungen wirklich aus einander hervorgegangen sind. Die andere sieht im Thier wie im Menschen die Seelenthätigkeiten in der innigsten Verknüpfung mit materiellen Vorgängen, so dass die Entwicklung das Seelenvermögen bis zum menschlichen Geiste immer mit der Stufe der Organisation in nothwendiger Uebereinstimmung steht. Im Menschen hat die Schöpfung nach beiden Richtungen hin ihre höchsten Ziele erreicht; die fortschreitende Entwicklung ist aber ein so allgemein herrschendes Naturgesetz, dass auch er noch nach höherer Vervollkommnung strebt." 18. Juli 1885.

Wer die grosse Zeit des Neuaufschwungs der Anthropologie in der Mitte unseres Jahrhunderts kennen und würdigen lernen will, wird immer auch auf Schaaffhausen zurückgehen müssen und noch nach Generationen wird sein Name unter den Begründern der anthropologischen Disciplin mit Ehren genannt werden.

Wir vermissen ungern in den gesammelten Abhandlungen jene, welche sich speciell mit philosophischen Gegenständen oder mit solchen der Alterthumskunde späterer Epochen befassen. Sie wären wohl werth in ähnlicher Weise von einer pietätvollen Hand gesammelt zu werden wie die mehr oder weniger speciell anthropologischen, deren Sammlung wir seiner eigenen Hand verdanken. Ich erinnere hier speziell an: Ueber Baustoffe, ihre Herkunft und Dauer, 1859. Ueber Steinmetzzeichen, 1886. Ueber Wissen und Glauben, 1862. Ueber die Blutampullen der römischen Katakomben, 1871. Ueber die Todtenmaske Shakespeare's, 1875. Die Thiere des römischen Circus in Trier, 1880. Ueber anthropologische Alterthümer in Kirchen, 1879. Die Kölner Thorburgen, 1882. Der Sarg des heiligen Paulinus in Trier, 1884. Sollen wir unsere Statuen bemalen? 1884. Ueber den Onyx von St. Castor in Coblenz, 1885. Das Ideal der griechichen Kunst, 1885. Ueber die Entwicklung des

Ornaments in der alten Kunst, 1889. Hülfsmittel der neueren Alterthumsforschung u. a.

Die ununterbrochene Einheitlichkeit der Weltanschauungen tritt in all diesen Publikationen hervor: er hatte bis zum Tode recht: „Unter anderen Einflüssen glauben wir uns zu verändern und bleiben, wie wir waren.“

Aber in dieser gelehrten Thätigkeit, so gross ihre Ausdehnung erscheinen mag, beschliesst sich nicht die Wirksamkeit des Verewigten. Es drängte ihn, seine Kraft auch, so viel an ihm lag, in den Dienst gemeinnütziger Bestrebungen zu stellen. Und so sehen wir ihn als Mitglied und vielfach an der Spitze nicht nur zahlreicher wissenschaftlicher, sondern auch gemeinnützlicher Gesellschaften und Vereine sowie gemeindlicher Corporationen, überall bestrebt, an den Zielen auf das theilnehmendste mitzuwirken, vielfach die Seele jener Vereinigungen: Schaaffhausen war seit 1883 Präsident des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, des naturhistorischen Vereins der Preussischen Rheinlande und Westphalens, mehrere Male erster Vorsitzender der deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1884 Interimistischer Vorsitzender der Commission für die Provinzialmuseen; er war Präsident des Vereins der Rettung zur See, des akademischen Dombauvereins und 30 Jahre lang des Kirchenvorstandes seiner Pfarrgemeinde St. Remigius in Bonn.

Er war ausserdem Ehrenmitglied von folgenden Gesellschaften: Der anthropologischen Gesellschaft von Berlin, München, Wien, London, Paris, Florenz, Brüssel und Washington, des nassauischen Vereins für Alterthumskunde und Geschichtsforschung, des historischen Vereins für den Niederrhein; ausserdem wirkliches oder korrespondirendes Mitglied: Der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, der Wetterau'schen Gesellschaft für Naturkunde, der Senckenberg'schen Naturforschenden Gesellschaft, der Gesellschaft nordischer Alterthumsforscher in Kopenhagen, der Kaiserl. Leopold. Carol. deutschen Akademie der Naturforscher, der kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau, des naturhistorischen Ver-

eins für Anhalt, der k. Gesellschaft der Architekten und Archäologen Portugals, der Gesellschaft für Erdkunde in Metz, der Gesellschaft der Journalisten und Schriftsteller Portugals, des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, des Alterthums-Vereins in Worms, der Société d'Archéologie von Brüssel, und endlich Vorstandsmitglied des Römisch-Germanischen Museums in Mainz.

Und wie gesagt, das sind nicht nur Titel, soweit es ihm möglich war, hat er überall nicht nur mitgearbeitet, sondern die Arbeiten der betreffenden Vereinigungen angeregt und geleitet. Wie rege war sein Interesse, wie lebhaft und energisch sein Wunsch und Bemühen, die Gesellschaftszwecke zu fördern. Da war es, als hätte der so viel beschäftigte Mann sonst gar nichts weiter zu thun. Die Gesellschaften, welche an ihm den Führer und das Haupt verlieren, das die Hauptarbeit freudig übernahm und exakt und pünktlich leistete, werden ihn schwer vermissen. Wie viel verdanken sie ihm, voran der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Bei der Jubelfeier des 50jährigen Bestehens dieses Vereins im letztvergangenen Jahre war Schaaffhausen schon seit 10 Jahren Präsident desselben und aus den Worten der Festredner klingt eine Fülle wohlverdienter ächter Verehrung und Anerkennung für den Führer, in dessen Person sich so lange Jahre das Streben der Vereinigung verkörperte. Wer hätte am 25. Oktober 1891 — als der Verewigte mit alter, scheinbar nicht zu bewältigender Frische das Präsidium jener Feier führte und in begeisternder Weise in seiner Festrede, die oben seine Abschiedsrede genannt wurde, ein Programm der Vergangenheit und der Zukunft des Vereins entwickelte — denken können, dass dieser beredte Mund so bald für immer verstummen sollte. Der Rektor der Universität Geheimrath Strasburger, welcher das Wort ergriff, um im Namen der Universität „den Verein von Rheinischen Alterthumsfreunden zu ehren“, gestaltete seine Rede ganz naturgemäss zu einer Ehrung des Präsidenten. Auf das frische Leben, welches dem Studium der Alterthumskunde entsprosst, hatte Herr Strasburger das alte

Wortspiel in Weber's Democrit angewendet: „Die Alten sind die einzigen Alten, die nie alt werden.“ „Diesen Ausspruch, so fuhr der Redner fort, hätte ich hier aber die Neigung, auch auf den Vorsitzenden des Vereins, Herrn Schaaffhausen anzuwenden, wenn ich sehe, mit welcher Jugendfrische und Begeisterung er noch immer alle menschlichen Ideale pflegt, welche Arbeitskraft und Ausdauer ihm immer noch zur Verfügung steht. Er wird älter, ohne zu altern, ja man sollte meinen, dass er nur älter wird, weil dies das einzige Mittel ist, um lange zu leben.“

Der Verein der Alterthumsfreunde hatte in Folge innerer Gegensätze eine schwere Krise durchzumachen, als im Juli 1877 Schaaffhausen die Wahl zum Mitglied der Vorstandschaft annahm; sein Eintritt in die Vorstandschaft gerade in diesem Augenblicke war von hohem Werthe und half, den Verein über die bestehenden Schwierigkeiten hinwegzuführen. Noch wichtiger für das Vereinsinteresse war es, dass er Anfang 1883 das Vereinspräsidium übernahm, als sich der frühere Vorsitzende veranlasst sah, unter dem 20. März 1883 aus diesem Amte zu scheiden. Schaaffhausen hat in diesen beiden Krisen den Verein gerettet und es verstanden, die Mitgliederzahl auf ihrer Höhe zu erhalten. Während seiner ganzen Vorstandszeit ist er unermüdlich im Vereinsinteresse thätig gewesen, Arbeiten, Referate, kurze Notizen zu liefern, neue Mitglieder anzuwerben, die alten zu erhalten, Beiträge zu beschaffen, die Provinzialverwaltung für den Verein zu interessiren, durch Eingaben an die Staatsregierung und sonstige Behörden auf die Nothwendigkeit der Erhaltung bestimmter antiker und mittelalterlicher Bauwerke hinzuweisen, deren Erhaltung im Allgemeinen zu befürworten. War er doch schon 1872 vom Ministerium berufen worden, für die Erhaltung der Kunstdenkmäler thätig zu sein. Wo er nur immer nach dieser Richtung hin etwas thun konnte, war er immer zur Hand und hat auch nie sich davor gescheut, sich dadurch event. persönlichen Unannehmlichkeiten zu unterziehen. Wo er etwas für wichtig erkannte, hat er es immer eifrig verfochten ohne Ansehen der Person. Der Alterthumsverein hat an Schaaffhausen viel

verloren, gerade seine Vielseitigkeit war für die Vereinsthätigkeit von besonderem Werthe wie seine grosse persönliche Liebenswürdigkeit, die er auch im Vereinsleben niemals verleugnet hat und auch bei allen ärgerlichen Anlässen, die auch ihm nicht erspart geblieben sind, zu bewahren wusste.

Auch die deutsche anthropologische Gesellschaft hat in ihrer XIX. allgemeinen Versammlung im August 1888 in Bonn unter seinem bewährten Präsidium einen Congress gefeiert, welcher an wissenschaftlichem Erfolge keinem früheren oder späteren nachsteht und der in seinem äusseren liebenswürdigen Verlauf, eingefügt in die herrlichen Landschaften des Rheinlands, jedem Theilnehmer unvergesslich lieb bleibt. Auch der anthropologischen Gesellschaft kam es da zu Gute, womit Schaaffhausen für die von ihm geleiteten Vereine Bonn's und der Rheinlande so erfolgreich gewirkt hat: sein eigenes lebhaftes Interesse für die Sache, seine grosse Geschicklichkeit bei der Verwaltung, seine ausgedehnten Verbindungen mit den ersten Kreisen der Rheinlande. Der Congress fand sich überall getragen durch das persönliche Wohlwollen der Bevölkerung gegen den Präsidenten, dem zu Liebe so manches freiwillig und freudig gethan wurde, was Niemand hätte befehlen können. Als, nur auf die leichte Anregung Schaaffhausen's hin, die beiden Ufer des Rheins bei der Dampferfahrt zwischen Rolandseck und Bonn in bengalischen Flammen weithin leuchteten, war das im Wesentlichen eine freie Opfergabe herzlicher Verehrung und Liebe gegen den Mann, in welchem sich so viele ideale Bestrebungen der Rheinlande verkörperten.

Aber diese idealen Ziele verdunkelten ihm niemals den praktisch tüchtigen Blick. Sein Verwaltungstalent, welches in seinen Vereinsleitungen überall zur Geltung kam, hat wohl nirgends wohlthätiger und erfolgreicher eingegriffen als in seiner Stellung als Präsident des Kirchenvorstandes St. Remigius in Bonn, seiner Pfarrgemeinde. Dreissig Jahre hindurch hat er unter Opfern und Mühen die äusseren Angelegenheiten der Gemeinde geleitet. Als vor einigen Jahren die furchtbare Katastrophe über die Kirche hereinbrach, in der

die sämmtlichen Pfarrgebäude durch Brand zerstört und die Kirche selbst ihres Daches beraubt und im Innern verwüstet wurde, da war es seiner Umsicht und seiner Thatkraft zu danken, dass in verhältnissmässig kurzer Zeit sich aus den Trümmern ein neuer Bau erhob, schöner und würdiger noch als die alten Klostergebäude. Noch in der letzten Woche seines Lebens ist er thätig gewesen, seit dem Anfang des Jahrhunderts streitige und verworrene rechtliche Verhältnisse der Gemeinde in friedlicher Weise zu ordnen.

Aber wo soll man anfangen, wo aufhören über seine umfassende Thätigkeit zu berichten. Und doch haben wir auch in diesen reichen Combinationen noch nicht den Mann ganz kennen gelernt. Mit einer seltenen jugendlichen Geistesfrische hat er nicht nur für die Wissenschaft, sondern für Alles Gute und Edle geschafft und gearbeitet, immer nur an das allgemeine Wohl, an das Beste Anderer denkend, nie Anerkennung und Dank für die eigene Person begehrend. Er fand reichen Lebensgenuss in der treuesten Pflichterfüllung und unermüdlichen Arbeit. Ein Ausruhen kannte er ja selbst an dem letzten Tage seines Lebens nicht. Fast jede seiner zahlreichen Reisen hatte einen wissenschaftlichen Zweck und wie er die vorgeschichtlichen Fundstätten seiner geliebten rheinischen Heimat aufdeckte, so finden wir ihn in fast allen Ländern Europas mit dem Grabspaten oder dem Schädelmesser in der Hand.

In dem letzten Sommer noch kletterte der 76jährige über den Steinring auf der Spitze des Rheinischen Petersberges, um ihn genauer auszumessen und freute sich der herrlichen Aussicht von der Steinpyramide auf der Kuppe der Löwenburg, die er im Interesse der Besucher des Siebengebirges hatte errichten lassen. Gewiss war diese einzige Frische des Geistes und diese Jugendlichkeit des Empfindens in der Vielseitigkeit seines Charakters und seiner Interessen mitbegründet.

In Bonn, während des Semesters, gab es bei so vielerlei Arbeit und Verantwortung ja kaum eine Mussestunde. Aber mit dem Semester schloss seine Arbeit keineswegs. In die Ferien fallen

seine Studienreisen und auch der Aufenthalt auf seinem schönen Landgut bei Honnef am Rhein, wo so Viele, theilnehmend an der edlen Gastfreiheit des Hauses, frohe und glückliche Stunden verleben durften, war nicht nur der Ruhe gewidmet. Fand man ihn aber auch auf seinem Landgute nicht an seinem Arbeitstische, so hatte die rastlos fleissige Hand die Feder mit dem Pinsel vertauscht und eine grosse Anzahl ansprechender Aquarellmalereien beweist, wie geschickt er auch diesen zu führen vermochte, wie weit er die frühe Jugendliebhaberei und Geschicklichkeit auszubilden verstanden hatte. Und zahlreiche Gedichte, vollendet in der Form, voll tiefen Empfindens und hohen Gehaltes, erzählen, wie er die Dämmerstunde des Herbstabends benutzt hat. Und wenn dann die Seinen ihn ans trauliche Kaminfeuer riefen, dann war es seine grösste Freude mit einer der Töchter zu musiciren und sein Violon Cello war ihm immer ein lieber treuer Freund geblieben. Musik war ihm überhaupt eine der reinsten und schönsten Genüsse und manches Bonner Musikfest, zuletzt noch das Schumannfest 1880, verdankte seiner vorzüglichen Leitung das glänzende Gelingen.

So glücklich dieses Leben war, so ist ihm doch der tiefste Schmerz nicht erspart geblieben. Im Sommer 1871 verlor er ganz plötzlich am Herzschlag die heissgeliebte Gattin, und zwei Söhne sind ihm im Tode vorangegangen. Nach dem frühen Tode der Gattin, der er bis zuletzt mit stillem Weh nachtrauerte, wusste er den Kindern neben der ernsten Fürsorge des Vaters auch die milde Liebe der Mutter zu ersetzen; dieser Vater und die voll zärtlicher Liebe an ihm hängenden Kinder — es war ein Bild echt deutschen innigen Familienlebens, dessen Zauber kein Herz sich entziehen konnte, dem es vergönnt war, in diesen gemüthvollen Kreis hineinzublicken.

Wie vielen hat er Freundschaft erwiesen; wenn Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit die Freundschaft ausmachen, dann besass Schaaffhausen sie im vollendeten Sinne des Wortes. Bei ihm fand der Freund nicht nur liebenswürdige Theilnahme, sondern auch opfervolle Unterstützung. Und Allen, jeden Standes, war

dieses Herz offen. Wenn er zur Erholung die ländliche Ruhe aufgesucht hatte, dann lenkte er seine Schritte in die Hütten des Elends, um als Arzt und als Wohlthäter den Schmerz zu lindern und der Noth zu steuern, mit den Almosen brachte er Trost und schon durch sein eigenes freudiges, liebevolles Wesen Vertrauen und Hoffnung. Im Jahre 1870 vertraute ihm ein in Bonn gebildeter Verein die Gründung und ärztliche Leitung eines Vereinslazarethes mit 68 Kranken an, dem er bis zu dessen Aufhebung im November mit selten glücklichem Erfolge vorstand. Es war rührend zu sehen, mit welcher Liebe und Verehrung die verwundeten Soldaten an ihm hingen und mit welcher Hingebung und Aufopferung er für sie Sorge trug.

Dieses reiche, ideale, poetische Empfindungsleben basirte auf tiefer, herzlicher Religiösität. Nur wenn man auch diese Seite seines Wesens berücksichtigt, kann man den Mann ganz verstehen. So ernst es ihm um seine Wissenschaft war, in der er seine Anschauungen und Resultate unverhohlen und scharf zum Ausdruck brachte, — er hat sich doch weder äusserlich noch innerlich jemals von seiner Kirche getrennt. Er war bis an sein Lebensende ein frommer römisch-katholischer Christ — und hat nie Bedenken getragen, mit dem vollen Muthe der Ueberzeugung sich offen und unumwunden als solchen zu bekennen. Schon im Jahre 1839 sagt er am Schlusse seiner Doctordissertation: „Dass wir nach dem Dasein Gottes suchen und forschen, dass dieser Begriff, wo wir immer das Wesen der Dinge ergründen, beständig unserer Vernunft begegnet und unvermeidlich ist und um so fester gehalten wird, je edler von Gemüth wir selber sind, das ist ein Beweis, der für uns hinreicht. Was unserer innersten Natur angemessen ist, was sie verlangt, das muss wahr sein. Wie soll der Geist, welcher den Tod verachtet, ihm unterliegen können! Wohin er entflieht, von welcher Gestalt er sein mag, wenn der Leib von ihm gefahren ist, wie er fortan leben wird, dass wissen wir nicht und es wird uns stets versagt sein, dies zu wissen. Alles was uns Noth thut, hat uns die Natur gegeben, wir sollen es erkennen, geniessen und weise

nützen. Das aber ist die Tugend, die Alles Strebens Ziel sein soll, dass der Geist des Leibes Kräfte stets vollkommener gebrauchen lerne und ihnen gebiete, dass er in allem Thun und Denken der Natur heilige Spur verfolge und auf dieser Bahn die Weisheit suche."

Und als Siebziger, bei der Feier des 50jährigen Priesterjubiläums des Pfarrers seiner Kirchengemeinde hat er in begeisterter Rede die erhabene Aufgabe des Priesterthums entwickelt und es laut und offen ausgesprochen, dass „die Religion das höchste Gut der Menschheit" sei.

Aber Schaaffhausen war trotzdem, dass ihm der Gedanke der Einheit des Menschengeschlechts als Ausdruck fortschreitender Gesittung so warm am Herzen lag, wodurch er keine Grenzen zwischen den Völkern anerkannte, und trotz, oder besser in seiner liebenden Anhänglichkeit an seine rheinische Heimath ein begeisterter deutscher Patriot, er war es in guten und schlimmen Tagen, stets hielt er den grossen Gedanken des Vaterlandes hoch. „Oeffentlich ist er, so hiess es in seiner Grabrede, wenig hervorgetreten, aber Sinn und Herz folgten mit reger Theilnahme den Geschicken des Vaterlandes, und seine feurige Liebe galt dem erhabenen Herrscherhause, unter dessen Scepter er mit inniger Freude Deutschland gross werden sah und dessen Häuptern er persönlich so nahe treten durfte. Stets aber wusste er seine Vaterlandsliebe mit der Unabhängigkeit der Gesinnung und der Würde des freien Mannes zu paaren. Nie hat er sich vor den wandelbaren Götzen der Zeit gebeugt."

Wir kehren schliesslich zum Ausgang unserer Betrachtungen zurück.

Wer kann sich auch nach dieser, der Natur der Verhältnisse nach nur sehr ungenügenden Schilderung dieses Charakters nun darüber noch verwundern, dass die Theilnahme an dem Hinscheiden Schaaffhausen's eine so allgemeine, so wahre gewesen ist. Nicht nur die deutsche Anthropologie und Alterthumswissenschaft haben einen ihrer berühmtesten Vorkämpfer, Deutschland einen sei-

ner allwärts genannten Gelehrten verloren, der Verlust trifft in gleich hohem Masse das bürgerliche, wie das gelehrte Leben nicht nur Bonn's, sondern des gesammten Rheinlandes, vor allem jene zahlreichen gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften, deren verständnissvoller und allseitig verehrter Leiter er so viele Jahre lang gewesen. Dass die geistig so rege Rheinprovinz auch in der Pflege der Anthropologie und der Alterthumskunde nach wie vor einen so vornehmen Rang behaupten konnte, ist, wie bei seinem Hinscheiden allseitig und einstimmig zum Ausdruck kam, zum grossen Theile seiner anregenden, fördernden und nicht am wenigsten auch seiner vermittelnden Thätigkeit zu verdanken. An seinem Grabe wurde freudig hervorgehoben, dass er bei allem Scharfsinn auch als Gelehrter niemals das warme rheinische Gemüth verleugnet habe, dass er nicht nur Naturforscher, sondern vor allem auch Naturfreund war. Wie er sein Streben überall dem Wohl der ihn umgebenden Kreise widmete, so hat er es auch verstanden, seiner Naturfreude eine praktische hilfreiche Bethätigung zu geben, in reger Theilnahme an jener stillen Arbeit, welche der Erhaltung und Verschönerung der rheinischen Landschaft, seiner geliebten Heimath, gewidmet ist.

Hermann Schaaffhausen war im wahren Sinne des Wortes ein Lebenskünstler.

„Ja, sie haben einen guten Mann begraben — und uns war er mehr."

J. Ranke.

Verzeichniss

kleiner Mittheilungen und grösserer Aufsätze und Abhandlungen zur Physiologie, Anthropologie, Urgeschichte und Archäologie

von

Professor Dr. **H. Schaaffhausen.**

Verh. d. n. V. = Verhandl. des naturhist. Vereins für Rheinl. und Westf. — S. B. = Sitzungsb. d. niederrh. Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. — Jahrb. d. V. v. A. = Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfr. im Rheinland.

1) De vitae viribus. Dissertatio inauguralis. Berolini MDCCCXXXIX.
2) Ueber Nerventheilung in den Muskeln und über das Verhältniss der Elektrizität zur Nervenkraft. A. Bericht über d. Naturf.-Vers. zu Aachen 1847. S. 163.
3) Der Fortschritt der menschlichen Bildung. Deutsche Vierteljahrsschr. Stuttg. u. Tüb. 1848. I. S. 1.
4) Die Natur und die Gesittung der Völker. Ebendas. 1850. I. S. 179.
5) Ueber die Phrenologie. S. B. 29. Juli 1852, Köln. Zeit. 2. Aug. 1852.
6) Ueber das Tischrücken. Köln. Zeit. 17. April 1853.
7) Ueber Beständigkeit und Umwandlung der Arten. Verh. d. n. V. 1853. S. 420.
8) Die Verbreitung des organischen Lebens auf der Erde. Deutsche Vierteljahrsschrift 1854. I. S. 188.
9) Ueber Hirn und Seele. Verh. d. n. V. 1854, S. B. II.
10) Die Hautfarbe des Negers und die Annäherungen der menschlichen Gestalt an die Thierform. Naturforscher-Versammlung zu Göttingen 1854. A. Bericht 1860. S. 103.
11) Ueber die Grenzen des Thier- und Pflanzenreichs. Verh. d. n. V. 1855, S. B. XXIV.
12) Ueber das Vorkommen fossiler Menschenknochen. Verh. d. n.V. 1855. S.303.
13) Ueber Schlaf und Traum. Morgenblatt 1855. Nr. 35 u. 36.
14) Die Beziehungen der Natur zur bildenden Kunst. Ebendas., Nr. 52 und Kölner Domblatt 1855. Nr. 120.
15) Ueber künstliche Entwicklung der Froschlarven und über einen rothen Pilz auf Kleister. Verh. d. n. V. 1856, S. B. S. XLIX.
16) Auffindung des Monas Okenii bei Bonn. Ebendas., S. B. S. LXVII.
17) Ueber Algenpapier. A. Ber. üb. d. Naturf.-Vers. in Wien 1856. S. 13.
18) Ueber die in einer Kalkhöhle des Neanderthals gefundenen menschlichen Gebeine. Verh. d. n. V. 1857, Correspdzbl. S. 50.
19) Ueber den Schädel dieses Skelets und über primitive und künstlich entstellte Schädel. Ebendas., S. B. S. XXXVIII.
20) Ueber den Bau des Rückenmarkes. Ebendas., S. B. S. X.
21) Die Entwicklung des Menschengeschlechts und die Bildungsfähigkeit seiner Rassen. A. Bericht über die Naturf.-Vers. in Bonn 1857. S. 73.
22) Die Nervenendigungen auf den Muskeln. Ebendas. S. 193.

23) Ueber den Bau der Muskelfaser. Verh. d. n. V. 1858, S. B. S. CXLIII.
24) Ueber den Zusammenhang der Natur- und Lebenserscheinungen. A. Bericht über die Naturforscher-Versammlung zu Carlsruhe 1858. S. 31.
25) Johannes Müller, ein Nekrolog. Köln. Zeit. 2. Juni 1858.
26) Ueber alte Schädel Norddeutschlands und über geschwänzte Menschen. Verh. d. n. V. 1858, S. B. S. XLI.
27) Zur Kenntniss der ältesten Rassenschädel. Müller's Archiv 1858, abgedruckt in den Jahrb. d. V. für mecklenb. Gesch. u. Alterthumsk. 1859, übers. in der Nat. Hist. Rev. London 1861.
28) Ueber einen fossilen Menschenschädel von Bamberg und eine eigenthümliche Metamorphose von Menschenknochen. Verh. d. n. V. 1859, S. B. S. 68 u. 69.
29) Ueber Monas Okenii. A. Bericht d. Naturf.-Versamml. in Karlsruhe 1859. S. 210.
30) Ueber Baustoffe, ihre Herkunft und Dauer. Kölner Domblatt 1. Sept. 1859.
31) Knochen aus dem Löss von Mastricht und über die Urzeugung. Verh. d. n. V. 1859, Correspdzbl. S. 50.
32) Ueber einen Schädel aus einem Hünengrabe bei Uelde. Ebendas. S. 103.
33) Ueber einen Römerschädel aus Köln, über Menschenreste aus dem Löss von Mastricht und alte Funde bei Bamberg. Verh. d. n. V. 1860, S. B. S. 32.
34) Die mikroskopische Struktur fossiler Knochen und die Kieselgeräthe von Abbeville. Ebendas. S. 34.
35) Ueber die Knochen von Mastricht und über v. Baer's Schriften über die Papuas und die Macrocephalen der Krim und über Hirnwindungen. Ebendas. S. 122.
36) Ueber Arndt's Todtenmaske. Verh. d. n. V. 1860, S. B. S. 69.
37) Ueber Darwin's Schrift: über den Ursprung der Arten und über Verwandlung einer Alge in ein Moos. Verh. d. n. V. 1861, S. B. S. 3.
38) Ein fossiler Affenknochen aus dem Rheinthal in Darmstadt. Ebendas. S. 5.
39) Ueber Urzeugung. Ebendas. S. 106.
40) Ueber Wissen und Glauben. Kölner Domblatt 4. Mai 1862.
41) Ueber die Pulsfrequenz und einen kranken Römerschädel. Verh. d. n. V. 1862, S. B. S. 24.
42) Ueber Cretinismus und die Anstalt des Dr. Guggenbühl. Ebendas. S. 75.
43) Die Anthropologen-Versammlung in Göttingen. S. B. Köln. Zeitung 28. März 1862, II.
44) Sur l'origine et sur les métamorphoses des monades. Comptes rendus de l'acad. d. sc. Paris 12. Mai 1862.
45) Ueber den Gorillaschädel. Verh. d. n. V. 1862, S. B. S. 160.
46) Ueber alte Steinbilder von Roggendorf bei Commern. Ebendas. S. B. S. 201.
47) Ueber den Affen des Rheinthals, einen Zahn von Rhinoceros tichorrh. und Knochen des röm. Castrum bei Engers. Verh. d. n. V. 1863, S. B. S. 29.
48) Resumé des recherches sur la génération spontanée. Cosmos, revue encyclop. Paris 1863 XII 22. p. 629.

49) Zur Generatio aequivoca. Verh. d. n. V. 1863, S. B. S. 113.
50) Ueber den Neanderthaler Schädel, Lyell's und Huxley's Ansicht darüber. Ebendas. S. 130; mitgeth. in d. Bull. de la Soc. d'Anthrop. 1863. p. 314—17.
51) Fossile Knochen von Wülferath. Ebendas. S. 147.
52) Funde römischer Schädel in Köln und Erhaltung der Blutscheiben in fossilen Knochen. S. B. Köln. Zeit. 2. Sept. 1863. II.
53) Ueber fossile Knochen von Grevenbrück. Verh. d. n. V. 1864, S. B. S. 30.
54) Die Eingeborenen von van Diemensland. Ebendas. S. 56.
55) Mammuthknochen aus der Lippe. Ebendas. S. 91.
56) Ueber Urzeugung und über die Neanderthaler Knochen. A. Bericht über die Naturf.-Versamml. in Giessen 1864. S. 183 u. 194.
57) Ueber den Gorilla. Verh. d. n. V. 1864, Correspdzbl. S. 95.
58) Ueber einen Germanenschädel von Ingelheim. Ebendas., S. B. S. 113.
59) Ueber verwitterte Feuersteine, ein seltenes Fischgebiss und einen bei Olmütz gefundenen Schädel aus der Bronzezeit. Ebendas. 1865, S. B. S. 62.
60) Fossile Schädel aus belgischen Höhlen und Fuhlrott's Schrift: Der fossile Mensch aus dem Neanderthale. Ebendas., S. B. S. 75.
61) Der Kampf des Menschen mit der Natur. Bonn 1865, übersetzt im Anthropological Review V. 1867. p. 276.
62) Das Wachsthumsgesetz des menschlichen Schädels. A. Bericht d. Naturf.-Versamml. in Hannover 1865. S. 242.
63) Ueber den Zustand der wilden Völker. Arch. f. Anthropol. I. 1866. S. 161.
64) Fossile Knochen aus der Teufelskammer und ein Fall von Trichinen-Erkrankung. Verh. d. n. V. 1866, S. B. S. 14.
65) Ueber Säugethierreste aus den westfälischen Höhlen. Ebendas., Correspdzbl. S. 46.
66) Ueber das Alter des Menschengeschlechtes, über makrocephale Schädel und die Schädel von Uelde. Ebendas., S. B. S. 76.
67) Sur la forme primitive du crâne humain. Congrès de Paris 1867. p. 409; übers. im Anthropol. Review VI. 1868. p. 412.
68) Die neuesten Arbeiten auf dem Gebiete der Anthropologie. Verh. d. n. V. 1867, S. B. S. 58.
69) Ueber die Darstellung von Thierbildern. Ebendas. S. 84.
70) Ueber die Krafterzeugung im thierischen Körper. Ebendas., Correspdzbl. S. 74.
71) Ueber die Organisation der Infusorien. Ebendas. 1868, Correspdzbl. S. 52.
72) Ueber die Bildung des Eiters. Tageblatt der Naturforscher-Versamml. in Frankfurt a. M. 1867. S. 56.
73) Ueber germanische Grabstätten am Rhein. Jahrb. d. V. v. A. 1868. XLIV u. XLV. S. 85.
74) Ueber einen Zwerg von 61 Jahren. Verh. d. n. V. 1868, S. B. S. 26.
75) Ueber die Urform des menschlichen Schädels. Festschrift der niederrh. Ges. zur 50jähr. Jubelfeier der Universität Bonn 1868. S. 59, im Auszuge Archiv f. A. III. 1868. S. 321.
76) Ueber die anthropologischen Fragen der Gegenwart. Naturforscher-Versamml. in Frankfurt a. M. 1867. Archiv für Anthropologie II. 1868. S. 327 und Revue d. cours scientif. 1868. Nr. 48.

77) Ueber das Zweckmässige in der Natur. Ebendas. III. 1868. S. 87.
78) Die Lehre Darwin's und die Anthropologie. Journal of the Anthrop. Soc. VI. London 1868. p. CVIII und Archiv für Anthrop. III. 1868. S. 259.
79) Bericht über die Schriften von Bleek: Ursprung der Sprache, Wechniakoff: Die geistige Produktion, und von Maack: Urgeschichte Schleswig-Holsteins. Archiv f. Anthrop. III. 1868. S. 308—314.
80) Die Verhandlungen der anthrop. Sektion auf der Naturf.-Versamml. in Dresden. Ebendas. S. 327.
81) Bericht über den internationalen Congress in Bonn. Ebendas. S. 332.
82) Bericht über den Pariser Congress für vorg. Anthropologie von 1867. Ebendas. S. 339.
83) Das Archiv für Anthropologie. Allg. Zeit. 17. Mai 1868, Beil.
84) Ueber die Erforschung der Höhlen und über Funde bei Grevenbrück. Verh. d. n. V. 1869, Correspdzbl. S. 133.
85) Ueber Aschenurnen von Saarow, über Geräthe aus einem Pfahlbau im Warnitzsee, eine vorgeschichtliche Ansiedlung im Laacher See und römische Funde bei Kretz. Verh. d. n. V. 1869, S. B. S. 114—118.
86) Ueber anthropomorphe Missbildungen. Verh. d. n. V. 1870, S. B. S. 18.
87) Ueber Höhlenfunde im Hönnethal. Ebendas. S. 111.
88) Ueber die Menschenfresserei und das Menschenopfer. Archiv für Anthropologie IV. 1870. S. 245.
89) Bericht über den internationalen Congress in Kopenhagen von 1869. Archiv f. Anthropol. IV. 1871. S. 341.
90) Ueber Fr. X. Kraus: Die Blutampullen der röm. Katakomben, Grabfunde in Andernach, Ober-Ingelheim und Honnef. Jahrb. d. V. v. A. L. 1871. S. 275 u. 287.
91) Ueber die Methode der vorgeschichtlichen Forschung. Archiv für Anthropol. V. 1871. S. 113.
92) Ueber Steindenkmäler in Hannover und Westfalen. Ber. über die Anthrop.-Vers. in Schwerin 1871. Correspdzbl. d. Deutsch. anthropol. Gesellschaft Nr. 6—10. S. 55.
93) Vergleich des Menschen mit den Anthropoiden. Ebendas. S. 66.
94) Ueber den Werth der Craniologie und über den Schädel des Wittekind. Verh. d. n. V. 1871, Correspdzbl. S. 76.
95) Ueber das Chloromelanitbeil von Wesseling. Jahrb. d. V. v. A. L. 1871. S. 290.
96) Die Anthropologen-Versammlung in Schwerin. Köln. Zeit. 4. Oct. 1871.
97) Ueber Menschenbildung. A. Bericht über die Naturforscher-Versamml. in Leipzig. 1872. S. 96 u. Revue scientif. Paris 1873. Nr. 30.
98) Ueber Messung von Blutscheibchen. A. Bericht der Naturforscher-Versamml. in Leipzig 1872. S. 153.
99) Zwei ältere Funde aus der Balver Höhle, der Schädel einer Australierin und der von Camburg. Verh. d. n. V. 1872, S. B. S. 18.
100) Ueber die Urzeugung des Eozoon canadense und den Weinhefepilz. Verh. d. n. V. 1872, Correspdzbl. S. 89.
101) Ueber die Balverhöhle und über den Ursprung der Fermente. Ebendas., S. B. S. 96.

102) Ueber das Skelet von Mentone und über Funde bei Themar und Vlotho. Ebendas. S. 115.
103) Ueber prähistorische Anthropologie. Congrès internat. d'Anthrop. etc. de Bruxelles 1872. p. 535.
104) Ueber den Fund in Mentone, über roh gebildete Schädel, Bronzecelte und Steinbeile, sowie über Microcephalie. Bericht über die Anthrop.-Vers. in Stuttgart 1872. S. 42.
105) Ueber Hügelgräber am Niederrhein. Ebendas. S. 62.
106) Reihengräber bei Oberholtdorf, Hügelgräber bei Siegburg, Altenrath und Dünnwald, der Hollstein bei Troisdorf. Jahrb. d. V. v. A. LII. 1872. S. 176.
107) Ueber Quetelet's Anthropométrie und über Weisbach's Messungen. Archiv f. Anthropol. V. 1872. S. 457 u. 468.
108) Ueber Grewingk's Schrift: Heidnische Gräber in Lithauen. Ebendas. S. 227.
109) Ueber den Zusammenhang der Anthropologie mit der Ethnologie und Urgeschichte. A. Bericht über die Anthropologen-Versamml. in Wiesbaden 1873. S. 1 und Revue scientif. 1873. Nr. 45.
110) Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Wiesbaden. Köln. Zeit. 8. October 1873.
111) Ueber Bilder des Mammuth, rohe Schädel, den Fund von Coblenz. A. Ber. d. Vers. d. Naturf. u. Aerzte in Wiesbaden 1873. S. 192.
112) Ein römischer Fund in Bandorf. Jahrb. d. V. v. A. LIII. 1873. S. 100.
113) Die Brunnengräber der Nordseewatten. Arch. f. Anthrop. VI. 1873. S. 308.
114) Ueber vorgesch. Funde in Westfalen, frühere Verbreitung der Lappen und die Schädelmessung. Ber. über die Anthrop.-Vers. in Dresden 1874. S. 44, 58 u. 64.
115) Ueber Ausgrabungen in Wörbzig. Verhandl. d. naturhist. Vereins für Anhalt in Dessau 1874. S. 33.
116) Verwandlung der Hirnsubstanz in Adipocire. Verh. d. n. V. 1874, S. B. S. 80.
117) Ein Einbaum aus dem Laacher See, ein Lappenschädel aus dem alten Bett der Lippe, ein Eisen in einem Krotzenstein von Plaidt und die Zeit der letzten vulkanischen Ausbrüche am Rhein. Verh. d. n. V. 1874, Correspdzbl. S. 72.
118) Zusätze zu Spengel's Katalog der Blumenbach'schen Schädelsammlung in Göttingen. Braunschweig 1874.
119) Bericht über den internationalen Congress in Stockholm. Archiv f. Anthropol. VII. 1874. S. 274.
120) Fossile Knochen aus dem Neanderthal, die Trinkschale von München-Gladbach und über peruanische Alterthümer. Verh. d. n. V. 1875, S. B. S. 136.
121) Die Untersuchung westfälischer Höhlen. Ebendas. S. 273.
122) Fränkische Gräber in Obercassel und über Kepholona. Ebendas. S. 169.
123) Ueber die Martinshöhle. Ebendas., Correspdzbl. S. 109.
124) Ueber die Todtenmaske Shakespeare's. Jahrb. der deutschen Shakespeare-Gesellschaft X. 1875.

125) Die Literatur der Urgeschichte vom Oct. 1874—75. Archiv für Anthrop. VIII. 1875.
126) Ueber Schädelmessung, westfälische Höhlenfunde und den germanischen Typus, Ursprung der Franken. Ber. über die Anthrop.-Vers. in München, 1875. S. 56, 63 und 80.
127) Ueber das Rothwerden alter Haare. Ebendas. S. 198.
128) Ueber Lubbock's Werk: Die vorgeschichtliche Zeit. Archiv für Anthropol. VIII. 1875. S. 249 und von Sybel, hist. Ztschr. 1876. 1. L.
129) Ein fränkischer Goldring mit Runen, die Mongolen im Alterthum, rohe Schädelformen und der Thorhammer. C. r. du Congrès de Stockholm. 1876. p. 646, 816, 841 u. 845.
130) Ueber Häckel's Anthropogenie und über Schriften von de Meester de Ravestein und Ouvaroff. Archiv f. Anthropol. IX. 1876. S. 109.
131) F. Zuckerkandl's Bericht über die Novara-Schädel. Ebendas. S. 116.
132) Der internationale Congress für vorg. Anthropologie in Pesth. Ursprung des Menschen, Entwicklung der Cultur, Bild des Neanderthalers. Ebendas. S. 277.
133) Bronzecelte von der Weser, Gewicht der Bronzen und ein Götzenbild von Nymwegen. Verh. d. n. V. 1876, S. B. S. 28.
134) Ein röm. Pinienzapfen, bei Dormagen gefunden und der pliocene Mensch in Toscana. Ebendas. S. 46.
135) Ueber H. Fischer's Werk: Nephrit und Jadeit. Ebendas. S. 246.
136) Ueber den Stillstand des Lebens und über einen Battaschädel. Ebendas., Correspdzbl. S. 62.
137) Ueber die dunkle Farbe der Augen, den Schädel von Camburg, Schädelmessung und Nephritbeile. Bericht. d. Anthrop.-Vers. in Jena 1876, S. 114.
138) Die anthropologische Sammlung des anatomischen Instituts zu Bonn. Braunschweig 1877.
139) Funde am Oberwerth bei Coblenz. Verh. d. n. V. 1877, S. B. S. 32.
140) Ueber prähistorische Schädel in Westphalen und das Fehlen der Crista naso-facialis. Ebendas., Correspdzbl. S. 60 und Archiv f. Anthrop. XII. 1880. S. 109.
141) Ueber Funde in der Höhle von Warstein, ein Steinbeil von Dorsheim und Gräber in Hersel. Verh. d. n. V. 1877, S. B. S. 115.
142) Die Schäftung der Steinbeile und die Grabhügel von Langel. Ebendas. S. 149 u. 150.
143) Ueber die Gräber, Schädel und die Herkunft der Peruaner und über hockende Bestattung. Ebendas. S. 151.
144) Ueber ein Jadeitbeil von Grimmlinghausen, über Microcephalie, die mikrocephale Helene Becker und den Microcephalen von München-Gladbach, sowie über die Azteken. Ebendas. S. 169.
145) Bericht über die Anthropol.-Versamml. in Constanz, Geschlechtsunterschiede des Schädels, Funde von Steeten, die Martinshöhle, von Oberwörth, Beil von Grimmlinghausen. Jahrb. d. V. v. A. LXI. 1877. S. 159.
146) Die Ausstellung friesischer Alterthümer in Leeuwarden. Köln. Zeit. v. 10. Sept. 1877, II. Archiv f. Anthropol. X. 1878. S. 420.

147) Die Anatomie niederer Rassen und rohe Schädel von Erbenheim. A. Ber. d. Versamml. d. Aerzte u. Naturf. in Cassel 1878. S. 102 u. 284.
148) Carl Fuhlrott, ein Nekrolog. Correspdzbl. d. deutsch. anthrop. Ges. April 1878.
149) Ueber den Aufschwung der anthropologischen Forschung, die Horizontale des Schädels, Ausstellung lebender Rassen, den Neanderthaler Fund, den Steinring von Otzenhausen u. A. Bericht über die Anthropol.-Vers. in Kiel 1878. S. 84, 111, 116 u. 152.
150) Bericht über die Anthropol.-Versammlung in Kiel. Köln. Zeit. 1878. Nr. 241 und Archiv f. Anthrop. XI. 1879. S. 395.
151) Erhaltung von Menschenhaar in Gräbern. Jahrb. d. V. v. A. LVII. 1876. S. 189.
152) Ueber Schalensteine. Jahrb. d. V. v. A. LXII. 1878. S. 171 und Archiv f. Anthrop. XII. 1880. S. 105.
153) Die Thiere des römischen Circus in Trier. Verh. d. n. V. 1878, S. B. S. 90 und Archiv f. Anthrop. XII. 1880. S. 107.
154) Ueber die Farbe der Menschenrassen. Verh. d. n. V. 1878, Correspdzbl. S. 106.
155) Ein Steinbeil aus Diabas von Oberlahnstein und der Steinring auf dem Hohenseelbachkopfe. Ebendas., S. B. S. 37.
156) Ueber die Horizontale des Schädels. Ebendas. S. 109. u. Archiv f. Anthrop. XII. 1880. S. 108.
157) Ueber prähistorische Kunst. Jahrb. d. V. v. A. LXII. 1878. S. 140.
158) Ueber alte Kirchhöfe in Bonn. Jahrb. d. V. v. A. LXIII. 1878. S. 164.
159) Ueber die Ausgrabung der Martinshöhle und über Hügelgräber im Sponheimer Walde. Ebendas. S. 202.
160) Die anthropol. Sammlungen in Darmstadt. Braunschweig 1879.
161) Unser Wissen von der Pflanze, sonst und jetzt. Monatsschr. d. Gartenbau-Ver. in Bonn 1879. 3. H.
162) Ueber den Schädel einer Nubierin, die Beckenneigung und die Entwicklung der menschlichen Sprache. Tageblatt der Vers. d. Aerzte u. Naturf. in Baden-Baden 1879. S. 201 u. 204.
163) Ueber die Menschenrassen. Verh. d. n. V. 1879, Correspdzbl. S. 87.
164) Eine alte Erdwohnung bei Heddesdorf. Ebendas. S. 96.
165) Ueber die Lappländer in Düsseldorf. Ebendas., S. B. S. 133 u. Archiv f. Anthrop. XII. 1879. S. 79.
166) Ueber den Ovibos moschatus von Moselweiss. Verh. d. n. V. 1879, S. B. S. 178.
167) Ueber ägyptische Mumien. Ebendas. S. 290.
168) Zur Messung und Horizontalstellung des Schädels. Archiv f. Anthrop. XI. 1879. S. 178.
169) Die prähistorische Forschung. Ebendas. S. 154.
170) Scheinbare Spuren des Menschen. Ebendas. S. 285.
171) Ueber Desor's Schrift: Essay sur le nez, Locle 1878. Archiv für Anthropol. XII. 1879. S. 94.
172) Die Höhlenfunde bei Steeten an der Lahn. Annalen des Ver. für nassauische Alterthumsk. u. Gesch. XV. 1879. S. 305.

173) Ueber die Schädelhorizontale Broca's, Entwurf zu Erhebungen über die körperliche Beschaffenheit der deutschen Bevölkerung, der Moschusochs von Moselweiss, das megalith. Denkmal von Trarbach, die Gräber von Meckenheim. Bericht über die Anthrop.-Vers. in Strassburg 1879. S. 98, 101, 124.

174) Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Strassburg 1879. Jahrb. d. V. v. A. LXVIII. 1880. S. 174.

175) Der internationale anthrop. Congress in Paris 1878. Archiv für Anthrop. XII. 1880. S. 111.

176) Die anthropologische Sektion der Associat. franc. pour l'avanc. d. sc. Ebendas. S. 118.

177) Die Anthropologie auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1878. Ebendas. S. 121.

178) Ueber die Bevölkerung des alten Aegyptens, die Höhlenfunde von Gerolstein und über die Erhaltung organischer Structur. Verh. d. n. V. 1880, Correspdzbl. 107.

179) Der Schädel von Seligenstadt und ein Fund grosser Saurier bei Bernisau. Ebendas., S. B. S. 25.

180) Der Schädel aus dem Neckargeröll bei Mannheim. Ebendas. S. 83.

181) Mammuthreste bei Wittlich, gebrannter Thon in der Lava bei Mayen und ein altgermanisches Grab bei Schmerleke. Ebendas. S. 111.

182) Die Räuberhöhle von Letmathe und die Cacushöhle bei Eiserfey. Ebendas. S. 157.

183) Funde in der Shipkahöhle in Mähren. Ebendas. S. 260.

184) Die Anthropologen-Versammlung in Berlin. Köln. Zeit. 6. Sept. 1880.

185) Ueber den anthropologischen Katalog, die Horizontale des Schädels, die Geschlechtsunterschiede desselben, die Oberkieferlänge, den Nasenindex, die Crista nasofacialis, die Beckenneigung und Messung des Schädelvolums; über den Steinwall der Loreley, über Steinringe auf dem Hummelsberg bei Linz, dem Asberg, dem Petersberg, der Löwenburg und über Höhlen am Rhein, das Grab von Schmerleke, die Schädel von Seligenstadt und Mannheim, den Steinmeissel von Andernach. Bericht über d. Anthrop.-Vers. in Berlin 1880. S. 33, 121 u. 128.

186) Die Anthropologie auf der British Association in Swansea 1880. Archiv f. Anthropol. XIII. 1881. S. 512.

187) L'homme préhistorique et les indices d'Anthropophagie dans quelques grottes du Portugal. Congrès internat. de Lisbonne 1880. C. r. 1884. p. 140 et 273.

188) Ueber die Ebene des Hinterhauptloches, den Schlackenwall von Kirn-Sulzbach und über einen Schädel von Spandau. Ber. d. Anthropol.-Versamml. in Regensburg 1881. S 101 u. 143.

189) Die Anthropologen-Versammlungen in Regensburg und Salzburg 1881. Jahrb. d. V. v. A. LXXII. 1882. S. 172.

190) Ein pithekoider Unterkiefer aus der Shipka-Höhle. Correspdzbl. d. Anthrop. Gesellschaft 1881. Nr. 1.

191) Ueber den Schlackenwall von Kirn-Sulzbach und ein verziertes altchristliches Bronzeblech aus Graubündten. Correspdzbl. d. Gesammt-Vereins deutscher Geschichts- u. Alterthums-Vereine. 1881.

192) Das naturhist. Museum in New-York, Römergräber in Metz. Verh. d. n. V. 1881, S. B. S. 93.
193) Die Funde in der Shipkahöhle und Schriften von Chapman über den Orangutan und die Geburt eines Elephanten in New-York. Ebendas. S. 105.
194) Der Schädel von Kirchheim. Ebendas. S. 154 und Correspdzbl. d. anthrop. G. 1881. Nr. 8.
195) Equus fossilis von Höhr, quaternäre Funde von Bedburg, die Verbreitung des Rennthiers und der tertiäre Mensch in Californien. Verh. d. n. V. 1881, S. B. S. 167—70.
196) Ueber Zawisza's neue Funde in der Mammuthhöhle bei Krakau und über den Cannibalism. der Höhlenbewohner von Portugal. Ebendas. S. 190.
197) Diluviale Thierreste im Rheinthal, zu Königswinter und Honnef, die Funde bei Sayn und Moselweiss. Ebendas. S. 230.
198) Drei Schädel von Metz. III. Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde zu Metz 1881.
199) Der Shipkakiefer und die Mammuthzeit. Mitth. d. anthropol. Ges. in Wien. XII. 1882. Ber. S. 39 u. 61.
200) Ueber Ringwälle auf dem Hochthürmen, dem Asberg und Petersberg, die Hügelgräber von Ludwigsburg und die Trojanersage am Niederrhein. Jahrb. d. V. v. A. LXXII. 1882. S. 200 u. 204.
201) Ueber anthropol. Alterthümer in den Kirchen, ein Vortrag v. 28. Oct. 1879. Annal. d. hist. V. f. d. Niederrhein XXXVIII. 1882. S. 135.
202) Der Schlackenwall von Kirn-Sulzbach. Verh. d. n. V. 1882, S. B. S. 7.
203) Das Skelet des Zwerges Lehnen. Ebendas. S. 10.
204) Funde in der Balver Höhle und neuer Höhlenfund von Steeten. Ebendas. S. 50.
205) Ausführliche Mittheilung über den Fund von Steeten. Annalen f. nass. Alterthumsk. XVII. 1882. S. 80.
206) Der internationale Congress in Lissabon von 1880. Archiv f. Anthrop. XIII. Suppl. 1882. S. 100.
207) Die Bildung der Nasenöffnung, eine Berichtigung. Correspdzbl. der anthropol. Gesellschaft 1882. Nr. 3.
208) Die Cölner Thorburgen. Jahrb. d. V. v. A. LXXII. 1882. S. 132.
209) Bericht über die Salzburger Anthropologen-Versamml. Correspdzbl. d. anthrop. Gesellsch. 1882. Nr. 5.
210) Ueber die Charruas-Indianer, Funde im Löss bei Metternich und einen Durchschnitt der Rheinanschwemmung zu Cöln. Verh. d. n. V. 1882, S. B. S. 140.
211) Charles Darwin, ein Nachruf. Archiv f. Anthrop. XIV. 1882. S. 251.
212) Die Anthropologen-Versammlung in Frankfurt a. M. Köln. Z. 25. u. 26. Sept. 1882 und Jahrb. d. V. v. A. LXXIII. 1882. S. 175.
213) Ueber die prähistorische Forschung in Italien. Verh. d. n. V. 1882, Correspdzbl. S. 119 u. Correspdzbl. d. d. anthrop. Gesellsch. 1883. Nr. 2.
214) Die anthropol. Sammlung des Senckenbergischen Instituts in Frankfurt a. Main. Braunschweig 1883.

215) Ueber den Schädelkatalog, das Schädelvolum, den Schädel Raphael's und über anthropologische Zeichnungen von Leonardo da Vinci; über germanische Steinwälle am Rhein, die Platyknemie und den Fund im Löss zu Metternich. Bericht über die Anthropol.-Versammlung in Frankfurt a. M. 1882. S. 127 u. 167.
216) Ueber einen Schädel von Metternich, über prähistorische Anhängsel, über Virchow's Abhandlung über den Shipkakiefer. Verh. d. n. V. 1883. S. B. S. 10.
217) Ueber einen angeblich versteinerten Affenkopf, über Funde in Urmitz, Weissenthurm und Andernach. Ebendas. S. 37, 39, 63.
218) Kleine Mammuthzähne aus der Shipkahöhle und Bericht über weitere Ausgrabungen in Andernach. Ebendas. S. 60.
219) Ueber den römischen Isisdienst am Rhein. Jahrb. d. V. v. A. LXXVI. 1883. S. 31.
220) Ueber einen geschnitzten Rennthierknochen von Andernach, eine römische Statuette von Eisen, kyprische Alterthümer u. A. Ebendas. S. 248.
221) Der Schädel Raphaels. Festschrift. Bonn 1883.
222) Der Kiefer aus der Shipkahöhle. Verh. d. n. V. 1883. S. 279.
223) Ueber die Schrift von Gross: Protohelvètes. Jahrb. d. V. v. A. LXXVI. 1883. S. 201.
224) Die prähistorische Ansiedelung in Andernach. Eine Berichtigung. Kölnische Zeitung 17. Juni 1883.
225) Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Trier. Köln. Zeit. 15. Sept. 1883 und Jahrb. d. V. v. A. LXXVII. 1884. S. 173.
226) Ueber das menschliche Gebiss, die Grösse der Schneidezähne und über eine vorgeschichtliche Ansiedelung in Andernach unter dem Bimsstein. A. Ber. über die Anthrop.-Vers. in Trier 1883. S. 112 u. 121.
227) Ueber de Mortillet's Schrift: Le préhistorique. Archiv f. Anthropol. XV. 1884. S. 184.
228) Ueber H. Welcker's Schrift: Schiller's Schädel und Todtenmaske. Verh. d. n. V. 1884. S. 34.
229) Ein fossiler Schädel des Moschusochsen von Vallendar und über durchbohrte Feuersteingeschiebe. Ebendas., S. B. S. 79.
230) Ueber Furtwängler's: Goldfund von Vettersfelde. Jahrb. d. V. v. A. LXXVII. 1884. S. 166.
231) Ueber Bergbau-Alterthümer. Ebendas. S. 210.
232) Römische Funde in Bonn und römisches Maass. Ebendas. S. 214.
233) Das Flachbeil aus Jadeit von Martha's Hof in Bonn. Ebendas. S. 216 und Verh. d. n. V. 1884. S. 87.
234) Römische Funde in Remagen. Ebendas. LXXVII. S. 232.
235) Der Sarg des h. Paulinus in Trier. Ebendas. S. 238.
236) Ueber den Schädel von Podbaba in Böhmen und die Singhalesen in Düsseldorf. Verh. d. n. V. 1884, S. B. S. 88 und Correspdzbl. S. 77.
237) Ueber Nord-Australier in Cöln und ein Steinbeil von Röttgen. Ebendas., S. B. S. 135.

238) Ueber die Entwicklung des menschlichen Schädels, über die Merkmale niederer Rassen, die Stellung des Ohrs, die Spannweite der Arme, die breiteren Schneidezähne im weiblichen Oberkiefer; über die Eiszeit, das tertiäre Alter des Menschen, über Schlagmarken auf Hipparionknochen, und über den Schädel von Podbaba. Bericht d. Anthrop.-Vers. in Breslau 1884. S. 93 u. S. 143.
239) Die Anthropologen-Versammlung in Breslau. Leopoldina XX. Halle 1884. S. 162 u. Jahrb. d. V. v. A. LXXVIII. 1884. S. 215.
240) Ueber den Schädel von Winaric. Verh. d. n. V. 1884, Correspdzbl. S. 92.
241) Der Höhlenfund am Bockstein bei Ulm. Ebendas., S. B. S. 224.
242) Ueber v. Tröltsch's Fund-Statistik der vorrömischen Metallzeit. Jahrb. d. V. v. A. LXXVIII. 1884. S. 204.
243) Ueber Treu's Aufsatz: Sollen wir unsere Statuen bemalen? Ebendas. S. 212.
244) Ueber Rund- und Wetzmarken. Ebendas. S. 243.
245) Die Schädel von Podbaba und Winaric in Böhmen. Verh. d. n. V. 1884. S. 364.
246) Der Schädel Schiller's, eine Besprechung der Schrift Welcker's. Archiv f. Anthropol. XV. Suppl. 1885. S. 170.
247) Ueber den Onyx von St. Castor in Coblenz. Jahrb. d. V. v. A. LXXIX. 1885. S. 197.
248) Ueber Penck's Abhandlung: Mensch und Eiszeit. Ebendas. S. 273.
249) Das Jadeitbeil von Martha's Hof in Bonn. Ebendas. S. 280.
250) Ueber das Hufeisen in einem Lavabruch von Ochtendung. Köln. Zeit. 1885. Nr. 172.
251) Ueber römischen Bergbau bei Kruft und ein Hufeisen in der Lava von Ochtendung. Ebendas. S. 281.
252) Das Ideal der griechischen Kunst. Ebendas. S. 289.
253) Ueber Steingeräthe und ein Steinbeil von Reuver. Verh. d. n. V. 1885, Correspdzbl. S. 61.
254) Die Zulu-Kaffern in Köln. Köln. Zeit. 31. Juli 1885, I.
255) Zur Abwehr. Das Ausland 1885. Nr. 39.
256) Anthropologische Studien, eine Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. Bonn 1885.
257) Die Anthropologen-Versammlung in Karlsruhe. Leopoldina XXI. Nr. 19—22, Halle 1885. S. 175.
258) Die Aufgaben und die Erfolge der Anthropologie, ein Vorschlag zur Beckenmessung, über die mikrocephale M. Becker, den Schädel Beethoven's, das Gehirn und Gehörorgan R. Schumann's. Bericht d. Anthropol.-Vers. in Karlsruhe 1885, Correspdzbl. d. deutsch. anthrop. Gesellsch. S. 64, 127, 137 u. 147.
259) Die Entwicklung des menschlichen Werkzeugs und der Einfluss des Stoffes auf die Kunstform. Etudes archéol. déd. à C. Leemans. Leyden 1885. p. 306.
260) Ueber die Messung der menschlichen Becken. Verh. d. n. V. Bonn 1885. Correspdzbl. S. 74.
261) Röm. Funde in Bassenheim. Jahrb. d. V. v. A. LXXX, 1885, S. 232.

262) Eine römische Statuette von Eisen. Jahrb. d. V. v. A. LXXXI, 1886, S. 128.
263) Römische Funde in Bonn. Ebendas. S. 196.
264) Eine alte Grabstätte in Coblenz. Ebendas. S. 198.
265) Zur Geschichte von Plittersdorf. Ebendas. S. 228.
266) Ueber A. B. Meyer's Gurina. Ebendas. S. 169.
267) Ueber J. Naue's Prähistorische Schwerter. Ebendas. S. 172.
268) Ueber O. Richter's Antike Steinmetzzeichen. Ebendas. S. 176.
269) Ueber E. Sommerbrodt, Afrika auf der Ebstorfer Weltkarte. Ebendas. S. 182.
270) Der Vegetarianismus. Verh. d. n. V. Bonn 1886. S. 67.
271) Ueber das menschliche Gebiss. Ebendas. S. 75.
272) Ueber den Schädel aus der Einhornhöhle und den von Tilbury, über Topfscherben aus der Höhle von Nabrigas, den Elephant Mound in Wisconsin und das neolithische Grabfeld von Merseburg. Ebendas. S. B. S. 11.
273) Ueber die in Köln ausgestellten Bella-Coola-Indianer aus Britisch-Columbien. Ebendas. S. 211.
274) Ueber eine in Bonn gezeigte Buschmannfamilie und eine Hottentottin. Ebendas. S. 271.
275) Ueber ein Steinbeil vom Korretsberg bei Kruft und ein Serpentinstück von einer Moräne im Canton Wallis. Ebendas. S. B. S. 289.
276) Ueber Rhinocerosreste bei Ramersdorf und menschliche Unterkiefer von Hespeke und von Predmost in Mähren. Ebendas. S. 291.
277) Ueber die Eintheilung der Schädel-Indices, über Aufnahme der Bevölkerung Bengalens, über die grosse Zehe des Menschen. Amtl. Bericht der Anthropologen-Vers. in Stettin. 1886. S. 116.
278) Ueber die Auffindung ägypt. Königsmumien, fossile Menschenreste von Peñon bei Mexico, den Schädel von Brünn und den Unterkiefer von Predmost. Ebendas. S. 146.
279) Ueber Lindenschmit's Handbuch der Deutschen Alterthumskunde I, 2. Jahrb. d. V. v. A. LXXXII. 1886. S. 157.
280) Ueber röm. Gräber in Bonn, Biwer und Coblenz, eine römische Villa bei Brohl, den Fund bei Hamm, eine eiserne Amorstatuette in Karlsruhe, römische Funde bei Plittersdorf, die Entdeckungen in Susa, einen Isistempel in der Schweiz, die Mosaikperlen fränkischer Gräber. Ebendas. S. 185 u. ff.
281) Ueber die Herstellung römischer Terra sigillata und den Fund römischer Hufeisen in Bonn. Ebendas. S. 227.
282) Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Stettin. Leopoldina XXIII. 1887. No. 4, 5 u. 6.
283) Ueber A. B. Meyer's Alte Strassenzüge im Obergailthale und von Cohausen: Wehrbauten in Rüdesheim. Jahrb. d. V. v. A. LXXXIII. 1887. S. 217 u. 219.
284) Ueber den Beethovenschädel. Mittheil. der Anthropol. Gesellschaft in Wien. 1887. S. B. S. 35.

285) Ueber Baumsärge, ein fossiles Rhinozeroshorn, die Erhaltung von Haaren an Leichen, den Fund von Spy und über Steingeräthe von Haan. Verh. d. n. V. 1887, Correspdzbl. S. 70 u. ff.
286) Ueber Steinhämmer von Euskirchen und Lützermiel, den Heilbrunn und die Tönnissteiner Quelle im Brohlthal, über zwei Wallfischwirbel aus dem Rhein bei Rees. Verh. d. n. V. 1887. S. 269.
287) Hatten die Römer Hufeisen für ihre Pferde und Maulthiere? Jahrb. d. V. v. A. LXXXIV. 1887. S. 28.
288) Römische und fränkische Funde in Gondorf. Ebendas. S. 238.
289) Waren die Bronzekelte Geld? Ueber den Unterschied des männlichen und weiblichen Beckens, über Anthropometrie der Alten, das Rhinoceroshorn von Glogau, die Schädel von Spy, den Schädel Beethoven's und die Shakespeare-Maske. Amtl. Bericht der Anthropologen-Versammlung in Nürnberg 1887, S. 113, 117 und 160.
290) Ueber ein Steinbeil vom Suistbach, Reste des Cervus Megaceros bei Bonn und ein hockendes Skelet im Trass von Burgbrohl. Verh. d. n. V. 1888, Correspdzbl. S. 86 und S. B. S. 4.
291) Die Anthropologen-Versammlung in Nürnberg. Köln. Zeit. 30. Aug. 1887 und Leopoldina XXIV. 1888. Nr. 3 u. 4.
292) Die Physiognomik. Archiv f. Anthrop. XVII. 1888. S. 309.
293) Eine in Cöln gefundene Terracotta-Büste. Jahrb. d. V. v. A. LXXXV. 1888. S. 55.
294) Ueber die Schrift von W. Joest: Tättowiren. Ebendas. S. 116.
295) Ueber J. Naue's Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Ebendas. S. 130.
296) Der Neanderthaler Fund. Festschrift. Bonn 1888.
297) Die vorgeschichtliche Ansiedelung in Andernach. Jahrb. d. V. v. A. LXXXVI. Bonn 1888. S. 1.
298) Ueber Regenbogenschüsselchen am Rhein. Ebendas. S. 64.
299) Die hockende Bestattung und das Grab im Tuff zu Burgbrohl. Ebendas. S. 278.
300) Die Erhaltung organischer Gewebe. Ebendas. S. 281.
301) Die eiserne Statuette von Plittersdorf. Ebendas. S. 285.
302) Die Entwicklung der menschlichen Kultur, die Urgeschichte des Rheinlandes und über die Zahl der organischen Elemente. Bericht der Anthropologen-Versamml. in Bonn. Correspdzbl. d. d. anthrop. Ges. 1888. S. 71 u. 114.
303) Die Anthropologen-Versammlung in Bonn vom 6. bis 9. August 1888. Leopoldina XXV. 1889. Nr. 3—10 und Jahrb. d. V. v. A. 1889. LXXXVII. S. 160.
304) Das römische Lager in Bonn. Vorwort der Festschrift zu Winckelmann's Geburtstage. Bonn 1888.
305) Menschenreste aus der Höhle am Wildpütz und vom Hasenbackofen bei Steeten. Annalen d. Ver. für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. 20. B. Wiesbaden 1888. S. 369.
306) Ueber einen angesägten Braunkohlenstamm aus der Grube bei Zieselsmaar. Verh. d. n. V. S. B. v. 10. Dez. 1888. S. 70.

307) Ueber den Fund griechischer Bronzeeimer bei Mehrum, über die Bildnisse der Grabtafeln von Fayum. Winckelmannsfest 1888. Jahrb. d. V. v. A. LXXXVII. 1889. S. 216.
308) Die alten Völker Europa's. Zeitschrift Gaea. 1889. 1. Heft. S. 65.
309) Die älteste Rasse am Niederrhein. Generalvers. d. hist. Vereins für den Niederrhein in Düsseldorf 1888, Annalen d. Ver. 1889. S. 219.
310) Ueber das Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren. Jahrb. d. V. v. A. LXXXVII. 1889. S. 144.
311) Ueber Lindenschmit's Handbuch der deutschen Alterthumskunde I. 3. Ebendas. S. 150.
312) Ueber alte Schmuckstücke aus Gagatkohle. Ebendas. S. 202.
313) Aus der Vorzeit Westfalens. Verh. d. n. V. 1889. S. 36.
314) Ueber einen Schädel der bairischen Reihengräber. Ebendas. S. B. S. 21.
315) Funde verkohlter Baumstämme im Tuff bei Kruft. Hirschgeweih im Weinberg Himstein. Alte Wasserleitung unter dem Boden bei Nickenich.
316) Ueber Messung rheinischer Recruten. Wiener Anthrop. Bericht 1889. S. 229.
317) Ueber die heutige Craniologie. Ebendas. S. 165.
318) Ueber alte und neue Mammuthfunde. Verh. d. n. V. 1889. S. 61.
319) Ueber den Schädel des Paracelsus in C. Aberle Grabdenkmal, Schädel und Abbildungen des Th. Paracelsus. Mitth. d. G. für Salzb. Landeskunde. XXXI. 1890—91. S. 515.
320) Die Entwicklung des Ornamentes in der alten Kunst. Jahrb. d. V. v. A. LXXXVIII. 1889 W. S. 258.
321) Ueber westfälische Todtenbäume von Landois und Vormann. Ebendas. S. 231.
322) Ueber zwei römische Lampen aus Cöln. Jahrb. d. V. v. A. LXXXVIII. 1889. S. 136.
323) Anthropologen-Versamml. in Wien 1889. Jahrb. d. V. v. A. LXXXIX. 1890. S. 270.
324) Ueber Harroy's Schrift: Die Eburonen. Rh. Jahrb. LXXXIX. 1890. S. 205.
325) Ueber den Rhein in vorgeschichtlicher und römischer Zeit. Verh. d. n. V. 1890. Correspdzbl. S. 37.
326) Ueber Lappen und Samoaner. Ebendas. S. 62.
327) Ueber zwei römische Bronzen. Jahrb. d. V. v. A. LXXXIX. 1890. S. 60.
328) Eine römische Aedicula aus Carden a. Mosel. Ebendas S. 135.
329) Gallische Streitwagen am Rhein. Ebendas. S. 241.
330) Ueber die Dahomey-Neger in Cöln. Verh. d. n. V. S. B. 1890. S. 100.
331) Ueber das Alter der Menschenrassen. Anthropol. Vers. Münster 1890 und Naturwissenschaftl. Wochenschrift 1891. Nr. 7.
332) Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Münster 1890. Leopoldina 1891. XXVII. Nr. 3—8. Jahrb. d. V. v. A. XC. 1891. S. 233—247.
333) Anthropometrische Untersuchungen in Cambridge.
334) Hülfsmittel der neueren Alterthumsforschung und neue Funde im Rheinland. Jahrb. d. V. v. A. XC. 1891. S. 222.

335) Heinrich Schliemann, ein Nachruf. Ebendas. S. 228.
336) Ueber die Schrift G. de Mortillet: Chasse, Pêche, Domestication. Paris 1890. Archiv für Anthrop. XX. 1891. S. 294.
337) Ueber römische Schneckenzucht, steinerne Kanonenkugeln in Siegburg, bemalte Skelette, römische Funde an der Coblenzer Strasse in Bonn. Jahrb. d. V. v. A. XC. 1891. S. 194, 208.
338) Ueber die Azteken. Verh. d. n. V. 1891, S. B. S. 64 u. 97.
339) Ueber von Pulsky's Denkmäler der Völkerwanderung. Jahrb. d. V. v. A. XC. 1891. S. 158.
340) Ueber Heeger's Trojaner-Sagen. Ebendas. S. 160.
341) Ueber Steinhämmer, Feuersteingebilde, fossile Anthropoiden. Paderborn. Verh. d. n. V. 1891, Correspdzbl. S. 35, 36, 39.
342) Ueber die Erhaltung der alten Denkmäler des Landes. Annalen des hist. Ver. für den Niederrhein. Köln 1891. S. 241.
343) Die Kelten, Festschrift des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, zur 50jähr. Jubelfeier des Vereins. Bonn 1891. S. 62.
344) Die 50jährige Jubelfeier des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Jahrbuch des Vereins. XCII. 1892. S. 286.
345) Ueber die Aufgaben der Alterthumsforschung und ihr Ergebniss. Ebendas. S. 301.
346) Ueber Nephritbeile, Schwurringe und das römische Castrum bei Grimmlinghausen. Winckelmannsfeier in Bonn. Ebendas. S. 311.
347) Ueber die Zeitbestimmung von Thongefässen. Jahrb. d. V. v. A. XCII. 1892. S. 270.
348) Anthropologen-Versammlung in Danzig. Leopoldina 1892. Nr. 7—10, Jahrb. d. V. v. A. XCIII. 1892. S. 292.
349) Ueber einen durch eine Silex-Waffe verwundeten Bärenschädel in Mähren. Verh. d. n. V. 1892. S. 26.
350) Prähistorische und römische Funde bei Dorsten und Calcar. Jahrb. d. n. V. 1892. Correspdzbl. S. 50.
351) Ueber Urzeugung. Jahrb. d. n. V. 1892, Correspdzbl. S. 32.
352) Ueber den Schädel von Brünn mit Idol aus Mammuthzahn, gefunden von Makowsky. Jahrb. d. V. v. A. XCIII. 1892. S. 274 u. Verh. d. n. V. 1892. S. 29.
353) Erklärung gegen Reinach. Ebendas. S. 276.
354) Gutachten über den h. Rock in Trier und den Schädel der h. Helena.
355) Ueber Felsenbilder in Dürkheim, Portraitköpfe von Wasserbillig. Bericht der Winckelmann-Feier zu Bonn 1892. Köln. Zeit. 23. Dez. 1892. Nr. 1023.
356) Anthropologen-Versammlung in Ulm 1892. Leopoldina 1893.

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Neue Beiträge zur mittelrheinischen Alterthumskunde.

Von

Dr. C. **Mehlis.**

Hierzu Tafel I und II.

1. Eine Felsenzeichnung aus der la-Tène-Zeit.

I.

Nördlich und oberhalb von Dürkheim a. d. Hart liegt der von einem Steinwalle, der Heidenmauer, umzogene Kastanienberg. Auf seiner Ostseite fallen die koulissenartig gestalteten, regelmässig behauenen Wände des Brunholdisstuhles steil ab zur Stadt. Schon 1360 erscheinen diese Felswände urkundlich als „Brinholdesstuhl" [1]).

Auf den drei Partieen desselben nach rechts, links und in der Mitte befinden sich sonderbare Zeichen in den Fels gehauen. Es sind meist sechsspeichige Räder mit Zacken nach oben, mit einem Stabe nach unten, der zweigartige Ausläufer entsendet [2]). Auf allen drei Seiten sind Rosse dargestellt. Zur Rechten ein nach rechts ansprengendes; zur Linken ein nach links gewendeter Pferdekopf. Das meiste Interesse nehmen die Darstellungen in der Mitte dicht an dem Stiegenaufgang in Anspruch.

Die hier befindliche Wand hat 2,70 m Breite, 4,20 m Höhe, 3,40 m Dicke. Im unteren Drittel der Höhe sind folgende Bilder in einer von links nach rechts gehenden Reihe dargestellt:

1) Ein kühn von links nach rechts ansprengendes Ross, ohne jedes Emblem, ohne Reiter. Die Vorderbeine sind gestreckt. Die Maasse betragen: 50 cm Länge, 40 cm Höhe.

2) Ein Adler mit nach links gewendetem Kopfe, hängenden Flügeln. Maasse: Länge = 30 cm, Höhe = 25 cm. Links vom Schnabel ist ein Kreuz tief eingehauen. Der Adler erinnert in Gestalt und Haltung an den auf gallischen Münzen erscheinenden Raubvogel. Vgl. Fr. Streber: „Ueber die Regenbogenschüsselchen",

---

1) Dürkheimer und Amorbacher Archiv.

2) Virchow bezeichnet sie als Radnadeln.

München 1861. 2. Abth. Taf. 2, Fig. 16, 17, 18. Sie stammen vom pagus Vindiolensis in der Diözese Beauvais.

3) Eine Biga mit dem Auriga (vgl. Zeichnung). Auch dies Pferd — vielmehr dies Gespann, wie die doppelten Pferdefüsse andeuten — sprengt von links nach rechts. Maasse: Länge = 40 cm, Höhe = 37 cm. Am Hals trägt dasselbe einen Gegenstand mit kreisförmigem Durchschnitt. Durch ihn laufen die zwei Zügel zur deutlich gezeichneten Trense.

Hinter dem lang herabhängenden Schweife wird das vierspeichige Rad der Biga und das abwärts geneigte Gestell derselben deutlich sichtbar. Auf demselben steht der Auriga. Auf dem Haupte trägt derselbe eine nach vorn spitz zulaufende Kappe oder einen Lederhelm. Das eng anschliessende Gewand schlägt über der Brust Falten. Mit den beiden Händen hält er, stark nach vorwärts geneigt, die Zügel. Hinter seinem Rücken wird eine breite Kornähre sichtbar. Ueber dem Pferdehaupt ist ein Halbmond sichtbar; links davon bemerkt man mehrere Kugeln, eine grosse, zwei kleine; sie stellen wohl Sonne und Sterne vor.

Sämmtliche Figuren sind mit einem eisernen Werkzeuge (Pickel) nicht kunstlos, sondern mit Verständniss für Thier- und Menschenformen eingespitzt. Im Ganzen sind diese 3 Figuren wohl erhalten, da der Verfasser erst vor mehreren Jahren die Wand von Schutt und Erde frei räumen liess.

Und nach welchen Mustern arbeiteten diese Künstler? Wohl kaum nach der Natur, da Pferde in den Felsenklüften auch vor zwei Jahrtausenden nicht frei herumlaufen konnten und auch vor und hinter einer wirklichen Biga: Aehre, Sonne, Mond und Sterne nicht sichtbar waren.

Eine überraschende Analogie dagegen bieten die in der Nähe gefundenen gallischen Münzen dar.

Von Ungstein (1/2 Stunde Entfernung nach Osten) stammt eine mit dem Pferde geschmückte gallische Silbermünze (vgl. Mehlis: „Studien“ III. Abtheilung, 2. Tafel, Nr. 12).

Von Weissenheim a. S. (1 1/2 Stunden Entfernung nach Osten) rührt gleichfalls eine gallische Silbermünze her mit dem Doppelpferde. Unterhalb desselben ist ein Rad, vor demselben ein Halbmond angebracht.

Am Fusse der Rietburg endlich bei Edenkoben (ca. 4 Stunden Entfernung nach Süden) wurde vor einem Menschenalter ein Kollektiv-

fund gallischer Goldmünzen gemacht. Eine derselben liegt dem Verfasser im Original vor (Eigenthümerin: Frau Rath Keller in Landau).

Auf dem Avers: Apollokopf mit Lockenhaupt.

Auf dem Revers: Biga mit Auriga. Das Gespann sprengt genau wie auf dem Brunholdisstuhl von links nach rechts. Der Auriga hat dieselbe Kappe, die nämliche Haltung, die Biga dieselbe Zeichnung. Vor dem Haupte des Pferdes steht eine konische Aehre; es kann auch ein Spinnrocken sein. Unterhalb des Pferdes ist ein Donnerkeil angebracht; darunter eine Verstümmelung griechischer Buchstaben: ΠΠΠΠ (Verstümmelung von ΦΙΛΙΠΠΟΣ). Diese Goldmünze ist eine Nachahmung der im 4.—3. Jahrh. weit verbreiteten Goldstateren des Königs Philipp von Macedonien, der 336 ermordet wurde. Den Donnerkeil auf dieser Münze erklärt der Numismatiker Chr. Lenormont als Monogramm der Münzen der Arverner[1]).

Die Aehre dagegen (gallisch edh) ist nach de Gauley[2]) das Symbol der Eduer, Aeduer, Haeduer[3]).

Eine analog gestaltete gallische Goldmünze mit der Aehre bildet Dr. H. Meyer: „Beschreibung der in der Schweiz aufgefundenen gallischen Münzen", Zürich 1863, II. Tafel, Nr. 99 ab. Dort sind noch mehr Pendants dieser Art dargestellt; vgl. Nr. 94 bis 100, 103 bis 107.

Auch zu Sausenheim (2 Stunden Entfernung nach Norden) wurde ein gallischer Goldstater mit Auriga und Biga aufgefunden; vgl. Mehlis: „Studien", III. Abth. Tafel 2, Fig. 18.

Nach diesen Nachweisungen, wonach gallische Münzen im N., O. und S. des Brunholdisstuhles vorkommen, kann es keinem Zweifel unterliegen: der Künstler arbeitete am Brunholdisstuhl seine Darstellung des Wagenlenkers, des Wagens und des Gespannes, der Aehre und des Mondes nach einem auf gallischem Boden gut imitirten Goldstater Königs Philipp. Dieser Goldstater gehörte wahrscheinlich einer Münzstätte der Aeduer an, die später nach Caesar de bello

1) Vgl. Revue numismatique 1858. p. 115.

2) Vgl. Revue numismatique 1861. p. 80. Sollten beide Symbole vereint vor ihre Gegnerschaft zeitlich fallen?

3) R. Forrer „Antiqua" 1891. S. 12 bestreitet dies. Nach seinen Quellen erscheinen „Donnerkeil" und „Aehre" auf Philipper-Stateren. — Dr. Riggauer schreibt diese Münzen den Aeduern oder den Arvernern zu. Schriftliche Mittheilung an den Verfasser.

gallico I, 31 mit den Arvernern um die Hegemonie stritten. Ihre Handelsmünzen und ihre politischen Verbindungen reichten lange Zeit vor Caesar schon bis an den Mittelrhein, bis zu den Mediomatricern und Treverern. Das gallische Original des Goldstaters, nach welchem der Künstler den Fels bearbeitete, war zudem ein altes und gutes. Forrer schliesst daraus (vgl. „Antiqua“ 1891, S. 13), dass diese guten Kopien kurze Zeit nach dem Original entstanden und in ihren besten Exemplaren bis ins 4. Jahrh. zurückreichen.

Demnach muss wohl auch die Felszeichnung entstanden sein, als noch gute, alte Kopieen der philippischen Goldstateren am Mittelrhein kursirten, d. h. spätestens im 3. Jahrh. vor Christus in der mittleren la-Tène-Zeit.

Dass durch diesen numismatischen Nachweis auch Licht über die Benützungszeit der mit dem Brunholdisstuhl in direkter Verbindung stehenden „Heidenmauer“ fällt, ist selbstverständlich.

Aus technischen Gründen bewies der Verfasser („Studien“, X. Abth. S. 23—27), dass ihre Hauptbenützung in die la-Tène-Zeit fallen musste.

Beide Beweise ergänzen sich. Unsere neueste Darlegung aber bringt noch Indicien dafür, dass gallische Gauvölker, Vasallen der Aeduer, diese Ringwälle am Mittelrhein errichtet und vertheidigt haben. Caesar nennt sie oppida; ihre Mauertechnik beschreibt dieser Feldherr in seinen Kommentaren de bello gallico VII, 23.

II.

Sorgfältige Ausgrabungen am Brunholdisstuhl oberhalb Dürkheim veranstaltete der dortige Alterthumsverein Ende November, um die früher gefundenen Felsenbilder weiter zu verfolgen. Rechts vom „Zweigespann“ stiess man hierbei auf ein weiteres, etwas tiefer eingegrabenes Pferd, welches jedoch die gleichen Dimensionen wie die Rosse am Wagen (30 cm Länge auf 23 cm Höhe) aufweist; diesem Ross folgt nach rechts die Zeichnung einer 75 cm langen, 17 cm hohen Schildkröte. Der kleine Kopf mit dem halb offenenen Maule ist lebensvoll nach einem, in südlichen Regionen gediehenem Originale oder einer guten Vorlage aus den Rippen des harten Buntsandsteinfelsens herausgearbeitet. Eine etwas grössere Kopie dieser Chersine sitzt 1 m tiefer unten; doch ist die Erhaltung letzterer eine weniger gute. Dicht neben der ersten Schildkröte

wird in dieser, von parallelen Furchen durchzogenen Zone eine viereckige Vertiefung sichtbar, welche — 20 cm lang, 15 cm breit, 4 und 8 cm tief — für einen Sperrbalken bestimmt war, dessen Ein- und Ausführung oberhalb und unterhalb des Balkenloches deutlich sichtbar ist. Diese Vertiefung, sowie ein 70 cm unterhalb derselben vorstehender Rand nebst einem, weitere 50 cm unterhalb des letzteren, vorstehender Absatz von 25 cm Breite deuten darauf hin, dass die ganze, auf eine Länge von 3,40 m mit Thierbildern verzierte Wand die Rückseite eines Wohnraumes oder einer Halle vor Zeiten gebildet hat, welche in der Höhe des Balkenloches mit einer Barrière geschlossen war. Gleich modernen Tapetenbildern wirkten in diesem Falle die alten Felsbilder auf den Bewohner.

Von dem oben erwähnten Absatze an wurde noch auf weitere 2 m in die Tiefe gearbeitet, so dass die Gesammthöhe der Felswand jetzt 6,50 m Höhe besitzt. Auf dieser letzteren Zone ward nun ein mit Seitenzacken versehenes Kreuz entdeckt, ein Steinmetzzeichen des späteren Mittelalters, das in derselben Gestalt auf der Limburg vorkommt. Bohrversuche beweisen, dass diese Wand noch mindestens $1^1/_2$ m weiter in die Tiefe geht.

In späterer Zeit beutete man darnach, nachdem Jahrhunderte lang die Felsenbilder vom nachrutschenden Schutt bedeckt waren, die Wand zu baulichen Zwecken weiter aus. Einen rechten Winkel zu dieser Wand bildet eine zweite, nach Norden sich erstreckende Wand. Sie hat 3,28 m Länge. Eine dritte, wiederum wie die erste 3,40 m lange Wand bildet mit der zweiten einen rechten Winkel, so dass ein vorspringendes und ein einspringendes Eck entsteht. Auch diese zwei Wände sind sauber mit Furchen von Seiten geschickter Steinmetzen bearbeitet. An der zweiten Wand sind in gleicher Höhe, wie Ross und Biga an der ersten, die Konturen eines Cerviden (20 : 15 cm) eingehauen. Nach den Schaufeln beabsichtigte der Künstler den Kopf eines Elennthieres wiederzugeben. An der dritten Wand ist unter einem grossen R von altrömischer Form die Gestalt eines Delphins eingehauen (34 cm Länge). Capride und Delphin blicken nach rechts, wie alle Thiergestalten ausser zweien, dem Adler und der Eule.

Inschrift am Brunholdisstuhl.

An der dritten Wand, auf welcher Delphin und ein Mohnstengel eingehauen sind, steht zwischen beiden die auf Taf. I dargestellte In-

schrift. Sie ist 2 m unterhalb der Oberkante der Wand deutlich eingehauen und zwar von links nach rechts, wie die Doppelpunkte am Ende u. A. beweisen. Dieselbe besteht bis jetzt aus drei Zeilen, die jedoch nach des Referenten Ansicht verschiedenen Schrifttypus aufweisen. Die erste Zeile hat den Charakter einer Cursivschrift mit stark ausgeprägten Apices, die zweite und dritte den der gewöhnlichen römischen Capitalschrift. Die Technik ist bei den drei Zeilen die nämliche: Die Züge wurden durch Pickelhiebe eingespitzt, nur das M der zweiten Zeile ist mit dem Meissel eingehauen. Die erste Zeile hat ferner am Ende der Buchstaben, so bei den beiden N, bei U gewisse, als Ornamente aufzufassende Fortsätze und Verschlingungen, die an den Typus der irischen Schrift erinnern. Die Länge der ersten Zeile = 1,34 m; die Höhe der Buchstaben in erster Zeile beträgt 10—17 cm, in zweiter Zeile 10 cm, in dritter Zeile 8—10 cm.

Zur Lesung ist folgendes zu bemerken:

I. Zeile:

Buchstabe 1 ein nach rechts in eine Art Blume endendes N.

Buchstabe 2 ein A mit starken Grundstrichen, der Querstrich ist nur angedeutet.

Nach diesem A folgen drei Zeichen, die wie ZOV aussehen, doch halte ich sie nach öfterer Untersuchung für ornamentative Zuthaten.

Buchstabe 3 und 4 ein im Querstrich etwas undeutliches N (= 1. Buchstabe); zwischen die beiden Hasten ist ein kleines T eingeschrieben; also = NT.

Buchstabe 5 ein U. Am rechten Apex eine nach oben laufende Verschlingung.

Buchstabe 6 ein kleines A mit schwach angedeutetem Querstrich.

Buchstabe 7 ein S oder G; der obere Theil ist stark ausgeführt; die untere Halbschleife schwächer angedeutet.

Nach Buchstabe 7 folgt ein unklares Zeichen: ein umgekehrtes V, daneben zwei Punkte, darunter zwei kleine Halbbögen. Diesem Trennungszeichen (?) folgt der 1 m lange Mohnstengel mit Samenkapsel und angedeuteten Blättern der Blüthe.

Buchstabe 8 ein nach oben sich verstärkendes J.

Buchstabe 9 ein U = Buchstabe 5. An Stelle der Verschlingung hier ein Halbbogen.

Das letzte Zeichen, vor dem Doppelpunkte stehend, gleicht der Samenkapsel des Mohnstengels.

Je nachdem man die beiden, rechts vom Mohnstengel stehenden Buchstaben zum Worte links desselben hinzuzieht oder nicht, dürfte diese Zeile zu lesen sein:

1. Nantuas.
2. Nantuas(g)io(u = o).

II. Zeile:

Diese enthält die bekannte Widmungsformel

I · O · M ·

Buchstabe 1. I stark liegend eingehauen.

Buchstabe 2. O kreisrund und kleiner als I und M.

Nach O steht ein Punkt, ebenso nach M, vor I ein gezogener Halbbogen.

Buchstabe 3. M mit stark divergirenden Hasten.

Der 2 Querstrich ist doppelt gesetzt; der Steinmetz hat sich das erste Mal verhauen. Nach dem Schrifttypus gehört Zeile 2 dem 3. oder 4. Jahrhundert n. Chr., der Constantinischen Zeit an, wohin auch die Inschriften auf der Nordostwand am Brunholdisstuhl gehören (vgl. „Berliner philolog. Wochenschr.“ 1889, Nr. 13, 14, 15, 1892, Nr. 9).

III. Zeile.

Dieselbe fand Referent erst einige Wochen, nachdem Zeile I und II von ihm festgestellt waren. Der Duktus zeigte sich noch flüchtiger als bei Zeile II; auch zehrte die Zeit an diesen Zeichen.

Der 1. Buchstabe ist ein F, dem, wie häufig, der mittlere Querstrich fehlt.

Im 2. Buchstaben ist ein L mit kleinem Querstrich zu erkennen. Nach ihm folgt zur Rechten ein Punkt. AVI als 3., 4., 5. Buchstabe sind ohne grosse Mühe festzustellen. I ist schief nach rechts gestellt; A und V sperrig gestaltet. Vom 6. Buchstaben ist oberer Apex, sowie einzelne Theile des 2. Striches ausgeführt, der Rest nur angedeutet.

Im 7. Buchstaben ist ein deutliches S erhalten. Der untere Halbkreis erscheint am Ende gespalten.

Dem S folgen zwei flüchtige Punkte; diesen schliesst sich der von oben her ziehende Mohnstengel an.

Länge dieser Zeile = 85 cm.

Höhe der Buchstaben = 8—10 cm.

Jenseits des Mohnstengels folgt ein noch einsames O. Ob dies der Anfangsbuchstabe des noch fehlenden Cognomens ist, kann Referent bis jetzt nicht entscheiden.

Was die Lesung der Zeile III betrifft, so sind zwei Möglichkeiten vorhanden. Entweder ist FL. als Pränomen und Avius als nomen gentile zu erklären, wobei zu beachten ist, dass nach Prof. Klein's Mittheilung die gens Avia inschriftlich selten vorkommt (vgl. Wilmanns, Ex. inscript. Latin. N. 2021, ein Avius von Capua aus dem Jahre 113 vor Christus). Oder man liest die 7 Buchstaben zusammen als

Flavius. —

Nach genauer Prüfung der 3 Zeilen (leider ist es unmöglich, ein Photogramm aufzunehmen) gehören Zeile II und III als Name des Gottes und des Dedicators zusammen. Zeile I hingegen ist von diesen folgenden Zeilen durch den Schrifttypus völlig geschieden. Auch die Technik ist bei Zeile I different; die einzelnen Züge sind sorgsam und genau, Punkt für Punkt eingehauen, während Zeile II und III die Flüchtigkeit der Decadence auf der Stirne tragen.

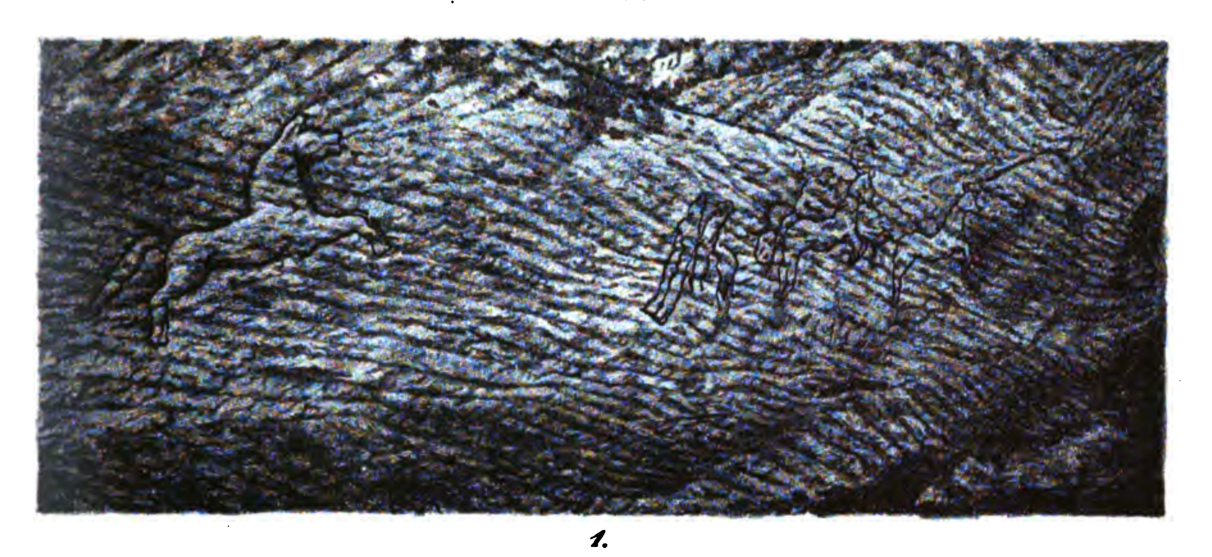
Referent ist geneigt, Zeile I mit Delphin und Mohnstengel chronologisch zusammenzustellen.

Vielleicht hat, wie Prof. Klein vermuthet, ein gallischer Besucher, heisst er nun Nantuas oder Nantuas(g)io, hierin seinen Namen verewigt.

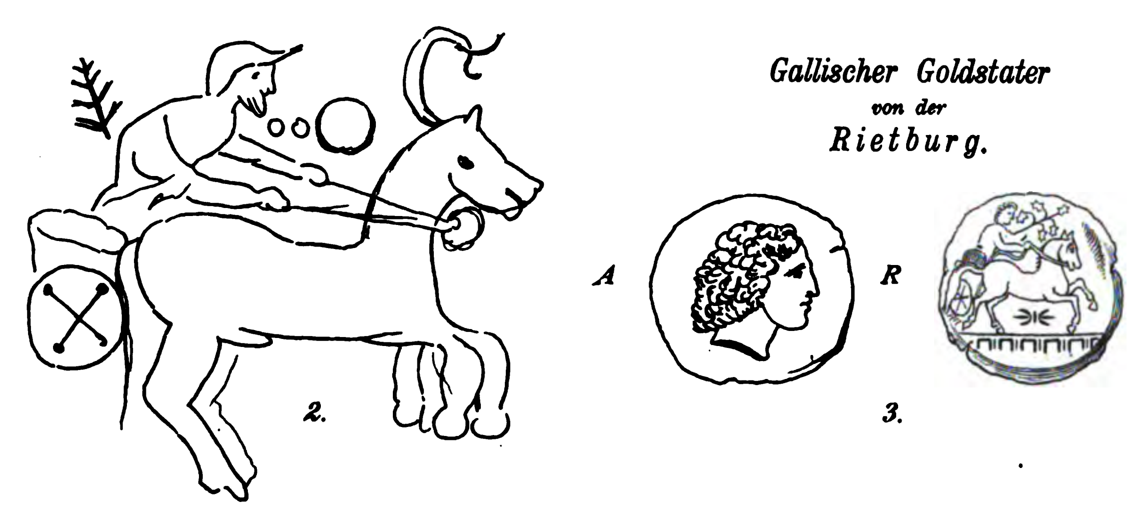
Rechts von dieser Inschrift wird der schon erwähnte Mohnstengel in Originalgrösse sichtbar. Er besteht aus der Wurzel, dem Stengel und dem Blüthenknopf. — Delphin, Elennthier, Mohnstengel sind so gut getroffen, dass selbst gewöhnliche Leute diese Bilder als das, was sie vorstellen sollen, erkannt haben. — Was die Technik betrifft, so ist sie bei allen diesen Felsbildern die gleiche: die Umrisse wurden auf Grund einer Vorlage (Kreideskizze!) mit einem Pickel eingespitzt, nicht, wie später, mit dem Meissel eingehauen. — Jeder Hieb ist noch deutlich sichtbar! —

Zwischen den Felsbildern und der Inschrift (Zeile II und III) waltet in der Technik und der Gestaltungskunst ein grosser Unterschied ob. Nach unserer Ansicht sind ihre Entstehungszeiten durch einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten getrennt. Dass die römische Votivinschrift nach Delphin und Mohnblumen entstand, das beweist die Rücksicht, welche der Meissler dieser Votivzeilen

Ein Felsenbild aus der la-Tène-Zeit.



1.



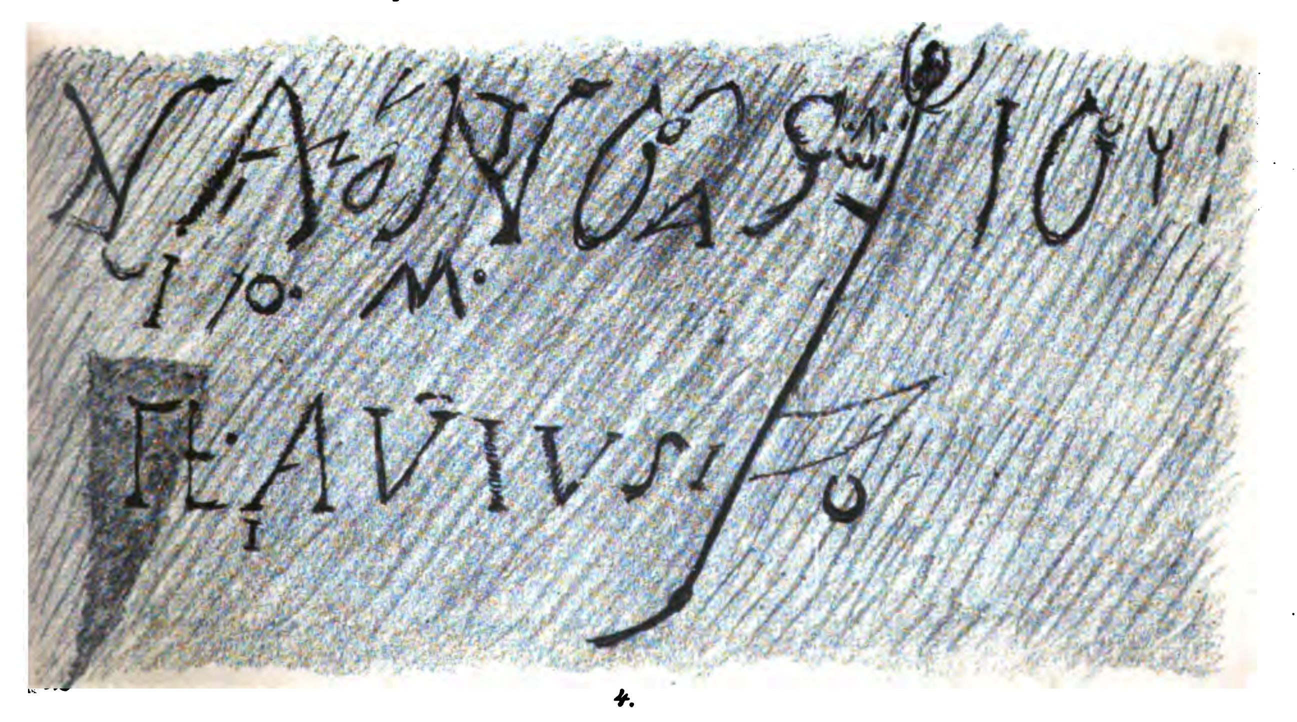
2.

Gallischer Goldstater von der Rietburg.

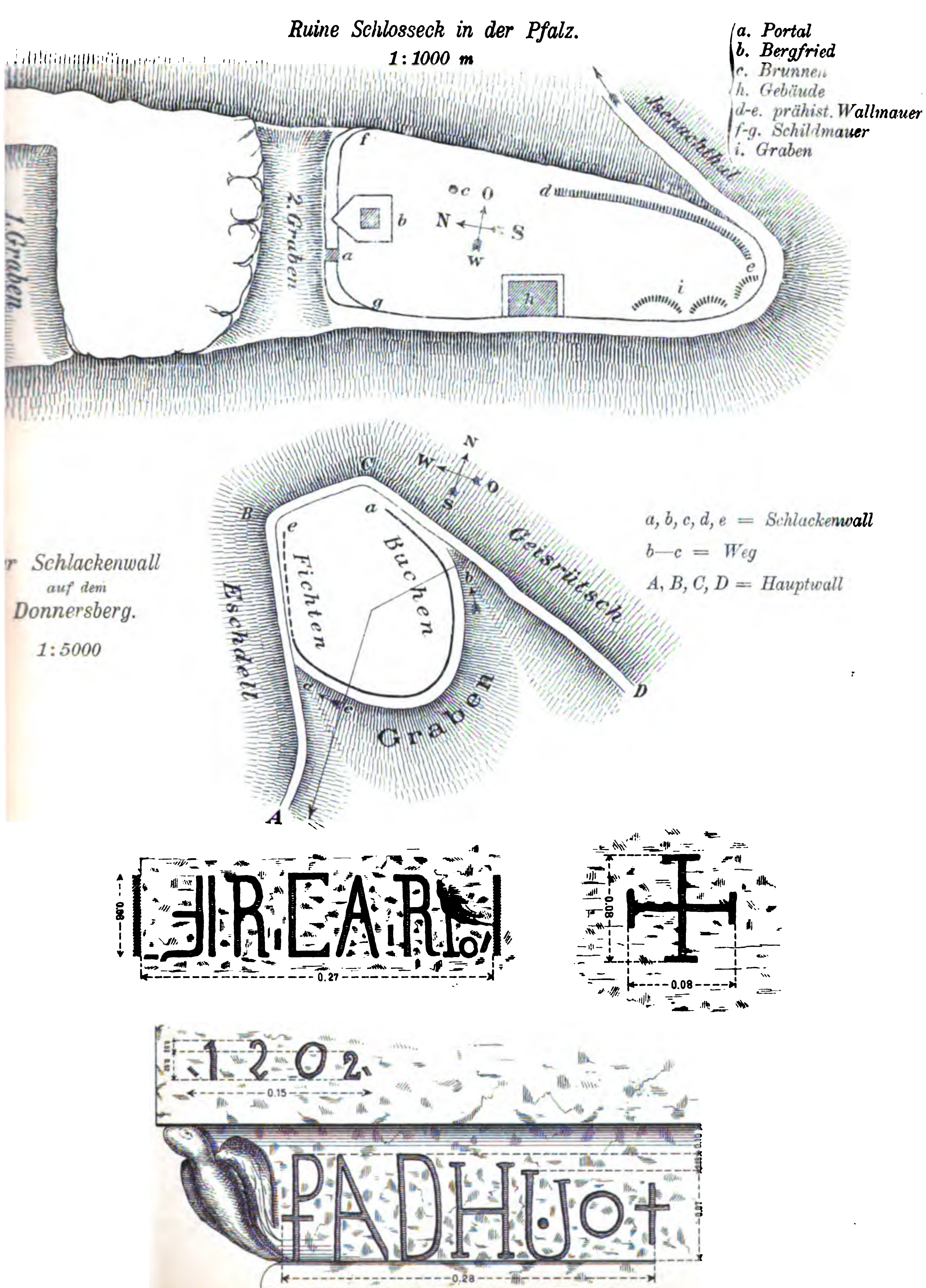
A R

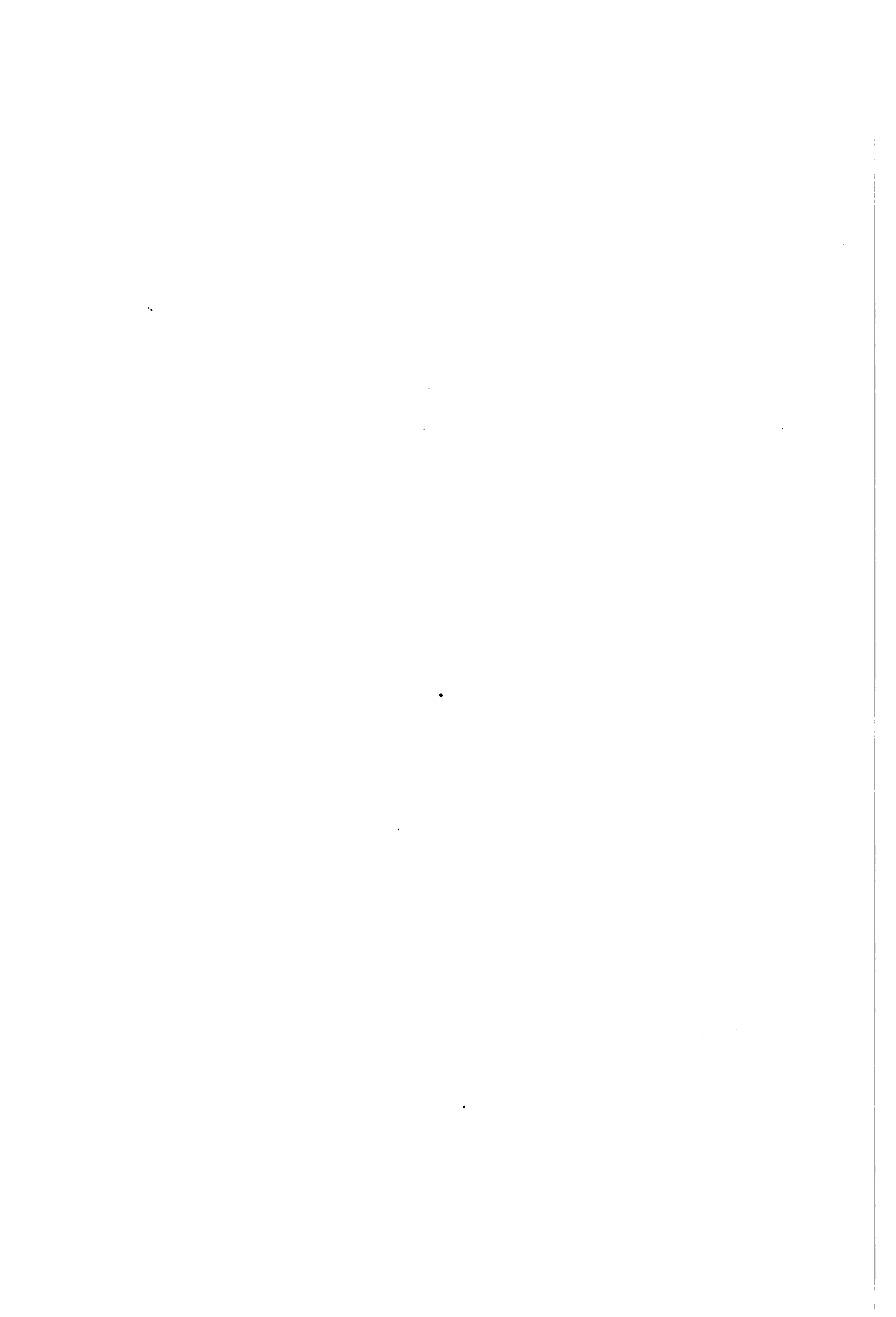
3.

Jnschrift am Brunholdisstuhl.
Länge = 1,34 m. Höhe der Zeilen = 10—17 cm.



4.


Ruine Schlosseck in der Pfalz.
1:1000 m
a. Portal
b. Bergfried
c. Brunnen
h. Gebäude
d-e. prähist. Wallmauer
f-g. Schildmauer
i. Graben
1. Graben
2. Graben
Isenachthal
N
S
O
W
Schlackenwall auf dem Donnersberg.
1:5000
a, b, c, d, e = Schlackenwall
b—c = Weg
A, B, C, D = Hauptwall
Eschdell
Fichten
Buchen
Graben
Geisrütsch
0.08
0.27
0.08
0.08
1202
0.15
0.28



auf den Raum zwischen beiden Bildern nahm. Er traf sie sicherlich schon an.

Wahrscheinlich ist es, dass zweite und dritte Wand die Seitenflächen eines weiteren Wohnraumes gebildet haben, dessen Eingang am Ende der ersten Wand lag. — Auf die chronologische Stellung dieser Felsbilder weist vor Allem die schon besprochene Biga hin, die ohne Zweifel nach einem gallischen Goldstater getreu gearbeitet ist. — Schildkröte und Delphin kommen als Münzbilder auf griechischen Münzen vor; jene auf den Drachmen von Aegina, dieser auf dem Prägegeld von Argos und Tarent. Ob jedoch analog obigem Schluss auch für diese beiden Thiergestalten als Original ein scharfes Münzbild anzunehmen ist, oder ob dem Künstler nicht vielmehr ein Naturbild vorlag — diese für unsere Felsbilder wichtige Frage muss noch in Schwebe bleiben. — Auch auf der Südwestseite des Brunholdisstuhles[1]) wurde eine ca. 12 cm lange, mit Blumenstengel, Rad, Pferdekopf gezierte und mit Streifen durchfurchte, aus weissem Sandstein bestehende Felswand aus etwa $1^1/_2$ m Tiefe freigelegt. Im Eck fand sich in $^1/_2$ m Tiefe ein Dutzend Leistenziegeln mit Gefässtrümmern aus dem 14. Jahrh. An der Felswand selbst wurden die Konturen von mehreren Blumen mit langen Stengeln sowie die Inschrift: MA sichtbar. Der Schutt bestand aus Hausteinen von rother Farbe, die sicherlich zu baulichen Zwecken hierher in alter Zeit geschafft worden sind und erst in einer Viertelstunde Entfernung lagerhaft vorkommen. Das oben befindliche Rad und die darunter stehenden Buchstaben MA erinnern auffallend an die massiliotischen Münzen (Obolen) und deren gallische Nachahmungen. Beide tragen als Revers Rad und MA (= Massalia). Vgl. Näheres bei Forrer: „Antiqua“ 1891 S. 27 bis 28. — Die Ausgrabungen sollen im nächsten Frühjahre fortgesetzt werden. — Eine Photographie der Felsbilder hat der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande für die „Bonner Jahrbücher“ herstellen lassen. Dieselbe lag für Tafel I vor.

---

1) Urkundlich 1360 Brinholdestuhl.

2. Archäologisches vom Donnersberg.

Gelegentlich eines längeren Aufenthaltes auf dem Donnersberg im September 1892 machte der Verfasser eine Reihe von archäologischen Beobachtungen, die wohl weitere Kreise interessiren dürften.

A. Der Schlackenwall.

Seit den Untersuchungen von Virchow, Cohausen, Schaaffhausen, Schneider, Behla u. a., welche diese Forscher den sog. verschlackten Wällen gewidmet haben, ist die Aufmerksamkeit der Fachmänner darauf hingelenkt. Während solche Verschanzungen der Vorzeit mit künstlich verschlackter Oberfläche in der Lausitz und in Böhmen zahlreich vorkamen, sind sie im Rheinlande sehr selten. Bisher war meines Wissens nur der Wall auf dem Montreal oberhalb Meisenheim am Glan[1]) und bei Kirnsulzbach a. d. Nahe bekannt. Am Donnersberg wurde ein solcher bisher vermuthet, jedoch nicht erwiesen.

Die Nordseite des gewaltig aus der Rheinebene emporragenden „mons Jovis" umzieht ein 6000 m langer, aus Stein und Erde errichteter Ringwall, dessen Lauf C. E. Gross und A. Schilling von Cannstadt (1878) beschrieben haben. Doch kannten sie den Schlackenwall noch nicht in ihrer Beschreibung. Das NO. gelegene Vorwerk umzieht die Ostseite der nach N. eingerissenen Eschdell und bietet auf ihrem höchsten Punkte eine hübsche Aussicht nach Ruppertsecken, Bastenhaus, Kriegsfeld u. s. w. Fast am nördlichsten Punkte desselben beginnt in sanfter Neigung der Schlackenwall und umzieht in einer Ellipse auf ca. 300 m das Plateau nach Osten und Süden, während nach Norden an steilen Felshängen der Schlackenwall nur an einzelnen Stellen sichtbar wird. Die Gesammtlänge (a—b—c—d—e) betrug demnach ursprünglich ca. 400 m. Der Schlackenwall steigt nach Süden allmählich bis zu 1,50 m Höhe und verflacht sich nach Nordwesten bis zu $^1/_2$ m. Seine Sohlenbreite beträgt 8 m, seine Kronenbreite 1 m. Im Südosten ist er von einem 3 m breiten Graben umzogen. Die Verschlackung findet sich auf dem ganzen Wallrücken[2]) und reicht nach von dem Ver-

1) Diesen „Schlackenwall" besuchte der Verfasser vor mehreren Jahren und besichtigte ihn genau.

2) Am südlichen Wegdurchgang sind die Schlacken in den Graben geworfen worden, als man den Weg anlegte.

fasser gemachten zahlreichen Stichproben bis in $^1/_3$ m Tiefe. Als Material diente der hier lagerhafte Feldsteinporphyr. Derselbe findet sich auf dem Walle in allen Graden der Verschlackung, vom Ueberzuge mit glänzender Fritte bis zum leichten Bimsstein. An vielen Exemplaren ist die Einlagerung, ja die Struktur der Holzkohle, welche den Brandprocess verursacht hat, deutlich und mehrfach erkennbar. Es sind Stücke von 2—3 cm Länge und 1—$1^1/_2$ cm Breite. Die Ränder der Abdrücke sind scharf, ebenso die einzelnen Rippen. Mit Schaaffhausen vermuthet der Verfasser Eichenholzkohlen als Brennmaterial. Es muss ein hoher Hitzegrad gewesen sein, welchem die Oberfläche des Walles ausgesetzt war. Holzfeuer gewöhnlicher Art schwärzen zwar den Porphyr, bringen aber keine Spur von Schmelze hervor. Auch ausserhalb dieses Schlackenwalles von ca. 200 m Längen- und 80 m Breitendurchmesser finden sich einzelne, wohl hierher später verschleppte Schlacken.

Einem metallurgischen Zwecke, wie man beim Donnersberg, der Kobalt, Kupfer, Silber lieferte, vermuthen könnte, diente der Schlackenwall nicht; dazu hätte man diesen regelmässig angelegten Wall nicht nöthig gehabt. Von Feuersignalen rühren diese Schlacken auch nicht her; dazu hätte eine Stelle genügt. Es ist nach der Sachlage an ein umwalltes Templum oder an ein fortifikatorisches Annäherungshindernis zu denken, welches durch diesen glatten Wall verstärkt werden sollte. Man könnte sich wohl an die „Glasburg“ des deutschen Märchens erinnern. Einen zufälligen Brand von Gebälk anzunehmen, das nach Art der gallischen, von Caesar beschriebenen Stadtmauern im ursprünglichen Steinwall vorhanden gewesen wäre, verbietet wohl die gleichmässige Dicke der Schlackenschicht und das Fehlen derselben im Inneren des Walles.

Ob rohe Steinwerkzeuge aus Porphyr, welche sich innerhalb des Hauptwalles vorfinden — eines derselben, im Besitze des Verfassers, hat die Gestalt eines Beiles von 12 cm Länge, 6,5 cm Schneidenbreite, 1,7 cm Dicke — der Periode des Schlackenwalles angehören, bleibt im Zweifel. Jedenfalls aber entstammt der Schlackenwall der ältesten Epoche, in welcher man den „mons Jovis“ zu umwallen bemüht war.

B. Der Südwall und der Königsstuhl.

Lehne, „Die röm. Alterthümer der Gauen der Donnersberger", 1. Th. S. 92 gibt die Länge der prähistorischen Umwallung auf 4108 m an, Gross und Schilling v. Cannstadt, „Donnersberg-Führer", S. 33, auf 6000 m. In Wahrheit stellt sich die Länge der prähistorischen Umwallungen auf ca. 7000 m.

Ausser dem Schlackenwall fand der Verfasser im Süden des Hochplateaus einen zweiten, bisher unbekannten Wall auf.

Derselbe beginnt an der Felsgruppe „Langfels" oberhalb dem „Gehauen Stein" und zieht in der Richtung nach Nordwest in einer Länge von 450 m, bis er an einem Fichtenwäldchen verschwindet. Nach SO. ist er deutlich erhalten, erreicht eine Höhe von 2 m bei 7—10 m Breite an der Sohle. Er besteht aus Porphyrbrocken. Nach NW. zu wird er flacher und breiter, da ihn die Forstverwaltung vor etwa 40 Jahren auseinanderwerfen liess und ihn „riefen" wollte (!!).

Im letzten, nach dem „Langfels" zu gelegenen Drittel wird er von einem alten Fahrweg durchschnitten, dem „Kutschweg". Hier hat er 12 m Breite. Dieser Kutschweg führt steil hinab zum „Gehauen Stein" nach SWS., biegt vor demselben oben im Buchenschlage nach SO. ab, bleibt ca. 20 m unterhalb des jetzigen, am „Gehauen Stein" vorbeiführenden Fuhrweges und führt als 3 m breite, nach SO. tiefer werdende Höhle durch die Lindendelle in der Richtung auf Jakobsweiler weiter. Dieser alte Strassenzug steht in Verbindung mit dem bei Jakobsweiler angenommenen Römerkastell (vgl. Gross a. O. S. 48 Anm.). Jakobsweiler ist auch Fundplatz römischer Sarkophage etc. Dieser Strassenzug zog dann weiter nach Osten über Weitersweiler einerseits nach Alzey, andrerseits längst der Pfrimm nach Worms. Diesen von Südosten kommenden Strassenzug deckte der vom Ref. aufgefundene Wall, der in seinem Aussehen dem Hauptwalle völlig gleicht. Am „Langsfels" übersieht man denselben bis zu den hohen Thürmen des Wormser Domes.

Der Königsstuhl bildet den höchstgelegenen Punkt des „mons Jovis". Seine 6 m hohe Porphyrkuppe dient im Südwesten der Umwallung den hier von NO. und OSO. zusammentreffenden Wallsträngen zum Vereinigungspunkte. Unmittelbar südöstlich von dieser alten Specula, links des vom Ludwigsthurme hierher ziehenden Fusspfades liegt, an den Südzug des Hauptwalles angegliedert,

eine bisher unbekannte, vierseitige Schanze. Ihre dem Königsstuhle zuziehenden zwei Längsseiten sind je 24 m, ihre zwei Schmalseiten 10 m lang. Die Höhe beträgt noch $^1/_2$ m. Der Wall besteht aus Stein und Erde und trug wahrscheinlich früher Pallisaden. Wenige Meter von der Südostecke dieser Schanze entfernt (15 m) liegt der zweite, alte Eingang in den Hauptwall. Er ist 3 m breit. Die einwärts gelegenen Wallenden sind auf 10 m Länge nach Innen zurückgezogen, so dass der stürmende Feind von drei Seiten beschossen werden konnte, von links, rechts und von vorn. Nach unserer Vermuthung war dieser Gang früher gedeckt und zwar mit Balken, ferner befanden sich wohl vorn und hinten starke Bohlenthore, so dass es dem Feinde möglichst schwer ward, den doppelt und dreifach vertheidigten Eingang zu nehmen. In der Schanze lag eine Abtheilung von Bewaffneten — die Thorwache, etwa 30—40 Mann stark. Die gleichen Vertheidigungsmaassregeln waren am Nordeingange, wie an diesem Südeingange getroffen. In der Schatzgrube, wo ein 3 m breiter, von Nordosten — Kirchheimbolanden-Alzey — her zur Höhe führender alter Weg in die Verschanzung eintritt, sind gleichfalls die Wallenden zurückgezogen und zwar auf je 20 m Länge. So entstanden hier zur Linken, nach Westen zu und zur Rechten, nach Osten zu, zwei bastionartige, auf drei Seiten im Westen und auf zwei im Osten geschlossene Reduits, welche den Angreifer aufhielten. Am Ende der östlichen Einziehung sind zudem noch Fundamente eines Thurmes sichtbar. Dieselben bilden einen erhöhten Kreis von 18 m Umfang; in der Mitte befindet sich eine Höhlung. — Dass Schanze und diese zwei Poternen römische Anlagen sind, steht für den Verfasser fest, ebenso wohl für Herrn Oberst und Konservator von Cohausen, der vor mehreren Jahren mit Sr. Excellenz General von Seidlitz den Wall auf dem Donnersberge besucht, jedoch den Eingang am Königsstuhl unseres Wissens nicht bemerkt hat.

Ueber Römerfunde auf dem Donnersberg wird ein dritter Artikel kurzen Bericht erstatten.

C. Römische Funde.

Sicher beglaubigte Funde aus der Römerzeit vom Innern des Ringwalles sind es wenige; ausgiebigere Grabungen fehlen bisher; Versuche hat der Verfasser mehrfach gemacht.

Lehne: „Die röm. Alterth. der Gauen des Donnersberges" I. Th. S. 92 berichtet von Münzen, Urnen und einem römischen Mahlstein, den er selbst sah. Auf einem Felsen des Donnersberges fand er die Inschrift:

I·O·M·

Der Rest derselben war zerstört.

Zu Imsbach bei Falkenstein südwestlich vom Donnersberg fand man 1820 ca. 30 Bronzemünzen der konstantinischen Zeit („Intelligenzblätter des Rheinkreises" 1820, S. 412). Anno 1846 fand sich ebendaselbst eine Urne mit über 1000 Stück römischer Kupfermünzen. Nach J. G. Lehmann (Bavaria, Rheinpfalz, S. 596) reichen sie von Diocletianus bis Constantinus II.

In demselben Jahre fand ein Taglöhner auf dem Donnersberge folgende Römeraltsachen: 1. einen numus recusus. Der herzförmige Stempel trägt folgende Buchstaben IMPÑ CÑ. Ich lese Imperator Constanti(n)us. Die ursprüngliche Münze scheint dem Gegenkaiser von Constantius II. dem Magnentius angehört zu haben und zwar nach den älteren Buchstaben MEFAVG, von denen Nr. 2 und 3 offenbar falsch gelesen sind.

Die übrigen Funde bestanden in mehreren Fibeln und einer Bulla. Auch diese letztere weist auf römische Spätzeit hin. (vgl. 2. Jahresbericht des hist. Vereins der Pfalz S. 20 u. S. 23, sowie Tafel VII, N. 3).

Dieser Fund ist der wichtigste, weil genau bestimmbar. —

Als im Jahre 1852/53 das Innere des Walles aufgeforstet wurde, grub man in der „Tränke" nördlich des Paulinerklosters zahlreiche römische Mahlsteine, Gefässe, Münzen u. s. w. aus. Nach dem Bericht eines alten Waldarbeiters, Braunfels, den der Verfasser darüber sprach, machten diese Befunde nicht den Eindruck eines Grabfeldes, sondern den einer römischen Niederlassung. Mehrere dieser römischen Mahlsteine befinden sich im Museum zu Speyer, einen derselben erwarb der Verfasser im September 1892. Derselbe bildet ein Oval von 37 und 31 cm Durchmesser und 8 cm Höhe, ist in der Mitte gelocht und auf der unteren Fläche rauh gearbeitet. Er besteht aus verschlacktem Niedermendiger Basalt. Er gehört wohl nach seiner nachlässigen Bearbeitung der Spätrömerzeit an. In dieselbe Zeit fällt nach dem früher vom Verfasser geführten Beweis (vgl. „Berl. philolog. Wochenschr." 1890 „Funde von der Limburg") eine von ihm in der Schlangendelle vorgefundene halbe Reib-

steinplatte. Dieselbe hat 17 cm Länge (Rest abgebrochen), 20 cm Breite, 5 cm Höhe und besteht aus Porphyr.

Die auf der Limburg a. d. Hart gefundene Reibplatte ist vollständig und hat dieselbe Breite und Höhe.

Auch diese letzteren Funde gehören demnach der Spätrömerzeit an.

Der Verfasser stimmt nach diesen Indicien vollständig der Ansicht von E. C. Gross: „Wegweiser auf den Donnersberg“ S. 48 zu, wonach der dauernde Aufenthalt der Römer innerhalb des Walles in das sturmbewegte 4. Jahrhundert n. Chr. fiel. Die Ansiedlung halten wir für eine aus den Bewohnern der Umgegend bestehende; die Bewachung der Umwallung bildete die Lokalmiliz der romanisirten Vangionen (vgl. darüber Julius Jung in Sybel's hist. Zeitschrift n. F. 31. Bd., S. 29 Anmerk. 7). —

Die von Lehne oben angegebene römische Inschrift

I O M

offenbar von einer Ara herrührend, hat der Verfasser lange Zeit vergebens gesucht. Auch Gross a. O. S. 8 führt sie an. Der Verfasser zweifelte zuletzt an ihrer Existenz, bis er ihre Reste im September 1892 unter Dornen und Disteln entdeckte. Am Ostfusse des Königsstuhles erstrecken sich drei Felsengrate nach Osten. Zwischen dem 2. u. 3. steht im Gestrüpp zur Linken eine künstlich aus dem Fels herausgearbeitete Ara mit ovalem Abschluss. Höhe = 1,30 m, Breite = 1 m, Dicke = 0,40 m; Gestein Porphyr.

Mitten auf ihrer Vorderseite sind 4,20—25 cm hohe Hohlräume sichtbar. Man bemerkt an ihren Rändern deutlich die Spuren von Hieben, mit denen hier früher gestandene Buchstaben entfernt wurden. Die 1. Höhlung bildete früher ein I; die 2. und 3. ein breites O, die vierte ein weitspuriges M. Die verschollene Widmung

I · O · M

ist endlich, wenigstens in Trümmern gefunden. Ob eine rechts unten in der Ara befindliche Lücke den Namen des Dedicators enthielt, ist möglich. Doch vermuthen wir, dass die Ara gleich der vom Schlammberge nahe an Dürkheim herrührenden, nur die Weiheinschrift an

„Jupiter optimus maximus“

enthielt. Die Inschrift zerstörten wahrscheinlich die Paulinermönche als heidnisches Teufelswerk.

Nach ihrer Form, dem ovalen Abschluss, mag dieser Altar, der nach Nordosten blickte, am Ende des 3. oder Beginn des 4. Jahrh. entstanden sein. Er erhob sich dicht zwischen der Specula auf dem 6 m hohen Königsstuhl und der Schanze, wo die Bedeckung des Haupteinganges lag. Letzterer offenbar verdankt die Ara ihre Entstehung und ihre Verehrung.

Ob von dieser Arainschrift der Name des Berges „mons Jovis" herstammt, der übrigens erst i. J. 828 in einem Schreiben Frothars' von Toul erscheint „a monte Jovis usque Palatium Aquis" (vgl. Lehne a. O. I. Th. S. 91 Anmerk.), oder, wie J. Grimm vermuthet, von der Uebersetzung seines altgermanischen Namens: „Thonersberg" (so anno 869) = „Berg des Thonar", bleibt vorläufig dahingestellt. Sicher jedoch ist, dass in einem klassischen Schriftsteller der Name „mons Jovis" für unseren Donnersberg, wie vielfach noch geglaubt und geschrieben wird, nicht erscheint, wenn es auch nach unserem Befunde nicht unmöglich ist, dass schon zur Spätrömerzeit obige Gleichung mons Jovis = „Berg des Thonar" im Munde des romanisirten Vangionen vorhanden war.

D. Gallische Münzen.

Bezeichnend für die Zeit der Entstehung und der ersten Benützung des Ringwalles auf dem Donnersberg ist der Fund gallischer Münzen, sowohl innerhalb der Verschanzung als auch in dem an seinem Südostfuss gelegenen Oertchen Jakobsweiler.

Innerhalb der Umwallung wurden fünf Stück gallischer Münzen aufgefunden (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande" III. Abth. S. 21 und Taf. II. Fig. 16). Drei derselben sind bekannt. Die 1. ist eine sogenannte scutella Iridis oder Regenbogenschüsselchen aus Gold. Sie hat nur einseitige Prägung. In der Mitte eines Kranzes von kleinen Kreisen ist nach rechts blickend eine in den Konturen vogelähnliche Figur mit langen Stelzbeinen, ein Reiher oder Kranich dargestellt. R. Forrer in seiner Arbeit über „Die keltischen Münzen" (Antiqua Jahrgang IX, 1891) rechnet diese Münzen zu denen des „nationalen Typus" und glaubt, dass sie neben den Nachbildungen der macedonischen Goldstatere zeitlich und räumlich herliefen (4.—3. Jahrhundert vor Christus). Regenbogenschüsselchen mit ähnlichen Münzzeichen werden oberhalb Jakobsweiler, welches an der Südseite der oben erwähnten, zum Plateau

hinaufziehenden Römerstrasse liegt, nach Regengüssen von Zeit zu Zeit gefunden.

Einem anderen Typus gehören die übrigen zwei gallischen Münzen an. Beide sind von Silber und in der Grösse eines silbernen Zwanzig-Pfennigstückes. Beide sind doppelseitig geprägt und tragen auf dem Avers das Bild der Pallas-Minerva oder der Roma, auf dem Revers das bekannte gallische Pferd. Sämmtliche Figuren blicken nach links. Die eine dieser Münzen jedoch ist sehr stark erhaben, die andere sehr flach geprägt. Auf letzterer sind über dem Rücken des Pferdes 4 Buchstaben eingeprägt. Ich lese dieselben VYLΓ d. h. Vau, Ypsilon, Lambda, Gamma oder Ce, also = Vulc. Ob diese Signatur auf die etrurische Stadt Vulci zu beziehen ist, welche im Handel mit Gallien eine grosse Rolle spielte — bekanntlich stammt das vornehmste Fundstück Etruriens auf deutschem Boden, der Dürkheimer Dreifuss, aus den Fabriken dieser Stadt; vgl. Genthe: „über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden“ S. 159—160 u. S. 16 —, oder ob diese Inschrift in schlechter Wiedergabe auf den gallischen Stamm der Volcae sich beziehen soll, dessen Münzen sich zahlreich am Mittelrhein vorfinden (vgl. R. Forrer a. O. S. 28), ist schwer zu entscheiden. So verlockend die obige Münzschrift sein mag, so wollen wir uns doch nicht bei der Unzuverlässigkeit der gallischen Münzmeister auf ihre Deutung stützen. Eine eigenthümliche Illustration erhält durch diese Mischung griechischer und italischer Buchstaben die Nachricht Caesar's (de bell. gall. I, 29; V, 48; VI, 14), dass sich die Gallier „graecis litteris“ bedienen. Prof. Harster in Speyer, dessen Güte der Verf. genaue Abdrücke dieser zwei Münzen verdankt, hält sie für Imitationen römischer Silberdenare aus der republikanischen Zeit. Eine sehr ähnliche Silbermünze bildet Forrer a. O. unter Fig. 112 u. 113 ab. — Hält man an der Ansicht dieses bewährten Münzkenners fest, so wären diese zwei gallischen Silbermünzen als schlechte Nachahmungen römischer Denare aus der letzten Zeit der Republik anzusehen. Nach Genthe's Nachweisungen ist vor Caesar's Zeit von römischem Courant in der Schweiz nicht die Rede, noch weniger also am Mittelrhein (vgl. Genthe a. O. S. 87).

Dagegen blühte der römische Handel nach den Kämpfen mit den Cimbern und Teutonen im Narbonensischen Gallien (vgl. Cicero pro Fonteio c. 1 § 11). In diese Zeit, also zwischen 100—50 v. Chr., d. h. in die jüngste Periode der la-Tène-Zeit, ist wohl die Entstehung

des obigen Münztypus zu setzen. Damit stimmen auch die Resultate von R. Forrer überein (vgl. a. O. S. 29—31).

Ein Licht fällt damit auch auf die Benützungszeit der Ringmauer auf dem Donnersberg. Vor den in derselben Zeit über den Mittelrhein drängenden Germanen, den Vangionen, Nemetern, Tribocchern zogen sich die gallischen Ansiedler in den Schutz ihrer Oppida, wie sie Caesar nennt, zurück. Ein solches Oppidum war die Centralfeste auf dem Donnersberg, die wohl ein Gaustamm der Mediomatricer zu Schutz und Trutz für sich und seine Angehörigen errichtet hatte. Während der Besetzungszeit gingen obige Münzen verloren.

Es stimmt dieser archäologische Beweis in Betreff der Benützungszeit dieser mittelrheinischen Oppida mit den vom Verfasser in seinen „Studien" (I. Abth. S. 39 ff., VI. Abth. S. 71 ff., X. Abth. a. m. St.) gelieferten historischen überein, wornach sie im Kampfe zwischen Galliern (Mediomatricern) und suebischen Gauvölkern in der Zeit von 70—45 v. Chr. eine Rolle gespielt haben. So geben uns diese Münzen einen terminus ad quem an, während die scutellae Iridis, deren Prägezeit ins 4. bis 3. Saeculum vor Christus fällt, die Benützungszeit durch einen bestimmten terminus a quo limitirt. Bestimmter und gesicherter ist dieser Anfangspunkt durch diese altgallische Münze, als durch die oben erwähnten Steinwerkzeuge. Letztere gehen in die Zeit der ersten arischen Einwanderung in die Rheinlande zurück, als Stämme sich hier niederliessen, deren Name — Vasconen? — wir kaum verwerthen können. Die Gallier dagegen gehören den geschichtlichen Völkern an, deren erste Anfänge am Mittelrhein durch Müllenhoff's und anderer Germanisten Forschungen erhellt, deren letzte Entwicklungsstadien durch Caesar's Tagebücher und Strabo's statistische Nachrichten festgestellt sind.

Einen Fingerzeig aber für manche noch halbdunkle Partien der Geschichte der mittelrheinischen Gallier im 3.—4. Jahrhundert und im 1. Jahrh. vor Christus, oder archäologisch ausgedrückt, zu Anfang und zu Ende der la-Tène-Zeit, gewähren uns die oben kurz besprochenen drei gallischen Münzen vom

„mons Jovis".

---

3. Eine römische Militärstrasse in der Westpfalz.

Die Verbindung zwischen Augusta Treverorum und Argentoratum zur Römerzeit, d. h. zwischen dem Sitze der Centralgewalt und der Hauptfestung am Oberrhein zur Zeit der sinkenden Herrschaft der Römer ist ein Postulat der Vernunft.

In Wirklichkeit haben die Forschungen von Oberstlieutnant Schmidt (Bonner Jahrbücher Heft 31, S. 210—215) und Director Dr. Schröder („Ueber die römischen Niederlassungen und die Römerstrassen in den Saargegenden" III. Abth. S. 10—14) einen Theil dieser Militärstrasse, soweit sie durch preussisches Gebiet zieht, festgestellt. Allein die Fortsetzung dieser Strasse durch die Pfalz ist bisher nicht einmal vermuthungsweise festgestellt worden. Der Verfasser ist nun in der glücklichen Lage, die obige Linie für die Pfalz so zu erweitern, dass der Weiterführung derselben durch das Elsass bis Strassburg keine besonderen Schwierigkeiten mehr im Wege stehen. Von Trier geht es nach Schmidt's Forschungen über Niederzerf, Weisskirchen, Wadern nach dem Schauernberg bei Tholey. Von hier durch den Varuswald als Rennstrasse nach Stennweiler bis Neunkirchen. Nach den weiteren Untersuchungen von Schröder und dem Verfasser zieht sie von Neunkirchen nach Neuhäusel oder der uralten Veste Kirkel, wo nach gemachten Römerfunden ohne Zweifel ein Strassencastell sich befand. Von Kirkel zieht sie gen Süden am Hutschuck vorüber (hier römisches Steinrelief) nach Lautskirchen und Blieskastell. Letzteres war nach den hier gefundenen römischen Inschriften zu schliessen (vgl. Brambach corpus inscriptorum Rhenanarum Nr. 1782 und 1783) gleichfalls eine römische Niederlassung. Schon im Jahre 960 wird es als castrum Blesiacum erwähnt. Von hier gingen zwei Strassenzüge aus; der eine südwestlich über Biesingen an die Saar, der andere zog — bisher unbekannt — in südöstlicher Richtung an den Rhein nach Strassburg. Jenseits der Blies liegt Webenheim, wo ein römisches Denkmal sich fand (vgl. Mehlis „Studien" 8. Abth. Seite 57). Zwischen beiden Orten stellte wohl eine Furth die Verbindung her. Von Webenheim aus steigt die Strasse direct nach Südosten und gelangt über den „Rothen Bühl" bis zu einer Meereshöhe von circa 380 m. Sie zieht hier über eine Hochfläche von 4 km Breite, um schnurgerade in Mittelbach an die Bickenalbe zu gelangen. Auf dieser Höhe ist die Strasse

auf einer Länge von 3 Kilometer wohlerhalten; sie hat eine Breite von durchschnittlich 7 Meter (das von Oberstlieutnant Schmidt aufgestellte Normalmaass = 20 rheinische Fuss) und ist mit auf der Kante gestellten festen, meist viereckigen Kalksteinbrocken gestückt. In der Mitte zeigt sie eine sanfte Anschwellung.

Gegen Webenheim zu wird sie als Feldweg gebraucht und ist hier deshalb ausgefahren und holperig. In der Mitte jedoch und nach Südosten zu ist sie ausgezeichnet erhalten; hier bildet sie die Grenze zwischen den Gemeinden Hengstbach und Mittelbach, führt durch Wald und wird wenig oder gar nicht befahren. Der ganze Strassenzug von Webenheim bis Mittelbach heisst jetzt noch „die Römerstrasse". In der Mitte wird sie von einem zweiten alten Strassenzug geschnitten, der von Altheim her über den Welschberg gegen Norden direkt nach Zweibrücken zieht. Voraussichtlich ist dieselbe mit der frühmittelalterlichen Königsstrasse identisch. Dort, wo sich beide Strassenzüge schneiden, liegt nördlich vom erstgenannten, in der Wolfsacht eine Grabhügelgruppe von 7 Tumulis. Ein Tumulus erhebt sich unmittelbar im Osten des Schnittpunktes der beiden Strassen. Von diesen Tumulis, die im Hochwald liegen, sind 3 durchschnitten. Es fanden sich in ihnen Armringe aus Bronze.

Von Mittelbach zog die Strasse über den Scheiderücken zwischen Bickenalbe und Hornbach nach dem alten Orte Hornbach und zog sich oberhalb dieser alten Burgstelle, über den Teufelsberg und den Scheidwald auf die Höhe zwischen der Schwalbach und den Zuflüssen der Trualb. Stets auf der wasserscheidenden Höhe bleibend, gelangte die Strasse von hier aus nach Süden direkt über Schorrebach nach Bitsch. Dies war im Mittelalter der gewöhnliche Weg von Zweibrücken nach Bitsch. Von Bitsch aus konnte diese wichtige Militärstrasse verschiedene Linien in der Richtung nach Strassburg einschlagen. Dem Verfasser scheint die richtige Traçe durch die Orte Egelshard, Niederbronn, Pfaffenhofen, Brumath bezeichnet werden zu müssen. Die letzteren 3 Stätten sind bekannt als Fundorte römischer Alterthümer (vgl. Brambach: corp. inscript. Rhenan. N. 1840—1844, N. 1876, N. 1897—1901 und Fr. Xaver Kraus: „Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen" I. Bd. 1. u. 2. Abth.). Von Brocomagus nach Argentoratum führte die grosse Rheinstrasse: Mainz-Windisch.

---

4. Burgruine Schlosseck in der Pfalz.

Die Burgruine Schlosseck liegt am linken Ufer der Isenach, wo in dasselbe von Norden her das Pfaffenthal einmündet, ca. 5 km westlich von Dürkheim.

Vom Ranfels, Peterskopf, Hartenburg und Limburg aus sind die Zinnen des Portales, sowie die drei alten Lindenbäume, welche südöstlich desselben stehen, sichtbar. Die Ruine liegt 107 R = ca. 320 m hoch über dem Meeresspiegel.

Dass an dieser Stelle ein „Schloss" gestanden habe, vermeldete bis 1879 nur die Sage. Jedoch selbst den Namen dieses Schlosses wusste Niemand mehr. Nach der Mittheilung eines alten, längst verstorbenen Försters soll die Burg „Ewaldsburg" geheissen haben[1]).

Da glückte es dem Verfasser vom Jahre 1879—1885 Bering, Schildmauer, die Trümmer des Portales u. s. w. blosszulegen und zwar mit Unterstützung des historischen Vereines der Pfalz, des Alterthumsvereins und des Verschönerungsvereins zu Dürkheim.

Vom Portal wurde bei den Ausgrabungen der Sockel bis etwa in Meterhöhe noch vorgefunden; die dazu gehörigen Hausteine fanden sich wenige Meter davon entfernt auf einem Platze im Graben.

Aus ihnen wurde auf Grund eines von Sachverständigen aufgenommenen Aufrisses im Jahre 1883 das jetzt stehende Portal in einer Höhe von 6 m reconstruirt.

Es wird dies hier ausdrücklich vermerkt, da Essenwein bezweifelt, dass das jetzt stehende Portal hier überhaupt gestanden hat (vgl. Essenwein: „Die Kriegsbaukunst", Darmstadt 1889, S. 68).

Von grösseren nicht im Bau untergebrachten Fundstücken ist die eine zum Portal gehörige Kämpferplatte zu erwähnen, deren Mitteltheil von einer gnomenartigen Figur getragen wird, sowie ein mit Palmettenverzierung geschmücktes Rundbogenstück. Beide fanden sich nach dem Aufbau des Portales unter einer Buche. Erwähnenswerth ist ferner eine grosse Anzahl von Steinkugeln von 30—40 cm Durchmesser. Eine Anzahl kleinerer Funde, wie Mahlstein von Quarzit, Sporen, Speerspitze, Schüssel u. s. w. aus Eisen, sowie mehrere geriefte Thonbecher, welche dem 12.—13. Jahrhundert angehören, befinden sich im Museum zu Dürkheim.

Der von einem fortlaufenden aus Buckelquadern bestehende Bering umschliesst eine bügeleisenförmige Felsnase, deren Fläche

1) Vgl. Ottmar Schönhuth: „Burgen, Klöster u. s. w. Badens und der Pfalz" 2. Bd. S. 358.

sich 160 m über der Soole des Isenachthales erhebt. Die Hänge dachen sich nach drei Seiten, nach Süden, Osten und Westen steil ab. Die vierte, nördliche Seite, die Angriffseite ist dreifach geschützt:

1. Durch einen äusseren, $12^1/_2$ m breiten, $1^1/_2$ m tiefen Graben, der auf der Ostseite durch einen 9 m breiten Landstreifen die Brücke zwischen Aussen- und Innenseite herstellt. Vor diesem Aussengraben liegt eine Cisterne, deren vier Seiten je 4 m Länge haben.

2. Durch den inneren Graben, der wie der erste aus dem Felsen geschrotet ist und bei 10 m Breite 2 m Tiefe hat.

3. Durch die Schildmauer von 35 m Länge und wohl ursprünglich 6 m Höhe.

Die an den Ecken abgerundete Schildmauer besteht wie der ganze Bering aus zwei Lagen Quadern, von denen die äussere Reihe gebosst, die innere glatt behauen ist.

Dicht neben dem Portal erhebt sich der noch 4 m hohe, mit der Spitze in die Schildmauer hineinragende fünfseitige Bergfried. Auch dieser besteht aus Bossenquadern.

Wie die verschiedenen Maasse der drei rechtwinkligen Seiten sowie die des viereckigen Innenraumes beweisen, hatte der Baumeister in der genauen Konstruction solcher Bergfriede noch keine rechte Uebung. Die schützende Stellung des Bergfriedes neben dem Portal gleicht, wie Näher ganz richtig bemerkt, der Situation auf Landeck und Wachtenburg. Dem Verfasser scheint dieser Umstand darauf hinzudeuten, dass die Erbauung dieser drei Bergfriede in dieselbe Zeit, Mitte bis Ende des zwölften Jahrhunderts fällt.

Der hochgelegene Eingang zur Burg befand sich, wie ein dort vorhandener Podest aufweist, auf der Ostseite des Berges. Südwestlich des Thurmes liegen hart an der Beringmauer die $1-1^1/_2$ m hohen Fundamente eines viereckigen Gebäudes. Dieselben sind aus Hausteinen kleineren Formates erbaut. Der Innenraum misst 10 m Länge auf 7,5 m Breite.

Südöstlich vom Thurm befinden sich die Reste eines Ziehbrunnens oder einer Cisterne und noch weiter nach Süden vor den drei Linden, die den Burghof beschatten, fanden sich Spuren von einem weiteren, aus Fachwerk bestehenden kleinen Gebäude. Auf dieser Ostseite des Beringes, 3—4 m von der Innenseite desselben entfernt, wurde ein aus gewaltigen Steinblöcken bestehender Mauerzug aufgedeckt. Er gehört einer älteren Periode, wahrscheinlich dem Ende der Römerzeit an, aus der auch das Bruchstück eines Terra-sigillata-Gefässes von gelbrother Farbe herrührt.

Dass die Ringmauer ursprünglich so ziemlich die gleiche Höhe wie das Portal hatte, ist nicht zu bezweifeln, wenn man der Tradition Beachtung schenkt, wonach die unten stehende Papierfabrik aus den Quadern der Ruine Schlosseck erbaut wurde. An inschriftlichen Funden sind folgende vier zu verzeichnen:

1) Auf einem Quader der Nordostecke des Thurmes steht der Name Hirgari eingehauen.

2) Auf der Innenseite des westlichen Kämpfers am Portal steht die Jahreszahl **1202**.

3) Auf der Aussenseite desselben Kämpfers stehen drei Kreuze in gleicher Linie und der Name Padhuo mit nachfolgendem Kreuze.

4) Auf einem Eckquader der Ostseite des Thurmes ist ein 8 cm hohes und breites, mit Schlusslinien versehenes Kreuz angebracht.

Den Namen Hirgari stellte Prof. Harry-Breslau fest, die Jahreszahl **1202** entdeckte Karl Emich Graf zu Leiningen-Westerburg, das Uebrige der Verfasser.

Besondere Beachtung verdienen die zwei fast freigearbeiteten Adler am Kämpferportal, der aus Palmetten und Lotosblumen bestehende Rundbogenfries, der Schlussstein des Thorbogens, auf dem ein bebarteter Kopf dargestellt ist, der von Bandverschlingungen umgeben wird, sowie der unter der Zinne laufende, von acht kleinen Halbbögen getragene Palmettenfries. Alle diese Verzierungsmotive deuten auf die Berührung kirchlicher und weltlicher Bauthätigkeit zu Ende des 12. Jahrhunderts. Auch das Südportal des Domes zu Worms wird von Adlern getragen.

Ueber die Geschichte dieser Burg vermelden weder Urkunden noch sonstige Schriftstücke eine Nachricht. Auch die Leiningen'schen Theilungen, weder die vom Jahre 1237, noch die vom Jahre 1848, bringen den Namen einer Burg, der sich auf Ruine Schlosseck deuten liesse. Dass die Burg durch Brand zu Grunde ging, geht aus den zahlreichen verbrannten Holztheilen hervor, die sich sowohl im Portal, als im Thurme vorfanden. Da sich jedoch kein Fundstück vorfand, das über das 15. Jahrhundert hinausging, so ist es nicht unmöglich, dass Ruine Schlosseck im Leiningen'schen Erbfolgekrieg 1471 zu Grunde ging. Bezüglich der Erbauungsgeschichte der Burg sind wir demnach nur auf archäologische Schlüsse angewiesen.

Die Namen Hirgari und Padhuo oder besser Hergari und Paticho sind als die Eigennamen der Steinmetzen oder Baumeister anzusehen, welche Thurm und Portal errichteten. Beide Namensformen gehören dem Altfränkischen an, und waren darnach diese

Architekten Eingeborene. Schon der Umstand, dass wir zwei Baumeister haben, weiter aber auch der, dass Beringmauer und Thurm einerseits, das Portal andererseits nicht verkennbare Unterschiede in der Technik aufweisen, führen zum Schlusse, Beringmauer und Thurm um circa ein halbes Jahrhundert höher anzusetzen, als das Portal, dessen Herstellung dem Jahre 1202 mit Sicherheit angehört. Eine weitere Thatsache der Geschichte ist die, dass der Grund und Boden, auf welchem Schlosseck steht, schon im 12. Jahrh. dem Hause Leiningen angehört hat. Von Schlosseck führt ferner ein alter Fahrweg nach Norden ins Pfaffenthal, der in einem tiefen Hohlwege den Gebirgskamm zwischen Heidenfels und Ranfels erreicht, von dem aus durch die „rothe Hohl“ die directe Verbindung nach Höningen und Altleiningen besteht. Auch dieser Umstand deutet auf alte Verbindung von der Ruine Schlosseck mit dem Leininger Thale, wo der Stammsitz der Grafen von Leiningen, Altleiningen, gelegen ist. Es ist ferner zu beachten, dass Ruine Schlosseck seiner ganzen Lage nach nur den Zweck haben konnte, die Abtei Limburg und die nach Frankenstein führende Strasse zu beobachten und zu sichern. Mit Erbauung der Feste Hartenburg verlor Schlosseck seine militärische Bedeutung.

Aus diesem Grunde geht die fast nothwendige Folgerung hervor, dass Schlosseck als Schutzcastell für die Abtei Limburg Mitte des 12. Jahrh. von dem damaligen Schirmvogt des Klosters Limburg, Emich III. Graf von Leiningen erbaut wurde[1]).

Sein kunstsinniger Sohn, der Landvogt im Speyergau, Graf Friedrich I. liess das Portal 1202 erbauen. Mit der Erbauung von Hartenburg, die ein Jahrzehnt später stattfand, sank Schlosseck zu einer Nebenburg herab und ward spätestens im 15. Jahrh. durch Brand zerstört.

Litteratur.

Mehlis, in der Monatschrift für die Geschichte Westdeutschlands, V., VI. und VII. Band und in dem dazu gehörigen Correspondenzblatt 1882. Nr. 6,

Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, 10. Abtheilung, Seite 81—90.

Harry Breslau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Konrad II. 2. Band, Seite 385.

Näher, Die Burgen der rheinischen Pfalz, Seite 23—24 und Blatt 7.

Essenwein, Die Kriegsbaukunst, Seite 68.

1) Vergl. Manchot, Kloster Limburg, Seite 17—18.

2. Neue Funde aus Asberg (Asciburgium).

Von

Dr. Siebourg.

Hierzu Tafel III.

Im Folgenden soll über mehrere Asberger Funde berichtet werden, die im Laufe des vorigen Jahres zu meiner Kenntniss gekommen sind; ich gedenke dabei gerne der fördernden Antheilnahme meiner Freunde Dr. Oxé in Crefeld und Dr. Nordmeyer in Mörs.

I. Am 29. Juli rief mich die Meldung des Grundarbeiters Jansen aus Crefeld nach Asciburgium. Er war beim Auswerfen eines Kellers für das zu erbauende (jetzt fertige) Haus des Zimmermann aus Asberg, westlich von der Römerstrasse, auf römische Reste gestossen. Leider war bei meiner Ankunft die Fundstätte wieder zugeworfen. Seine Beschreibung war unklar. Er sprach von einer runden, $1^1/_2$ Fuss grossen Kuppel, rings im Viereck mit Ziegeln umsetzt, von einem Graben parallel der Strasse, in dem solche Ziegel an einander standen. Später sei er hart an der Strasse auf Branderde und ein stehendes Skelett gestossen. (?) Ausser einem beschädigten Lämpchen, 2 verschmolzenen Eisenstücken, die an der Kuppel gesessen hätten, dem abgebrochenen spitzen Fuss eines grossen, grauweissen Thonkruges, einer Silbermünze, die mir leider abhanden gekommen ist, und einem Dachziegelstück erhielt ich vor allem 3 Stücke eines reich verzierten Gefässes aus terra sigillata. Diese Gegenstände sind ausser dem Lämpchen Eigenthum des Crefelder Museums geworden. Die 3[1]) zuletzt erwähnten Stücke sind, wie eine schöne Rekonstruktion von der kunstgeübten Hand des Herrn Oberlehrers Ferdinand Müller in Crefeld zeigt (Taf. III) Fragmente einer Vase (Trinkbecher? kleiner Mischkrug?), die eine Höhe von 18 cm. besass, deren oberer Rand einen Durchmesser von 15,6 cm. aufwies. Erhalten sind:

1) Eigentlich sind es vier, zwei passen aber genau an einander.

a) Der Fuss mit Resten der Gefässwand, Durchmesser unten 5,3 cm. Auf dem Boden des Gefässes steht in einem Kreis der Töpferstempel OF M·DES = of(ficina) Modes(ti). Die Firma ist oft im Rheinland vertreten, so in Gellep (Stollwerk, die celtubisch-römische Niederlassung Gelduba p. 95, 23). Bonn und Neuss. (B. J. 89, 28 u. 224, 225).

b) und c) Stücke der reich in Relief verzierten Gefässwand, oberer Rand unverletzt, an den Seiten und unten abgebrochen. Doch ist das Muster des Ornaments völlig erhalten. Die Verzierung läuft in zwei Streifen um das Gefäss herum, die von leicht gewellten Linien eingerahmt und von einander geschieden werden. Der obere Streifen ist 4,5, der untere 2,5 cm breit. Den oberen Saum des erstern bildet ein Eierstab, an dem herabhängende Sterne die Stelle der sonst üblichen Pfeilspitzen vertreten. Den Streifen durchläuft eine Wellenlinie; die Wellenberge sind ganz mit Schuppenpyramiden ausgefüllt. Jeden Wellenberg umzieht eine zweite Wellenlinie, die in geringem Abstand parallel zu der ersten läuft. Auf der Spitze des Berges zeigt sie jedesmal drei Punkte und endigt im Thal in einen Palm-(Farren-)wedel, der parallel dem zweiten Berg ansteigt. So kreuzen sich in jedem Wellenthal zwei Wedel; zwischen ihnen steht mit zum Fressen vorgestrecktem Hals ein Vogel (Gans), je zwei sind einander zugewandt. Auf der Scherbe c zeigt das Muster eine abweichende Form. Da der Raum zu einem vollen Wellenberge nicht ausreichte, so erhebt derselbe sich nur zu halber Höhe und endet spitz; den Abschluss bildet darauf stehend ein Blumenkelchornament. Die den Berg umziehende Wellenlinie mit den 3 Punkten an der Spitze senkt sich bis zur halben Höhe, steigt dann zu beiden Seiten gerade auf und endet, das Kelchornament flankirend, in 2 schmale lanzettförmige Blätter. So mussten die Wellenlinien der 2 benachbarten Berge im Thale umkehren und die Wedel dem zugehörigen, nicht dem benachbarten Berge parallel laufen; die Vögel stehen an der üblichen Stelle. — Der untere schmalere Streifen ist durch Guirlanden in halbkreisförmige Felder getheilt, deren Durchmesser etwas grösser als die halbe Basis eines Wellenberges ist. Getrennt sind sie durch eine herabhängende Ranke, die in ein Blätterbüschel endet. 3 Felder bilden das Muster. In dem ersten steht ein Wappenadler mit halb ausgebreiteten Flügeln, den Kopf nach rechts gewandt. Das zweite Feld füllt eine Gans aus, die Hals und Kopf mit geöffnetem Schna-

bel bis zur Guirlande vorstreckt; der rechte Flügel ist nach oben ausgebreitet. Die Haltung ist nicht die eines fressenden, sondern eines gereizten, den Feind anschnatternden Thieres. In dem freien Raum über seinem Hals steht eine kleine fressende Gans, genau entsprechend denen des oberen Streifens. Das dritte Feld zeigt einen stehenden möven- oder entenartigen Vogel, mit rückwärts gewandtem Kopf nach dem Adler hinschauend. Ueber dem Schwanz steht ein Stern, ähnlich den Rosetten, welche auf Erzeugnissen Korinthischer Fabriken aus dem 7. und 6. Jahrh. v. Chr. die Zwischenräume zwischen den Thiergestalten ausfüllen. — Es ist sehr zu bedauern, dass die Vase, die der Fabrik des provinzialen Meisters Modestus alle Ehre macht, nicht ganz erhalten ist. Die Zeichnung z. B. der Vögel ist von realistischer Kraft, die abwechslungsreiche Composition des Musters verräth schönen Formensinn und ein an vielen Vorlagen geübtes Auge. Ob in Rheinischen Sammlungen ähnliche Stücke vorhanden sind, vermag ich nicht anzugeben; jedenfalls ist die Art der Verzierung durchaus nicht ungewöhnlich. Wellenlinien mit Weinranken, auf denen Vögel sitzen, zeigt der Glasbecher B. J. 90 S. 16, 3. Fressende Vögel sah ich jüngst auf einem fragmentirten terra-sigillata Becher der Sammlung Buyx in Nieukerk[1]).

---

1) Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine kleine „Rettung“ vornehmen. In der Vorbemerkung zu dem II. Theil des ersten Bandes der Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, welcher den Kreis Geldern behandelt, bemerkt der hochverdiente Bearbeiter Paul Clemen, eine Beschreibung der Sammlung des verstorbenen Herrn Geometers Buyx in Nieukerk habe leider auf den Wunsch seiner Witwe unterbleiben müssen. Hier waltet ein Missverständniss ob, dessen Folge jene bedauerliche Lücke in dem betreffendem Bande ist. Als ich jüngst unter der liebenswürdigen Führung des Herrn Pfarrer Strucken in Nieukerk einen flüchtigen Besuch der Sammlung Buyx abstatten konnte, erklärten sowohl die jetzige Besitzerin Frau Wwe. Buyx, wie auch der Schwiegersohn sich gern bereit, eine Veröffentlichung der Sammlung zu gestatten und zu fördern. Dieselbe ist sehr erleichtert durch den zu bewundernder Hochachtung zwingenden Fleiss des verstorbenen Sammlers Buyx. Er hat in seinen Mussestunden in mehreren Foliobänden einen mit farbigen Abbildungen aller Fundstücke versehenen Katalog seiner Sammlung angefertigt, der allen Forderungen wissenschaftlicher Genauigkeit zu entsprechen scheint. — Hoffentlich ist das Interesse für die Clemen'schen Bücher am Niederrhein ihrem Werthe entsprechend so gross, dass bald eine zweite Auflage nöthig wird und darin dann auch die Sammlung Buyx ihre verdiente Stelle findet.

Im März dieses Jahres lernte ich eine Menge Scherben von ähnlich verzierten sigillata-Gefässen aus Asberg kennen, über die noch genauer zu berichten sein wird. Im Berliner Antiquarium endlich sah ich jüngst im Schrank IX des Saales B roththonige Gefässe aus den römischen Rheinlanden, deren Ornamentik, in Wellenlinien, Blättern u. a. bestehend, der Asberger verwandt ist.

II. Am 25. Sept. 1892 erwarb ich für das Crefelder Museum folgende 5 Gegenstände, die alle im Garten des Hauses 66^b in Asberg, westl. von der Römerstrasse, von dem Bewohner, Schneider Bongers, gefunden worden sind; sie befanden sich 3 Spatenstiche tief unter dem Boden in schwarzer Erde.

1) Rother Teller, Durchmesser 16,8 cm.

2) Einhenkliges Thonkrügelchen, gelbweiss, kugelbauchig, $^{22}/_{23}$ cm. hoch, Hals 5,1 cm hoch in stumpfem Winkel ansetzend.

3) Weisses Lämpchen, 7 cm. lang, 3,5 breit, Schiffchenform. Auf dem Fuss, von einer dem Umriss des Lämpchens folgenden Linie umgeben, der Stempel RVI'VS = Rufus. Bemerke die Form des F. Derselbe Töpfername in Xanten (Clemen, Kunstdenkm. III Kreis Mörs p. 162) Grimlinghausen (B. J. 89, 36, 90, 47) Bonn (B. J. 90, 47).

4) Rothes Näpfchen, 3,6 cm hoch. Eine Wulste setzt einen 1,5 cm breiten gerieften Rand ab. Stempel im Innern von einem Kreis umgeben: COCI. Den Töpfer „Koch" nennen auch Gefässe aus Xanten (Clemen l. c. p. 162) Bonn, Heddesdorf bei Neuwied (B. J. 89, 10, 52, 90, 44); auf einem Amphorenhenkel aus Gellep (Stollwerck, Gelduba p. 102) steht Q. Coc. Der hierzu von Stollwerck zitirte Stempel B. J. IX, 31 OCCO wird SOCCO zu ergänzen sein.

5) Tasse aus weis-gelbem Thon, sehr dünn und leicht, Durchmesser 8,3, Höhe etwa 4,5 cm.

III. An demselben Tage sahen wir bei dem Herrn Ortsvorsteher Eicks mehrere Gegenstände, die nicht lange vorher in dessen Grundstück auf dem Burgfeld westlich der Römerstrasse gefunden waren. Ich nenne zuerst einen rothen Teller mit dem Stempel CINTVGNATV = Cintugnatu(s), bekannt z. B. aus Gellep und Bonn, B. J. 89, 10, 99, 44, sodann einen rothen Teller ohne Stempel, 2 schwarze, 1 rothes Näpfchen, 2 weisse Krügelchen, 1 weisses Lämpchen, 1 Urne, 4 Münzen, 1 Ring mit Buckeln.

IV. Bei der Fundamentirung des Hauses von Gerhard Drisen in Asberg, östlich von der Römerstrasse, gegenüber der Nummer

76 waren mehrere Funde gemacht worden, die wir am selben Tage im Hause des Bruders Joh. Drisen, Oestrum, Sect. II 38 besichtigten. Ausser einer roththonigen Scherbe mit Thierfigur und einem unbestimmbaren Mittelerz sind zunächst 2 Fussscherben von terra sigillata-Gefässen mit Stempeln hervorzuheben. Die eine ist GAIVS F = Gaius f(ecit) gezeichnet. Derselbe Töpfername in Xanten (Clemen III p. 162) Asberg (Stollwerck p. 108, 5) Gellep (Stollwerck p. 91, 4) Bonn (B. J. 89, 6, 7) u. s. w. Die zweite hat die Aufschrift BASS' = Bassi sc. officina oder manu. Die Firma ist im Rheinland sehr häufig vertreten; so in Xanten (Clemen p. 162) Grimlinghausen (B. J. 89, 56) Bonn (B. J. 90, 43).

Ausserdem wurden auf demselben Grundstück bei derselben Gelegenheit 7 oblonge Steinplatten und die Fragmente einer achten zu Tage gefördert, von denen 6 auf dem schon erwähnten Hof des Bruders Joh. Drisen lagen, während die 7. und 8. noch am Fundort sich befanden. Die Maasse der sämmtlich 31 cm. dicken Steine sind 1) 110/60. 2) 105,7/62,8. 3) 94/65. 4) 80/50,5. 5) 81,3/51. 6) 74/66. 7) 78/55 cm. Von diesen sind 1, 2, 6 an zwei anstossenden Seiten, 3, 4, 5, 7 nur an einer längern Seite abgerundet, der Beginn der Rundung ist durch eine Rinne abgesetzt. Sie gleichen etwa den Steinsockeln mancher modernen Häuser. Alle Steine sind mit 2 trapezförmigen Fugenvertiefungen (⏢) versehen, die bei 1, 2, 6 naturgemäss in zwei anstossenden, bei den übrigen in den kürzeren Seiten liegen. Bei 2 und 7 ist die Rückseite, bei 4 und 5 die der abgerundeten Seite gegenüberliegende Seitenfläche geglättet; diese geglätteten Seiten tragen ein reliefartig erhabenes Zeichen in Gestalt eines Schwertes, besser Schwertlilienblattes. 1, 4, 5, 6 weisen auf der Oberfläche vierkantige Löcher auf. Die Steine lagen nach Aussage der Finder in derselben Ebene in 3 Reihen neben und an einander. Es hat keinen Werth sich in Vermuthungen über den Zweck dieses merkwürdigen Steinfundes zu ergehen, so lange nicht eine Grabung an Ort und Stelle weitere Aufklärung ergeben hat. Dann kann sich erst zeigen, ob wir es mit der Einfassung eines puteal[1]), mit den Resten eines Tempelchens, oder mit etwas anderm zu thun haben.

1) Es soll nicht verschwiegen werden, dass unter Hinzunahme des in Fragmenten vorhandenen 8. und eines nicht gefundenen 9. Steines die Blöcke sich so aneinander legen lassen, dass sie die Umrahmung einer rechteckigen Oeffnung von 110/162 cm bilden.

V. Ende des Jahres 1892 schenkte Herr Camphausen in Crefeld dem Museum seiner Heimathstadt folgende 5 mit vorzüglich klaren Töpferstempeln versehene Fussscherben von terra sigillata Gefässen, von denen Nr. 1—4 aus Asberg, 5 aus Gellep stammt.

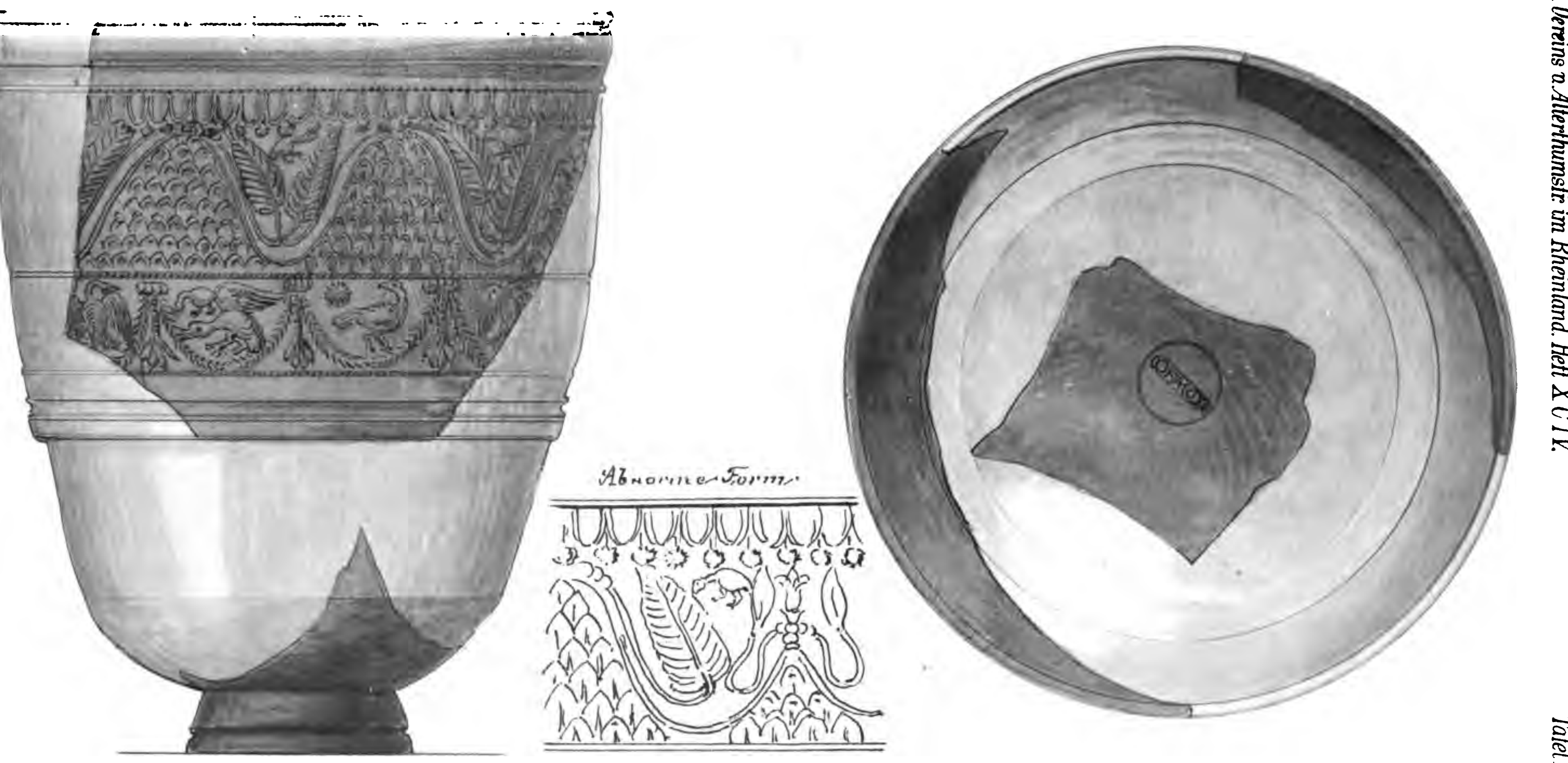
1) Fussscherbe eines grossen Tellers. Stempel CELSINVSI = Celsinus f(ecit), umgeben von 3 concentrischen Kreislinien. Derselbe Name B. J. 89, 8 aus Bonn u. Asberg, 90, 44 aus Grimlinghausen.

2) Fussscherbe eines Gefässes. Stempel SABINVS = Sabinus. Derselbe Name bei Clemen, Kreis Mörs p. 162 aus Xanten, B. J. 89, 37 aus Bonn und Grimlinghausen.

3) Fussscherbe eines Tellers, Stempel genau wie bei 2.

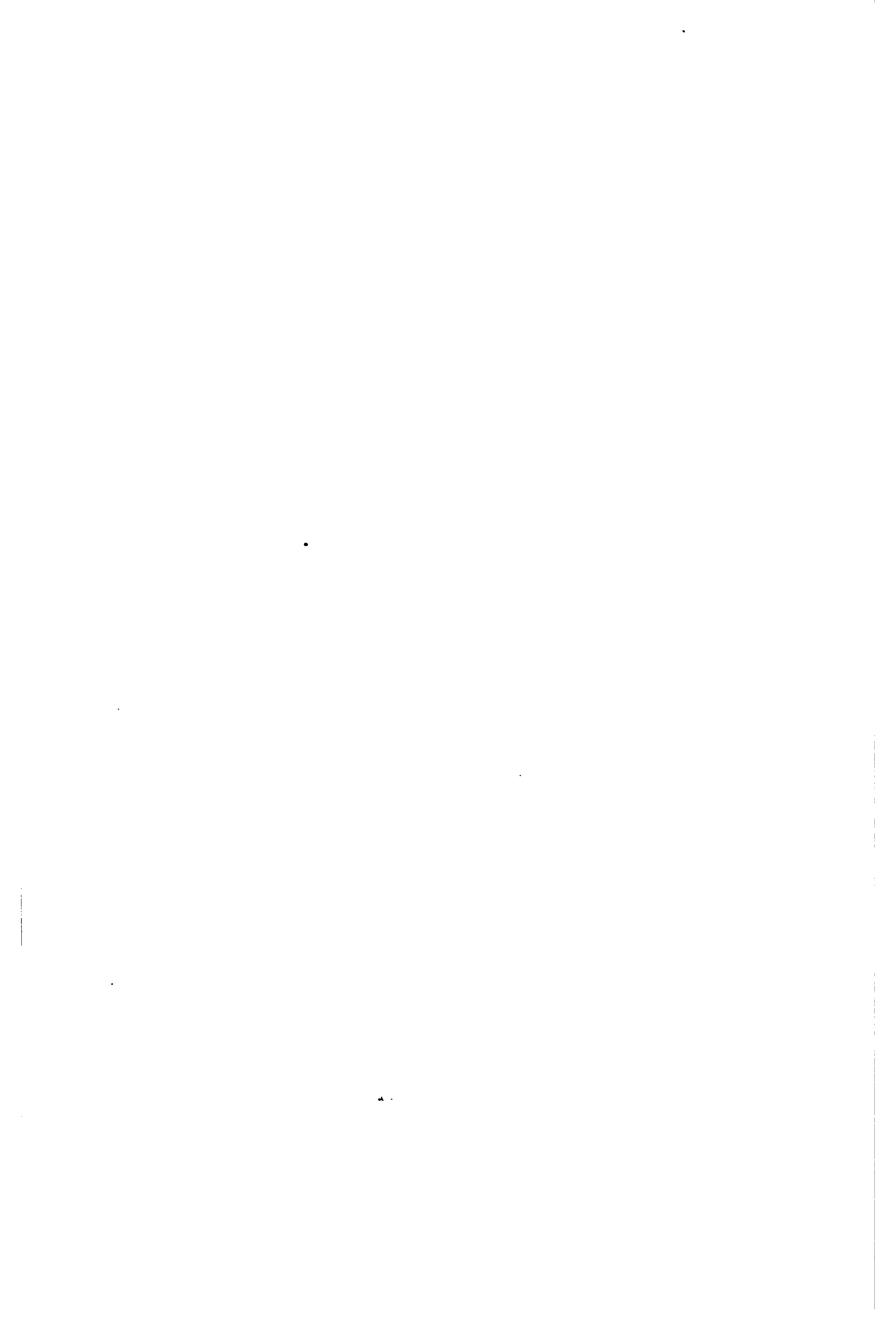
4) Fussscherbe eines Gefässes. Stempel MEDDICFF = Meddic(us) fe(cit). Derselbe Name aus Xanten bei Clemen p. 162, Gellep bei Stollwerck p. 95, 21, Bonn, Grimlinghausen, B. J. 89, 25 u. a.

5) Fussscherbe eines Näpfchens aus Gellep. Stempel /ITALIS = Vitalis von vertieftem Kreis umgeben. Die Firma ist sehr häufig im Rheinland vertreten, so in Xanten bei Clemen p. 162, Asberg bei Stollwerck p. 109, 14, Gellep bei Stollwerck p. 99, 37. Grimlinghausen, Bonn, Billig, Remagen in B. J. 89, 46.



Römisches Terra sigillata Gefäß aus Asberg.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.



3. Die Externsteine.

Von

Anton Kisa.

(Hierzu Tafel IV—VI und 17 Abbildungen).

Die mächtigen Sandsteinfelsen, welche unweit des Städtchens Horn aus dem Dunkel des lippischen Waldes emporragen, sind mit ihren merkwürdigen Gebilden von Menschenhand von den Tagen Goethes an bis heute nach den verschiedensten Seiten hin der Gegenstand eifriger Studien gewesen, ohne dass es noch gelungen wäre, alle Räthsel derselben zu lösen[1]). Schon die Deutung des Namens bereitet Schwierigkeiten. Die einen erklären ihn als Eggesternstein, anschliessend an den Gebirgsnamen Egge, die anderen leiten ihn unter Berufung auf die früheste, 1093 auftauchende Form Agisterstein, sprachlich richtiger von dem niederdeutschen äkster = Elster ab. Dieser Erklärung schliesst sich neuerdings auch Fr. Holthausen an, indem er auf die altsächsische Form agastria für Elster hinweist. Der Name Exter findet sich in der Nachbarschaft noch einmal, als Bezeichnung eines Baches, der oberhalb Alverdissen entspringt und neben Silixen ins Schaumburgische fliesst[2]).

Von den 13, durch ungleiche Zwischenräume von einander getrennten Felsen zeigt der äusserste gegen NW. und zugleich breiteste

1) Aus der reichhaltigen kunstgeschichtlichen Litteratur sind bes. die Monographien von Massmann (Weimar 1846), Giefers (Paderborn u. Münster 1867, 2. Aufl.), J. W. J. Braun (Bonn 1858) und Dewitz (Breslau 1886) hervorzuheben. In kleineren Aufsätzen haben u. A. Goethe, Schnaase, Piper, Lübke, Fr. von Reber, O. Preuss und G. B. A. Schierenberg dieselben behandelt. Eine Zusammenstellung der gesammten Litteratur bis 1882 bei Thorbecke, Die Externsteine im Fürstenthum Lippe, Detmold, 1882.

2) v. Donop, hist.-geogr. Beschr. d. fürstl. Lippe'schen Lande, 2. Aufl. Lemgo 1790. p. 67.

von allen ausser den Grotten das berühmte Relief der Kreuzabnahme[3]) (Taf. IV). Von einer eingehenden Beschreibung desselben Umgang nehmend, will ich nur bei einigen Lücken verweilen, welche die ikonographische Erklärung bisher offen gelassen hat.

Das Relief zerfällt in zwei durch einen breiten wagerechten Steg getrennte Gruppen. In der oberen bereitet namentlich die Halbfigur mit der Kreuzesfahne den Erklärern grosse Schwierigkeiten. Frühere Betrachter glaubten einen Unterschied im Typus dieser Gestalt und jener des Gekreuzigten zu finden. Lübke sieht in ihr „Gott Vater als ehrwürdigen Greis“[4]), ebenso Förster[5]). Auch Schnaase[6]) hat zuerst, ehe er das Relief selbst gesehen, auf Grund der Bandel'schen Zeichnung eine Verschiedenheit beider Typen feststellen zu müssen geglaubt. Dieselbe ist jedoch nicht vorhanden, beide Köpfe sind vollkommen gleich; sie haben beide langes, welliges, in der Mitte gescheiteltes Haar, niedere Stirn und kurzen Bart, den sog. Mosaikentypus Christi, der im Gegensatz zum unbärtigen Katakombentypus — einzelne bis ins 13. Jahrh. reichende Ausnahmen abgerechnet — im ganzen Mittelalter festgehalten wird. Braun und Michelis, welchen diese Gleichheit nicht entgangen war, erklärten deshalb die Halbfigur mit dem Kinde auf dem Arme, dem Kreuznimbus und der Siegesfahne für den auferstandenen Christus und das Kind für die erlöste Menschheit. Diese Ansicht hat Giefers eingehend widerlegt, dabei jedoch an dem Irrthum festgehalten, dass oben ein von dem Gekreuzigten verschiedener Typus festgehalten sei.

In Wirklichkeit haben wir Gott Vater und Gott Sohn in gleicher Gestalt auf einem Bilde vor uns, wie so häufig im frühen Mittelalter. Das christliche Alterthum hatte Gott Vater mitunter in Gestalt eines bärtigen Mannes oder Kopfes, im Gegensatze zu dem unbärtigen Erlöser dargestellt; so findet er sich noch auf dem Mosaik von Capua (Ciampini II. tab. 54) aus dem 8. Jahrh. als Brustbild in der Höhe schwebend, darunter der h. Geist in Ge-

---

3) Abbildung bei Dewitz, Die Externsteine im Teutoburger Walde, Atlas, Tafel VII. Die Tafeln IV, V, VI dieses Aufsatzes sind mit einigen Veränderungen nach Aufnahmen von Dewitz hergestellt. Die Zeichnung E. v. Bandel's bei Massmann u. Giefers, auch in Bode's Gesch. d. deutschen Plastik übergegangen, ist ungenau.

4) Lübke, Die mittelalterl. Kunst in Westfalen.

5) Förster, Gesch. d. deutschen Kunst.

6) Schnaase, Gesch. d. bild. Künste. 1. Aufl.

stalt einer Taube über Christus im Schoosse Marias[7]). Die Lehren der Gnostiker jedoch und das Eifern der Kirchenväter verdrängten diese Darstellungen allmählich und zu Beginn des Mittelalters sind sie fast völlig erloschen, man begnügt sich zumeist damit, die Gottheit durch die aus Wolken herabreichende Hand zu symbolisiren[8]). Wenn die Handlung jedoch eine Personification in voller Menschengestalt erheischte, trat Christus an die Stelle des Vaters, so besonders in den Scenen der Schöpfungsgeschichte. Man stützte sich dabei auf die Worte der Schrift: „Der Sohn ist mit dem Vater eins" (Joh. X. 30). „Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat" (Joh. XII. 45). „Der Vater ist in mir und ich in ihm" (Joh. X. 38). Dass man mit vollem Bewusstsein Christus und nicht etwa den Vater in der Gestalt Christi in alttestamentarischen Scenen auftreten liess, beweist in vielen Fällen der beigeschriebene Name. Didron giebt in der Iconographie chrét. p. 178 die Abbildung eines Frescos des 9. Jahrh. mit der Erschaffung Adams, bei welcher der Schöpfer in Halbfigur und Kreisaureole erscheint[9]); er hat den Mosaikentypus Christi mit Kreuznimbus, in welchen die Buchstaben IC XS eingeschrieben sind. Auf einem Elfenbein-Diptychon der chem. Sammlung Baruffaldi in Florenz (von d'Agincourt als griechische Arbeit des 4. Jahrh. bezeichnet), das neben einander die Erschaffung Adams, den Tod Abels und die Erschaffung der Eva darstellt, erscheint in der ersten Scene der Schöpfer gleichfalls in Kreisaureole und mit derselben Bezeichnung wie oben[10]). In den Mosaiken von S. Marco (11.—12. Jahrh.)

---

7) Vgl. Kraus, Realencyclopädie d. christl. Alterthumes I. p. 628, mit mehreren anderen Beispielen.

8) Maskenartige bärtige Köpfe in der Weise der altchristlichen Kunst finden sich vielleicht auch vereinzelt im Mittelalter; wenigstens versucht man jene auf dem Taufbecken des Lambert Patras, am Grabmal Suidgers von Bamberg und am Tympanon des Strassburger Münsters so zu deuten. Vielleicht ist es aber richtiger, sie als Personificationen des Himmels oder einer Oertlichkeit aufzufassen. Vgl. Vöge, Eine deutsche Malerschule um die Wende des 1. Jahrtausends, Trier 1891. p. 130, not. 2.

9) Die Bemerkung Didrons, iconogr. chret. p. 7 „c'est Dieu le père, mais le père caché, pour ainsi dire, sous les traits de son fils, car le père n'a pas encore de figure" passt demnach nicht auf alle Fälle in der Kunst des frühen Mittelalters, in denen Christus in den Funktionen Gott Vaters auftritt.

10) Abb. b. d'Agincourt-Quast, sculpt. tav. XII. 1 und bei Gori, thes. vet. dipt. II 161.

ist Gott in den Scenen der Schöpfungsgeschichte ein bartloser Jüngling mit Kreuznimbus und Stabkreuz und gleichfalls wie oben bezeichnet. Dieselbe Charakteristik kehrt in den Miniaturen der Cottoniana im Britischen Museum wieder, welche Tikkanen mit den genannten Mosaiken in Verbindung bringt[11]). Zumeist fehlt die ausdrückliche Bezeichnung als Christus, jedoch ist dessen Typus, sei es der bartlose der Katakombenkunst oder der bärtige Mosaikentypus unverkennbar festgehalten[12]).

Dies gilt für die Fälle, in welchen man nur eine göttliche Person darzustellen hatte. Traten zwei oder alle auf, so verlieh man ihnen die Gestalt Christi. Man ging von dem Gedanken aus, dass weder der Vater, noch der Geist jemals einen Körper gehabt hätten und es war ganz folgerichtig gehandelt, wenn die Künstler des Mittelalters — einzelne Beispiele reichen bis ins 17. Jahrh. — sich bei der Vermenschlichung der göttlichen Personen an den Typus Christi, jener göttlichen Person hielten, die als Mensch auf Erden gewandelt hatte. Selbst der Geist, für dessen Darstellung man ja sonst die

11) Vgl. Archivio storico dell' arte I. und d'Agincourt, scult. t. XVIII. 4.

12) Vgl. die altchristliche Elfenbeintafel im Berliner Museum, abgeb. bei Tikkanen im Archivio storico dell' arte I. p. 217. Christus erscheint hier als Schöpfer in Gestalt eines bartlosen Jünglings mit Kreuznimbus. Mit kreuzlosem Nimbus in der Bibel Karls des Kahlen. Didron a. a. O. p. 182. Jugendlich, bartlos mit Kreuznimbus bei der Erschaffung Eva's auf der Augsburger Domthüre (11. Jahrh.) und noch um 1300 in den Federzeichnungen der Armenbibel in der Lyceumsbibliothek zu Konstanz, herausgeg. von Laib u. Schwarz, Würzburg 1892; hier ist er nicht nur Schöpfer Adam's und Eva's, sondern erscheint auch Moses im brennenden Dornbusche. — Auf einem altkölnischen Gemälde v. A. d. 15. Jh. im Museum Wallraf-Richartz mit Maria Verkündigung hat Gott, von welchem der Strahl auf Maria ausgeht, den bärtigen Typus Christi mit Kreuznimbus, den gleichen hat er in der Schöpfungsgeschichte auf den Domthüren zu Hildesheim (11. Jahrh.), ferner nicht weniger als dreizehnmal auf den den gleichen Stoff behandelnden Reliefs an der Kathedrale von Chartres (13. Jahrh.), denen der Kathedrale von Orvieto, auf einem Kapitell im Dom zu Basel, abgeb. bei Cahier, nouveux mélanges d'archéol. p. 166, auf einem der Kirche von Urcel bei Laon, ibid. p. 207, in der Schöpfungsgeschichte im Campo Santo zu Pisa (14. Jahrh.). Benozzo Gozzoli jedoch stellt ebendaselbst den Schöpfer, wie Ghiberti an den Thüren des Baptisteriums als Greis mit langem Barte dar; anstatt der einfachen antiken Tracht bekommt er eine reichere mit Kaisermantel, wozu später noch Kaiserkrone und Tiara kommen.

biblisch beglaubigte Gestalt der Taube nicht nur als Symbol, sondern als Erscheinungsform zur Verfügung hatte, nimmt menschliche Gestalt, speziell die Christi an, so dass es beim Mangel unterscheidenden Beiwerkes oft unmöglich ist, die einzelnen Personen zu bestimmen[13]). Durch diese Gleichheit der Gestalt, die dem Dogma entspricht, dass die drei göttlichen Personen nicht nur ähnlich, sondern unter einander gleich seien, erhielt die Einheit in der Dreiheit offenkundigen Ausdruck und die Worte im Symbolum des Athanasius: „Fides catholica haec est: ut unum Deum in trinitate et trinitatem in unitate veneremur" die beste Versinnlichung. Fälle, in denen alle göttlichen Personen in völlig gleicher Menschengestalt dargestellt werden, finden sich vom 7.—14. Jahrh. Manchmal begnügt man sich damit, die Wesensgleichheit von Vater und Sohn durch identische Personification auszudrücken und stellt den Geist, falls man ihm Menschengestalt gibt, als den vom Vater und vom Sohne ausgegangenen, „qui ex patre filioque procedit", jünger dar, als Jüngling von 20—25 Jahren, vom 14. Jahrh. ab auch als Kind[14]). Unter den Darstellungen, auf welchen Vater und Sohn

---

13) Vgl. Barbier de Montault, traité d'iconographie II. 25 und Didron a. a. O. p. 563.

14) Vollkommen gleich sind die 3 göttlichen Personen nebeneinandersitzend im Hortus deliciarum (12. Jahrh.) dargestellt. (Abb. b. Didron p. 565.) Vielleicht auch schon auf einem Sarkophage aus S. Paolo (jetzt im Lateran, 2. Hälfte d. 4. Jahrh.) bei der Erschaffung von Adam und Eva. Nach de Rossi's Ansicht ist die auf dem Throne sitzende Gestalt der Vater, die neben ihm stehende und die Hand auf Adams Haupt legende der Sohn, die hinter dem Throne der h. Geist. Garucci hingegen hält die thronende Gestalt für Christus, die zweite für den h. Geist und die dritte für Gott Vater. Alle drei sind gleich und ohne Attribute gebildet, so dass eine bestimmte Unterscheidung derselben kaum möglich ist. Vgl. d. Abb. bei de Rossi, Bull. 1865, 69. Auf einer bei Barbier a. a. O. II. tab. 21, Fig. 225 wiedergegebenen französischen Miniatur des 14. Jahrh. sind sie gleich, aber durch die Attribute unterschieden. Der Vater hat die Weltkugel, der Sohn das Kreuz, der Geist die Gesetzestafeln. Ein Beispiel vollkommener Gleichheit bei Didron p. 456, Abb. eines Holzreliefs auf den Chorstühlen der Kathedrale von Amiens, wohl schon dem 16. Jahrh. angehörig: Krönung Marias durch die 3 göttlichen Personen, die alle den Typus Christi tragen. In der Miniatur einer Bibel des 13. Jahrh. der Pariser Nationalbibliothek, abgeb. bei Didron p. 35, treten alle drei Personen als Schöpfer Adams auf, wie auf dem Sarkophage des Laterans; Vater und Sohn sind vollkommen gleich gebildet, mit kurzem Barte, langem Haar und Kreuznimbus, zwischen ihnen erscheint der Geist als Taube, gleichfalls mit dem Kreuznimbus geschmückt, auf dem Boden

typisch gleich sind, scheint mir eine Miniatur eines italienischen Speculum humanae salvationis des 14. Jahrh. in der Pariser Nationalbibliothek besonders interessant. Christus ist von seiner Erdenpilgerschaft zum Vater in den Himmel zurückgekehrt; er steht vor ihm, als hätte er eben das Kreuz verlassen, mit dem Lendenschurze bekleidet und hebt die Hände empor, um die Wundmale zu zeigen, von welchen das Blut herabfliesst. Der Vater empfängt ihn segnend; er sitzt in langem Gewande da, von einer Mandorla umgeben, sein Kopf ist von gleichem Typus wie der des Sohnes und wie dieser mit dem Kreuznimbus geschmückt; in der Linken hält er ein Buch, wie sonst Christus als Lehrer[15]). Wir haben hier denselben Gedanken ausgedrückt, wie auf dem Relief der Externsteine. Auch dort segnet der Vater den Sohn nach Vollbringung des Erlösungswerkes und auch dort trägt er ein Attribut, die Siegesfahne, die sonst dem Sohne zukommt, nur ist der Vorgang auf der Miniatur in ein späteres Stadium und in den Himmel gerückt[16]).

---

liegt Adam, den Vater und Sohn aufrichten. Aehnlich eine Dreifaltigkeit nach einer französischen Miniatur des 13. Jahrh. bei Barbier II, tab. 21, Fig. 227. In einer Miniatur v. E. d. 13. oder A. d. 14. Jahrh. in einem livre d'heures des Herzogs von Anjou, abgeb. b. Didron p. 42, halten Vater und Sohn in gleicher Gestalt die Weltkugel, auf welcher der Geist in Gestalt einer Taube mit Kreuznimbus sitzt. Zwar menschlich, jedoch jünger als die beiden anderen göttlichen Personen, ist der Geist nach Didron in der Handschrift des h. Dunstan, Erzbischofes von Canterbury († 908) dargestellt; Vater und Sohn sind einander gleich, als Könige von etwa 35 Jahren aufgefasst, der Geist als Jüngling von 18—25 Jahren. Bis zum Kinde verjüngt sieht man den Geist am Arme Gottes in einem französischen Gebetbuche des 16. Jahrh. (abgeb. bei Didron, p. 483), daneben Christus, von gleichem Typus wie der Vater, jedoch kleiner, beide in Halbfiguren auf der Mondsichel und von einem gemeinsamen Mantel bedeckt. In einem französischen Manuskripte des 14. Jahrh., die Erschaffung von Himmel und Erde darstellend, ist das Wort der Genesis: „Spiritus Dei ferebatur super aquas" wörtlich illustrirt, indem der Geist in Gestalt eines neugeborenen Kindes mit Kreuznimbus auf den Wassern schwebt. „Spiritus" wird hier gleich genommen mit „anima" und dem Geiste die Gestalt gegeben, welche zur Personification der Seele üblich war. (Abb. bei Didron p. 482. Vgl. auch Barbier II. p. 34). Bei Besprechung der Kindesgestalt, die auf dem Relief der Externsteine dargestellt ist, wird auf diesen Punkt noch zurückzukommen sein.

15) Abb. bei Didron p. 310.

16) Der Beginn der Pilgerschaft Christi wird in dem „Romant des trois pelérinages" des Guillaume de Guilleville v. J. 1358 folgendermassen

Früher dagegen, im Augenblicke des Kreuzestodes erscheint der segnende Vater auf der Kreuzigungsgruppe von Wechselburg, am oberen Ende des Längsbalkens, gleichfalls in Halbfigur und dem Sohne vollkommen gleich gebildet, anstatt der Kindesgestalt sitzt jedoch auf seiner linken Hand eine Taube.

Die Kindesgestalt wird seit Giefers allgemein als die Seele des dahingeschiedenen Erlösers gedeutet, die Gott Vater empfängt, um sie dem Himmel zuzuführen, nach den Worten des Evangeliums „Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist." So allgemein die Personification der Seelen Verstorbener durch eine Kindesgestalt in der ganzen christlichen Kunst bis in die Renaissance hinein auch ist, so vereinzelt steht der Fall, dass ein Künstler sie auf die Seele Christi bei der Darstellung des Kreuzestodes anwandte [17]. Schnaase

---

dargestellt: Gott Vater, mit Krone und Kreuznimbus geschmückt, überreicht dem „Verbum", welches abgesandt wird, um als Mensch für die Menschheit zu leben und zu sterben, die Symbole der Pilgerschaft, Wanderstab und Tasche. Christus erscheint als nacktes, mit dem Kreuznimbus verziertes Knäblein. (Abb. bei Didron p. 302.) In der byzantinischen Kunst hat das Verbum bei dieser Gelegenheit als Bote Gottes Engelsgestalt.

17) Die Personification der Seele eines Verstorbenen durch eine Kindesgestalt ist aus der Antike in die christliche Kunst übergegangen. Ein Vasengemälde mit der Schleifung Hectors (Baumeister, Denkm. s. „Psyche" p. 736) zeigt das Viergespann in vollem Laufe; Automedon lenkt den Wagen, hinter dem Hectors Leichnam nachschleift, neben dem Wagen läuft Achill; hinten schwebt der Schatten des Patroclos, das εἴδωλον, eine kleine Figur, jedoch in voller Rüstung, mit eingelegter Lanze, geflügelt, wie im Sturmschritte in der Luft über den Grabhügel laufend. Darunter die den Ort bewohnende Schlange als Grabes- und Erdsymbol. Die Darstellung des Todtenschattens als beflügelte Psyche findet sich entsprechend den Worten Homer's (λ 222) ebenso bei den wasserschöpfenden Danaiden auf einem archaischen Vasenbilde und auf attischen Grabvasen (ibid. s. „Unterwelt"). Seelen in Kindesgestalt finden sich bei der Psychostasis (Seelenwägung), welche Aeschylos in einer Tragödie behandelt. Memnon kämpft mit Achilles. Die Mütter der Beiden, Thetis und Eos, flehen Zeus um Sieg an, welcher die Loose auf der Wage wägt. Mehrere Vasenbilder zeigen diese Wägung, welche jedoch von Hermes vorgenommen wird. Vgl. die Abb. eines unteritalischen Vasenbildes ibd. s. „Memnon". Die Wage hängt an einem Baume, in den Schalen derselben stehen die Seelen der beiden Helden als kleine geflügelte nackte Kinder. Die Schale Memnons sinkt, während die des Peliden steigt. Die Seelenwägung entspricht der homerischen Vorstellung λ 222 ψυχὴ . . . ἀποπταμένη πεποίηται. Auch in etruskischen Bildwerken finden sich ähnliche Personificationen,

wollte anfangs an die Existenz derselben auf dem Relief der Externsteine gar nicht glauben, sie ist jedoch ganz deutlich erhalten,

---

so z. B. auf einem Scarabäus in St. Petersburg, wo Ajax mit dem Leichnam des Achilles dargestellt ist; der Geist des Abgeschiedenen ist durch eine kleine danebenstehende männliche Figur angedeutet (Rollet, Glyptik, p. 304). Die Symbolisirung der Seele geht also nicht durchwegs auf die Psyche zurück, sie ist nicht ausschliesslich weiblich, sondern nimmt schon in der Antike oft das Geschlecht des Verstorbenen an, übereinstimmend mit den Lehren der Platoniker, dass die Seele die Form des menschlichen Körpers beibehalte. In altchristlicher Zeit wird das antike Motiv der geflügelten Psyche selten zur Symbolisirung der Seele verwendet. Garucci storia dell' arte christ: I. p. 304 ff. erwähnt nur eine Darstellung einer geflügelten, gekrönten Seele in betender Stellung auf einem Grabstein aus Alexandrien. Dafür wird die Symbolisirung durch eine Orans, eine Figur in betender Stellung, Regel. Auf der Grabplatte des römischen Mädchens Adeodata ist die Seele der Verstorbenen in die Lüfte erhoben, hinter dem Kopfe ein gespanntes Segel; letzteres verrichtet hier die Functionen der Flügel. Meist wird die Seele von Engeln gen Himmel getragen nach Luc. XVI. 22, wo der Tod des Lazarus geschildert wird. Bei der Darstellung des Martertodes der h. Menna auf einer Pyxis steigt ein Engel vom Himmel herab, um die Seele derselben in einem Tuche aufzunehmen. Oranten finden sich auf dem Grabsteine des Priscus im Museum Kircherianum, auf 2 Grabsteinen in Aquileja und nach Perret V. 78, 2, 10 auf denen des Chrysogonus und Titus. Garucci (Storia dell' arte ital. sub „Anime") erklärt manche kleine Gestalten auf altchristlichen Sarkophagen, Wandgemälden etc. nicht sowohl für Personificationen der Seelen, sondern für die Personen der Todten selbst, da sie nicht verjüngt wären. Das Geschlecht derselben erscheint ihm in vielen Fällen zweifelhaft, er glaubt weibliche Seelen auf Grabsteinen von Männern gefunden zu haben, was auf eine Einwirkung des klassischen Psychemotives zurückzuführen wäre. So hält er auch die Orans auf der Medaille mit dem Martertode des h. Lorenz (abgeb. b. Kraus, Realencycl. II. 286) für weiblich. Dieselbe ist in Wirklichkeit geschlechtslos, wie die Engel; die schlanke Körperbildung und das lange Gewand haben allerdings etwas weibisches. — In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters sind die Seelen als kleine Menschen oder Kinder dargestellt und zwar stets geschlechtslos, wie die Seligen im Himmel. Nur in Haar und Bart, mitunter auch in den Verhältnissen der Körperformen werden Geschlechtsunterschiede angedeutet; die Seele des Mönches erhält eine Tonsur, die des Bischofes eine Mitra, die des Königs eine Krone, auch wenn sie sonst nackt dargestellt ist. Vgl. Auber, histoire et théorie du symbolisme réligieux, Paris 1884, p. 194. Eine Erinnerung an die antike Psyche findet sich noch in den Mosaiken von S. Marco zu Venedig aus dem 11./12. Jahrh. Die Worte: „. . et inspiravit in faciem eius spiraculum vitae" sind bei der Erschaffung Adams damit illustrirt, dass gegen dessen Mund eine kleine nackte Gestalt mit

nur der Kopf und der linke Arm fehlen; sie ist vom linken Arme Gottes umschlungen, mit einem langen Gewande bekleidet und faltete

---

Libellenflügeln an den Schultern zufliegt. Das Geschlecht derselben ist nicht gekennzeichnet. Die gleiche Darstellung in der Cottonbibel. Vgl. Tikkanen a. a. O. I. p. 261. Die gewöhnliche Darstellung der Seelen ist im Mittelalter die als nackter geschlechtsloser Kinder, die beim Tode des Menschen von Engeln oder Teufeln empfangen werden. An Beispielen, die sich leicht ergänzen lassen, führe ich an:

Elfenbeindeckel zum Psalter Karls des Kahlen in Paris, abgeb. b. Cahier & Martin, mélanges d'archéol. I tab. X u. XI, Labarte, hist. des arts ind.: I. tab. 30 u. 31. Auf der oberen Platte Illustration zu Psalm 56: „Et eripuit animam meam de medio catulorum leonum, dormivi conturbatus.“ Ein Engel sitzt mit der Seele in Gestalt eines kleinen Menschen auf einem Bette, während von jeder Seite ein Löwe herankommt.

Altarbekleidung von S. Ambrogio zu Mailand, 9. Jahrh. Tod des h. Ambrosius. Ein Engel nimmt seine Seele in Empfang und trägt sie in einem Tuche, aus welchem nur der Kopf hervorsieht, gen Himmel. Abb. b. d'Agincourt I. tab. 26, c.

Ehem. Fresken im Porticus der Kirche alle tre Fontane bei Rom, 13. Jahrh., nach Zeichnungen in der Bibl. Barberini bei d'Agincourt I. tab. 98. Tod des h. Anastasius. Der Heilige liegt auf der Bahre. Hinter ihm in Wolken die Halbfigur eines Engels, der die Seele in Gestalt eines nackten Kindes mit Nimbus empfängt.

Grabmal des Presbyters Bruno zu Hildesheim, 12. Jahrh. Relief in 3 Abtheilungen über einander. Unten die Bestattung, oben Christus in Halbfigur segnend, in der Mitte die Seele des Verstorbenen als Kind von Engeln in einem Tuche emporgetragen.

Tod Ludwigs d. Heiligen von Frankreich, Glasgemälde in der Abtei St. Denis, Mitte des 14. Jahrh. Ueber dem Leichnam die nackte Halbfigur eines betenden Kindes, von 2 Engeln in einem Tuche emporgetragen.

Häufig ist die Darstellung von Seelen beim Tode der Schächer; die des Bussfertigen wird von einem Engel, die des Unbussfertigen von einem Teufel aus dem Munde gezogen. Vgl. d'Agincourt I. tab. 133 (Kreuzigung des Barnabas von Mutina v. J. 1374) und Barbier a. a. O. II. tab. 27. Derselbe Gegensatz ist bei Darstellung des Todes des reichen Prassers und des armen Lazarus ausgedrückt. Vgl. d'Agincourt t. 108. Engel und Teufel kämpfen um die Seele des Verstorbenen z. B. auf einem Kapitell zu S. Michele in Pavia, 11. Jahrh., den Tod des Gerechten darstellend. Derselbe liegt auf dem Sterbebette, zu seinen Häupten steht der Engel, in der Rechten die Seele als nacktes Kind haltend, zu Füssen der Teufel, der das Kind zu erhaschen sucht, während ihm der Engel die Lanze in den Rachen stösst. Vgl. Dartein, archit. Lombarde. — Als nacktes Kind, jedoch mit Bischofsmütze, Nimbus und elliptischer Aureole erscheint die Seele des h. Martin in einem Glasgemälde des 13. Jahrh. in der Kathedrale von Chartres. Vgl. Didron, p. 128. Bekleidet, doch gleich-

offenbar betend die Hände. So erscheint häufig die Seele Marias am Arme Christi bei Darstellungen ihres Todes. Eine Personification der

---

falls in Kindesgestalt, ist die Seele des h. Remigius in einem Glasgemälde derselben Kirche dargestellt. Im Leben der h. Francisca Romana liest man, dass die Seele des h. Ambrosius von Siena in priesterlichen Gewändern zum Himmel stieg. Auf einem byzantinischen Tafelgemälde des 10./11. Jahrh. im Mus. christ. des Vaticans wird die Seele des h. Ephraim als Wickelkind von einem Engel in den geöffneten Himmel getragen. Vgl. d'Agincourt M. t. 82. Bekleidet ist sie auch beim Tode des Superiors Paldus in der Bilderchronik des Klosters S. Vincenzo am Volturno, 12. Jahrh. ibd. M. tab. 69. Giotto stellte die Seele des h. Franciscus in Sta. Croce zu Florenz in den Gewändern des Heiligen, umgeben von einer Aureole dar.

Nicht nur bei der Todesscene, auch bei der Belebung des Körpers, erscheint die Seele personificirt. Abgesehen von der erwähnten Darstellung der Erschaffung Adams in den Mosaiken von S. Marco zu Venedig findet sie sich z. B. bei der Auferweckung des Lazarus in einem byzantinischen Psalter des britischen Museums und einem der Barberiniana; hier entsteigt die Seele dem Rachen des Hades. — Ein Betender bietet Gott bei Lebzeiten seine Seele an, die als kleines Kind auf seinen Händen schwebt. Vgl. Menzel, christl. Symbolik I. p. 475 f. — Seelen im Fegefeuer in Gestalt nackter Kinder finden sich u. A. am Portal von St. Trophime in Arles. Im Himmel vereint sie Abrahams Schooss. Sogar die antike Psychostasis findet ihr Seitenstück in der christlichen Kunst. Ein Glasgemälde in Bourges, 13. Jahrh., abgeb. b. Barbier tab. 20, 214 zeigt den Erzengel Michael als Seelenwäger. Er und der Teufel halten die Wage, in deren Schalen 2 Kinderköpfe sichtbar werden. Satan sucht die emporsteigende Schale herabzuziehen, wobei ihm ein kleines, am Boden liegendes Teufelchen hilft. Zu beiden Seiten stehen noch zwei Seelen in Gestalt kleiner nackter Kinder mit gefalteten Händen. St. Michael ist der Einführer ins Paradies und hat als solcher die Seelen, bez. ihre Werke zu wägen. Vgl. die folgende Schilderung vom Tode Mariae nach der Legenda aurea.

Ausser Engeln (bez. Teufeln) geleiten in seltenen Fällen Heilige die Seele zum Himmel; so heben z. B. auf dem Grabmale des Königs Dagobert in St. Denis, 13. Jahrh., Bischöfe in einem Tuche die Seele empor. d'Agincourt, t. 29. Nr. 34. Gott selbst als Empfänger der Seele kommt meines Wissens nur einmal vor, und zwar in der Bilderhandschrift zur Vita Liutgeri aus dem Kloster Werden, jetzt in der kgl. Bibliothek zu Berlin, entstanden um 1100, beschrieben von Diekamp, Westfäl. Zeitschr., Bd. 38. p. 162 u. 173. Die Seele fliegt in Gestalt eines kleinen Menschen, aber mit grossem, tonsurirtem Kopfe, zum Himmel auf und wird von Gott in goldener Mandorla empfangen. Hingegen ist Gott regelmässig vom 11. Jahrh. ab Empfänger der Seele Mariens. Das Malerbuch vom Berge Athos schreibt für die Darstellung des „Todes der Gottesgebärerin“ vor: „.... und ober ihr ist Christus und hält in seinen Armen ihre heilige Seele, welche weiss gekleidet ist und um ihn ist viel Licht und eine

Seele Christi ist ausser dem Relief der Externsteine bisher noch nirgends festgestellt worden; wenn Menzel auf Bildern von Marias Verkün-

---

Schaar Engel." Schäfer, das Malerbuch vom Berge Athos, p. 278. — Für die Darstellung des Gerechten ist hingegen vorgeschrieben: „Ober ihm sieht ein Engel freudig auf ihn und empfängt seine Seele mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit." ibd. p. 381. Christus wird ausdrücklich als Empfänger der Seele Mariens bezeichnet. Näher begründet ist dies durch folgende Erzählung aus der Legenda aurea: Nachdem die Jungfrau todt war, trugen sie ihren Leichnam in ein Grab und harrten dabei, wie es ihnen vom Herrn befohlen war. Am dritten Tage kam Jesus mit einer Menge von Engeln und grüsste die Apostel mit dem wohlbekannten Grusse: Der Friede sei mit Euch! Die Apostel aber antworteten: Dir sei der Preis, o Herr, der Du so grosse Wunder thust. Welche Gunst und welche Ehre soll ich in diesem Augenblicke meiner Mutter erweisen? frug Christus. Sie erwiederten: Deinen Dienern erscheint es billig, dass Du, der Du den Tod besiegt hast und herrschest in Ewigkeit, auch wiedererweckest den Leib Deiner Mutter und sie für immer an Deine Rechte setzest. Christus stimmte bei und sogleich erschien der Erzengel Michael und brachte ihm die Seele Marias. Darauf sprach der Herr: Erhebe Dich, meine Mutter, meine Taube, Tabernakel des Ruhmes, Gefäss des Lebens, Tempel des Himmels, damit Dein Leib, den nie ein Mann berührt hat, nicht im Grabe zerstört werde. Sogleich kehrte die Seele Marias in den Leib zurück, der siegreich das Grab verliess. So wurde die Jungfrau, begleitet von einer Engelsschaar, gen Himmel entführt." Am besten veranschaulicht diese Scene, wo Christus die Seele seiner Mutter empfängt, nicht sowohl um sie gegen Himmel zu bringen, sondern um sie dem Körper zurückzugeben, eine Elfenbeintafel im Darmstädter Museum (rheinisch, 11./12. Jh., aus der Sammlung des Freiherrn von Hübsch. — In Darmstadt selbst und im Kölner Kunstgewerbemuseum je eine Replik davon). Maria liegt auf dem Todtenbette, zu Enden desselben stehen je 7 Männer, hinter dem Bette Christus, der in seinen erhobenen Armen die Seele Marias, ein in Leichentücher wie eine Puppe eingewickeltes Kind mit Kopftuch und Nimbus hält. In der rechten oberen Ecke fliegt ein Engel mit derselben Seele gen Himmel, in der linken Ecke ist er mit dem leeren Tuche dargestellt, auf welchem er die Seele wieder aus dem Himmel zurückgebracht hat. Aehnlich ist die Scene auf einem Elfenbeinrelief des 13. Jahrh. in Klosterneuburg aufgefasst. Vgl. Mitth. d. C. C. VII. 142. Oft fehlen die Engel, wie auf dem Elfenbeindiptychon des 14. Jahrh. bei Merkens in Köln (ehem. Sammlung Essingh), wo die Seele Marias in Kindesgestalt, mit langem Gewande bekleidet, auf dem l. Arme Christi sitzt. Als nacktes Kind sieht man sie auf einem ruthenischen Tafelgemälde, abgeb. b. d'Agincourt M. tab. 83. Maria liegt hier, von Aposteln und Frauen umgeben, auf dem Todtenbette, hinter ihr erscheint Christus in der Mandorla, auf dem l. Arme das Kind haltend, dessen Beine halb von seinem Aermel verdeckt werden. Variationen derselben Scene finden sich u. A. auf einem

digung das Kind, welches in einem Strahlenbündel von dem Munde Gottes aus nach Marias Ohr zufliegt, für die Seele Christi hält, so steht er mit dieser Erklärung wohl allein[18]). Es ist sicher nicht die Seele, sondern die Leibesfrucht gemeint, wie auch aus der rothen Färbung des Kindes auf verschiedenen Darstellungen hervorgeht[19]). Der Vergleich unseres Reliefs mit der Kreuzigungsgruppe in Wechselburg könnte die Vermuthung nahe legen, dass hier die Kindesgestalt und dort die Taube in der Hand Gottes Symbole für ein und dieselbe Vorstellung seien. In der That findet sich der h. Geist auch in Gestalt eines Kindes dargestellt, und zwar zur Illustration der Worte der Genesis X. 2: „Spiritus Dei ferebatur super aquas", in einer Miniatur des 14. Jahrh., wo man „spiritus" für gleichbedeutend mit „anima" nahm und den Geist Gottes in Gestalt eines nackten Kindes mit Kreuznimbus auf den Wassern schwimmen liess[20]).

---

rheinischen Elfenbeinrelief des 11. Jahrh. im Kunstgewerbemuseum zu Köln, in der Bilderhandschrift des 11. Jahrh. im Dome zu Hildesheim (vgl. F. C. Heimann in d. Zeitschr. f. christl. K. III. sp. 137), auf der musivischen Tafel der opera del duomo zu Florenz (vgl. Kraus in der Zeitschr. f. christl. K. IV. 201 ff.), in den Bronzethüren des Domes zu Pisa, am Willibrord-Tragaltar zu Trier, einer Arbeit des 12. Jahrh. (vgl. aus'm Werth, Kunstdenkm. d. Rheinlande tab. 60, 3a), im Email des Ciboriums von Klosterneuburg, 13. Jahrh. (vgl. Mitth. d. C. C. IX. I. 1), auf einem Glasgemälde der Patrocluskirche zu Soest, Anfg. d. 13. Jahrh. (vgl. Aldenkirchen, Mittelalterl. K. in Soest, Bonner Winckelmannsprogramm 1875), in einer Federzeichnung der Biblia pauperum zu St. Florian, um 1300, in einem Relief des Museums Wallraf-Richartz, 13. Jahrh., auf Orcagnas Tabernakel in Or San Michele in Florenz u. s. w. Beispiele bis ins 16. Jh. hinein bei A. Schultz, die Legenden vom Leben der Jungfrau Maria, Leipzig 1878. — In der altchristlichen Kunst ist die Darstellung des Todes Mariae vermieden, vor dem J. 1000 ist sie selten.

18) Menzel, christl. Symbolik I. p. 475 ff.

19) Beispiele der „conceptio per aurem" u. A. bei Heider, Beiträge zur christl. Typologie, p. 31, tab. 5, Otte, Handb. d. christl. Kunstarchäol. p. 901; auf einem Altartuche der Wiesenkirche zu Soest, Anfg. d. 14. Jh. (vgl. Aldenkirchen a. a. O.), dem Hochaltar der Marienkirche zu Lübeck (1415—1425; vgl. Goldschmidt, Lübecker Malerei und Plastik, 1890), einem Glasgemälde von 1424 in St. Jakob in Rothenburg a. d. T., einem niederrhein. Gemälde, um 1500, in der Darmstädter Gallerie, einem Flügelaltar in der Martinskirche zu Oberwesel, ders. Z. u. s. w. In der „sequentia Stae. Mariae", 12. Jahrh., heisst es: „Dir cham ein chint, frowe, dur din ôre. (Lachmann, rhein. Mus. f. Philologie 1831, p. 428.)

20) Vgl. Note 14, am Schlusse.

In einem livre d'heures des 15. Jahrh. in der Pariser National-Bibliothek tritt in derselben Scene an Stelle des Kindes die Taube[21]). Seele und Geist werden also mit einander verwechselt. Es würde dem Dogma nicht widersprechen, wenn man die Seele, welche aus Christi Leib hervorgeht, mit dem Geiste Gottes identificirt, also in der Seele Christi zugleich den h. Geist dargestellt hätte, so dass damit alle drei göttlichen Personen auf dem Relief vertreten gewesen wären; wir hätten dann Vater und Sohn in identischen Typen und den Geist, welcher von beiden ausgeht, als Seele Christi, womit die Einheit in der Dreiheit ausgeprägt wäre. Andererseits wird die Taube in altchristlicher Zeit, namentlich in Katakombengemälden und auf Grabmälern häufig als Symbol der Seele angewandt[22]). Nach der Legende schwebte die Seele des h. Polycarp, der h. Scholastika, Adrian, Potitus, Wilhelm, Medardus u. s. w. als Taube gen Himmel. In deutschen Sagen und Märchen, wie in den Dramen des Mittelalters finden sich die Seelen Verstorbener durch Vögel symbolisirt[23]). Darnach könnte man auch auf der Kreuzigungsgruppe zu Wechselburg eine Identificirung von Geist und Seele annehmen, indem man die Taube nicht bloss als Symbol des göttlichen Geistes, sondern zugleich auch als das der Seele Christi auffasst; wir hätten dann auch in ihr, wie im Relief der Externsteine die Einheit in der Dreiheit ausgedrückt. Aber diese Erklärungen scheitern an der Thatsache, dass eine Personification des h. Geistes in Kindesgestalt vor dem 14. Jahrh. nicht nachzuweisen ist; erst von da ab beginnt man das Dogma, dass der h. Geist vom Vater und vom Sohne ausgeht dadurch zu illustriren, dass man den Geist als den jüngsten von beiden, selbst als Kind bildet. Hingegen ist die Darstellung der Seele in Kindesgestalt im frühen Mittelalter, namentlich bei Todesscenen feststehend. Die Figur am Arme Gott Vaters auf unserem Relief ist offenbar den Personificationen der Seele Mariae am Arme Christi nachgebildet, der Künstler verwandte, indem er sich dabei über die Tradition hinwegsetzte, die allgemein übliche Gestalt zur Personification der Seele des sterbenden Erlösers.

Demnach erkennen wir in der oberen Halbfigur Gott Vater, in der Gestalt Christi, der mit ihm eines ist — die Wesenseinheit

---

21) Didron, a. a. O. p. 452.
22) Menzel a. a. O. II. p. 443. Kraus, a. a. O.
23) Auber, a. a. O. IV. p. 194.

durch die Gleichheit des Typus ausgedrückt — in seinen Armen die Seele des sterbenden Erlösers empfangend; als wesensgleich mit dem Sohne gebührt ihm ebenso wie diesem der Kreuznimbus und die Kreuzesfahne. Freilich, wenn man in dem oberen segnenden Gotte und in dem gekreuzigten Gotte zwei ungleiche Personen erblickt, bereitet die Erklärung der Kreuzesfahne Schwierigkeiten. Eine solche Trennung lag aber nicht im Geiste der Zeit, die unbedenklich Gott bei der Erschaffung Evas mit dem Kreuze in der Hand auftreten und das Pneuma bei Mariae Verkündigung von Christus ausgehen liess, der ja erst geboren werden sollte. Christus als sterbender Erlöser am Kreuze, Christus als Gott Vater segnend darüber und Christus als Seele in seinen Armen — in drei Gestalten doch ein Gott.

Der Ritus des Segnens nähert sich der sog. byzantinischen Weise, indem der Daumen den vierten Finger berührt, doch verlangt das strenge Schema auch, dass der dritte Finger leicht gebogen werden soll, während er hier nach lateinischem Ritus, ebenso wie der zweiten gerade gestreckt ist. Die byzantinischen Künstler selbst halten das strenge Schema nicht immer ein, das Malerbuch vom Berge Athos, — welches freilich nicht eine Art Gesetzbuch für den byzantinischen Künstler war, wie man bisher annahm, sondern die Privatarbeit eines Mönches im 16. Jahrh., der darin alte Rezepte zusammenfasste — gibt für die Fingerhaltung keine genaue Vorschrift[24]; dieselbe Geberde des Segnens, wie sie auf unserem Relief vorkommt, findet sich auch auf byzantinischen Arbeiten. Aus diesem Umstande allein kann man jedoch noch nicht auf eine Abhängigkeit von byzantinischen Vorbildern schliessen, denn der morgenländische Ritus des Segnens bürgerte sich auch im Abendlande ein, er findet sich in der altchristlichen Kunst, z. B. in den Mosaiken von Rom und Ravenna neben der lateinischen angewandt und

24) Vgl. Kraus, a. a. O. sub. „Segnen". Auf dem Elfenbeinkruzifix d. ehem. Sammlg. Essingh zu Köln erscheint oben die göttliche Hand mit der Inschrift aus Psalm 117 (118) 16: Dextā Dni. fecit virtutem. Vollständig lautet die Stelle: Dextera Domini fecit virtutem, dextera Domini exaltavit me, dextera Dni. fecit virtutem: non moriar, sed vivam et narrabo opera Dni. Die segnende Hand deutet also zugleich die Unsterblichkeit des Erlösers an. Vgl. B. J. 44/5. Otte u. aus'm Werth, Zur Ikonogr. d. Kruzifixes. Bez. des Malerbuches: Vgl. H. Brockhaus, Die Kunst in den Athosklöstern. Leipzig 1891.

kehrt in der Kunst des Mittelalters auch nach der Trennung der beiden Kirchen häufig wieder, wenn auch dieses Ereigniss, wie Kraus vermuthet, zu einer bewussten strengen Scheidung der beiden Arten des Segnens geführt hat. Dagegen ist der Einfluss byzantinischer Kunst in den Gestalten von Maria und Johannes unverkennbar — langgestreckte Typen mit dünnem, parallelem Faltenwurf, im Gegensatze zu den gedrungenen Formen von Josef von Arimathia und Nicodemus — dann in der Auffassung des Johannes als bärtigen, gereiften Mannes im Gegensatze zur abendländischen, welche den Lieblingsapostel Jesu als bartlosen Jüngling sieht[25]). Die Geberde des Aufhebens der rechten Hand ist bei ihm ein Zeichen der Trauer, sie nähert sich dem aus der Antike in die altchristliche Kunst übergegangenen Gestus des Stützens des Kopfes auf die Hand oder des Anlegens der Hand an die Wange[26]). Die Tracht des Johannes ist die antike, während bei Maria das Uebergewand, der im Rücken herabwallende Schleier, das den Hals in dünnen Falten umschnürende Tuch der deutschen Frauentracht des 11.—12. Jahrh. angehören. Aehnlich sind die Frauengestalten auf den Bronzereliefs Bernwards von Hildesheim gekleidet; sie haben lange Tuniken mit langen, enganschliessenden Aermeln, darüber ein weitärmliges Obergewand, Kopf und Hals dicht vom Schleier umhüllt, welcher rückwärts mantelartig herabfällt. Lübke[27]) erkennt den germanischen Charakter in der Tracht Marias an, erklärt jedoch die der Krieger (soll heissen des Josef v. A. und des Nicodemus) für römisch, ebenso Piper[28]). Ein Blick auf die Kopfbedeckungen der Beiden lässt den Irrthum Lübkes erkennen. Sie sind, um einen schon bei Jornandes (über d. Gothen) vorkommenden Ausdruck zu gebrauchen „pileati“ d. h. sie tragen die für die germanischen Stämme im Gegensatze zu den Römern charakteristischen spitzen Kopfbedeckungen. Die des Josef v. A. geht in einen Knopf aus, ist also eine helmartige Kappe von Stahl oder Leder mit Metallbeschlag;

25) Vgl. Stockbauer, Kunstgeschichte des Kreuzes. Schaffhausen 1870.

26) Vgl. Kraus a. a. O. s. „Hand“. Das Malerbuch vom Berge Athos schreibt für die Darstellung des Johannes bei der Kreuzigung vor: „Neben Christus steht der Theolog Johannes mit Traurigkeit und hält seine Hand an seine Wange“.

27) Lübke, a. a. O.

28) Evang. Kalender, 1856, p. 59 f.

die des Nicodemus hat wulstartige Längsstreifen und einen geflochtenen Rand, sie ist ein kegelförmiger Strohhut ohne Krempe, ein pileus ex culmis contextus, ein pileus phoeninus, wie er zuerst im 10. Jahrh. erwähnt wird, da aber bereits als weit verbreitete Volkstracht, namentlich unter den Sachsen erscheint. Widukind berichtet, dass die ganze Heerschaar von 32,000 Mann, welche König Otto gegen den Grafen Hugo nach Frankreich führte, mit einziger Ausnahme des Abtes von Corvey und seiner drei Begleiter mit solchen Strohhüten ausgestattet war[29]). Dazu kommt noch das enganliegende Lederwamms der Beiden mit den langen knappen Aermeln, das bei Josef gegürtet ist und die bis unter die Kniee reichende Tunica, unter welcher der faltige Saum eines dünnen Untergewandes zum Vorschein kommt. Die Art der Beinbekleidung ist bei dem jetzigen Zustande des Reliefs nicht mehr erkennbar; wir haben wohl an eng anschliessende Beinkleider und strumpfartige Schuhe zu denken, ähnlich wie sie Longinus auf der Miniatur der Kreuzigung in der Aachener Bilderhandschrift Kaiser Ottos I. trägt[30]).

Die Frage, welcher von den beiden Männern, die den Leichnam Christi vom Kreuze abnehmen, Josef von A. und welcher Nicodemus sei, lässt sich nicht, wie Braun versucht, aus dem Berichte im Ev. Joh. 19, 38, 39 entscheiden, denn dort heisst es nur, dass Josef den Leichnam mit Erlaubniss des Pilatus abnahm und Nicodemus dazu kam und Myrrhen und Aloen zur Einbalsamirung mitbrachte. Auf unserem Relief sind beide mit der Abnahme beschäftigt und zwar beide in gleich hervorragender Weise, während sonst dem Nicodemus mehr die Rolle einer Nebenperson, eines Helfers zugedacht ist, indem man ihn die Nägel aus den Händen oder Füssen Christi herausziehen lässt, oft in knieender oder hockender Stellung. Durch den Vergleich mit einem romanischen Wandge-

---

29) Abbildungen dieser Kopfbedeckung sind selten. Eine ähnliche wie die des N. findet sich noch in d. Heidelberger Handschr. d. Sachsenspiegels. Vgl. Lindenschmit, Handb. d. d. Alterthumsk. I. p. 325.

30) Die Tunica desselben ist an den Hüften etwas gebauscht und reicht bis an die Kniee. Die beiden anderen Soldaten haben gleiche Tunica, der eine mit kurzen, der andere mit langen, bis an die Knöchel reichenden Aermeln. Dazu trägt L. Hosen, kurze, strumpfartige Schuhe und einen Mantel. Vgl. Beissel, a. a. O., tab. 31; für Hüte und Helmformen: Hefner, Trachten etc. I. tab. 24; im Uebrigen f. d. Tracht: Die Stickereien auf der Kaiserdalmatica in St. Peter in Rom, abgeb. bei Bock, Kleinodien d. h. Röm. Reiches tab. 18 u. 19.

mälde der Kreuzabnahme in der Kirche zu Neuenbeken bei Paderborn, welchem die Namen der handelnden Personen beigeschrieben sind, gelang es Dewitz festzustellen, dass die untere, den Leichnam Christi in ihren Armen aufnehmende Gestalt Josef sei. Er steht dort gleichfalls links, neben Maria und schlingt die Arme um den Gekreuzigten, dessen Körper jedoch noch nicht herabgesunken ist[31]). Noch besser und dem Relief der Externsteine ähnlicher ist das Motiv des Auffangens an dem Relief der Kanzel in S. Lionardo in Arcetri bei Florenz (Mitte des 12. Jahrh.) ausgedrückt, wo die Namen der handelnden Personen unten auf dem Sockel angebracht sind[32]), nur steht hier Josef auf einer Leiter, die an den Querbalken des Kreuzes angelehnt ist, während Nicodemus auf der rechten Seite neben Johannes, das Myrrhengefäss vor sich, in hockender Stellung mit einer Zange die Füsse Christi von den Nägeln befreit. Die Funktion Josefs ist auf allen byzantinischen und romanischen Darstellungen der Kreuzabnahme, — welche übrigens, namentlich vor dem 11. Jahrh. nicht häufig sind — die gleiche. Er fängt den Leichnam Christi in seinen Armen auf, ist also nicht sowohl der Abnehmer, als der Empfänger des Leichnames. Seine Stellung jedoch wechselt, er ist bald links, bald rechts, manchmal mit Nicodemus auf derselben Seite angebracht und nur durch seine Funktion als Empfänger der Leiche vor seinem Genossen gekennzeichnet[33]).

31) Vgl. Dewitz a. a. O. Atlas tab. 14. Fig. 2.

32) Abgeb. bei E. Förster, Beiträge z. neueren Kunstgesch. tab. I. Fig. 2 u. Lübke, Gesch. d. Plastik, I. p. 436.

33) Die Stellung von Josef und Nicodemus schwankt bei den in frühromanischer Zeit nicht allzuhäufigen Darstellungen der Kreuzabnahme. Bald steht Josef rechts, bald links, mitunter beide neben einander auf derselben Seite. — Auf der Miniatur der Kreuzabnahme im Missale V. 52 der Bibl. zu Bamberg (10. Jh.) steht J. rechts, bartlos, mit Nimbus, in langem blauen Gewande und fleischfarbigem Mantel. Er umspannt mit der Linken die Hüften Christi. Im Codex Egberti (Abb. bei Ramboux, Beiträge zur Kunstg. tab. 18, Vöge a. a. O. p. 220 u. anderwärts) steht J. l., N. r., durch Beischriften gekennzeichnet. J. fasst den Oberkörper unter den Armen, N. die Unterschenkel. Im Echternacher Codex (abgeb. B. J. 47, tab. 15) ist J. l., N. r.; ähnlich wie im Vorigen fängt der erstere Christum auf, während N. seine Kniee fasst und hebt. Dasselbe Motiv im Codex Heinrichs II. in d. Münchener Staatsbibl. Cim. 58, Bl. 248b, vgl. Vöge, a. a. O. p. 61, bez. 71) und in dem Codex desselben Kaisers. ibd. Cim. 57 (abgeb. b. Vöge p. 221). In den 4 zuletzt genannten Handschriften, deren Bilder von den Reichenauer Wandgemälden abhängig sind, erscheinen J. und N. bartlos, in reicher antiker Tracht. Eine mehr

Entweder steht er auf dem Boden, oder nach der byzantinischen Vorschrift auf einer Leiter, manchmal auch auf einem niederen Schemel, wie auf dem Relief vom ehem. Vincenzkloster zu Breslau a. d. 12. Jahrh. (abgeb. bei Dewitz, Atlas tab. 14, 1) und auf der Miniatur der Kreuzabnahme im Bamberger Missale Ed. III. 8. Auf dem Elfenbeindeckel eines Evangeliars der barberinischen Bibliothek in Rom (abgeb. b. d'Agincourt, Plastik XII 24) steht er sogar

---

realistische Auffassung, bei welcher die antike Tradition der Karolingerzeit schon ganz zurücktritt, bildet sich im 11. Jahrh. aus und erscheint, soweit ich die Denkmäler übersehen kann, gleichzeitig in der byzantinischen, wie in der abendländischen Kunst. Jedenfalls war schon damals für erstere die Vorschrift maassgebend, welche das Malerbuch vom Berge Athos für die Darstellung der Kreuzabnahme gibt: „Ein Berg, und das Kreuz ist in die Erde befestigt und eine Leiter an's Kreuz angelegt und J. steht oben auf der Leiter und hält Christum in der Mitte des Leibes umfangen und reicht ihn hinunter. Und die Heiligste (Maria) steht unten, umfängt ihn in ihren Armen und küsst ihn in's Angesicht. Und hinter der Mutter Gottes sind die Salbölträgerinnen, und Maria Magdalena hält seine L. und küsst sie und hinter Josef steht Johannes der Theolog und küsst seine R. Und N. nimmt, ein wenig knieend, mit einer Zange die Nägel aus seinen Füssen und neben ihm ist ein Korb. Und unter dem Kreuze ist der Schädel des Adam, wie bei der Kreuzigung". So erscheint auf dem byzantinischen Reliquiar des 11.—12. Jahrh, im Domschatze zu Gran J. bei der ἀποκαθήλωσις dicht hinter Christus auf einer Leiter, als barhäuptiger Alter mit Nimbus und kurzer, durch kreisförmige Stickereien verzierter Tunica und umfängt den herabsinkenden Oberkörper des Heilandes; unten rechts zieht N. mit einer Zange die Nägel aus dessen Füssen. (Abgeb. in der Gazette archéol. 1887 tab. 32 mit Beschreibung von Molinier). Ganz ähnlich ist die Szene auf dem emaillirten Buchdeckel eines byzantinischen Evangeliars in der Marcusbibliothek zu Venedig. Auf einem byzantinischen Elfenbeinrelief mit der Kreuzigung, Abnahme und Grablegung in der Bibliothek zu München (Gypsabguss im Germanischen Museum) finden wir J. zur L. auf der Leiter; sein Antlitz ruht auf der Brust Christi, dessen Körper er mit den Armen umschliesst; auf derselben Seite kniet unten N., die Nägel ausziehend, r. steht ein dritter Mann auf einer Leiter und befreit die Hand Christi vom Nagel. Auch Maria und Johannes stehen l., da die nebenan befindliche Darstellung der Grablegung den Raum zur R. einengt. Auf dem Boden zur R. steht J. auf einem byzantinischen Elfenbeinrelief zu Hannover (Gypsabguss im Germ. Museum) und fängt mit Maria den herabsinkenden Leichnam auf, während sich N. links niederbeugt, um die Nägel auszuziehen. In der abendländischen Kunst zeigt sich die realistische Auffassung bei der Kreuzabnahme an der Erzthüre von S. Zeno in Verona. Christus steht in leichter Schräge nach l. auf dem Fussbrette, das bärtige, etwas

auf dem Kopfe eines kleinen nackten Menschen, der am Kreuzesende mit betend gefalteten Händen sitzt, Adams, als Repräsentanten der durch Christi Opfertod erlösten Menschheit. Aber auch Nicodemus bedarf mitunter einer erhöhten Stellung, wenn er die Nägel aus den Händen Christi zieht, wie auf dem Marmorrelief der Kreuzabnahme von Benedetto Antelami im Dome zu Parma v. J. 1178, wo er auf einer Leiter und auf dem Elfenbeindyptichon v.

---

nach l. gesenkte Haupt mit einer Krone geschmückt, bis zu den Knieen mit dem Lendentuche bekleidet. Die Art, wie J. zur L. seinen Leib umfasst, entspricht der Bewegung auf den Externsteinen. Die Verwandtschaft beider Gestalten erstreckt sich auch auf die Stellung der Beine und die Tracht: engärmeliges Lederwamms, vom Gürtel abwärts eine bis unter die Kniee reichende Tunica, auf dem Kopfe eine spitze Kappe. Auch N., welcher r. steht, bereit mit der Zange die Nägel aus den Händen Christi zu ziehen, welche noch an dem Querbalken haften, trägt die Tunica und eine gleiche Kappe. Sie unterscheidet sich von den Judenhüten auf dem nebenan befindlichen Relief der Geisselung wesentlich und nähert sich vielmehr dem Pileus der Externsteine, wenn auch die Andeutung von Flechtwerk fehlt. Diese Merkmale sprechen, wie der Stilcharakter und die Nachricht von der Stiftung der Thüren durch einen Grafen von Cleve für deutschen, speziell sächsischen Ursprung. (Vgl. Beissel in der Zeitschr. f. christl. K. V. 342 ff.) Eine wohl derselben Zeit, dem 11. Jahrh. angehörige Gruppe der Kreuzabnahme in runden Figuren schmückt den Deckel eines Bronze-Reliquiars aus Mastricht im Germanischen Museum. Hier umfängt J. in gebückter Haltung zur L. den noch beinahe aufrecht stehenden Leichnam, dessen L. noch am Querbalken haftet und von N. zur R. mit einer grossen Zange losgelöst wird. Auf einem Elfenbeinrelief des 12. Jahrh. im Dome zu Hildesheim steht J. l. auf einer Treppenleiter, r. unten ist N. gebückt, in der üblichen Function. In dem Missale Ed. III. 8 der Bamberger Bibl. (wohl 12. Jahrh.) steht J. l. auf einem niedrigen Schemel und fängt Christus auf; auch er trägt den spitzen Hut, blaue, roth gegürtete und verbrämte Tunica, rothe, über die Kniee reichende Strümpfe und gleichfarbige Schuhe; N. fehlt ganz. Merkwürdiger Weise trägt J. auch auf dem Marmorrelief der Kreuzabnahme von Benedetto Antelami v. J. 1178 im Dome zu Parma (abgeb. b. Lübke, Gesch. d. Plastik, 3. Aufl. I. 433) eine Mütze mit verziertem Randwulst, welche aber nicht spitz, sondern etwas gerundet ist und wagerechte Streifung hat, die wohl gleichfalls auf Flechtwerk hindeutet. Auch seine übrige Tracht — faltige, über die Kniee reichende Tunica mit engen Aermeln, sockenartige, bis an die Knöchel reichende Schuhe — entspricht den deutschen Darstellungen. N. erklimmt l. eine Leiter, um den Nagel aus Christi Hand zu ziehen. — Auf der Kreuzabnahme, die das Dach des Schreines der vier grossen Reliquien im Münster zu Aachen schmückt (13. Jahrh.) steht J., der Christum auffängt l.; unten auf derselben Seite zieht ein Mann

E. d. 13. Jahrh. aus dem Besitze des Reichsgrafen von Würzburg (abgeb. b. Hefner, Trachten, III. tab. 147), wo er auf einem Felsen steht.

Auch auf unserem Relief hat Nicodemus einen erhöhten Stand, die Stütze, auf der er sich emporgeschwungen hat, gilt allgemein für einen Sessel. Goethe, der sie nach einer ihm von Christian Rauch eingesandten Zeichnung für einen umgebogenen Baumstamm erklärt hatte, wird von Giefers dafür mit den Worten abgethan: „Was Goethe betrifft, so gilt dessen Urtheil hier gar nichts, so dass er den Sessel mit der schön verzierten Lehne für einen Baum ansah, der sich durch die Schwere des Mannes umbog"[34]). Ein Stuhl oder ein Schemel als Stütze für N. wäre nichts ungewöhnliches. Die Verwendung solcher Möbel bei Darstellungen der Kreuzigung geht auf die byzantinische Sitte zurück, Personen von Rang und Würde auf Fussbänken oder Tritten stehen zu lassen. Christus selbst, Maria und Johannes erhalten Schemel unter die Füsse, um dadurch ihre Erhabenheit auszudrücken[35]). Aus einem solchen Möbel

---

knieend die Nägel aus den Füssen Christi, während r. ein anderer, bärtiger die Hände loslöst. Es sind hier also, wie in dem erwähnten byzantinischen Elfenbeinrelief zu München, die Functionen des N. zwei verschiedenen Personen zugewiesen. Nahe verwandt der Graner und venezianischen Darstellung ist ein Elfenbeinrelief des 14. Jahrh. im Vatican (abgeb. b. Barbier a. a. O. II. tab. 27, 299), wo J. Christum von l. auffängt und N. r. kniet.

34) Giefers a. a. O. p. 85.

35) Ein nach Schönermark um 600 entstandenes, in Wirklichkeit frühromanisches Kruzifix zeigt Christum auf einer Fussbank stehend (Vergl. Zeitschrift für christliche Kunst 1890, Sp. 122). Auf einem italienischen Elfenbeinrelief des 12. Jahrh., das bei der Mailänder Ausstellung 1874 zu sehen war, steht Maria auf einem würfelartigen Schemel. Das schon erwähnte Elfenbeinrelief derselben Zeit im Domschatze zu Hildesheim zeigt Maria auf einem Schemel, der aus 4 gedrehten, schräge gestellten Füssen und darauf liegendem Kissen besteht, während Johannes auf einem Felsstücke steht. Ein kleines Holzrelief, wahrscheinlich rheinische Arbeit derselben Zeit (abgeb. Gazette archéol. 1883, tab. 17), gibt die Kreuzigungsszene mit Maria, Johannes, Longinus und Stephaton (dem Krieger mit dem Essigschwamme); die vier genannten Personen stehen sämmtlich auf niederen, würfelartigen, auf der Vorderseite mit zwei rechteckigen Ausschnitten versehenen Schemeln. Im 13. Jahrhundert verwandeln sich diese Untersätze bei Maria und Johannes in die knieenden Gestalten des überwundenen Heidenthumes und Judenthumes. Andere hervorragende Personen erhalten namentlich in der monumentalen Plastik

entwickelte sich in frühromanischer Zeit das Suppedaneum, das Fussbrett, welches mit dem Kreuze fest verbunden wurde und vom 12. Jahrh. ab mitunter die Gestalt einer Konsole annimmt. Bei den wirklichen Hinrichtungskreuzen der Römer war dasselbe gar nicht vorhanden, es fehlt auch bei vielen Darstellungen der Kreuzigung, die bis ins 11. Jahrh. reichen[36]). Selbst auf dem Relief der Externsteine finden wir kein eigentliches Fussbrett, sondern eine leichte Abschrägung und Verbreiterung des unteren Kreuzbalkens, welche bis dicht an den Boden reicht und den beiden Endigungen des Querbalkens entspricht. Das Kreuz erhält dadurch eine ungewöhnliche Form und nähert sich dem sogenannten byzantinischen Kreuze mit verbreiterten Enden; aber das obere Ende des Längsbalkens hat als Abschluss eine Tafel oder besser gesagt, einen zweiten, kleineren Querarm, wie er bei den Krückenkreuzen üblich ist. Auf demselben findet sich nur selten der Titulus aufgeschrieben, auch auf den Externsteinen findet sich von demselben keine Spur, wohl aber sind darin zwei wagerechte Linien vertieft, welche vermuthen lassen, dass man dies in späterer Zeit als einen Mangel empfand und einen Titulus anbringen wollte[37]).

Der naheliegenden Annahme, dass die Stütze, auf der Nicodemus steht, ein Stuhl sei, widerspricht die Form derselben ganz und gar. Bei Kreuzigungsscenen der frühromanischen Zeit finden wir durchweg nur Schemel oder kleine, truhenartige Tritte angewandt, nirgends wirkliche Sitzstühle oder gar Sessel mit Rückenlehnen, denn als solche erscheinen im frühen Mittelalter nur die Thronsessel und Exedren, deren Form uns in zahlreichen Miniaturen erhalten ist. Ihr Aufbau ist meist streng architektonisch: Vier senkrechte Stützen, von denen die beiden rückwärtigen die Lehne bilden und in Knäufe oder Thierköpfe auslaufen, die Seitenlehnen schräge ablaufend. Ein anderer Typus ist in den Faltstühlen repräsentirt, zu

---

Drachen und andere Thiere unter die Füsse. Besonders häufig tritt dies bei Grabmälern auf, wo bis in die Renaissance hinein Löwen und Hunde als Untersätze beliebt sind, während sie bei Pfeilerfiguren in die Gestalt einer architektonischen Konsole übergehen.

36) Vgl. Otte und aus'm Werth, Zur Ikonographie des Kruzifixes, B. J. 44/45.

37) Das Krückenkreuz erscheint durchweg ohne Titulus in der Aachener Handschrift Otto's I., ferner in der Münchener Handschrift Cim. 58, im Codex Egberti, auf dem Deckel in S. Marco, auf dem Graner Reliquiar u. a.

denen auch der Sessel Dagoberts zu zählen ist. Ein dritter Typus, für reiche Bronzesessel, wie z. B. der Kaiserstuhl von Goslar, angewendet, lehnt sich in der Rundung von Rück- und Seitenlehne an antike Formen an [38]). Und nun vergleiche man mit diesen Typen den angeblichen Stuhl auf unserem Relief. Er zeigt im Profil ein nach unten stark verbreitertes Vorderbein, dessen Basis gleichsam aus einer stärkeren Schichtung besteht, die offenbar im Boden wurzelt, während das angebliche volutenförmige Hinterbein nur eben den Boden berührt; eine zweite Volute schwingt sich nach aufwärts, als Rückenlehne so unbequem wie möglich gestaltet. Die sockelartige Schichtung an dem angeblichen Vorderbein entspricht den Verdickungen am unteren Theile von Pflanzendarstellungen in der Kunst des 10. und 11. Jahrh., so z. B. im Codex Vigilanus des Escorial (vollendet 976, Fig. 1 und 2), in den Reliefs der Bernwards-

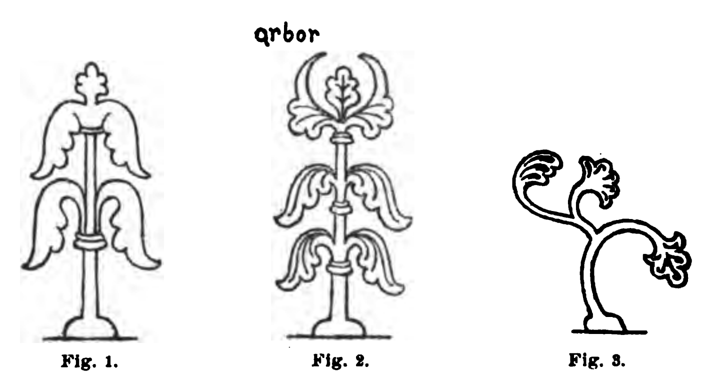


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

thür zu Hildesheim (Fig. 3), an einem aus Narval geschnittenen Spielsteine des 12. Jahrh. bei Hefner a. a. O. II. tab. 77 (Fig. 4) u. a. Entschieden pflanzenartig ist die obere, an einen Schachtelhalm erinnernde Gliederung, welche auf der Zeichnung bei Dewitz unrichtig wiedergegeben ist und die Form hat, wie sie Fig. 5 zeigt.

38) Vgl. die Sesselformen in der Miniaturhandschrift aus Kloster Altenzell in der Universitäts-Bibl. zu Leipzig (1050—1100, abgeb. b. Hefner a. a. O. I. tab. 58), im Stuttgarter Martyrologium von 1138 (ibd. II. tab. 75) u. a. — Eine der modernen ähnliche Form, bei welcher die Rückenlehne eine leichte Schweifung nach aussen und das Sitzbrett am Ansatze des vorderen Stuhlbeines eine Volute zeigt, findet sich bei der Darstellung des Johannes auf dem Tassilokelche. Es ist jedoch schwer zu sagen, was hier phantastisches Zierwerk und was konstruktive Form ist, da das Niello in bandartige Streifen aufgelöst erscheint. (ibd. I. tab. 8.)

Vor der Biegung und vor der Verästelung befinden sich Wülste, wie man sie namentlich in der Initialornamentik der Zeit, welche Pflanzenmotive verwerthet, an solchen Punkten beobachtet, wo Ranken abzweigen, auch bei Fig. 1, 2, 6 (Ranke vom Elfenbeindeckel eines Evangeliencodex des 10. Jahrhunderts in der Universitätsbibliothek zu Würzburg, abgebildet bei Hefner, a. a. O. I. tab. 33) und Fig. 7 (Ranke von der Bernwardsthür). Die Form der beiden Verästelungen entspricht den Blattformen frühromanischer Zeit. Dicht an der Einschnürung setzen zwei kleine Voluten ab, über welche sich der Hauptast hinausschwingt, um sich am Ende gleichfalls zusammenzurollen. Die Innenseite zeigt dicht aneinander gereihte Einkerbungen, wie sie schon an den Blattformen der karolingischen Zeit vorkommen, nur sind sie hier bereits schärfer und zackiger geworden, mit konkaven Abschlüssen nach aussen und

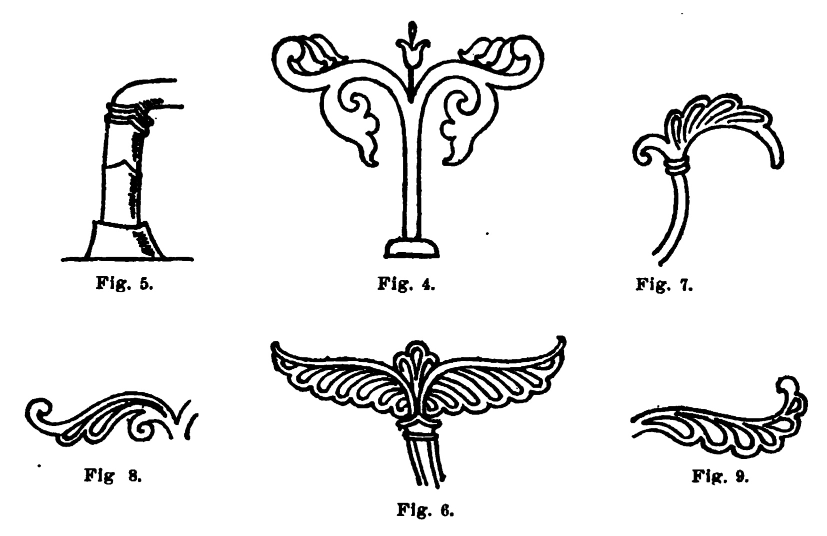


Fig. 5. Fig. 4. Fig. 7.

Fig 8. Fig. 6. Fig. 9.

gegen den Stamm gekehrten Rippen. Die Abzweigung der kleinen Voluten an der Einschnürung gleicht denen auf Fig. 4, 7 und 8. Da die Verwendung naturalistischer Motive, speziell von Pflanzenformen, zur Gestaltung eines Sessels für die frühromanische Zeit eine Anomalie wäre, kann man nicht anders, als auf Goethes Ansicht zurückkommen, dass die Stütze für Nicodemus kein Sessel in Form eines Baumes, sondern ein Baum selbst ist; freilich hat er etwas ungewöhnlich schweres und klotziges, dies erklärt sich aber aus der Ungewohnheit und dem Unvermögen des Künstlers, in

grossen Verhältnissen zu arbeiten. Was uns in einer Miniatur, in einem Elfenbeinrelief nicht weiter aufgefallen wäre, tritt hier bei der Ausführung in grossem Maassstabe unangenehm hervor. Dass der Baum nur zwei Verästelungen hat, ist nicht ungewöhnlich und auch durch die Raumverhältnisse bedingt, denn weitere paarweise Verästelungen hätten in die Gestalten Johannis und des Nicodemus einschneiden müssen, auch hätte der Baum dadurch etwas zu Spielend-ornamentales angenommen, was nicht im Charakter des Reliefs liegt. Wohl aber ist der Mangel an Schwung, die schroffe rechtwinklige Biegung des Stammes auffallend, welche wohl in erster Linie die Beobachter dazu verleitet hat, einen Sessel anzunehmen. Den Bildhauer mag dazu nebenbei wohl das Bestreben veranlasst haben, Nicodemus einen für das Auge möglichst sicheren Stand zu verleihen, in erster Linie aber ist dieselbe auf die Vorliebe für gewaltsame, schroffe Verschiebungen und Verdrehungen zurückzuführen, wie sie auch in den Bewegungen der Personen des Reliefs hervortritt, so in der Kopfhaltung Marias, in der Art wie Johannes die Rechte erhebt und namentlich in der völlig rechtwinkligen Biegung des herabsinkenden Leichnames. Der Künstler hat hier ein aus Miniaturen der Ottonenzeit überkommenes Motiv des Zusammenknickens in seiner derben, ungefügen Weise bis an die äusserste Grenze getrieben[39]). Die byzantinische Kunst lässt den Oberkörper

39) Auf dem erwähnten Reliquiar im Domschatze zu Gran sind die Hände Christi vom Kreuzbalken losgelöst, der Oberkörper sinkt nach l., er und der Kopf sind jedoch in Vorderansicht gegeben; der r. Arm hängt kraftlos herunter und wird von Maria umfangen, der l. ist an den Leib gedrückt; die Kniee sind nach r. gewandt, die Beine stehen noch auf dem Fussbrette fest. Aehnlich ist die Stellung auf dem Elfenbeinrelief zu München und dem Buchdeckel der Marcusbibliothek; der Leib ist auf diesem jedoch in den Hüften etwas nach r. ausgebogen, der r. Oberarm platt an die Brust gelegt, der Unterarm wagerecht von Maria gestützt. Im Bamberger Missale A. II. 52, a. d. 10. Jahrh. sinkt Christus nach r.; der bartlose Kopf ist mit dem Nimbus versehen, der Körper von den Hüften bis zu den Knieen mit einem dunkelvioletten Gewande bekleidet. Er wird von Josef an den Hüften aufgefangen. In der Handschrift Kaiser Otto's I. in Aachen sinkt Christus nach l. und wird von Josef an der Brust und unter den Achseln aufgenommen; die Beine sind schräge gestellt, die Füsse bedeckt Nicodemus mit einem Tuche. Aehnlich im Codex Epternacensis und im Codex Egberti. Derber ist das Motiv des Zusammenknickens in den Miniaturen aus der Zeit Heinrich's II. wiedergegeben. In der Münchener Handschrift Cim. 58 Bl. 248b sinkt Christus,

Christi regelmässig vom Querbalken losgelöst erscheinen und nach links hinabsinken, jedoch so, dass Kopf und Oberkörper in Vorderansicht bleiben, während Unterleib und Beine die entgegengesetzte Wendung nach rechts erhalten, wobei oft die Kniee herausgedrückt werden. Diesen Contrapost behält auch die italienische Kunst des frühen Mittelalters bei, die abendländische hingegen vergröbert das Motiv, indem sie — wie in der Aachener Handschrift, im Codex Egberti und Codex Epternacensis — den Leichnam nicht in der Hüfte seitwärts biegt, sondern vorn überhängen lässt und damit auch den Contrapost vermeidet. Die Biegung ist jedoch nirgend so stark, wie an den Externsteinen, selbst nicht in der Münchener Handschrift Cim. 57 aus Heinrich's IV. Zeit, wo das Motiv in Folge der senkrechten Beinstellung an Gewaltsamkeit unserem Relief nahekommt. Die ottonische Kunst bildet den ganzen herabsinkenden Leichnam im Dreiviertel-Profil mit schräge gestellten Beinen, auf den Externsteinen sinkt der Oberleib völlig rechtwinklig nieder, während die Beine eine leichte Dreiviertelprofilstellung, die sich der Vorderansicht nähert, behalten.

Die übrigen Einzelheiten des oberen Reliefs sind durch die Forschung genügend klar gestellt, so dass ich über dieselben hinweggehen darf. Nur eine kurze Bemerkung über die Personificationen von Sonne und Mond ober den Enden des Querbalkens will

---

bartlos und bekleidet, nach l., so dass sein Oberkörper mit dem Querbalken parallel ist, während Unterleib und Beine eine schräge Stellung nach r. haben und vom Kreuzbalken, der kein Fussbrett hat, losgelöst sind. Die Arme sinken kraftlos herab. — In der Münchener Handschrift Cim. 57 (abgeb. bei Vöge a. a. O. p. 221) ist die Biegung fast rechtwinklig, da die Beine senkrecht herabhängen. Bei den drei letztgenannten Darstellungen stehen Kopf und Körper im Dreiviertelprofil. Auf dem Relief der Erzthür von St. Zeno und auf dem Reliquienschreine im Germ. Museum aus Mastricht, 11. Jahrh., ist Christus noch beinahe aufrecht und neigt das Haupt leicht nach l. Dort sind noch beide Hände am Querbalken angenagelt, hier nur noch die L., die Rechte ist losgelöst und von Maria aufgenommen; Josef umfasst den Körper oberhalb der Hüften. Auf dem Elfenbeinrelief zu Hannover sinkt der Oberkörper nach r., die Beine stehen senkrecht auf dem Fussbrette. Auf dem zu Hildesheim (12. Jahrh.), sinkt er gleichfalls nach r. und wird von dem auf einer Treppenleiter stehenden Josef aufgefangen. Im Bamberger Missale Ed. III. 8 (12. Jahrh. Ende) sinkt Christus nach l., während die Kniee r. hinausgedrückt sind — der byzantinische Contraposto. Den beiden erstgenannten byzantinischen Arbeiten stehen zwei italienische am nächsten: Das Relief

ich hier noch anfügen. Diese seit dem 6. Jahrh. in der abendländischen Kunst gewöhnlichen Begleiter der Kreuzigung bez. Kreuzabnahme, haben Goethe an ähnliche Darstellungen auf Mithras-Reliefs erinnert und ihn durch seine harmlose Bemerkung darüber unbewusst zum Schöpfer jener Legende gemacht, die seit Braun die Externsteine mit dem Mithraskult in Verbindung bringt und in neuerer Zeit unter den Händen eines phantasievollen Dilettanten geradezu erschreckende Dimensionen angenommen hat. Man hat darüber gestritten, ob Sonne und Mond durch Personen verschiedenen oder des gleichen Geschlechtes dargestellt seien. Giefers nennt beide Kinder, Piper erklärt sie einmal für *μειράκια*, später die Sonne für weiblich, den Mond für männlich, Schnaase dagegen die Sonne als Knaben. Pipers spätere Ansicht wird u. A. durch ein Elfenbeinrelief in Dresden unterstützt, auf welchem der Geschlechtsunterschied von Sonne und Mond dem deutschen Sprachgebrauche folgt. Gewöhnlich aber ist der lateinische massgebend, so auch auf unserem Relief. Die Sonne, in Knabengestalt, ist mit einem Blumenkranze und Strahlennimbus geschmückt, der Mond durch lang wallendes Haar als weiblich bezeichnet[40]).

Die grösste Schwierigkeit bereitet den Erklärern das untere Relief, weshalb Manche, wie Giefers, es vorzogen, sich mit ihm gar nicht zu befassen. Jahrhunderte hindurch den Unbilden des Wetters und der Zerstörungslust pietätloser Hände preisgegeben, ist dieser, den Sockel des Ganzen bildende Theil erst in neuerer Zeit von einem Gitter umgeben worden und so vor weiteren Zerstörungen einigermaassen geschützt. Die Darstellung ist eigenartig und verräth selbständige Schöpferkraft. (Vgl. Fig. 10.) Mit ziemlicher Deutlichkeit erkennt man trotz der starken Beschädigungen zwei knieende Gestalten, die eine zur Rechten, männlich, bärtig und

in S. Lionardo in Arcetri und die Kreuzabnahme von Benedetto Antelami. Auf ersterem ist der Oberkörper in Vorderansicht gegeben, jedoch der Kopf im Dreiviertelprofil geneigt, der Körper in den Knieen nach r. ausgebogen, so dass eine Verdrehung in den Hüften stattfindet; den r. herabhängenden Arm fasst Maria, den l., der theilweise am Oberkörper anliegt, küsst Johannes. Der Contraposto ist hier wieder klar ausgesprochen. Auf dem Relief von Benedetto ist der Oberkörper nach r. geneigt, während die Beine senkrecht auf dem Fussbrette stehen.

40) Vgl. Piper, Mythologie der christl. Kunst. II. p. 116. — Ders., Die Abnahme Christi vom Kreuz am Externstein im Evang. Kalender 1856. — Stockbauer a. a. O.

nackt, die andere, zur Linken, weiblich, in ein langes Gewand gekleidet, Haupthaar und Hals mit einem enganliegenden Tuche, gleich dem der Maria auf dem oberen Relief bedeckt. Die Blicke beider Gestalten sind dem oberen Vorgange zugewandt, die Brust und die Arme im Vordergrunde von Schlangenwindungen umgeben, die rückwärtigen Arme in senkrechter Parallelstellung flehend emporgehoben. Vor und zwischen ihnen sind die Reste eines grossen vogelartigen Thieres zu erkennen. Der Bildhauer Ernst v. Bandel, der Schöpfer des Hermannsdenkmales giebt ihm auf seiner bei Massmann a. a. O. und in Bodes Geschichte der deutschen Plastik wiedergegebenen Zeichnung Löwenfüsse und Löwenklauen; die



Fig. 10.

fehlenden Theile ergänzt er so, dass der Hals des vorderen Thieres sich mit den Windungen der Schlange zur Rechten verbindet und auf diese Weise ergiebt sich ihm eine Drachengestalt mit dem Oberkörper eines Löwen, welche mit ihrem langen, schlangenförmigen Halse die männliche Gestalt, Adam, so umwindet, dass ihr Drachenkopf nach rechts hinausragt, während der Schwanz die weibliche Gestalt, Eva, umschlingend, in Windungen nach links endigt. Dewitz hingegen sieht wohl ein, dass der Vorderleib des Thieres nichts Löwenartiges habe, dass zumal die Beine und Füsse die eines Vogels sind und macht zugleich darauf aufmerksam, dass der

Hals des vogelartigen Thieres viel zu dünn gebildet sei, um mit den Windungen der Schlange zur Rechten in Verbindung gebracht werden zu können; er nimmt daher zwei verschiedene Thiere an, einen Vogel und eine Schlange, welche Eva mehrere Male umwinde, während sie Adam zwar in ihrer Gewalt habe, ohne ihn jedoch wie Eva zusammenzuschnüren. Rechts hätten wir dann nach D. den Kopf der Schlange (des Paradieses), links deren Ende zu erblicken. In dem zufälligen Umstande, dass Eva von der Schlange stärker umwunden wird als Adam, glaubt er die Absicht des Künstlers erkennen zu sollen, Eva als den Theil, der die grössere Schuld am Sündenfalle trage, auch entsprechend ärger büssen zu lassen. An dieser Tändelei mit einem zufälligen subjectiven Einfalle lässt er sich aber nicht genügen; seine Phantasie geht noch weiter, während er sich bemüht, dem vogelartigen Thiere Namen und Existenzberechtigung zuzuweisen. Er sieht in ihm einen — Pfau, dem die Schlange den Kopf abgebissen haben und ihn nun in ihrem Rachen (rechts) davontragen soll. Durch den toten Vogel hatte angeblich der Künstler die Absicht anzudeuten, dass die Sünde tötet; er wollte den leiblichen Tod in Folge der Sünde versinnlichen, zugleich aber auch die Unsterblichkeit der Seele, denn der Pfau gelte in der altchristlichen Kunst als Symbol des Todes und der Unsterblichkeit, da sein Fleisch unverweslich wäre. Daraus leitet er nun eine Parallele mit dem Vorgange auf dem oberen Relief ab, wo gleichfalls der leibliche Tod und die Unsterblichkeit der Seele versinnlicht werde. Im Bemühen, Unterstützung für seine gewagte Annahme herbeizuholen, versteigt sich D. bis ins mohammedanische Paradies. Ich will ihm dahin nicht nachfolgen, sondern zur Kennzeichnung seiner Beweisführung nur folgende Stelle anführen. In einer Züricher Handschrift des 12. Jahrh. liest er: „Voce satan, plume seraphin, cervice draconem, grossu furtivo, designat pavo latronem.“ Und im Freydank: „Der phâwe diebes sliche hat, tiuwels stimme und engels whât.“ Das deutet doch wohl auf Charakteranlagen des Pfaues, die mit denen der Paradiesschlange verzweifelte Aehnlichkeit haben. Doch D. zieht aus den Sprüchen getrost die Lehre: „Der lebende Pfau ist also ein Bild der Menschen auf Erden.“

Wenn der Künstler einen Pfau hätte darstellen wollen, so wäre es ihm, dem in der Katakombenkunst und auf altchristlichen Sarkophagen angewandten Typus folgend, ein Leichtes gewesen, ihn als solchen zu kennzeichnen, zumal in der Vorderansicht. Von

einem Pfauenrade findet sich auf dem Relief keine Spur, ebenso wenig vermag ich in dem Rachen der Schlange rechts einen Pfauenkopf zu erkennen, denn was D. für den Schnabel und die herabhängenden Halsfedern des Pfaues hält, sind nichts als horn- bez. bartartige Auswüchse des Schlangen- oder Drachenkopfes[41]). Die richtige Erklärung ergibt sich durch die Ergänzung der durch gewaltsame Zerstörung entstandenen Lücke zwischen a und b, auf welche Dewitz verzichtet, da er keine anzugeben weiss und nicht in den oben angeführten Fehler Massmanns, bez. Bandels verfallen will. Hier sass der Kopf des Vogels, welchen D. in den Rachen der Schlange verlegt, an dem Halse fest und biss in den Körper Adams. Der Leib dieses Vogels, von welchem bei c und d auch die Ansätze der zusammengefalteten Flügel noch deutlich sichtbar sind, setzt sich in zwei schlangenartigen Schweifen fort, welche das Menschenpaar umwinden und an beiden Enden rechts und links mit phantastisch missgestalteten Köpfen versehen sind. An dem Kopfe rechts sowohl, wie an dem kleineren zur Linken fallen die lang emporstehenden Ohren auf; die Schlange zur Rechten hat ausserdem auf dem Rücken Auswüchse in der Art eines Drachenkammes.

Die beiden Schlangen und der Vogel bilden ein einziges, dreiköpfiges Ungeheuer, den τρικεφαλος Βεελζεβουλ des Eusebius v. Alexandrien. Dieser Kirchenschriftsteller des 6. Jahrh. erzählt, der Teufel hätte sich, entsetzt über die Wunder der Kreuzigung zu

---

41) Der Pfau ist übrigens nicht eine Entdeckung Dewitz', sondern dem phantasiereichen G. B. A. Schierenberg zu verdanken, welcher ihn auf den Sternenkultus bezieht, der nach seiner Behauptung auf den „Ex-Sternsteinen“ seinen Sitz hatte!

42) Piper a. a. O. I. p. 403. Eine Mischung antiker Elemente mit christlichen bietet der Cerberus in der Eneis des Heinrich v. Veldeke in der Berliner kgl. Bibl. Er hat scharfe Krallen an den Pfoten, einen Schwanz, der in einen Schlangenkopf ausläuft, und 3 menschliche Köpfe. Dreiköpfig ist auch Dante's Cerberus und der im Triumphe des Todes im Campo Santo zu Pisa. Zu den 3 Köpfen, von denen der mittlere beinahe menschlich aussieht, hat ihm der Künstler überdies Flügel gegeben. Er steht aufrecht auf den Hinterbeinen, verschlingt mit dem mittleren Rachen einen Menschen und hat noch zwei andere gepackt. Vgl. Carl Meyer, Der griechische Mythus in d. Kunstwerken d. Mittelalters, Repert. f. Kunstw. XII. p. 159 ff. — In Frankreich finden sich nach Didron (Note 2 zu pag. 105 von Schäfer's Ausg. d. Malerbuches v. B. Athos) Beispiele dreiköpfiger Darstellungen a. d. frühen Mittelalter, so zu St. Bazile von Etampes, Skulptur d. 12. Jahrh.

Hades hinabgeflüchtet und diesen bewogen, seine Thore zu schliessen, damit Christus nicht bei ihm eindringe. Hades redet dabei den Teufel mit obiger Bezeichnung an. Derselbe Ausdruck (triceps Beelzebub) kehrt in zwei lateinischen Handschriften eines apokryphen Evangeliums wieder (Thilo, cod. apokr. N. T. I p. 729 not.) Sonst finden sich auch noch, gleichfalls an antike Vorstellungen anknüpfend, die Bezeichnungen Cerberus und Hydra, beide mit dem Begriffe der Vielköpfigkeit.

Die bildende Kunst des frühen Mittelalters fusst im Allgemeinen bei den Darstellungen der Teufel auf der bekannten Stelle Psalm 91, 31 der Vulgata, wo von dem Schutze der Frommen durch den Herrn und seine Engel gehandelt wird: „Super aspidem et basiliscum ambulabis et conculcabis leonem et Draconem.“ Alle vier hier genannten Thiere wurden als Personificationen des Bösen aufgefasst und von der Kunst als vier verschiedene Typen behandelt. Den Aspis bildete man nach Psalm 57, 5: „Furor illis (sc. peccatoribus) secundum similitudinem serpentis sicut aspides surdae et obturantis aures suas“ und gab ihm einen Schlangenschweif, hundeartigen Kopf und lange Ohren; das rechte Ohr legt er auf die Erde und steckt in das linke das Ende seines Schweifes. Den Basilisk dachte man sich entstanden aus dem Ei, das ein alter Hahn gelegt und gab ihm die Gestalt eines solchen, jedoch mit einem Schlangenschweif und einer Krone auf dem Haupte, denn er ist der König der Schlangen und trägt seinen Namen von βασιλευς[43]). Plinius bemerkt, dass er sich nicht, wie andere Schlangen fortringele, sondern gerade und aufrecht unter ihnen einherschreite. Solinus berichtet dasselbe und Albertus Magnus sagt (de animalibus lib. 25), dass einige Autoren gewissen Gattungen der Basilisken die Flugkraft zutheilen. Vincenz von Beauvais schildert ihn als Hahn mit dem Körper einer Natter. Den Drachen bildete man als Schlange, mit plattem Kopfe, tief gespaltenem Rachen, oft nach den Beschreibungen bei Isidorus von Pelusium und Albertus Magnus mit Flügeln und Tatzen. Diese drei Fabelthiere, die wir schon bei antiken Schriftstellern (ausser Plinius und Solinus noch bei Gallienus und Avicennus) finden

---

43) Er wird auch Regulus genannt. Im cod. Vatic. Palat. 833 heisst es, die Worte des Psalmisten variirend: Filius ecce Dei conculcat colla leonis, quem metuunt Regulus, aspis et ipse draco. Vgl. Dümmler, poetae lat. aevi carolini.

werden im Verein mit dem Löwen im Mittelalter zu Hauptvertretern der bösen Gewalten, zum Tetramorphos des Bösen und von der Kunst in verschiedenen Variationen und Combinationen angewandt. Alle genannten Arten finden sich vereint auf dem Sockel der Christusstatue am Portale der Kathedrale von Amiens, wo sie mit Anspielung auf die Worte des Psalmisten von dem Erlöser mit Füssen getreten werden. Der Basilisk erscheint hier deutlich als Hahn, jedoch mit Schuppen anstatt der Federn bekleidet. Die Vereinigung aller vier Arten auf einem Bilde ist selten, die charakteristischen Merkmale sind nicht immer scharf ausgeprägt und der Phantasie der Künstler, die in solchen Dingen unerschöpflich war, unterworfen[44]). So geben sie

44) Vgl. A. Reichensperger, Kölner Domblatt 1845. Nr. 12. — Bullet. monum. VII. p. 145 ff. — Die Verbindung von Hahn und Schlange ist eine Erfindung der Gnostiker. Auf Abraxasgemmen erscheint oft die Gestalt des Phanes, des urweltlichen Lichtwesens in der orphischen Götterlehre des griechischen Mythos, des Vaters aller Götter. Er hat den Oberleib eines Mannes mit Hahnenkopf und 2 Schlangenfüssen, welche oft in Schlangenköpfe auslaufen und hält in der einen Hand eine Geissel, in der anderen einen Schild. Vgl. Bellermann, Versuch über die Gemmen der Alten mit dem Abraxasbilde, 1817. — Rollet, a. a. O. p. 322. — Die berühmte Skulptur an der Kathedrale von Amiens hat ihr Vorbild schon im christlichen Alterthume. Auf einer Lampe des 5. Jahrh. steht Christus, mit der Kreuzeslanze einer Schlange den Rachen durchbohrend — auf der einen Seite erscheint der Basilisk — soweit bei der Kleinheit der Darstellung kenntlich — mit emporgerichtetem, dickgeschwollenem Oberleibe, einem Kamm auf dem Scheitel und Schlangenschweif; auf der anderen windet sich ein viperartiges Thier, der Aspis; unten der Löwe. Abb. bei Kraus a. a. O. II. p. 734. — Auf einem italienischen Elfenbeinrelief des 10. Jahrh. (abgeb. bei Didron, p. 302) tritt Christus auf den Löwen und den Drachen; dieser in Form einer langgeschwänzten Eidechse, ihm zur Seite der Aspis in Schlangenform und der Basilisk, natürlich gebildet. Ausdrücklich durch die Aufschrift Basilisk bezeichnet findet sich die Combination von Hahn und Schlange auf einem Bilde des 12. Jahrh. in der Kirche zu St. Foi (abgeb. bei Caumont, hist. de l'archit. réligieuse, Paris 1841 p. XV. add.). Den ganzen Tetramorphos des Bösen vereinigt die Federzeichnung der Kreuzigung im Codex „De laudibus Crucis“ aus dem St. Emmeranskloster in Regensburg in der Münchener Bibl., 12. Jahrh. Der Längsbalken des Kreuzes durchbohrt hier vier über einander angeordnete Thiere, die durch Beischriften als Löwe, Drache, Basilisk und Schlange bezeichnet sind. Vgl. Stockbauer, a. a. O. Auf dem romanischen Portale zu Remagen erscheint der Basilisk als Hahn mit gekröntem männlichen Kopfe und Schlangenschweif. Vgl. Braun, Bonner Winkelmannsprogramm 1859. Ein Basilisk mit Hahnenkörper, Schlangenschweif

dem Basilisken z. B. mitunter einen Menschenkopf mit Krone, um seine königliche Würde recht deutlich auszudrücken; oft nähert er sich der Gestalt des Drachen, indem man die Beine stärker bildet und seinen Hals verlängert, wobei jedoch der Kopf den vogelartigen Charakter und den Hahnenkamm behält, wenn auch letzterer meist weit von Naturwahrheit entfernt ist. Am phantastischesten sind die verschiedenen Combinationen des Tetramorphos des Bösen am Fusse der romanischen Ceroferarien verwendet, wo sie die lichtscheuen Elemente, die Träger des negativen Principes versinnlichen. Aus der Antike herübergenommen, welche einander zugekehrte Greife, in Schlangen endigende Drachen rein ornamental, ohne symbolische Bedeutung auf Kandelaberfüssen verwendet hatte, wurden sie von der romanischen Kunst mit menschlichen Gestalten in Verbindung gebracht und daraus entstanden Drachenreiter, Kämpfe zwischen Unholden, zwischen Menschen und Fabelthieren, die sie bedrohen, umwinden, zu verschlingen oder zu beissen suchen[45]). Das Licht und der aus diesen Kampfgruppen frei emporragende Leuchterschaft wurden auf Christus als den Erleuchter der Welt, den Besieger der Finsterniss gedeutet, deren Repräsentanten den Fuss umgeben und damit derselbe Gedanke zum Ausdruck gebracht, wie auf der Skulptur des Portales von Amiens, aber auch auf dem Relief der

---

und gekröntem Menschenkopfe findet sich auf einer Skulptur in St. Savin (Vienne). Vgl. Auber, a. a. O. III. p. 465 f. — Auf einem Glasgemälde der Kathedrale von Tours (13. Jh.), welches die Kreuzigung mit ihren testamentarischen Vorbildern enthält, findet sich Moses mit der ehernen Schlange in Gestalt des Basilisken; dieser sitzt als Hahn auf einer Säule, die er mit seinem Schlangenschweife umwindet. Abb. bei Piper im Evang. Kalender 1857 p. 50. Dasselbe auf einem Glasgemälde in Le Mans, abgeb. bei Cahier, nouveaux mélanges d'archéol. Paris 1874, p. 97. Basilisken- oder drachenartig ist auch die Figur, die im Vereine mit einem Löwen unter den Füssen des Pfalzgrafen Heinrich auf dem Grabmale der Abteikirche zu Laach ruht (Ende des 13. Jahrh.). Der Kopf derselben ist verstümmelt, wohl aber kann man den Vogelleib mit Flügeln, Vogelbeine mit 3 Krallen und den Schlangenschweif unterscheiden. Einen Basilisk darf man wohl auch in der linken Eckfigur eines romanischen Reliefs im Trierer Museum von der Burg zu Mürlenbach (abgeb. im Corresp.-Bl. d. Westd. Z. f. G. u. K. 1884, p. 187) erkennen. Er hat einen geschnäbelten Kopf, spitze, aufrechtstehende Ohren, Flügel, Vogelfüsse und Schlangenschweif. In der r. Ecke ein ähnliches Fabelthier, mit Hundekopf, Flügeln, Löwenfüssen und Schlangenschweif, also ein Drache.

45) Vgl. A. Springer, ikonogr. Studien. Mitth. d. C. C. 1860, p. 309 ff.

Externsteine. Oben triumphirt Christus durch seinen Opfertod über die Erbsünde, die Stunde ist gekommen, in welcher er die Pforten der Vorhölle mit der Kreuzesfahne aufstossen wird, um der Menschheit Erlösung zu bringen; unten umschlingt der Dämon des Bösen in ohnmächtiger Wuth das erste Menschenpaar, das vertrauend und dankend zu dem Erlöser emporblickt[46]). Der *τρικεφαλος Βεελζεβουλ* des Eusebius ist der Gestalt des Basilisken angepasst worden; sein Vorderleib ist der eines Hahnes, „er schreitet gerade und aufrecht einher", seine Flügel sind an den Leib geschlossen, sein langer schlangenartiger Hals biegt sich unter Adams Arm hindurch nach abwärts, der jetzt abgestossene Kopf biss in dessen Körper und ragte, wie viele andere Theile des Reliefs ursprünglich stark über die Fläche hinaus; vielleicht trug er auch eine Krone. An die antiken Vorstellungen des Cerberus anknüpfend, gewann der Schöpfer des Reliefs zugleich eine symmetrische Kunstform, indem er den Basilisk in zwei, anstatt in eine Schlange ausgehen liess, die sich nach beiden Seiten fortringeln und so die Basis des oberen Reliefs konsolartig verstärken konnte. Die Schlangen enden in Köpfe mit den langen Ohren des Aspis — eine Häufung diabolischer Motive, welche wohl geeignet war, das Ungeheuer als den teuflischesten aller Teufel erscheinen zu lassen.

Der ideelle Zusammenhang der oberen mit der unteren Gruppe des Reliefs wird verstärkt durch die lokale Vermittlung derselben, welche in zwei Legenden gegeben ist, in der schon bei Origenes vorhandenen, der zufolge sich Adams Grab auf Golgatha unter dem Kreuze Christi befand, andererseits in der Sage, dass das Kreuz aus dem paradiesischen Lebensbaume gefertigt worden sei. Erstere ist in verschiedenen Varianten vorhanden u. A. in der legenda aurea des Jacobus a Voragine in der Fassung, dass nach der Sintfluth die Gebeine Adams von Noë unter die drei Söhne vertheilt wurden; den Kopf habe Sem bekommen und ihn auf Golgatha begraben. Daher die oft vorkommende Darstellung eines menschlichen

---

46) Bei Kirchenschriftstellern des 4. u. 5. Jahrh. entwickelt sich das Kreuz zu einem Sinnbilde des Universums. Julius Firmicus Maternus (de errore profan. rel. cap. 22) erklärt die Querarme für Ost und West, den Längsbalken für Himmel und Erde. Vgl. Zestermann, das Kreuz Christi, p. 31. — Oben im Himmel erblicken wir Gott, Sonne und Mond, unten im Abgrunde die Vorhölle mit dem bösen, Adam und Eva umschlingenden Dämon.

Kopfes unter dem Kreuze, der sich später in einen Totenkopf verwandelt. Von Eva spricht die Sage nicht, welche besonders in der Zeit der ersten Kreuzzüge blühte[47]). Man hatte damals, wie der Mönch Epiphanius bezeugt, auf Golgatha eine Adamskapelle errichtet, an derselben Stelle, wo er durch Christi Blut wieder erweckt worden sein soll[48]). Eine Verbindung dieser Sage mit der

47) Gleichwohl erscheint sie mit Adam oft unter dem Kreuze; dann sind es nicht sowohl die Leiber der ersten Eltern im Grabe, die dargestellt sind, sondern ihre Seelen in der Vorhölle, auch wenn sie ober der Erde, am Fusse des Kreuzbalkens erscheinen. Garucci bildet in der storia dell' arte ital. pitt. VI. tab. 434—435 mehrere flachrunde Fläschchen zur Aufbewahrung des h. Oeles aus Jerusalem ab. Auf sechs derselben befinden sich Darstellungen der Kreuzigung mit den beiden Schächern. Das mittlere Kreuz hat lateinische Form, darüber schwebt das Brustbild Christi. Nur einmal ist der Erlöser in ganzer Gestalt gegeben; er hat den Kreuznimbus und steht auf dem Boden mit wagerecht ausgestreckten Armen, jedoch ohne Kreuzbalken, so dass seine Stellung selbst ein Kreuz bildet. Auf allen Stücken sind jedoch die Schächer an Kreuzen befestigt. Am Fuss des mittleren Kreuzbalkens knieen Adam und Eva mit betend ausgestreckten Händen. Sie sind nur einmal nackt, sonst trägt A. einen Lendenschurz, E. ein langes Gewand, oder beide Lendenschürze. Die Erscheinung einer in ein langes Gewand gekleideten Eva kommt also nicht bei den Externsteinen vereinzelt vor. — A. und E. knieen vor einem ganz aus Blumen gebildeten Kreuze in Monza (vgl. Millin, Lombard. I. 603); ebenso in den Miniaturen des Herrad von Landsperg und auf einem Elfenbeinrelief im Dresdener Museum (abgeb. b. Dewitz a. a. O. tab. 12, Fig. 4). Der Kopf Adams kommt unter dem Kreuze vor auf einem Kruzifixe des National-Museums zu München, einer Elfenbeintafel des christlichen Museums im Vatican, einem Kruzifixe zu Inichen in Tyrol u. a. (vgl. Otte und aus'm Werth a. a. O.). Als Büste erscheint Adam unter dem Kreuze im Cod. Nr. 142 A. 124 des Trierer Domes (um 1200, wohl in Paderborn geschrieben. Vgl. Beissel in d. Zeitschr. f. christl. K. I. sp. 133 ff. mit Abbildung). Gewöhnlich erscheint er in Halbfigur aus dem Grabe auferstehend: Auf einem Vortragekreuz d. 12. Jh. und einer Limusiner Emailplatte ders. Zeit im Germanischen Museum, auf einem emaill. Buchdeckel der Sammlung Wallerstein in Schloss Maichingen (11. Jh.), einem Elfenbeinrelief, welches den Deckel eines Evangeliencodex verziert (abgeb. bei Hefner I. tab. 55, rheinisch, 12. Jh., u. A.). Durch Christi Blut wird A. auferweckt auf einem Glasfenster der Kathedrale von Beauvais (Didron, manuel p. 197). In der Kreuzigungsgruppe von Wechselburg fängt er das Blut in einem Kelche auf. Mitunter steht der Kelch zur Aufnahme von Christi Blut allein unter dem Kreuze. — In einer Abdinghofer Handschrift, jetzt in der Kasseler Bibl. Th. fol. 60, gleichen Ursprunges mit unserem Relief, doch älter, noch vor Meinwerk's Tode (1036) entstanden, windet sich am Längsbalken die Schlange empor, während die Terra, auf dem Boden sitzend, einen kleinen nackten Menschen zum Kreuze emporhebt. Es ist Adam als Vertreter des erlösten Menschengeschlechtes, jedoch losgelöst von der Legende. (Vgl. Janitschek, G. d. D. Malerei p. 100.)

48) Vgl. Piper im evang. Kalender 1861, p. 23.

vom Lebensbaum stellt die von Cornelius a lapide in Genes. II. 9 gegebene Version dar, nach der Adam einen Kern des Apfels aus dem Paradiese mitnahm und ihn im Munde behielt, als er starb. Aus seinem Grabe erwuchs nun der Baum, der das Holz zum Kreuze Christi lieferte, der neue Baum des Lebens, aus dem Baume der Erkenntniss. Der ursprüngliche paradiesische Lebensbaum ist von dem Baume der Erkenntniss verschieden; Adam und Eva wurden aus dem Paradies vertrieben, damit sie nicht auch noch von ersterem, dessen Früche nur für die Seeligen und Reinen reifen, essen sollten. Erst mit dem 8. Jahrh. suchten namentlich die abendländischen Kirchenschriftsteller, beide mit einander zu verschmelzen und einen genealogischen Zusammenhang zwischen dem Kreuze und ihnen herzustellen[49]; das Anbringen der Schlange oder des Drachen am Ende des Längsbalkens beruht auf dieser Cumulirung vom Baume des Lebens und jenem der Erkenntniss[50].

---

49) Vgl. Hofmann, Apokr. 430. Menzel, Symbolik, I. p. 114. -- Nach der Legenda aurea nahm Adam einen Zweig vom Baum des Lebens aus dem Paradiese mit, Seth pflanzte denselben ein und es erwuchsen daraus 3 Stämme, die zu einem verschmolzen. Moses brach davon seinen Stab, Salomo liess den Baum fällen, um ihn als Säule zu seinem Palast zu benutzen, aber er blieb entweder zu kurz oder zu lang, so viel man ihn auch bearbeitete. Später zimmerte man daraus das Kreuz Christi. (Menzel a. a. O. I. 511.) Eine andere Sage lässt Seth 3 Samenkörner aus dem Paradiese erhalten und an verschiedenen Orten einpflanzen, aus denen dann der dreifache Wunderbaum des Kreuzes entsteht. (Vgl. Zöckler, das Kreuz Christi. Gütersloh, 1875.) Eine directe genealogische Ableitung des Kreuzes vom Baume der Erkenntniss ist in dem oben angeführten Versus des Cornelius a lapide ausgedrückt. — Diese Legendenbildung blühte am meisten im Zeitalter der Kreuzzüge, in welchem das Relief der Externsteine entstand. Früher war das Kreuz mit dem Baume der Erkenntniss, wenn auch nicht in genealogischen Zusammenhang, so doch in Parallele gebracht worden. In Alcuins carmen 109 z. B. heisst es:

Per tactum ligni paradisum clauserat Adam,
Perque crucis lignum Christus reseravit Olympum.

Ein Versus super crucem aus karoling. Zeit, im Appendix ad carm. Petri et Pauli Nr. 48 lautet:

Adam per lignum mortem deduxit in orbem,
Per lignum pepulit Christus ab orbe necem.

(Vgl. J. v. Schlosser, Schriftquellen z. G. d. Karol. Kunst, Wien 1892, p. 358.) Im Verfolge dieses Zusammenhanges gelangte man im 12. Jahrh. zum vegetativen Kreuze.

50) Die Schlange findet sich schon in karoling. Zeit häufig am Kreuzesende. Vgl. Vöge, a. a. O. p. 115 not. 9. Ausser den dort angeführten Beispielen noch im Enchiridion precationum Karls d. Kahlen zu Paris, im Sacramentarium zu Metz; später auf dem Deckel eines Evan-

Abgesehen von seinem ikonographischen Gehalt fällt das Relief durch seine ungewöhnliche Grösse auf. Diese hat freilich die Technik nicht gerade günstig beeinflusst, denn die Arbeit ist sorgfältig, jedoch unsicher, man merkt, dass es dem Künstler an gleichartigen Vorbildern fehlte. Zu grösseren Steinarbeiten gab die frühromanische Architektur noch wenig Gelegenheit, der Plastiker konnte seinen Stil nur an Elfenbeinarbeiten und Goldschmiedewerken bilden, bei denen es ja nicht an leicht einführbaren Vorbildern fehlte. Die wenigen grösseren plastischen Werke des 11. Jahrh. in Deutschland zeigen denn auch mehr oder weniger ihre Abhängigkeit von der Kleinplastik, wenn sie nicht etwa, wie z. B. die Skulpturen an der Stiftskirche von Andlau schlecht und recht in Relief übertragene Miniaturmalereien sind; solche waren es auch, die Bernward von Hildesheim beim Gusse seiner Bronzethüren und seiner Säule vorlagen [51]). Ein direktes Vorbild aus dem Gebiete der Miniaturmalerei und der Kleinplastik ist für unser Relief nicht nachzuweisen; im Allgemeinen folgt die Composition dem Schema, welches im 11. Jahrh. feststeht, ist aber in sehr wichtigen Einzelheiten (der segnende Gott, Nicodemus, unteres Relief) selbständig. In der Bildung des herabsinkenden Leichnames folgt der Künstler in übertreibender Weise einem Typus aus ottonischer Zeit, welcher von der nachkarolingischen Kunst in Deutschland im Gegensatze zu dem byzantinischen festgehalten wird. Aber es ist unwahrscheinlich, dass der Künstler

---

geliars aus der Zeit Heinrichs IX. in München, Staatsbibl., abgeb. bei Förster (grosser Drache mit offenem Rachen). Das Elfenbeinrelief auf dem Deckel eines Evangeliencodex im Darmstädter Museum (rheinisch, 11. Jahrh., abgeb. bei Hefner a. a. O. I. tab. 55) zeigt unter dem Fussbrette einen Kelch, darunter einen Drachen mit Hundekopf und Schlangenschweif und Adam, aus dem Grabe auferstehend. Eine andere, ebendaselbst befindliche Elfenbeintafel auf dem Deckel eines Evangeliencodex aus Trier (?, 12. Jahrh.) hat unter dem Fussbrett einen geflügelten Drachen mit senkrecht emporgestrecktem, hundeartigem Kopfe, umgelegten Ohren und geringeltem Schlangenschweife. Aehnliches auf einem Elfenbeinrelief des 11. Jahrh. im Kunstgewerbemuseum zu Köln. Das Motiv ist auch in der byzantinischen Kunst heimisch, wie die sog. Athoskreuze beweisen. Vgl. Dobbert, Lützow'sche Zeitschr. 1871, p. 87. — Auf Münzen der constantinischen Zeit erscheint der Drache vom Labarum durchbohrt.

51) Ueber den Einfluss der Miniaturmalerei auf die Plastik vgl.: Springer, Die deutsche Kunst im 10. Jahrh. Westdeutsche Zeitschr. f. G. u. K. III. p. 201 ff.

bei der Aufgabe, ein Bild in dem lebenden Stein zu schaffen, ganz auf sich allein angewiesen war; ich möchte vielmehr glauben, dass er am Rhein römische Mithräen gesehen hat, oder ähnliche Grottenheiligthümer mit Felsenreliefs, wobei ich freilich die Annahme, dass er an den Externsteinen selbst etwas derartiges vorgefunden hat, nicht theile. Die Technik des Reliefs erinnert an römische Steinarbeiten. Die natürliche Gestaltung des Felsens, der nicht ganz senkrecht abfällt, sondern nach unten vorspringt, ist bei der Bearbeitung in Rechnung gezogen und der Grund, auf welchem sich die Figuren erheben, ungleichmässig vertieft. Die Vorliebe dafür, einzelne Theile sehr stark, mitunter ganz frei hervortreten zu lassen, hat der Künstler mit Bernward von Hildesheim gemein, der seinerseits ja die spätrömische Relief-Tecknik in Rom selbst studirt hat. Die oberen Theile sind ziemlich flach gehalten, während die unteren, namentlich die Sockelgruppe, bis zu 24 cm. vorspringen, was offenbar damit zusammenhängt, dass die Gestaltung des Felsens an den unteren Theilen dem Künstler eine vollere plastische Behandlung nahelegte, um eine möglichst senkrechte Bildfläche zu erzielen. Einzelne Theile, wie die Beine Josefs, der linke Arm Adams, der rechte Evas, der Kopf des Basilisken und einzelne Windungen der Schlangenfortsätze ragten ganz aus der Fläche heraus, andere, wie der Kopf der Seele auf dem Arme Gottes, der des Johannes, die Beine des Nicodemus, sprangen in starkem Relief vor. Die Köpfe zeigen, soweit sie vorhanden sind, geradlinige flache Formen, Glotzaugen, die Haarparthien sind sorgfältig abgetheilt und leicht gewellt, theilweise an den Enden geringelt. In den Proportionen der Gestalten lassen sich deutlich zwei Typen unterscheiden; die h. Personen, der Gekreuzigte, Maria und Johannes sind langgestreckt, Josef und Nicodemus kürzer und gedrungener. Auch in der Tracht treten zwei verschiedenartige Elemente auf; sie ist bei Gott Vater und Johannes die antike, bei Maria, Josef, Nicodemus und Eva die heimische. Lübke sieht in dieser Mischung einen Beweis für das Erwachen des germanischen Bewusstseins in der Kunst, wobei er, wie erwähnt, Josef und Nicodemus römische Tracht beilegt. Wenn letzteres richtig wäre, müsste es verwunderlich erscheinen, dass der Künstler bei profanen Personen, denen die Tradition keinen bestimmten Typus vorschrieb, auf fremde Vorbilder zurückgriff, während er Maria, deren Tracht von der altchristlichen Zeit her feststand, zu einer deutschen Frauengestalt machte. Der Neuerer wählt sich ja

doch naturgemäss in erster Linie die profanen Personen, welche keinen durch Tradition geheiligten Typus besitzen, um denselben seinen nationalen und individuellen Charakter aufzuprägen. Ich möchte daher umgekehrt lieber auf das Eindringen fremder Elemente in die heimische Kunstweise schliessen. Der Schöpfer des Bildwerkes steht noch mit einem Fusse in jener naiven Kunstweise der ottonischen Zeit, welche ihren Hauptsitz in Sachsen, zumal in Hildesheim hatte; ihr sind die kurzen gedrungenen Gestalten eigenthümlich, die grossen Köpfe und plumpen Füsse, die Uebertreibungen in den Geberden und im Ausdrucke. Dieser Typus ist nicht von Bernward erfunden worden; jede primitive Kunst, auch die archaische Kunst der Griechen liebt übermässige Hervorhebung des Kopfes und der Extremitäten bei kurzen und starken Proportionen des Körpers und selbst die karolingischen und die rheinischen Arbeiten des 10. und 11. Jahrh. zeigen, soferne sie nicht auf directer Nachbildung antiker oder frühchristlicher Vorbilder beruhen, ähnliche Eigenthümlichkeiten[52]). In diesen naiven heimischen Stil werden fremdartige Elemente hineingetragen, welche auf antiken Ursprung zurückgehen. Die Vermittlung derselben wurde früher ganz allgemein der byzantinischen Kleinkunst zugeschrieben, während man ihr gegenwärtig nur eine verhältnissmässig geringe Einwirkung auf die abendländische Kunst zuweist, welche deren naturgemässe Entwicklung nicht unterbrach. Es ist hier nicht der Ort, auf die sog. byzantinische Frage näher einzugehen, welche in Bezug auf die Plastik leider noch nicht so gründlich untersucht ist, wie bei der Miniaturmalerei. Einige Forscher, wie Beissel verfallen in das entgegengesetzte Extrem, indem sie allen und jeden byzantinischen Einfluss auf die abendländische Kunst leugnen. Damit sind die zahlreichen Fälle von directer Nachbildung byzantinischer Elfenbeinschnitzwerke durch deutsche Künstler, sowie die Nachahmung byzantinischer Miniaturen, die Vöge in deutschen Handschriften des 10. Jahrh. nachweist, schwer zu vereinen[53]). Zur Verbesserung des in nach-karolingischer Zeit etwas verwilderten heimischen Stiles, zum Wiederaufleben der antiken Elemente werden neben karolingischen und altchristlichen auch byzantinische Muster mitgewirkt haben. Dabei

---

52) Vgl. Bode, Gesch. d. D. Plastik. Noch im 12. Jahrh. tritt dieser Stil in den Holzreliefs der Thür von St. Maria im Capitol zu Köln auf.

53) Beissel, Aachener Handschrift p. 106. Vgl. hiezu Vöge a. a. O.

ist freilich nicht zu übersehen, dass die Aufgaben, welche die Porträtbildnerei von der Zeit Heinrichs II. an der Plastik stellte, wesentlich dazu beigetragen haben, die Verhältnisse der Gestalten schlanker, die Bewegungen gemessener, die Haltung würdevoller zu machen; es bleiben aber als Erbe der alten naiven Weise die Glotzaugen noch übrig, die starre Leere im Ausdrucke, die plumpen Hände und Füsse[54]). Unser Relief fällt in jene Uebergangszeit, in

54) In die nämliche Entwicklungsperiode wie unser Relief fallen die bronzene Grabplatte Rudolf's von Schwaben im Dome zu Merseburg (wohl bald nach dem Tode desselben 1080 ausgeführt), die des Erzbischofs Giseler im Dome zu Magdeburg, das sog. Grabmal Wittekinds in Engern, zwei Holzfiguren Mariae und Johannis von einem Triumphkreuze aus Inichen in Tyrol, im Museum W.-R. in Köln u. A. Bei allen finden wir denselben Typus: Leere schematische Köpfe mit Glotzaugen, langgestreckten Körperbau, Häufung dünner paralleler Falten, grosse, auswärts gestellte und nach unten herabhängende Füsse. Die Grabplatte Wittekind's bildet Hefner a. a. O. II. t. 101 ab, jedoch in sehr freier Weise und mit wiederhergestellter Bemalung, die jetzt bis auf einige kaum erkennbare Spuren verschwunden ist. Es ist eine langgestreckte Gestalt mit bartlosem, leerem Kopfe, die starren Glotzaugen mit Löchern versehen, in welchen früher Augensterne aus Metall oder farbigem Stein eingefügt waren. Die Krone ist rund und mit Spangen verziert, wie die Rudolfs von Schwaben. In der l. Hand hält er ein Szepter, die R. segnet nach dem sog. byzantinischen Ritus. Der Krönungsmantel und das lange Untergewand sind in dünne Vertikalfalten gelegt; am Saume, sowie auf der Krone befinden sich Löcher zum Einsetzen von Glasflüssen oder Metallstücken, wie auch auf der Merseburger Grabplatte. Die mit dem Unterbau aus der Renaissancezeit stammende Umschrift bezeichnet das Werk als Grabmal Wittekind's. Daran ist freilich nicht zu denken. Hefner hält es für den Rest einer fortlaufenden Reihe von alttestamentarischen Fürstenbildern, die einst eine Empore geschmückt haben könnte und versetzt es in das Ende des 12. oder den Anfang des 13. Jahrh. Der Vergleich mit den obenwähnten Bildwerken spricht jedoch für eine frühere Entstehungszeit, etwa die Mitte des 12. Jahrh. Wir finden somit in der Nachbarschaft der Externsteine ein Werk derselben Kunstepoche, das zwar grössere technische Sicherheit bei der Bewältigung des einfacheren Vorwurfes, aber immer noch die unselbständige Verbindung fremder Formen mit dem heimischen Typus zeigt. Beide Orte gehörten zur Paderborner Diözese, deren Hauptstadt seit Meinwerk's Tagen einer der wichtigsten Schauplätze der frühromanischen Kunstthätigkeit war. — Die beiden Holzfiguren Mariae und Johannis im Museum W.-R. zeigen im Gesichtsausdruck und in der Gewandung denselben Charakter, jedoch sind die Köpfe grösser, die Körperformen gedrungener. Es überwiegt hier also noch der einheimische Typus, der sich überhaupt in der Holzskulptur länger zu erhalten scheint als in der Steinplastik und im Erzgusse.

welcher die deutsche Plastik die Derbheit des Bernward'schen Stiles durch Wiederaufnahme antiker Elemente zu mildern suchte, jedoch noch nicht fähig war, sie vollkommen in sich aufzunehmen und neu zu gestalten; daher das unvermittelte Nebeneinander verschiedener Typen und die Sucht, die fremden Eigenthümlichkeiten zu übertreiben, zu vergröbern, wie sie sich namentlich in der überschlanken Bildung des Christuskörpers äussert.

Auf das Urtheil der meisten Erklärer des Reliefs haben die Romantik des Ortes, die ungewöhnlichen Verhältnisse der Arbeit im lebendigen Steine und die Naivität des Bildners, der trotz unzulänglicher Mittel eine grosse Action in einfach klaren Zügen aufbaute, Einfluss geübt. Dem Enthusiasmus gegenüber, zu welchem sich manche versteigen, wirkt das Urtheil Franz v. Reber's, dem ich mich in seinem ersten Theile anschliesse, etwas ernüchternd. Er sagt: „Das Ungeschick äusserte sich nur noch auffälliger, je mehr man sich bemühte, für die Formgebrechen durch Betonung des Geberdenausdruckes schadlos zu halten. So in dem Relief der Externsteine. ... Die Unbehilflichkeit der in Action gesetzten Figuren Josef von Arimathia, Nicodemus und Christus erscheint hier trotz der empfindungsvollen Geberden geradezu kläglich. Eigentliches Naturstudium fehlt dabei gänzlich und nur von fern her klingen klassische Reminiszenzen in den Gewändern nach, welche durch die Monotonie der Faltenbildung etwas archaisches gewinnen[55]).

Als Urheber des Reliefs und der Grottenanlagen gelten die Mönche des Benedictinerklosters Abdinghof in Paderborn. Dasselbe wurde 1014 von Meinwerk durch die Berufung von Cluniazensern aus Lothringen begründet und erwies sich alsbald den Traditionen des Ordens getreu als Hauptträger der Kunst innerhalb der Diözese. War Meinwerk auf Reisen, so führten für ihn die Mönche die Aufsicht über seine Bauten; doch haben sie keinesfalls selbst Hand angelegt, wie ja überhaupt die praktische Ausübung künstlerischer Thätigkeit (mit Ausnahme der Miniaturmalerei) durch Geistliche selten ist. Für den Bau der Bartholomäuskapelle in Paderborn ist

55) Fr. v. Reber, Kunstgeschichte des Mittelalters. Leipzig, Weigel 1886, p. 392 f.

die Berufung fremder, angeblich griechischer, in Wahrheit italischer Werkleute bezeugt[56]); für den Bau des Klosters Schildesche in Westfalen wurden im 10. Jahrh. Bauleute aus Gallien geholt. Ausser solchen wandernden Künstlern und Werkleuten freien Standes, die überall hinreisten, wo sie Arbeit fanden, gab es andere, die als Laienbrüder in einem ständigen Arbeitsverhältniss zu einem Kloster standen. Solche werden es gewesen sein, welche nach der Erwerbung der Externsteine und des umliegenden Gebietes durch das Kloster Abdinghof i. J. 1093 das Relief ausführten und die Grotten, sowie die Kapelle auf dem Felsen zu einem christlichen Heiligthume umgestalteten. Die von dem damaligen Bischof Heinrich II. Grafen von Werl ausgestellte Urkunde erwähnt nichts von etwa vorhandenen Skulpturen[57]). In einer Urkunde von 1621 theilen die Abdinghöfer mit, dass das sacellum am Externstein 1120 ausgehauen worden sei. Frühere auf die Arbeiten daselbst bezügliche Dokumente besitzen wir leider nicht; doch erscheint das Datum annähernd richtig, wenn wir es mit der im Jahre 1838 von E. v. Bandel wieder aufgefundenen Inschrift vergleichen, die sich im Innern der Grotte an der Eingangswand dicht neben der Thüröffnung (B auf Taf. V) hinzieht. Seit dieser Zeit haben sich zahlreiche Berufene und Unberufene um ihre Erklärung bemüht. Schon bei ihrer Verfertigung mag die Stelle, wo sie Platz finden sollte, nicht sehr sorgfältig geglättet worden sein, jetzt ist sie besonders von der zweiten Zeile ab ganz rauh, durch Risse und Löcher entstellt, so dass die Phantasie einen grossen Spielraum in der Entzifferung von Buchstaben aus zufälligen Vertiefungen hat. Sicher ist folgendes:

---

56) Vgl. Nordhoff im Bonner Jahrb. 1893 und ibd. Bd. 84, p. 194. Ueber den Antheil des Klerus an der praktischen Kunstthätigkeit im frühen Mittelalter: A. Springer, Die Künstlermönche im M.-A.

57) Abgedruckt bei Wilmans in den Addit. zum westf. Urkundenbuche. Die übrigen auf die Externsteine bez. Urkunden bei O. Preus, Das Lehen am Externstein, in der Zeitschr. f. G. u. A. Westfalens, 30. Bd. und bei Giefers a. a. O. Anhang. Die Abdinghöfer theilten mit anderen Klöstern und Besitzenden überhaupt zu Ende des 12. Jahrh. die Vorliebe, für Urkundenfälschung zur Erhöhung ihrer Macht und ihres Einkommens. Die grössere Zahl der bis 1162 im Abdinghofer Archiv wie im diplomatischen Apparat der Universitäts-Bibl. zu Göttingen vorliegenden „Originale“ sind Nachbildungen aus d. E. d. 12. Jh. Die Urkunde von 1093 über die Externsteine hingegen ist echt. Vgl. Wilmans, Die Urkunden-Fälschungen im Kloster A., Zeitschr. f. G. u. A. Westfalens 1876, p. 1 ff.

+ANNO·AB·INC·DNI·M·C·XV·IIII·KL
DEDIC✱ THC ARTAPRV
HEINRIC

Die Schriftzeichen sind den spätrömischen Capitalbuchstaben nachgebildet, Abweichungen zeigen sich in der Bildung von A, M und N; sie gehören spätestens der 1. Hälfte des 12. Jahrh. an und zeigen noch nicht die Mischung mit neugothischen Formen für D, E und M, die um die Mitte des Jahrh. beginnt. Die erste Zeile ist scharf eingehauen, ebenso das dedi der zweiten; von da ab sind die Buchstaben kleiner, nur flüchtig vorgeritzt und durch starke Verwitterungen unterbrochen. Die Linien sind durch leicht eingemeisselte Streifen vorgezogen. Der Monatsname am Schlusse der ersten Zeile fehlt, da hier durch die anstossende Thür ein Stück der Kante im Laufe der Zeit abgestossen wurde. Keinesfalls stand er auf der zweiten Zeile, wie Dewitz annimmt, denn eine solche Trennung des Monatsnamens vom übrigen Datum wäre ohne Beispiel; auch schliesst die obere Zeile nicht mit einem Kreuze, K+, wie es am Anfange steht, sondern mit einem quer durchstrichenen L, der gewöhnlichen Abkürzung für Kalendas. Unrichtig ist es ferner, hinter dem grossen Kreuze in der zweiten Zeile eine Fortsetzung des Wortes dedic . . anzunehmen, etwa — tum, denn durch das Kreuz erscheint das Wort doch deutlich genug abgeschlossen, wenn auch das Abkürzungszeichen fehlt. Helwing und nach ihm O. Preuss lesen die Inschrift folgendermaassen[58]: Anno ab incarnatione Domini MCXV. IV. Kalendas . . . dedicavit sanctae cruci templum hoc episcopus Partaprunensis Heinricus. Zwischen dem grossen Kreuze auf der zweiten Zeile und dem ARTAPRV finden sich noch ungefähr in der Mitte Spuren von TH und O, so dass die Lesung templum hoc berechtigt ist. Das Kreuz jedoch als eine Art Bildschrift, als Hieroglyphe aufzufassen, geht nicht an; es kennzeichnet sich durch Form und Grösse deutlich als ein Weihekreuz, es ist achtspitzig, grösser, sorgfältiger und zierlicher ausgemeisselt als das Anfangskreuz und zugleich der deutliche Abschluss des ersten, scharf gearbeiteten Theiles der Inschrift. Das Heiligthum war allerdings, was auch das Relief vermuthen lässt, aber erst 1592 urkundlich bestätigt wird, dem h. Kreuze geweiht. In einer Zeit entstanden, in der man mit dem Schwerte den Ungläubigen die geweihten

58) In der 2. Auflage von Clostermeier's Eggesternstein, 1848.

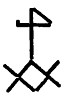
Stätten wieder abgenommen hatte und sich immer wieder aufs Neue zur Vertheidigung derselben und zu Bussfahrten nach Golgatha rüstete, waren die Externsteine einer jener Orte, wohin diejenigen wallfahrteten, die sich nicht an einen Kreuzzuge betheiligen konnten. Sie waren ein Abbild des Grabes Christi und ihr Besuch galt als Ersatz für einen Kreuzzug. Aber in der Inschrift steht nichts davon; sie sagt nur, dass das Heiligthum 1115 von Bischof Heinrich von Paderborn eingeweiht wurde, wobei es zweifelhaft bleibt, ob der Name des Bischofs im Nominativ dastand, oder ob nicht ab . . Heinrico zu lesen ist, denn der blosse Ablativ ohne Präposition, wie Dewitz will, ist bei Weiheinschriften nicht üblich. Der auffallende Unterschied in der Ausführung der Buchstaben vor und nach dem Weihekreuze veranlasste einzelne Forscher zu der Annahme, dass die gegenwärtige Form der Inschrift nicht die ursprüngliche sei, dass sie vielmehr früher in einer Zeile über den Raum hinweggegangen, den jetzt die Thür einnimmt und erst später die zweite und dritte Zeile mit dem durch den Thüreinbruch fortgefallenen Texte ergänzt worden sei. Der Unterschied ist allerdings unleugbar, aber er ist bloss ein technischer, kein im Charakter der Buchstaben begründeter und lässt durchaus nicht auf weit auseinanderliegende Entstehungszeiten schliessen; er erklärt sich vielmehr dadurch, dass die ganze Inschrift ursprünglich in drei Zeilen nur leicht und flüchtig eingehauen und erst später, vielleicht erst nach dem Tode des Bischofs Heinrich die erste Zeile und das erste Wort der zweite Zeile sorgfältiger ausgeführt worden ist. Die ausgeführte Inschrift gibt die Hauptsache, nämlich das Datum und die Weihe, lässt aber den Namen des Weihenden unberücksichtigt und schliesst mit dem üblichen Weihekreuze, das in der ursprünglichen Inschrift jedenfalls nicht vorhanden war, wenigstens nicht an dieser Stelle, da es nur am Ende seinen Platz finden kann; demnach muss auch das Wort vor demselben schon ursprünglich im Particip dagestanden haben und der Name des Bischofs im Ablativ — ab Heinrico — gefolgt sein. Dass die sorgfältigere Ausarbeitung bez. Abkürzung der Inschrift noch in derselben Stilperiode, in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. erfolgte, geht aus dem Charakter der Schrift hervor. Der Name des Bischofs scheint dabei mit Absicht übergangen worden zu sein — aus welchem Grunde, ist natürlich nicht zu bestimmen. Die sorglose Art, mit der man die Inschrift bei der Anlage sowohl, wie später bei der Ausführung behandelte, ist nicht weiter

verwunderlich, da alle Arbeiten an den Externsteinen, mit Ausnahme des grossen Reliefs und der oberen Kapelle den Stempel grosser Flüchtigkeit, des Rohen und Unfertigen tragen und offenbar von dem wechselnden Interesse und den Launen des jeweiligen Abtes von Abdinghof, dem das Heiligthum unterstand, abhängig waren. Im Jahre 1140 scheint die Theilnahme der Mönche an demselben zeitweise ganz erkaltet zu sein, verschiedene noch zu erwähnende Arbeiten blieben unvollendet stehen und nur die Weiheinschrift wurde nothdürftig fertig gestellt. In diesem Jahre übertrugen die Benedictiner nämlich die Seelsorge an dem Heiligthume einem Priester aus dem nahen Horn, während sie bis dahin selbst die gottesdienstlichen Verrichtungen besorgt und dabei an der weiteren Ausgestaltung der Grotten gearbeitet hatten. Erst ein späterer Abt scheint sich wieder des einsamen Gotteshauses im Waldesdunkel angenommen und einige Verbesserungen vorgenommen zu haben, ohne jedoch alles, was seine Vorgänger geplant hatten, zu vollenden. Namentlich dürfte diesem die Vollendung der oberen Kapelle zuzuschreiben sein, welche nach den entwickelten Formen des späten romanischen Stiles, die sich in ihr zeigen, frühestens der 2. Hälfte des Jahrh. angehört.

Dass die Inschrift schon ursprünglich in drei Zeilen angelegt war und sich nicht weiter nach rechts erstreckte, geht auch daraus hervor, dass die Thüröffnung B gleichaltrig ist und nicht, wie Giefers und Preuss annehmen, mit den Befestigungsanlagen entstanden ist, welche der Graf Hermann Adolf zur Lippe 1660 an den Externsteinen anlegte. Dewitz macht nämlich auf die Steinschwelle im Innern vor der Thüröffnung aufmerksam, eine rechtwinklige Platte von etwa 15 cm. H., welche direct aus dem Felsboden der Grotte herausgearbeitet ist und mit diesem zusammenhängt. Sie kann nur gleichzeitig mit der Nivellirung des Bodens hergestellt worden sein, als die Grotten von den Abdinghöfern als Heiligthum eingerichtet wurden. Zur Zeit Hermann Adolfs, in welcher die Grotten bereits profanirt waren, wird man schwerlich sich die Mühe gegeben haben, in ihnen eine so durchgreifende Aenderung vorzunehmen. Dabei ist es aber nicht ausgeschlossen, vielmehr sehr wahrscheinlich, dass die ursprünglich rundbogige Thüröffnung der romanischen Periode, welche ihrerseits die Ausgestaltung einer natürliche Oeffnung des Felsens gewesen sein dürfte, im 17. Jahrh. mit einem wagerechten Sturze versehen wurde, um sie zugänglicher zu machen,

wobei auch die Seitenkanten, namentlich die inneren, abgearbeitet wurden, um die Anlage eines neuen Thürverschlusses zu ermöglichen. Dabei stiess man hart an das Ende der Inschrift im Inneren und zerstörte den Monatsnamen. Auf diese Umänderung der Thür und die Befestigungsanlagen, welche sich an die Vorderseite der Felsen anschlossen, bezieht sich das Steinmetzzeichen (vgl. Fig. 11) rechts neben der Thür, welches seiner Form nach der Renaissance angehört und sich ganz ähnlich unter westfälischen Hausmarken vom E. d. 17. Jahrh. findet[59]). Dass die Thür schon in romanischer Zeit einen Eingang zum Heiligthume bildete, beweist auch die halbrunde Vertiefung neben ihr links an der Aussenseite, mit einem kleineren Loche darüber, die offenbar zur Aufnahme eines metallenen Weihwasserbeckens bestimmt war und die Vogelgestalt, welche über derselben in den Stein eingehauen ist. (Vgl. Taf. IV.) Wenn bei B kein Eingang gewesen wäre, hätte man dieses Symbol gewiss über die grosse rundbogige Thüröffnung C gesetzt, um es nicht isolirt erscheinen zu lassen. Die Gestalt ist roh und unregelmässig vertieft, am Bruststück und an den oberen Theilen der Flügel stärker eingearbeitet, während jede Spur des Kopfes fehlt. Bei seiner flüchtigen Arbeit hat der Steinmetz nicht einmal darauf geachtet, die Figur in der Längenaxe der Thür anzubringen, sie erscheint etwas nach rechts verschoben; man ist jedoch nicht berechtigt, deshalb den Zusammenhang zwischen der Thür

Fig. 11.

59) Friedländer bildet in der Westf. Zeitschr. 1872 die Hausmarken H. Koster's v. J. 1680 und die B. Rolinck's v. J. 1694  ab, die sich beide auf einer Schützenkette zu Münster befinden. Genau dasselbe Zeichen wie an den Externsteinen erscheint als Hausmarke des Peter Scharf 1781 im Gemeindebuche von Franken im Kreise Ahrweiler. Vgl. F. Filippi, „Rheinische Hausmarken" in der Westd. Zeitschr. f. G. u. K. 1880. Aehnlich ist die Hausmarke auf Kirchenstühlen zu Oberwesel, ibd. Nr. 42 und das Zeichen Jörg Syrlins. Die rautenförmige Kreuzung am unteren Theile taucht schon in gothischer Zeit auf. Vgl. die Steinmetzzeichen am Münster zu Ulm (Moriz Ensinger), zu Baden-Baden, an der Barbarakirche zu Kuttenberg etc. bei Rzika, Studien über Steinmetzzeichen, Mitth. d. C. C. N. F. 9, 1883. Nur den unteren Theil hat unser Steinmetzzeichen mit jenem gemein, das sich mit der Jahreszahl 1659 auf dem Portal der chem. Burg zu Horn, in der Nähe der Externsteine findet.

und der Vogelgestalt in Abrede zu stellen. Die Deutung derselben ist durch die Rohheit der Ausführung erschwert, die nichts ist als eine flüchtige Skizze in Stein. Massmann, der das Heiligthum an den Externsteinen und das Relief Karl dem Grossen zuschreibt, dachte an einen Adler als Sinnbild der Ostmark des karolingischen Reiches und veranlasste dadurch auch andere, welche über die Entstehung der Bildwerke besser unterrichtet sind, zu der Annahme, dass hier ein Wappenthier angebracht sei[60]). Die Zeit der Kreuzzüge hat allerdings das Wappenwesen in Deutschland eingebürgert, Ritter schmückten den Schild und Waffenrock mit farbigen Zeichen, um sich von anderen zu unterscheiden, aber die Sitte, ein Bauwerk mit einem Wappen zu schmücken, einem sog. Herrschaftswappen, welches ein Besitzthum anzeigt, ist vor Ende des 12. Jahrh. nicht nachzuweisen. Nur ein solches Wappen wäre hier möglich, dann aber müsste es das des Klosters Abdinghof, des Eigenthümers der Grotten sein, welches schon in romanischer Zeit aufkommt, aber keinen Adler, sondern zwei gekreuzte Schlüssel zeigt[61]). Eine Andeutung dieses Wappens aus einer Zeit, in welcher es noch nicht die spätere, ausgebildete Form hatte, findet sich in den zwei Schlüsseln, welche auf dem Altar der oberen Kapelle eingehauen sind. Es kann sich also nur um ein religiöses Symbol handeln und ein solches finden Giefers und Dewitz in der Taube, dem Sinnbilde des h. Geistes. Die Taube für sich allein, ober der Thür eines Heiligthumes muss aber nothwendig mit der Taufe in Verbindung gebracht werden, die Grotte der Externsteine würde dadurch als Taufkapelle gekennzeichnet werden. In dem einsamen Waldheiligthume wurden jedoch niemals Taufhandlungen vorgenommen, hierzu war die Pfarrkirche zu Horn bestimmt; das Recht der Spendung der Taufe hätte der Kirche der Externsteine vom Abte des Klosters Abdinghof ausdrücklich und ausnahmsweise verliehen werden müssen, wovon nirgends die

60) Noch 1891 hat Fr. v. Löher in der „Kunst für Alle“ die Bildwerke in karolingische Zeit versetzt!

61) An den Reichsadler ist hier nicht zu denken, da ihn die sächsischen Kaiser nicht kannten. Freilich erscheint er bereits um die Mitte des 11. Jahrh. als Wappen der Markgrafen von Oesterreich. Die Ottonen führen ein einfaches Schild mit einem Rund oder einer Kugel, mitunter mit Strahlen oder mit Streifen. Die erste urkundliche Wappenverleihung in Deutschland wird a. d. J. 1128 berichtet; sie erfolgte durch Kaiser Lothar an Ulrich von Hohenlohe. Vgl. Berndt, Hauptstücke der Wappenwissenschaft, Bonn 1841.

Rede ist[62]). Sie war vielmehr eine Wallfahrtskirche mit einer Nachahmung des Grabes Christi, in welcher nach 1140 des Winters zweimal, des Sommers dreimal wöchentlich von dem rector reclusorii, einem Priester der Horner Pfarre, Messe gelesen wurde und sonst wohl ausserdem noch bei besonderen Anlässen, bei den Pilgerfahrten. Ein Theil der Grotten diente Einsiedlern zur Wohnung, welche dafür zugleich die Wartung übernahmen. Aber auch die Grössenverhältnisse der Vogelgestalt — sie misst etwa 1,20 m Breite — sind mit der Vorstellung einer Taube nicht zu vereinigen. Als Sinnbild des h. Geistes wird sie im frühen Mittelalter freilich meist überlebensgross dargestellt, nie setzt sich aber die Kunst so sehr über die Gesetze der Symmetrie hinweg, dass sie der Taube drei Viertel von Mannesgrösse — in diesem Verhältnisse erscheint sie neben den Gestalten des grossen Reliefs — und mehr als die Hälfte von der Höhe der darunter befindlichen Thüröffnung gegeben hätte. Unzweifelhaft ist hier ein Adler und keine Taube dargestellt, aber nicht als Wappenthier, sondern als das Symbol der Auferstehung. Es lag ja nichts näher als mit der Kreuzabnahme und der Grablegung, welche durch das grosse Relief und die Felsenhöhle versinnlicht wurden, auch einen Hinweis auf den künftigen Triumph, auf Auferstehung und Unsterblichkeit zu verbinden[63]). Freilich ist der Adler nicht vollständig, es fehlt ihm

62) Vgl. Fr. A. Koch in der Westfäl. Zeitschr. Münster 1859.

63) Der Adler ist im christlichen Alterthum Sinnbild der Auferstehung des Herrn. „Ein wahrer und eigentlicher Adler ist Christus, unser Herr, dessen Jugend erneut wurde, als er von den Toten auferstand“ (Ambrosius, serm. de perfectione). „Wieder jung werden, wie ein Adler“, heisst es in Psalm 103, 5. Die Eigenschaft sich zu verjüngen wird dem Adler auch in seiner Naturgeschichte bei Epiphan. Physiol. zugeschrieben. Auf einem altchristlichen Sarkophage des Lateran-Museums sieht man über einem Kreuze das Monogramm Christi in einem Lorbeerkranze, der von einem fliegenden Adler gehalten wird; an den Früchten des Kranzes picken 2 auf den Querarmen sitzende Tauben, unten halten 2 Soldaten sitzend Wache. Wir haben hier also in einem Bilde, wie bei den Externsteinen in einer Lokalität, Tod, Grab und Auferstehung verbunden. Vgl. Kraus, R. E. s. „Adler“. Piper, ev. Kalender 1857 p. 46. Im „Titurel“ heisst es, auf jedem Kreuze des grossen Gralstempels habe ein goldener Adler gesessen, als Sinnbild der Kraft Gottes in der Höhe. Auf einem Bilde in der Kathedrale von Lyon fliegt ein junger Adler der Sonne entgegen, in deren drei Hauptstrahlen drei alte Adler sitzen. Während die Adler der Gralsburg ohne Zweifel dieselbe Bedeutung haben, wie der

der Kopf, doch da eine scharfe Abgrenzung des Rumpfes nach oben fehlt, muss man annehmen, dass es nicht beabsichtigt war, ihn kopflos darzustellen. Der Steinmetz dürfte die Umrisse des Adlers in Farbe auf den Felsengrund vorgezeichnet haben und dann darangegangen sein, die Innenfläche zu vertiefen. Dabei bearbeitete er zunächst jene Stellen, an welchen der Stein am meisten vorragte und er demnach mit dem Meissel am tiefsten gehen musste und sparte den Kopf, der auf der zurückweichenden Felsparthie lag und nur ganz flach gehalten zu werden brauchte, um in eine Fläche mit dem Rumpfe zu kommen, zum Schlusse auf. Er kam jedoch nicht mehr so weit, ja er nahm sich nicht einmal die Mühe, die Umrisse sorgfältig auszuarbeiten und das Innere gleichmässig zu vertiefen, sondern liess das Ganze roh und unfertig stehen. Auffallend ist die muldenförmige Einbauchung des Bruststückes, die den Gedanken nahe legte, es könnte beabsichtigt gewesen sein, in den vertieften Untergrund einen Adler aus Bronze einzulassen, dessen Kopf frei aus der Fläche hervorragte. Doch fehlen alle Spuren von Verzapfung[64]).

Für die ursprüngliche Anlage der Thür B spricht noch ein Fund, den G. B. A. Schierenberg 1886 gemacht hat, jedoch

---

Adler auf dem Sarkophage des Laterans, ist die Erklärung, die Menzel in seiner christlichen Symbolik, von letzterem Falle gibt — der junge Adler bedeute die Auferstehung oder besser die Himmelfahrt, die drei alten die Dreifaltigkeit — nicht ganz einwandfrei. Christus erschiene hier doppelt; er fliegt gegen Himmel und empfängt sich selbst im Verein mit den beiden anderen göttlichen Personen! — Im Tympanon über der linken Seitenthür an der Fassade von S. Pietro in Toscanella (10. Jahrh.) erscheint ein Adler, während über der r. Seitenthür Schlange, Löwe und Tiger mit einander kämpfen; hier Sünde, Tod und Verderben, dort Sieg, Erlösung und Auferstehung. Vgl. Archivio storico dell arte II p. 370. Abb.

64) Der „Vogel ohne Kopf" von welchem Piper, Mythol. d. christl. K. I. 463 spricht, ist wohl nur ein Spiel der Phantasie. Der Vogel am Portale von St. Lorenz in Nürnberg z. B. den er anführt, ist ein Adler und hatte ursprünglich, wie sich deutlich erkennen lässt, einen Kopf, der später abgestossen wurde. — Eher könnte man noch, wenn man die rohe Vertiefung nur als Untergrund für die Aufnahme eines Bronzewerkes ansieht, an einen Pelikan denken, der sich mit dem Schnabel die Brust aufreisst, um die Brut mit seinem Blute zu tränken, doch ist dieses, namentlich in der gothischen Kunst so beliebte Symbol des Opfertodes Christi, das an dieser Stelle gut angebracht gewesen wäre, der frühromanischen Kunst noch unbekannt.

seinen Mithrasphantasieen zu Liebe in gewaltsamster Weise missdeutet. Etwa 60 cm unter der genannten Weiheinschrift an der Eingangswand der Hauptgrotte sind nämlich die Umrisslinien einer Fratze eingemeisselt, mit abstehenden Ohren, fletschenden Zähnen und heraushängender Zunge. Sie hat dieselbe Bestimmung, wie die Fratzen und Löwenköpfe an romanischen Kirchenthüren und Portalen, an Burgen und Befestigungsanlagen, als Schreckbild zur Abwehr von Unholden und bösen Geistern zu dienen. Diese Köpfe gehen im Wesen auf das antike Gorgoneion zurück, das gleichfalls als *ἄτοπον* benützt wurde und namentlich in seiner archaischen Gestalt mit den schreckhaften Augen, den vorragenden Hauern, dem grossen verzerrten Munde und der ausgestreckten Zunge, die Phantasie des frühen Mittelalters beeinflusste. Es bleibt in seinem menschlichen Character an Masken, an Kapitellen, Archivolten, Stadtthürmen bis ins 13. Jahrh. erhalten und bekommt nur durch gewisse Einzelheiten, wie lange Ohren, etwas phantastisch Thierisches; die schlangendurchflochtenen Locken fehlen freilich ganz oder verwandeln sich in Ornamentranken. Dagegen sind die Masken an Bronzethüren schon im 10. Jahrh. zu Thierköpfen geworden, indem man die Locken zur Mähne des Löwen, die fletschenden Zähne, die lang vorstehenden Hauer der archaischen Gorgo zum Löwengebiss umgestaltete. Als Wächter und Beschützer des Gebäudes sind die Masken stets am Eingange, sei es an der Thür selbst, oder im architektonischen Schmucke des Portales, oder in nächster Nähe desselben angebracht. So finden wir auch in der Grotte der Externsteine das *ἄτοπον* dicht am Eingange, der auch aus diesem Grunde als ein ursprünglicher angesehen werden muss, seltsamer Weise aber nicht an der Aussenseite, wie sonst überall, sondern im Innern. Dieses Abweichen von der Regel hatte seinen besonderen Grund. Als die Mönche von Abdinghof die Grotten zu einem christlichen Gotteshause einrichteten, mochten sie weniger die Unholde und bösen Geister fürchten, die aussen ihr Unwesen trieben, als die alten Götter, welchen früher die heidnischen Sachsen an derselben Stätte Opfer dargebracht hatten und die noch immer als böse Dämonen in dem unheimlichen Fels stecken mochten[65]). Die späte Entdeckung dieser Fratze ist

---

65) Das Gorgonenhaupt war als Abschreckungsmittel an den Stadtmauern in Argos angebracht, die den Cyklopen zugeschrieben werden (Pausanias II. 20, 5). An der Südmauer der Akropolis von Athen war ein grosses vergoldetes Medusenhaupt auf einer Aegis zu sehen. (Paus.

dem Umstande zuzuschreiben, dass die Felswand unter der Inschrift, wie noch heute ein grosser Theil des Inneren, mit einem etwa 40 mm dicken Mörtelverputz bedeckt war, der leicht abblättert und mit einer blaugrünen Leimfarbe überstrichen ist. Es ist unbegreiflich, wie Dewitz ihn 1876 für eine „Ausschwitzung des Steines" erklären konnte. Vermuthlich rührt er aus dem 17. Jahrh. her, als man die Grotte einem Förster als Behausung anwies und möglichst wohnlich gestalten wollte.

Links von dem grossen Relief der Kreuzabnahme befindet sich in einer nischenartigen Aushöhlung des Felsens eine Art Hochrelief, eine männliche Gestalt von 1,45 m Höhe, durch den Schlüssel in der Hand als St. Petrus gekennzeichnet (Fig. 12). Neben dieser Gestalt öffnet sich abermals eine Thür (Taf. V, VI, A), welche durch einen schmalen unregelmässigen Gang von Osten her nach der Hauptgrotte führt. Auch über die Entstehungszeit dieser Thür sind verschie-



Fig. 12.

I. 21, 4). — Die vier Fratzen in Basrelief mit ausgestreckter Zunge, welche sich am Thurme der Stefanskirche zu Ladenburg befinden und vielleicht noch vor d. J. 1000 entstanden sind, haben den gleichen Zweck wie die bartlosen grinsenden Masken an den Thorthürmen in Rothenburg ob d. T. (inneres Spitals- und Würzburgerthor). Anklänge an die antike Gorgo, namentlich in der Haarbehandlung und in der absichtlichen Betonung des Schreckhaften, Abstossenden, zeigte die ehem. an einem Thürflügel von St. Severin zu Köln angebrachte Maske. — Einfacher sind die Fratzen an St. Kilian zu Lügde bei Pyrmont (über dem Tympanon) und an der romanischen Pfarrkirche zu Boppard (in den Hohlkehlen der Portallaibung und der Archivolte). Ein Schreckbild derselben Art bildet das schon in Note 44 erwähnte Relief in rothem Sandstein im Museum zu Trier (abgeb. Westd. Z. f. G. u. K., Corresp. Bl. 1884, p. 187), das ursprünglich über dem Thoreingang der Burg zu Mürlenbach (etwa 13. Jahrh.) eingemauert war. Es stellt das Brustbild eines männlichen Scheusales dar, das auf beide Arme gestützt, den Beschauer angrinst, neben ihm in den oberen Ecken ein Basilisk und ein Drache. — Vgl. A. Springer, Ueber die Quellen der Kunstdarstellungen im Mittelalter. Berichte der kgl. sächs. Ges. d. Wissenschaften 1879.

dene Ansichten laut geworden. Während Dewitz sie für gleichzeitig mit dem Relief und allen anderen Arbeiten an den Externsteinen hält, schliesst Giefers aus deren Abschluss in Form eines ganz flachen, der Wagerechten nahen Bogens auf eine spätere Anlage, im 17. Jahrh., andere endlich auf römischen Ursprung. Höchst wahrscheinlich war auch sie schon von der Natur vorgearbeitet, wie dies von dem unregelmässigen Gange gewiss ist, an dessen oberen und östlichen Theilen man den gewachsenen, vom Meissel unberührten Stein sieht; es war ein Felsspalt, der sich wohl nach Osten ins Freie öffnete und Anlass zu theilweiser Erweiterung und Anlage einer Seitenpforte gab. Dafür, dass letzteres schon in romanischer Zeit erfolgte, spricht eben die Petrusgestalt daneben, dass es erst nach Vollendung des Reliefs geschah, geht aus der Abarbeitung der Felsenfläche links vom Relief hervor. Betrachtet man die linke Kante derselben, so fällt es auf, dass der die obere und untere Gruppe trennende Steg beträchtlich über sie frei vorragt, ebenso ein Zipfel vom Gewande der Maria. Das Ende des Tuches, mit welchem der Mond links vom Querbalken des Kreuzes die Thränen trocknet, ist durch die Abarbeitung der Felswand schräg abgeschnitten[66]; dieselbe kann nicht gleichzeitig mit der Ausführung des Reliefs vorgenommen worden sein, denn sonst hätte der Bildhauer mit ihr gerechnet und die Composition mehr nach rechts gerückt, noch weniger aber kann sie — und mit ihr die anstossende Thür zu dem schmalen Gange im Osten — schon früher dagewesen sein. Sie ist vielmehr offenbar erst nach Vollendung des Reliefs entstanden, welches vermuthlich ursprünglich mit der natürlichen unregelmässigen Felskante abschloss, jedoch so, dass dieser Abschluss ungefähr in einer Senkrechten links von dem Zipfel des Thränentuches erfolgte. Durch diese Abarbeitung gewann man erst die Möglichkeit zu einer regelmässigen Thüranlage, bez. zur Ausgestaltung des Loches, mit welchem die Felsspalte ins Freie mündete und indem man von dem Stein das Nöthige stehen liess, zur Anlage der Petrusgestalt. Giefers vermuthet, dass ursprünglich für die andere Seite der Thür ein Hochrelief des Paulus geplant war, so dass die beiden Patrone von Abdinghof beim Eingange

---

66) Die Abbildungen bei Dewitz, Giefers und Massmann sind in diesem Punkte ungenau. Hingegen ist die Abschrägung und das dadurch bewirkte Abschneiden des Zipfels auf der Zeichnung von E. Zeiss bei Thorbecke a. a. O. gut wiedergegeben.

Wache gestanden hätten und schliesst dies aus einer Abbildung der Externsteine in Kupferstich von Elias von Lennep (17. Jahrh.). Aber in dieser, übrigens sehr unzuverlässigen Wiedergabe (es findet sich z. B. über der Thür B anstatt des Adlers ein Kreuz) ist keine Andeutung einer rechts von der Thür stehenden Figur zu erkennen. Die Petrusgestalt ist ganz undeutlich wiedergegeben und unmittelbar an sie anstossend ein Thurm von der Befestigungsanlage des 17. Jh., an dessen unterem Theile sich eine unkenntliche Reliefgestalt befindet. Vielleicht ist dies der Giefer'sche Paulus, welcher dann aber gleichfalls zur Linken von der Thür stehen und kein Seitenstück zu Petrus bilden würde. Wenn man eine zweite Figur in Hochrelief geplant hätte, wäre gewiss von vornherein darauf Rücksicht genommen worden, man hätte, anstatt den Fels glatt abzuarbeiten, rechts von der Thür noch ein Stück stehen gelassen. Die sorglose Art, mit der man bei Abarbeitung des Felsens in die Fläche des grossen Reliefs einschnitt, beweist, dass dies von einer fremden und späteren Hand geschehen ist, die auf den Schöpfer desselben keine persönlichen Rücksichten mehr zu nehmen brauchte. Aber auch hier blieb die Arbeit unvollendet. Die Petrusgestalt ist zwar durch Schlüssel und Spruchband hinlänglich bestimmt, jedoch im ersten rohen Entwurfe stehen geblieben und nicht einmal in voller Länge aus dem Steine herausgearbeitet, denn die Füsse verlieren sich mit dem in beiläufigen Massen angedeutetem Gewande im Felsboden. Von gewaltsamen Verletzungen und Verwitterungen ist nichts zu merken, die klotzigen Umrisse des Schlüssels, wie die Bohrlöcher im Kopfe an den Stellen, wo die Augen angebracht werden sollten, sind vielmehr recht scharf. Alles deutet darauf hin, dass die begonnene Arbeit zum Stillstand kam und nachher in Vergessenheit gerieth, ebenso wie die Inschrift und der Adler über der Thür B[67]).

Der Gang hinter dem grossen Relief (Taf. VI, I) liegt etwas

---

67) Aldenkirchen widerlegt in seinem Aufsatze über die Mittelalterliche Kunst in Soest, Bonner Winckelmannsprogramm 1875 die Ansicht Raoul Rochettes, dass das Schlüsselattribut Petri erst dem späten Mittelalter angehöre. Er hält zwei Schlüssel auf dem Wandgemälde in der Apsis der Patroclikirche zu Soest, Mitte des 12. Jahrh. Petrus mit nur einem Schlüssel findet sich im Fresco der Apsis der Kilianskirche zu Lügde, im Tympanonrelief der Thür zwischen Dom und Liebfrauenkirche in Trier, in Mether bei Dortmund, auf einer Wandmalerei der Dominikanerkirche zu Budweis u. a. a. O.

höher als der Hauptraum (II), in welchen er über einige roh behauene Stufen hinabführt. Nach Osten senkt er sich gegen die Thür, in der Mitte erweitert er sich in Höhe und Breite beträchtlich und zeigt hier in den oberen Parthieen bis dicht an die Petrusthür keine Spur von künstlicher Bearbeitung des Steines durch Meissel und Spitzhacke. Die Verbindung mit dem Hauptraume ist schmaler, etwas niedriger und offenbar künstlich erweitert. Giefers

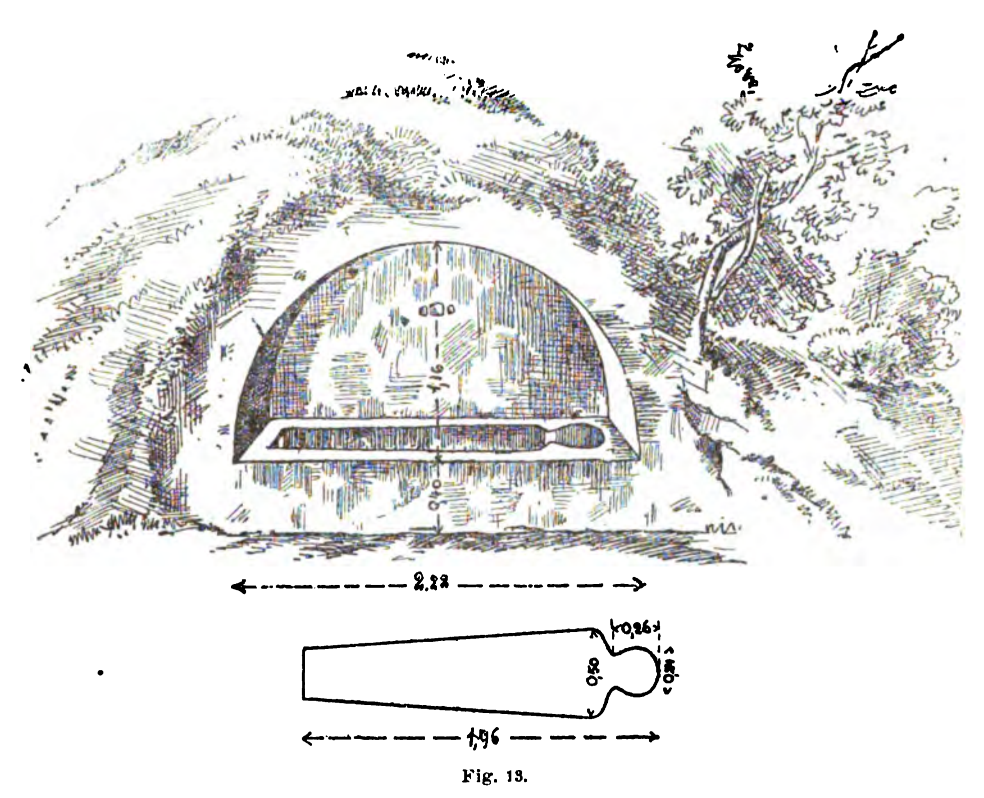


Fig. 13.

vermuthet, dass man diesen Gang, bez. den geräumigsten Theil desselben zur Aufstellung des „heiligen Grabes" benutzt habe und fühlt sich durch diese Annahme veranlasst, demjenigen „heiligen Grabe", welches sich noch jetzt am Fusse des ersten Felsens eingehauen findet (vgl. Fig. 13 u. Taf. VI) eine andere Bestimmung zuzuweisen. Es ist dies ein regelrecht in den Felsen gearbeiteter Sarkophag ohne Deckel, mit einem Ausschnitt für den Körper von der Form, wie sie in romanischer Zeit öfter vorkommt, z. B. auch am Sarkophage des h. Bern-

ward in der Krypta des Domes zu Hildesheim. Darüber befindet sich eine halbkreisförmige Nische mit drei Löchern, einem grösseren und zwei kleineren, in der Mitte. Das ganze ist die Nachbildung eines altchristlichen Arcosoliums. Giefers behauptet, in diesen Sarkophag hätten sich die Pilger zur Busse hineingelegt und beim Niederlassen die drei Löcher zum Festhalten benutzt. Diese Erklärung ist sehr gesucht. Als Stütze hätten die Pilger die Seitentheile des Sarkophages bequemer benutzen können, als die hoch angebrachten Vertiefungen der Nische, die nichts anderes als Verzapfungslöcher zur Anbringung eines Kruzifixes oder einer anderen Skulptur sind. Der Sarkophag aber wurde wohl zu besonderen Zeiten, namentlich in der Charwoche, als Grab Christi eingerichtet, indem man, wie heute noch üblich, eine Holzfigur des göttlichen Leichnams in denselben bettete, was nicht ausschliesst, dass auch der Gang hinter dem grossen Relief zu Zeiten eine gleiche Bestimmung gefunden hat. Er war jedoch schwer zugänglich, die Pilger konnten hier nur einzeln an dem h. Grabe vorbeikommen und das mag Veranlassung gegeben haben, als der Zudrang zu dem Heiligthume stärker wurde und die engen Räume der Grotte die Schaar der Pilger nicht mehr fassen konnten, das h. Grab hinaus ins Freie zu verlegen, die Grotten selbst aber für die Priester und Büsser zu reserviren. — Von dem Boden des Ganges senkt sich ein Schacht durch den Felsen und mündet in einer schmalen, schiessschartenförmigen Oeffnung in der unteren Gruppe des grossen Reliefs. (Vgl. Fig. 10 c und Taf. VI a.) Da er hiemit einen Theil der Schlangenwindung zur Linken zerstört, kann er erst nach Vollendung des Reliefs angelegt worden sein. Der Zweck desselben ist unklar; zum Abflusse von Wasser konnte er nicht dienen, da solches bei der Senkung des Bodens ohnedies gegen die Petrusthür geflossen wäre, für die Zuführung von Luft und Licht war anderweitig zur Genüge gesorgt. Ich vermuthe, dass der Schacht in romanischer Zeit überhaupt noch nicht vorhanden war, sondern erst nach der Profanirung der Grotten entstand; dafür spricht die Form der Oeffnung und ihre Beschmutzung durch Unrath.

Der Hauptraum II ist rechtwinklig angelegt und an den senkrechten Wänden, wie an der tonnenartigen Decke regelmässig behauen. Nächst diesem ist auf den Seitenraum III die meiste Sorgfalt verwandt worden, der ungefähr quadratisch, niedriger und um eine Stufe tiefer ist. Während im Sommer, namentlich zur Zeit der Pilger-

fahrten der Gottesdienst wegen des grossen Andranges jedenfalls im Freien abgehalten und ein Tragaltar vor dem grossen Relief aufgestellt wurde, diente für gewöhnlich der Raum II, die Hauptgrotte, für den Gottesdienst und der Nebenraum III als Sakristei, welcher von ersterem durch eine Holzwand getrennt war, wie die rechtwinkligen Vertiefungen an den Wänden zur Aufnahme der Balken beweisen. Die gleichen Vertiefungen finden sich aber auch rechts von dem grossen rundbogigen Eingange c und an der gegenüberliegenden Wand, so dass demnach die Grotte II in zwei Räume abgetheilt war. Diese hölzernen Zwischenwände dürften erst im 17. Jahrh. angelegt worden sein, als man die Grotten zur Försterwohnung einrichtete und zugleich mit Mörtelbewurf versah. Ursprünglich sind jedoch die Löcher für Verzapfungen an der Längswand gegenüber dem Eingange c, wo ein grösseres Bildwerk, etwa ein Kruzifix befestigt gewesen sein muss. Rechts von dem genannten Eingange befindet sich eine ähnliche Vertiefung für ein Weihwasserbecken, wie aussen neben der Adlerthür.

An der westlichen Schmalseite der Hauptgrotte (vgl. Taf. VI α) ist eine flache nischenförmige Vertiefung in den Fels gehauen, von der G. B. A. Schierenberg wohl mit Recht vermuthet, dass hier ein Durchbruch nach der kleinen rechtwinkligen Höhle IV geplant war, die mit den übrigen Räumen ohne Verbindung ist. Diese liegt in gleicher Höhe, wie die andern, ist jedoch wegen der Senkung des Erdbodens nach Westen hin nur auf Leitern zugänglich und so niedrig, dass ein Erwachsener in ihr nicht aufrecht stehen kann (vgl. Taf. V E). Sie hat daher auch wohl nur als Vorrathskammer oder zur Aufbewahrung von kirchlichen Geräthschaften gedient, wobei ihre hohe Lage, die aus symmetrischen Gründen zu erklären ist, sie vor gewaltthätigem Einbruche schützte; sie öffnet sich nach aussen durch ein rundbogiges Fenster, welches kleiner ist als das gleichfalls rundbogige der Sakristei. Diese Oeffnungen, sowie die Adlerthür sind künstlich angelegt, während die beiden übrigen natürlichen Ursprunges sein und erst in christlicher Zeit ihre jetzige Gestalt bekommen haben dürften. Den Haupteingang bildete vor der Umwandlung der Grotten in ein christliches Heiligthum die grosse rundbogige Thür B, welche aussen an ihrer unteren Hälfte nur eine ganz rohe Bearbeitung der natürlichen Felsöffnung zeigt, die man noch der vorchristlichen Zeit zuschreiben muss, innen jedoch durch Archivolte, Würfelkapiteln und Eckpfeiler gegliedert ist. (Vgl. Fig. 14 und 15.)

Um mehr Luft und Licht zuzuführen, legte man gleichzeitig mit der Romanisirung des Haupteinganges oder nicht viel später zu beiden Seiten ziemlich symmetrisch die Adlerthür und das Sakristeifenster an, erstere ursprünglich gleichfalls rundbogig.

Dass die Anlage der Heiligthümer von den zufälligen Formen einer Naturhöhle abhängig war, geht aus dem verschiedenen Terrain der einzelnen Theile, der verschiedenen Höhe derselben und aus dem Vorhandensein einzelner unbearbeiteter Stellen, wie sie sich nicht nur in dem östlichen Seitengange, sondern auch in der Sakristei finden, hervor. Dort ist auch an der Westseite, nahe dem Fenster und etwas über dem Boden (vgl. Taf. VI β), das in Figur 16 wiedergegebene Zeichen eingehauen. Es ist ungefähr 30 cm lang und aus aneinandergereihten Bohrlöchern gebildet. Die Rune, welche es vorstellt, führt im jüngeren nordischen Runenalphabet, dem jüngeren Futhark den Namen *yr*. Dieses Alphabet unterscheidet sich wesentlich von dem deutschen Runenalphabet, das Rhabanus Maurus veröffentlicht, doch gehen beide auf eine gemeinsame Quelle, die altgermanische Runenschrift zurück, welche noch in den ersten christlichen Jahr-

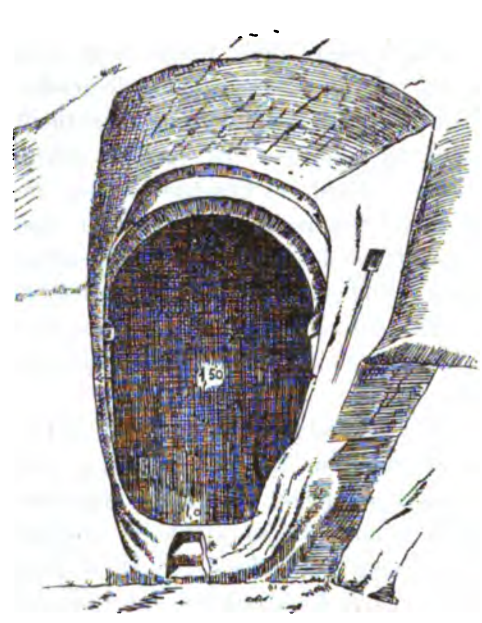


Fig. 14.

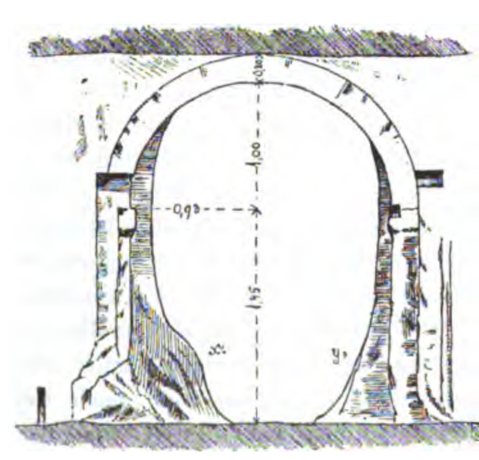


Fig. 15.

Fig. 16.

hunderten in Deutschland in Gebrauch war und sich am längsten bei den Sachsen erhielt, während die Gothen schon im 4. Jahrh. das Wulfila'sche Alphabet hatten[68]). In den ältesten deutschen Sprachüberresten des 8. und 9. Jahrh. ist schon ausschliesslich das lateinische Alphabet verwandt, doch bleibt die Kenntniss der Runen bis in romanische Zeit bestehen. Man darf daher nicht ohne Weiteres aus dem Vorhandensein von Runen auf eine vorchristliche Entstehungszeit schliessen und in der yr-Rune der Externsteine einen Beweis dafür erblicken, dass die Grotten in ihrem Ursprunge auf die heidnische Zeit zurückgehen. Was sollte auch eine vereinzelte Rune besagen? Freilich, so lange man noch an dem mystischen Charakter derselben festhielt, hätte man für die Rune der Externsteine die tiefsinnigsten Erklärungen finden können[69]). Das yr-Zeichen oder wie es ursprünglich hiess, die elgr-, die Elch-Rune, bedeutete Höhle, Leere, Loch; man brachte sie mit der Himmelsrichtung NNW zusammen, mit der Mitternachtsstunde, dem Jahresende, dem Winter,

68) Auch in anderen Theilen des Festlandes, wo Germanen wohnten, hat man einzelne Denkmäler mit der Gattung von Runen gefunden, die in den ältesten Inschriften von Skandinavien und Endland vorkommen. (Vgl. Wimmer, Die Runenschrift. Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Holthausen, Berlin 1887). Entstanden dürfte die Runenschrift etwa im 2. Jahrh. nach Chr. bei der nördlichen Gruppe der ostdeutschen Stämme sein, welche mit den Römern vielfache Handelsbeziehungen hatten. Von da ging sie nach N. und W. weiter, entwickelte sich vornehmlich in Dänemark und Skandinavien, während im westlichen Deutschland die Völkerwanderung störend eingriff und erst im 5.—6. Jahrh. durch einen unbekannten Anstoss eine neue Blüthe hervorgerufen wurde. (Vgl. Henning, Die deutschen Runendenkmäler, Strassburg 1889).

69) Am phantasiereichsten, aber auch verworrensten sind die Erklärungen der Runen in Faulmanns Geschichte der Schrift, Wien 1880, der die Arbeiten von Grimm und Lauth benutzt. Grimm („Ueber deutsche Sprachrunen" p. 316) führt eine Wiener Handschrift des 12. Jh. an, in welcher die einzelnen Buchstaben des Runenalfabets eine mystische Deutung erfahren. Dieser und andere Versuche treten aber erst zu einer Zeit auf, in welcher die Runen als Schriftzeichen schon ausser Uebung waren und den Leuten fremdartig, geheimnissvoll vorzukommen begannen. Die Kennzeichen, welche auf Buchenstäbe geritzt wurden, brauchten nicht eigentlich Runen zu sein. Der Name „Rune" ist wohl älter als die Schriftzeichen und hat mit diesen ursprünglich nichts zu thun. Seine älteste Bedeutung ist „Mysterium, Geheimniss"; man bezeichnete damit vielleicht irgend welche geheimnissvolle Zeichen von magischer Kraft. Vgl. Henning a. a. O.

und man fand in ihr Beziehungen zu dem Thierkreiszeichen der Schützen und damit zu Tyr, dem Todesgotte. So hätte man, zumal die Rune thatsächlich in der NW-Ecke der Grotte angebracht ist, auf die schönste Art beweisen können, dass die Externsteine eine altgermanische Grabstätte wären. Aber die mystische Bedeutung der Runen ist von der neueren Forschung über Bord geworfen, sie sind Lautzeichen wie alle anderen, hervorgegangen aus dem römischen und theilweise noch bis ins 12. Jahrh. hinein bekannt. So findet sich z. B. in dem Münchener Cod. lat. 13067 eine Kreuzabnahme mit der Bezeichnung Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, in lateinischer Sprache durch L bezeichnet, dann in griechischer mit G und in Runen mit B (Barbarica). Den Mönchen von St. Gallen waren die Runen noch lange ins Mittelalter hinein vertraut, ebenso englischen Klostergeistlichen, die davon einen spielenden Gebrauch machten. Ja selbst bis in die Renaissancezeit hinein werden einzelne Runen, sowie lateinische und griechische Buchstaben als Personalzeichen verwandt, darunter die yr Rune sowohl als Steinmetzzeichen wie als Hausmarke, ohne dass diejenigen, welche sie führten, sich noch ihres Charakters als Buchstabe bewusst waren[70]). Auch die Rune der Externsteine ist nichts anderes als die Urhebermarke des ausführenden Steinmetzen; sie stimmt in der Grösse und Ausführung mit anderen romanischen Steinmetzzeichen überein, für

---

70) Vgl. Losch, Runen unter den Steinmetzzeichen, Württemb. Vierteljahrshefte, VIII. 1885, p. 37 ff., mit Nachtrag von Klemm. — Die yr-Rune ist als Steinmetzzeichen verwandt: An der Kaiserpfalz zu Gelnhausen (1164—1169), vgl. Repert. f. Kunstw. XII p. 49, Rziha, Studien über Steinmetzzeichen, Mitth. d. C. C. N. F. 1883. p. 39, der dieselbe jedoch seinem phantastischen Schlüsselsystem anpasst und gewaltsam verändert; an der Westfront des Thurmes des Strassburger Münsters (etwa 1365), vgl. Näher, die Entstehung und Entwicklung der deutschen Steinmetzzeichen, B. J. 88 p. 146 ff. In umgekehrter Form ᛘ als madr-Rune, mehrfach bei Losch a. a. O., als Hausmarke bei Klemm a. a. O., an der Hoch-Königsburg (um 1520). Die Lage und Richtung der Steinmetzzeichen ist selbst in gothischer Zeit verschieden; oft stehen sie umgekehrt, schräge oder wagerecht. Ja selbst an antiken Bauten kommt neben anderen Runen mehrfach die umgekehrte yr-Rune vor, so an der Mauer Roms bei der porta Viminalis, in durchschnittlicher Grösse von 30 cm. Die Mauer gehört frühestens dem 3. Jahrh. vor Chr. an. In wagerechter Stellung >— findet sie sich an gothischen Bauten Spaniens. Vgl. O. Richter, Ueber antike Steinmetzzeichen, 45. Berliner Winkelmannsprogr. 1885.

die eine Länge von 30 cm Regel ist, während die der Uebergangszeit meist auf 10—15 cm, die der Gothik auf 4—6 cm zusammenschrumpfen[71]). Besondere Sorgfalt wurde in früher Zeit auf ihre Ausführung nicht gelegt. An der Kaiserpfalz zu Gelnhausen, die Friedrich Barbarossa erbaute, sind die Zeichen mehr oder minder ungeschickt mit dem Spitzhammer eingehauen und zwar theils im Strich, theils wie das an den Externsteinen punktirt. Neben mystischen Zeichen, wie Dreieck, Zickzack, finden sich dort redende, wie Bogen, Armbrust, Pfeile, lateinische Buchstaben und Runen, darunter auch die yr-Rune in der Länge von 30 cm. Am Hambacher Schlosse und am Dome von Worms kommen nach Rziha Zeichen vor, die nur theilweise punktirt sind, äusserst selten auch an gothischen Bauten. Er neigt der Ansicht zu, dass die Nichtvollendung derselben als eine Art Strafe aufgefasst werden könne, da die Zeichen als Ehrenzeichen galten, oder dass die Steinmetzen Sektirer waren. Die Anwendung dieser phantasievollen Erklärung auf das Zeichen der Externsteine, — das Rziha nicht kennt, da er angiebt, an der Kaiserpfalz zu Gelnhausen seien bisher die einzigen vollständig punktirten Steinmetzzeichen aufgefunden worden — würde ergeben, dass man den Steinmetz zur Strafe für seine schleuderhafte Arbeit und für seine Unart alles unfertig stehen und liegen zu lassen nöthigte, sich mit der Punktirung zu begnügen; vielleicht betrieb er nebenbei auch noch heimlichen Götzendienst! — Wozu dieses Hineingeheimnissen in Dinge, die sich doch auf einfachere Weise erklären lassen? Die Steinmetzzeichen hatten in romanischer Zeit noch nicht die Bedeutung wie in der gothischen, sie waren nicht in ein System gebracht, aus welchem man den Schulzusammenhang ermitteln kann, sie waren auch keine Ehrenzeichen, sondern willkürlich gewählte Arbeitszeichen; an der Burg zu Gelnhausen z. B. sind sie einfache Versetzungszeichen, ebenso wie an den römischen Bauten, an den karolingischen und byzantinischen, wo sie sogar an den vermauerten Seiten der Steine zum Vorschein kommen. Bei den Externsteinen, wo Alles den Stempel des Flüchtigen, Rohen, Unfertigen trägt — mit Ausnahme des Reliefs — würde man sich höchlichst verwundern müssen, an einer nur ganz nothdürftig bearbeiteten Stelle etwas so Nebensächliches, wie das Zeichen des Steinmetzen, sorgfältig im Strich ausgeführt zu finden. Sein Zeichen ist keine Künstlersignatur, bestimmt der Mit- und Nachwelt von der

71) Vgl. Rziha a. a. O.

Person des Schöpfers Kunde zu geben, sondern eine einfache Kontrollmarke, mit welcher er den Theil, welchen er bearbeitet hatte, bezeichnete, um ihn für die Zwecke der Abrechnung von anderen zu unterscheiden [72]). Es finden sich nämlich, wie Neubourg mittheilt, ausser der yr-Rune noch zwei andere an der linken Laibung der Adlerthür eingemeisselt, die gleichfalls nichts anderes als Steinmetzzeichen sein können und von den Gehilfen oder Gefährten des ersten herrühren. Sie sind zugleich ein weiterer Beweis dafür, dass die Thür bereits der romanischen Zeit angehört [73]).

In der Hauptgrotte befindet sich bei γ Taf. VI eine grosse runde Vertiefung, die in den Felsboden und zum Theil noch in die senkrechte Wand eingehauen ist (vgl. Fig. 16). Man erklärte sie früher für ein Taufbecken, bis Giefers die Ansicht aussprach, dass in diesem Becken Weihwasser aufbewahrt wurde, mit welchem die Pilger sich wuschen, ehe sie den Seitengang mit dem h. Grabe betra-

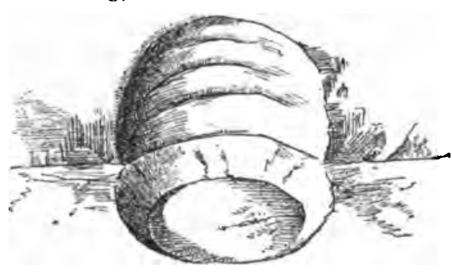


Fig. 16.

72) Wenn die blosse Punktirung des Zeichens durchaus nicht vereinzelt dasteht, so ist doch bisher die Anbringung von Werkzeichen in Urgestein, in gewachsenem Felsen, meines Wissens bisher noch ohne Beispiel. Die eigenthümlichen Einschnitte, welche Voulot an keltischen Dolmen in den Vogesen fand, sind offenbar keine Werkzeichen, sondern magische Zeichen, sagen wir Runen im alten, ursprünglichen Sinne. Vgl. Voulot, ABC d'une science nouvelle, Mulhouse 1872. Otte, der das Steinmetzzeichen an den Externsteinen nicht kannte, erklärt in seinem archäol. Wörterbuche p. 235 die frühen Werkzeichen als Versetzungsmarken. Sie haben sich allerdings beim Quaderbau entwickelt und dienten hier dazu, die einzelnen zu einander gehörigen Hausteine zu bezeichnen; mit dem Quaderbau sind sie aus Frankreich nach Deutschland gekommen. Auf das Zeichen der Externsteine passt die Otte'sche Benennung natürlich nicht.

73) Mir sind diese Zeichen nicht aufgefallen. Nach Neubourg's Bericht in der Lippe'schen Landeszeitung 1881, Nr. 177, haben sie die Formen ᚠ B Erstere entspricht der fe-Rune, der ersten im jüngeren Futhark, letztere dürfte eine Umkehrung der reid-Rune sein, falls sie richtig wiedergegeben ist, was bei der Rauheit des Steines seine Schwierigkeiten hat. Ueber Grösse und Technik dieser Zeichen sagt N. nichts. Er will auch eine längere Runen-Inschrift an den Externsteinen entdeckt haben, wie er a. a. O. 1885, Nr. 4 mittheilt, doch ist über diese nichts Näheres bekannt geworden.

ten. Die Sitte, vor dem Betreten des eigentlichen Heiligthumes Hände und Füsse zu waschen, ist eine uralte, sie ging vom Heidenthume, welches Heiligthümer an Quellen anlegte und diese auffing, in den mosaischen und christlichen Cult über. In der altchristlichen Basilica befand sich ein grosses Weihwasserbecken zu diesem Zwecke im Atrium. Mit diesen Becken sind aber die putei sacri, die Cisternen, die man häufig in den Krypten mittelalterlicher Kirchen findet, nicht zu verwechseln. Nach Viollet le Duc's Ansicht wurden sie von den Werkleuten angelegt, um ihnen das nöthige Wasser während des Baues zu liefern und später für Cultuszwecke aufbewahrt[74]), doch scheinen einzelne, wie Otte bemerkt, schon vor der Erbauung der Kirche vorhanden gewesen zu sein, also natürliche Quellen, die dann in Cisternen gefasst wurden, so z. B. in der Krypta des Domes zu Hildesheim. Dies stimmt zu der Thatsache, dass die frühesten christlichen Gotteshäuser mit Vorliebe an alten heidnischen Cultusstätten angelegt wurden und das Haupterforderniss dieser war ja der heilige Quell[75]). Das Becken in den Externsteinen ist aber weder ein Behältniss für Weihwasser, wie es in der Basilika angebracht war, noch ein heiliger Quell, denn die Sitte, Hände und Füsse vor dem Gottesdienste zu waschen, hört mit dem Beginn des 11. Jahrh. auf. Etwa vom 5. Jahrh. ab war es üblich gewesen, sich am Eingange der Kirche durch den Priester mit geweihtem Wasser besprengen zu lassen und dann in dem Becken des Atriums Hände und Füsse zu waschen; im Anfange des 11. Jahrh. tritt dafür der noch heute übliche Brauch des Selbstbesprengens beim Eintritte in die Kirche auf und zu diesem Zwecke werden Weihwasserbecken an der Thür angebracht[76]). Dass diese Sitte auch schon beim Heiligthume der Externsteine geübt wurde, lehren die beiden Vertiefungen für Weihkessel aussen neben der Adlerthür und innen neben dem Haupteingange. Auch ist es an und für sich sehr unwahrscheinlich, dass den Pilgern der enge Raum der Grotte für ihre Waschungen eingeräumt worden sein sollte, denn zu diesem Zwecke ist die Vertiefung möglichst ungünstig angebracht, da sie dicht vor dem östlichen Seitengange und dessen Stufen liegt; ihre Reinigungen

74) Vgl. Pfannenschmid, Das Weihwasser im heidn. und christl. Cultus. Hannover 1869.

75) Vgl. Fr. A. Koch, „Aelteste Kirchen im Sprengel Paderborn" in der westfäl. Zeitschrift. Münster 1859.

76) Vgl. Pfannenschmid a. a. O. p. 186.

konnten sie bequemer in dem Bache, die Lichtheupte oder Wiembecke genannt verrichten, der den Fuss des westlichen Felsens umspülte und jetzt zu einem Teiche erweitert ist. Aber auch ein heiliger Quell war hier nicht vorhanden, wenigstens findet sich gegenwärtig nichts, was darauf hindeuten würde, kein Spalt, aus dem früher hätte Wasser geflossen sein können; selbst Regenwasser kann hier nicht angesammelt worden sein, denn der Fels ist ziemlich dicht und trocken. G. B. A. Schierenberg kommt mit seiner Mithrastheorie der Wahrheit wenigstens bezüglich der Bestimmung des Beckens nahe; er zählt verschiedene muldenartige Vertiefungen, z. T. wie in Heddernheim mit Resten von Thierknochen auf, die er in Mithrasgrotten gefunden und erklärt sie und die Vertiefung in der Grotte der Externsteine für Opferbecken, bestimmt zum Auffangen des Blutes der getödteten Thiere [77]). Die Externsteine können nun zwar mit keinem antiken Culte in Verbindung gebracht werden, sie waren aber vor ihrer Christianisirung ein Heiligthum der alten Sachsen. Am Fusse des Felsens floss der heilige Bach vorbei, neben dem Becken im Boden stand einst der Opferaltar; in das Blut der getöteten Thiere tauchten die Opferpriester Zweige und besprengten damit die aussen versammelte Gemeinde, bestrichen die Opfergeräthe, den Altar, die Götterbilder, die Tempelräume von innen und aussen und die heiligen Räume ringsum [78]). Die christlichen Missionare entfernten den Altar und die Abdinghöfer verschütteten das Opferbecken, das für den christlichen Gottesdienst werthlos und bei grossem Andrange von Pilgern hinderlich war. Es blieb jedenfalls so lange verborgen, als die Grotte jenem Zwecke diente; nach der Profanirung im 17. Jahrh. war es vom Estrich der Försterwohnung bedeckt und trat wohl erst im Laufe dieses Jahrhunderts wieder zu Tage.

Die Richtigkeit dieser Erklärung tritt bei einem Vergleiche der Externsteine mit einer ähnlichen Grottenanlage, der Quirinuskapelle in Luxemburg hervor [79]). Dieselbe ist am Abhange des sog. Petrusthales in den Fels gehauen und besteht aus zwei unregelmässig viereckigen Räumen, welche jetzt nach aussen durch eine gothische Fassade v. J. 1355 abgeschlossen sind. Der grössere

---

77) B. J. 84, p. 255. Vgl. auch desselben Verfassers „Die Kriege der Römer zwischen Rhein, Weser und Elbe etc." Frankfurt 1888.

78) Vgl. Pfannenschmid, German. Erntefeste im heidn. u. christl. Cultus. Hannover 1878, p. 39.

79) K. Arendt, St. Quirin. Luxemburg 1888.

Raum, durch ein modernes Tonnengewölbe aus Tuffstein gedeckt, bildet das Schiff, der kleinere liegt um drei Stufen tiefer und ist mit jenem durch zwei Thüren und ein Fenster verbunden. (Vgl. Fig. 17.) Im Boden des Hauptraumes befindet sich bei a eine runde Vertiefung, welche bis zur Restauration des Heiligthumes (1886) durch einen runden, pfropfartigen Haustein ausgefüllt war; von ihr aus führt eine schmale Rinne zur Ableitung des Opferblutes in ein kleines, hinter der Eingangsthür gelegenes Felsbecken c. Weiter abwärts von der Grotte liegt der Heilsbrunnen (Greinsbour), eine Cisterne, welche von einem Felsenquell gespeist wird. Ueber ihr breitete eine uralte Linde ihre Aeste aus, die zu Anfang des Jahrhunderts gefällt wurde, deren Wurzeln jedoch 1886 noch aufgefunden wurden. Den ganzen Bergabhang bedeckte früher ein dichter Hain. Oberhalb der Grotte springt der Fels vor und trägt eine

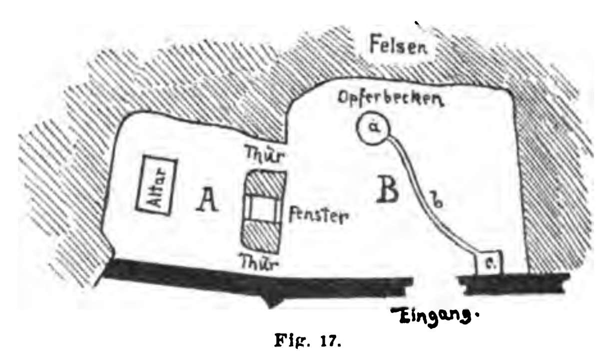


Fig. 17.

kleine gothische Kapelle, neben welcher der alte Römerweg, die via bona vorbeiführt. In ihr befindet sich eine wahrscheinlich einem älteren Vorbilde nachgeahmte Holzgruppe, drei Frauen darstellend, die nach Mannesart auf einem Maulthiere reiten und jetzt als die Töchter der h. Sophia, Spes, Fides und Caritas gelten. Dieselbe Gruppe ist auch in Auw (gleichfalls im Luxemburgischen) zu sehen. Ob sie mit den 3 Matronen in Zusammenhang gebracht werden kann, scheint mir zweifelhaft, denn drei auf einem Thiere reitende Matronen hat man nirgends gefunden; immerhin kann man aber mit Arendt annehmen, dass die Dreizahl auf keltischen Ursprung zurückgeht und in germanischer Zeit mit dem Mythus der Frau Holde und ihrer Fahrten verquickt wurde[80]). Auf letzteres deuten

80) Ausser der via bona befinden sich noch zwei Römerwege in der Nähe, der Weg aus der Oberstadt vom Fischmarkte aus und der Weg

die in Luxemburg und Auw gleichlautenden Sagen von drei Jungfrauen, die sich vor ihren Verfolgern auf einem Esel durch einen kühnen Sprung über die tiefe Schlucht hinüberretteten. Der Volksmund weiss von grauenhaften Dingen über die Quirinusgrotte zu erzählen, die wohl an die ehemaligen blutigen Opfer in derselben anknüpfen. Sicher ist, dass daselbst bis weit in christliche Zeit hinein heimlicher Götzendienst getrieben wurde, denn die Trierer Concilien von 1230, 1310, und selbst noch von 1423 eifern gegen dort bestehende heidnische Missbräuche. Damit ist wohl die heidnische Vergangenheit der Grotte hinlänglich bestimmt. Nähere Angaben über ihre Christianisirung fehlen. Der Cultus des h. Quirinus kam zu Ende des 10. Jahrh. nach Luxemburg, 1030 wurde die weiter unten im Thale liegende Udalrichskirche gegründet. Die erste urkundliche Nachricht über die Quirinuskapelle stammt v. J. 1355; da erhielt die Grotte ihre jetzige gothische Fassade, zugleich wurde der Nebenraum, der als Chor diente, erweitert. In einer Handschrift „Origines basilicarum" 16. Jahrh. heisst es, dass unter Kaiser Karl IV., dem Luxemburger, ein Ritter vom deutschen Hause die Kirche hergerichtet hätte, zum Andenken oder gewissermaassen als Nachahmung des Grabes Christi, unseres Herrn, dessen Orden dem deutschen Orden im vorhergehenden Jahrh. einverleibt worden war, da die deutschen Ritter ebenfalls Ritter des h. Grabes, des in den Felsen gehauenen, genannt wurden." Vermuthlich gründet sich diese Nachricht auf eine bereits früher übliche Bezeichnung und Verwendung der Grotte als „Grab Christi." Auf einen älteren Zu-

---

im Petrusthale. Diese treffen sich an einem Punkte in der Nähe der Quirinuskapelle, bilden also ein trivium. Arendt schliesst daraus, dass die Römer das Heiligthum der dreiköpfigen Hekate geweiht hätten, aus welcher sich dann in Anknüpfung an örtliche celtische Ueberlieferungen der Matronencult, gleichfalls in der Dreizahl entwickelte. Die den Römern folgenden Franken hätten dann die Matronen in die drei Nornen verwandelt. Er sieht in den Matronen zugleich Mondgöttinnen, in den grossen runden Scheiben, welche gewöhnlich die Köpfe der beiden Eckgestalten umrahmen, Mondscheiben, und demnach in allen dreien die Versinnlichung der drei Mondphasen. Aber die mittlere Gestalt trägt kein Symbol, welches man auf eine Mondphase deuten könnte, der Kopfschmuck der beiden anderen ist kein flacher Kreis, sondern, wie an Thonfiguren der Matronen deutlich zu sehen ist, eine kreisförmige Haube. Auch treffen sich die Dreiwege nicht an der Quirinuskapelle, sondern weiter abwärts, an einem Punkte, wo jetzt die Udalrichkirche steht. Man müsste also hier das römische Hekate-Heiligthum suchen.

sammenhang derselben mit den Kreuzzügen und dem Ritterthume deutet auch die Wahl der drei Schutzheiligen Quirin, Fereol und Firmin, dreier ritterlicher Heiliger. Die Dreizahl ist auch hier beibehalten.

Die Verwandtschaft dieser Grotte mit den Externsteinen ist offenbar. Beiden ist ausser der allgemeinen Anlage, dem Quell, bez. Bache, dem Becken, der Bestimmung zum heiligen Grabe auch noch die obere Kapelle gemeinsam. Auf den Externsteinen liegt sie auf dem zweiten Felsen, östlich von demjenigen, der das Relief und die Grotten enthält und ist gegenwärtig nur durch eine vom Ende des 16. Jahrh. stammende Treppe vom dritten Felsen aus zugänglich, von dessen Höhe eine Brücke auf den zweiten Felsen führt. Ursprünglich befand sich jedenfalls eine Treppe — vielleicht von Holz — auf dem zweiten Felsen selbst, welche zuerst in der Höhe von etwa 3 m auf eine natürliche Plattform, die sog. Kanzel führte; von da gehen noch Spuren von eingehauenen Stufen aufwärts. Die Kapelle ist ein rechteckig aus dem Fels gehauener Raum, nach Osten und Süden offen, ohne Decke und wohl frühestens in der 2. Hälfte des 12. Jahrh. in ihrer jetzigen Gestalt entstanden. Die Bestimmung der Plattform als Kanzel ist naheliegend und wurde schon von Clostermeier ausgesprochen[81]; dagegen sind die bisher geäusserten Vermuthungen über die Entstehung der oberen Kapelle und den Zweck derselben unzutreffend. Dewitz sucht sie mit der Weingartner'schen Hypothese über die Entstehung des Thurmbaues zusammenzubringen und stellt sie als eine Fortsetzung der unteren Anlagen, als ein Ausklingen derselben nach oben dar, wogegen Nordhoff Widerspruch erhebt, indem er darauf hinweist, dass die Kapelle und die Grotte nicht einem einzigen, sondern zwei neben einander stehenden Felsen angehören[82]. Die richtige Erklärung der merkwürdigen Anlage ist darin zu suchen, dass die Abdinghöfer auf dem Gipfel des Felsens bereits eine alte Cultusstätte vorfanden und dem Prinzipe der Kirchenerbauer in den frühen Jahrhunderten der Christianisirung getreu, an ihre Stelle ein christliches Heiligthum setzten. Bei Celten und Germanen waren ja Bergeshöhen und Felsgipfel die Hauptstätten der Götterverehrung.

---

81) Clostermeier, Chr. Gottlieb, Der Eggesterstein im Fürstenthum Lippe. Lemgo 1824.

82) Nordhoff bei Besprechung der Dewitz'schen Schrift, B. J. 84, p. 194.

Den christlichen Missionaren war es unmöglich, gegen diese im Herzen des Volkes wurzelnde Gewöhnung anzukämpfen; sie fügten sich ihr und erbauten im Sachsenlande mehrfach Kirchen auf Bergen und Hügeln[83]. Wie in Luxemburg einst an der Stelle, wo jetzt auf Bergeshöhe die Drei-Jungfrauenkapelle steht, der Druide und nach ihm der germanische Priester ihre Gebete an die Götter der Luft emporgesandt hatten, so war auch an den Externsteinen der Felsgipfel dem Dienste der oberirdischen Götter geweiht; in den Grotten dagegen wurden hier und dort den Erdgöttern blutige Opfer dargebracht. — Von einem dritten heidnischen Grottentempel findet sich eine Nachricht bei Wormius[84]. Darnach stand im Kirchspiele Hollen der norwegischen Landschaft Telemarken ein ungeheuer grosser und sehr hoher Felsen, Vear geheissen. Darin sei in der Mitte ein Götzentempel ohne Säulen und Pilaren eingehauen; zu demselben hätten zwei Wege geführt, einer ging über das Wasser, man sei mit Booten zu ihm hinangefahren und dann auf hängenden Leitern hinaufgestiegen, der andere sei treppenförmig in den Felsen hineingehauen. Bei Einführung der christlichen Religion habe man den Tempel zu einer Kirche umgewandelt und dem h. Michael geweiht. Auf dem obersten Platze des Felsens aber sei ein Gottesacker gewesen, wo man die Toten begraben habe. Wahrscheinlich befand sich an derselben Stelle früher ein heidnischer Begräbnissplatz.

Nach diesen Analogien werden wir auch die Externsteine als eine altgermanische Cultusstätte in Anspruch nehmen müssen. Die gewaltigen, mitten aus dichtem Urwalde hervorbrechenden Felsen mit ihren von der Natur geformten Höhlen mussten auf die Phantasie des Naturvolkes mächtig einwirken; an einer Stätte, an welcher man sich noch jetzt, wo der Wald gelichtet, der Quell zu einem mit Ruderbooten und Schwänen belebten Teiche geworden ist und die Heerstrasse zwischen den Felsen hindurchführt, nicht eines romantischen Schauers erwehren kann, mussten unsere Vorfahren sich dem geheimnissvollen Walten der Gottheit besonders nahe fühlen. Die Urkunden des Klosters Abdinghof melden nichts davon, dass vor der Christianisirung hier Götzendienst getrieben worden sei,

---

83) Vgl. Fr. A. Koch, Aelteste Kirchen im Sprengel Paderborn. Westf. Zeitschr., Münster 1859.

84) D. Wormius, lib. VI. monum. num. 13. pag. 489 bei Arnkiel, cimbrische Heidenreligion, Hamburg 1702, I. p. 100.

wohl mit Absicht. Im Volksmunde hingegen lebte bis auf Hamelmann und Wasserbach die Erinnerung an die heidnische Vorzeit fort; sie geht aber, was wohl zu beachten ist, nur bis auf die Sachsen zurück, die gegen Ende des 5. Jahrh. n. Chr. die Gegenden zwischen Rhein und Elbe besetzten. Karl der Grosse soll dem Götzendienste hier ein Ende gemacht haben. Auch wird von „landgerichtlichen" Zusammenkünften der Heiden an dieser Stelle berichtet[85]), d. h. mit anderen Worten, die alten Sachsen hatten hier eine Mahl- oder Dingstätte mit einem Tempel vereinigt, wohl auch mit einem Leichenfelde ringsum im Walde, wie dies im Sachsenlande fast immer der Fall ist. Solche Orte, wo von Alters her eine „frequentia populi" bestand, wurden vor Allem von den Einführern des Christenthumes zur Anlage von Kirchen ausersehen. An den Begräbnissstätten feierten die Sachsen, wie die übrigen germanischen Stämme Todtenfeste. Karl d. Gr. erliess zu Paderborn 785 den Befehl, dass die Sachsen auf den Gräbern ihrer Vorfahren nicht tanzen, singen und schmausen sollten[86]). Da jedoch diesen althergebrachten Gewohnheiten durch Gesetze nicht beizukommen war, adoptirte sie die Kirche und verwandelte die heidnischen Todtenfeste, welche in der Zeit vom 1.—3. Oktober stattfanden, in christliche Todtenfeste und Kirmessen um die Zeit von Michaelis. Auch die Wallfahrten knüpfen vielfach an die alten heidnischen Zusammenkünfte und Opferfeste an. Wenn es einmal gelingen sollte, festzustellen, in welchen Zeiten des Jahres zu den Externsteinen gewallfahrtet wurde, so könnte sich daraus leicht ein neuer Beweis für die Fortdauer der Tradition ergeben. Auf eine germanische Grabstätte weist der Name einer benachbarten Lokalität, des Rosenthales; die germanischen Friedhöfe heissen Rosengärten oder Rosenhage, von ihrer Einfriedung mit dem Dornengebüsch der wilden Rose; vielleicht spricht auch der Name des nahen Kettenthales dafür (nach Veltmann vom ahd. Ketti = Grube, Grab). Auf dem Wintfeld oder Winnefeld südöstlich von der Grotenburg,

---

85) Hamelmann, Delineatio urbium et oppidorum Westphaliae, 1546, edid. E. C. Wasserbach, Lemgo 1711. — Fr. Ch. Pusthkuchen, Beyträge. Lemgo 1769. v. Donop, hist.-geogr. Beschreibung der lippischen Lande. 2. Aufl. Lemgo 1790.

86) Vgl. Pfannenschmid, Das Weihwasser etc. Veltmann, Funde von Römermünzen im freien Germanien und die Oertlichkeit der Varusschlacht. Osnabrück 1886.

unweit der Externsteine sind nach Hamelmann's und Wasserbach's Angabe germanische Waffen aufgefunden worden, welche dieser mit der unvermeidlichen Varusschlacht in Verbindung bringt[87]). Mit dieser Nachricht an sich ist freilich nicht viel anzufangen, da die fraglichen Waffen nirgend mehr vorhanden sind; aber Funde von germanischen, d. h. sächsischen Waffen sind nicht unwahrscheinlich, denn alles deutet darauf hin, dass die Gegend in der Sachsenzeit von hervorragender Bedeutung war und in den Kämpfen gegen Karl d. Gr. eine grosse Rolle spielte. Bei Detmold fiel 785 eine Schlacht. Aus derselben Zeit rühren die Befestigungen der Grotenburg her, jenes Hügels, auf welchem sich jetzt das Hermannsdenkmal erhebt; sie bestehen aus dem sog. grossen Hünenringe, der die obere Platte umzieht, einer am Ostfusse errichteten, 3 m dicken und mannshohen Mauer, die den äusseren Ring bildete und dem kleinen Hünenringe zwischen beiden. Hierzu kommt das Lager auf dem Tönsberge mit der angrenzenden Stapelager Schlucht[88]). Dass diese Anlagen mit den Cheruskern und der Varusschlacht nichts zu thun haben, wird jetzt allgemein zugegeben; sie reichen nicht hinter die Sachsenzeit zurück.

Man hat die Grotte mit dem Mithraskulte in Verbindung gebracht, welcher von den römischen Truppen daselbst eingeführt worden sein soll[89]) und noch heute halten einzelne Lokalforscher an

---

87) Hamelmann berichtet 1582 in seiner Abhandlung über die westfälischen Dynasten, es hätten vor seinen Zeiten die Bauern, als sie das Wildland auf dem Wintfelde zuerst unter den Pflug nahmen, beim Brechen des Bodens Menschenknochen, Bruchstücke von Schwertern, Speeren, Dolchen, von vielerlei Waffen und Eisen zur Vertheidigung, sogar römische Münzen gefunden, theils goldene, theils silberne, mit den Bildnissen des Julius, Augustus, Agrippa und anderer Grossen. Die Münzen und deren Umschriften habe er selbst vor 26 Jahren in Lemgo gesehen, wo sie nun geblieben wären, wisse er nicht. Seine Nachricht bestätigt 1627 Joh. Pideritius. Wasserbach schreibt in seiner 1698 erschienenen Abhandlung „De statua illustri Harminii ... vulgo Hirmensul", nachdem er Hamelmann's Bericht wiedergegeben: „Exhibet adhuc hodie Horna gladios ensesque vetustos, Quint. Varo qui pepere necem quos et poeta Sabinus vidisse in Westphalia gloriatur." Diese Angaben sind, wie Menadier in den Verhandlungen der numismat. Ges. zu Berlin 1886 nachwies, bezüglich der römischen Münzfunde unzuverlässig.

88) Vgl. L. Hölzermann, Lokaluntersuchungen, die Kriege der Römer und Franken, sowie die Befestigungsmanieren der Germanen, Sachsen und des späteren Mittelalters betreffend. Münster 1878.

89) J. W. J. Braun stellt in seiner geistvollen Schrift „Die Extern-

der Ansicht fest, dass hier der Schauplatz der grossen Hermannsschlacht gewesen sei. Die Wissenschaft ist darüber längst hinweggegangen und hat nachgewiesen, dass alle Spuren eines längeren Aufenthaltes der Römer in dieser Gegend fehlen. Was von römischen Münzfunden in dieser Gegend berichtet wird, ist theils unverlässlich, theils doch noch kein Beweis dafür, dass diese Münzen einst im Besitze von römischen Soldaten waren, welche hier durchmarschirten oder sich hier niedergelassen hätten, denn Römermünzen finden sich ja auch in Gegenden, welche nie der Fuss eines Legionärs betreten hat, wie im Inneren Deutschlands jenseits der Elbe [90]). Sie sind durch den Handelsverkehr hereingebracht worden, kommen oft in germanischen Gräbern als Beigaben vor und behalten in den Rheinlanden ihren Umlauf bis in fränkische Zeit hinein. Was den grossen Fund von Hufeisen betrifft, welcher in der Stadt Horn 5 m unter dem Strassenpflaster gemacht wurde, so ist derselbe wissenschaftlich nicht zu verwerthen, da Beigaben, welche eine einigermassen genaue Zeitbestimmung ermöglichen würden, fehlen. Entscheidend ist der Umstand, dass in der Grotte selbst und in ihrer unmittelbaren Umgebung niemals ein Römerfund gemacht wurde und nichts auf römische Arbeit und im Besonderen auf die Bestimmung zum Mithraskultus hinweist. Die Anlage der Räume hat zwar eine entfernte Aehnlichkeit mit einigen in den lebendigen Fels gehauenen Mithräen, wie dem zu Glaneck in Kärnthen, zu Schwarzerden im Elsass u. A. [91]), aber dies liegt wohl daran, dass man an allen diesen Orten Naturhöhlen und Felsspalten auf möglichst einfache Weise in eine regelmässige Form zu bringen gesucht hat. Allenfalls könnte das grosse Becken im Boden den Mithrastheoretikern eine Handhabe bieten, wie sie denn auch nicht säumen, dasselbe als „Krater, als Symbol

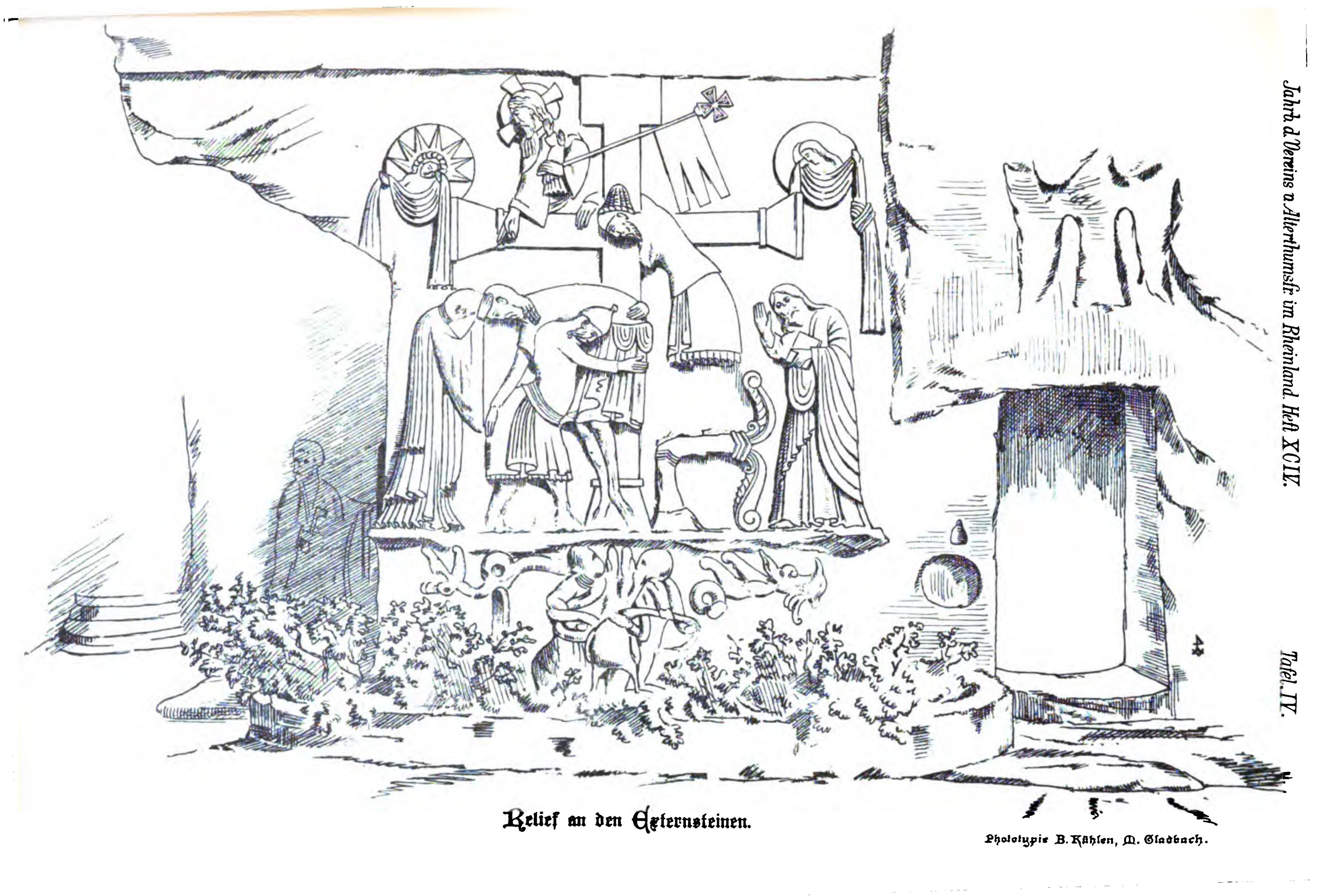
---

steine“, Bonner Winckelmannsprogramm 1858, die Mithrastheorie nur vermuthungsweise und anscheinend ohne das Relief an Ort und Stelle gesehen zu haben, auf. Veranlassung hierzu bot ihm die beiläufige Bemerkung Goethe's zu Kunst und Alterthum V., dass Sonne und Mond auf dem Relief an gleichartige Darstellungen auf Mithrasbildern erinnerten. Neuerer Zeit überträgt neben allerlei anderen phantastischen Einfällen G. A. B. Schierenberg auch seine Mithrasschwärmerei auf die Grotte.

90) Vgl. Nordhoff, Bonner Jahrbuch 84, p. 191. Veltmann, a. a. O. — O. Preuss, Ueber die im hiesigen Lande gefundenen Römermünzen Lippische Landeszeitung 1885, Beilage zu Nr. 214 u. 286.

91) Vgl. Mitth. d. C. C., N. F. VIII. p. XXII und Bonner Jahrbuch IV. p. 94 f.

des Heiligen Quells, wie er in den Grotten Zorvasters geflossen“, weidlich für ihre Lieblingsidee auszunützen. Aber es ist, wie erwähnt, durchaus keine ausschliessliche Eigenthümlichkeit des Mithraskultes, sondern ein Erforderniss aller Naturreligionen, die mit blutigen Opfern verbunden waren und findet sich auch in germanischen und keltischen Tempeln. Dagegen fehlt bei den Mithräen durchwegs das für diese bezeichnende Heiligthum auf der Anhöhe, welches gerade an den Externsteinen in einer so auffallenden Weise angebracht ist. Die Möglichkeit, dass die Grotten schon vor der Sachsenzeit Kultuszwecken gedient haben, bleibt dabei offen, wenn wir auch keine Beweise dafür haben und nur im Allgemeinen aus dem Charakter der Lokalität und den gemeinsamen religiösen Gewohnheiten germanischer Stämme den Schluss ziehen können, dass auch schon die Cherusker, durch die Seltsamkeit der Naturgebilde angezogen, hier eine Opferstätte errichtet haben, welche von ihren stammverwandten Nachfolgern beibehalten und weitergepflegt wurde. Will man bei den Externsteinen noch hinter die beglaubigte sächsische Vorzeit zurückgehen, so kann nur die einheimische Bevölkerung in Betracht gezogen werden und nicht die Römer. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, sogar wahrscheinlich, dass die Abdinghöfer, als sie daran gingen, den alten Sachsentempel in ein christliches Heiligthum umzugestalten, antike Grottenanlagen im Auge hatten, die sie am Rhein gesehen haben mochten und dass durch die Erinnerung an die Reliefs des stiertödtenden Mithras in ihnen der Gedanke entstand, das grosse Opfer, durch welches der Welt Heil wiederfuhr, neben dem Eingange des Heiligthumes darzustellen. Auf diesen kleinen Kern schrumpfen die Mithrasphantasien bei unbefangener Betrachtung zusammen. Vielleicht haben die Abdinghöfer aber auch die Luxemburger Grotte gekannt; sie waren ja aus der Nähe, aus Lothringen gekommen und unterhielten wohl noch Jahrhunderte lang Verbindungen mit dem Mutterkloster. Freilich wissen wir nicht genau, wann die Luxemburger Grotte zur Quirinuskapelle umgestaltet wurde, ob dies früher oder später erfolgte, als die Umwandlung der Externsteine in eine christliche Kirche; die Weihe beider fällt wohl in die gleiche Periode, in das Zeitalter der Kreuzzüge und das Vorbild der einen mag damals für die andere maassgebend geworden sein.



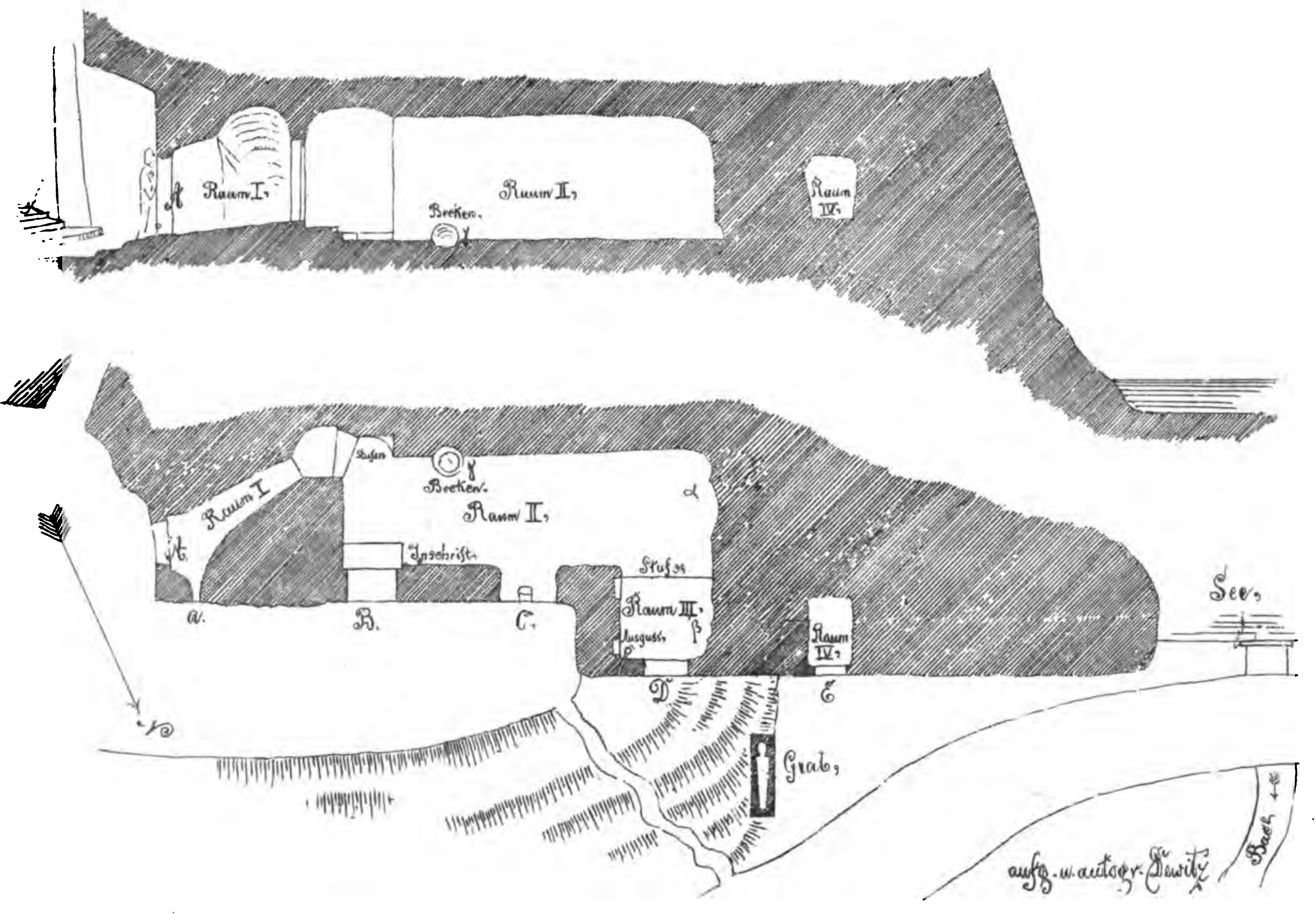
Relief an den Externsteinen.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.



Die Externsteine.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.



Plan der Grotten der Externsteine.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.

4. Ein „lavacrum" des XII. Jahrhunderts.

Von

Dr. J. A. Feith.

Mit einem Holzschnitt.

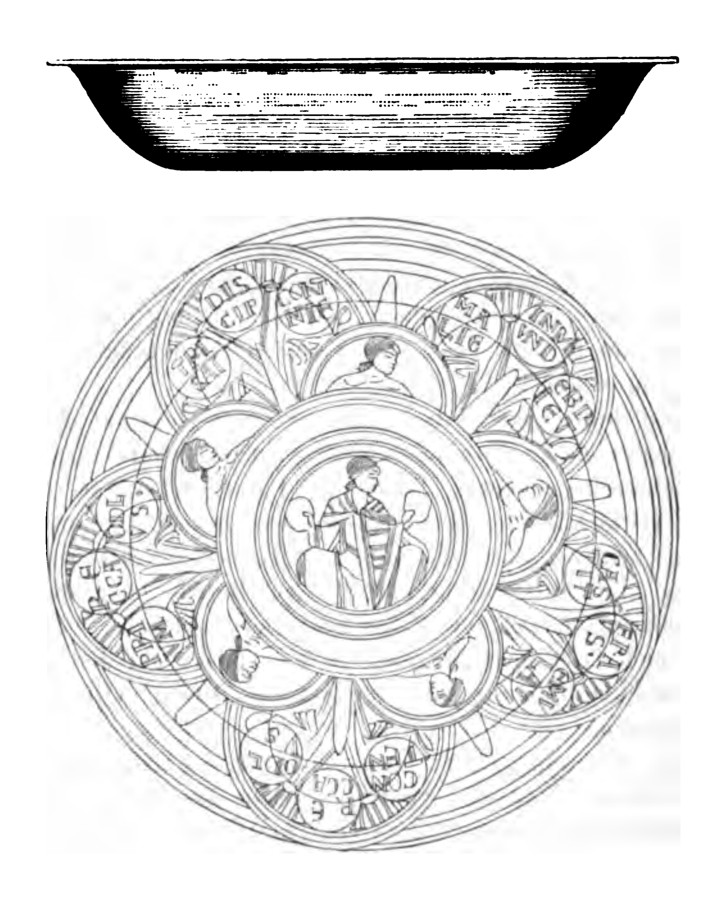
Das Heft LXXV dieser Jahrbücher brachte interessante Mittheilungen über liturgische Schüsseln des Mittelalters. Herr J. Aldenkirchen aus Viersen beschrieb daselbst drei derartige im Innern aufs reichste mit eingravirten figürlichen Darstellungen geschmückte Schüsseln, welche sich damals (1883) in der Sammlung des Herrn Dr. Wings in Aachen, in der Sakristei des Domes zu Xanten und im Provinzialmuseum zu Trier befanden. Verschiedene Gründe gestatten, nach der Ansicht des Verfassers, die Anfertigung dieser Schüsseln mit Sicherheit in das elfte Jahrhundert zu setzen, während ihm die einzig mögliche Zweckbestimmung derselben die Aufnahme des heiligen Oels bei verschiedenen kirchlichen Salbungen zu sein scheint.

Zwei Jahre später wurden in der Stadt Gent auf dem Boden eines Flusses in der Nähe einer alten Brücke zwei einander ähnliche Schüsseln gefunden, welche in Form und Grösse den von Aldenkirchen beschriebenen entsprechen, jedoch ganz andere Verzierungen zeigen. Baron J. Béthune de Villers hat in einer Abhandlung „Les bassins liturgiques"[1]) eine Beschreibung dieser Genter Schüsseln gegeben und dabei auch der Schüsseln von Aachen, Xanten und Trier gedacht, ohne sich in Bezug auf die muthmassliche Zweckbestimmung der Meinung des Herrn Aldenkirchen anzuschliessen.

Eine vor einiger Zeit in Groningen, der nördlichsten Stadt der Niederlande, entdeckte Schüssel, welche das dortige Stadt- und Provinzialmuseum erwarb, bildet eine werthvolle Bereicherung unseres Besitzes an derartigen Stücken. Das Fundstück wurde etwa 1,50 m unter dem Boden beim Auswerfen der Fundamente eines

1) Revue de l'art chrétien, Tome IV 3me livraison, 1886.

Hauses, ausgegraben. Bei fast gleicher Grösse zeigte die Schüssel dieselbe mässig vertiefte kreisrunde Form, wie die fünf oben erwähnten Schalen, sie misst im Durchmesser ohne den Rand 27,5 cm und in der Höhe 5,5 cm. Versehen ist sie mit einem schmalen umgebogenen flachen Rande von 2 cm. Das Material, aus welchem sie hergestellt ward, ist Kupfer, welches schwer vergoldet worden ist. Nur an einzelnen kleinen Stellen ist das Gold jetzt verschwunden, die Innenseite und die Aussenseite zeigen noch immer eine hochgelbe Goldfarbe. In der concaven Wandung sind fünf und auf der Bodenfläche eine sechste bildliche Darstellung angebracht, welche von verschiedenen Kreisen und Halbkreisen umrahmt sind.



Ringsum zwischen diesen Halbkreisen sind grössere Halbkreise eingravirt, welche je drei Medaillons enthalten. Es sind

demnach fünfzehn kleine Medaillons vorhanden, welche jedes ein lateinisches Wort umrahmen. Die Medaillons sind durch Verzierungen, sehr einfach modellirte Säulen und Lotusblumen von einander getrennt. Aehnliche Verzierungen findet man auf den beiden Genter Schüsseln; die Kreise, Medaillons und Verzierungen sind die gleichen, nur die bildlichen Darstellungen, ihre Anzahl (die Genter Schüsseln haben deren sechs) und die Worte stimmen nicht überein.

Das Mittelbild im Boden zeigt eine sitzende menschliche Gestalt, welche in jeder Hand ein Buch trägt. Die Form des Buches ist auf unserer Schüssel nicht sehr deutlich, auf einer der Genter Schüsseln ist jedoch die gleiche Gestalt als Mittelbild dargestellt und sind dabei die Bücher sauber und genau gezeichnet, auch liesst man hier neben dem Bilde zu beiden Seiten die Buchstaben A und ω; wahrscheinlich stellt demnach das Mittelbild Christus, das Alte und Neue Testament festhaltend, dar.

Die fünf Bilder ringsum sind Brustbilder von Menschen, welche einen orientalischen, wo nicht ägyptischen Typus zeigen; eine Kopfbinde, welche übrigens auch das Mittelbild trägt, schmückt ihre Häupter. Bei den Genter Schüsseln ist dies anders. Auf der einen sind die Häupter des Mittelbildes und der sechs Bilder ringsum mit Nimben versehen und sind die Wörter in den Medaillons insgesammt Namen von Tugenden. Auf der anderen trägt das Mittelbild eine Kopfbinde, dagegen sind die Brustbilder mit einer vierspitzigen kronenartigen Kopfbedeckung ausgestattet, welche offenbar in Beziehung steht zu dem Inhalte der Inschriften der Medaillons, durch welche wir auf die menschlichen Sünden hingewiesen werden[1]). Kann man demnach die mit Nimben versehenen Figuren für Bilder von Heiligen und die Kronenträger für solche menschlicher Sünder erklären, so werden wir nicht fehlgreifen, wenn wir in den menschlichen Figuren auf unserer Schüssel die Darstellungen von Menschen, den Trägern von Tugenden und Sünden vermuthen. Hierauf deuten auch die neben einander auftretenden ringsherum aufgezeichneten Namen der Tugenden und Sünden hin. Diese Wörter sind durch den des Lateinischen offenbar nicht kundigen Verfasser derartig entstellt worden, dass es nur mit Hülfe einer

1) De Béthune 21 weist auf die Analogie zwischen diesen Bildern und den Horusbildern auf den alten ägyptischen Monumenten hin.

Vergleichung mit den Genter Schüsseln möglich ist, ihren Sinn festzustellen.

Auf der Genter Schüssel der Tugenden lauten die Inschriften:

	....	
	IGN	
BO	(*benignitas*)	MN
NIT		SVE
(*bonitas*)		(*mansuetudo*)
	MD	
	EST	
CA	(*modestia*)	RE
TIT		LIG
(*castitas*)		(*religio*)
	PAX	
PR	(*pax*)	OBE
DEN		DIN
(*prudentia*)		(*obedientia*)
	FO R	
	TIT	
IM	(*fortitudo*)	IVS
EBA		TIC
(*imperturbatio*)		(*justicia*)
	PR	
	VID	
PE	(*providentia*)	RA
TA		IO
(*pietas*)		(*ratio*)
	DS	
	ICP	
SC	(*disciplina*)	CN
TA		IEN
(*sanctitas?*)		(*conscientia*)

Auf der Schüssel der Sünden lesen wir:

	INM	
	VNDI	
MA	(*immundicia*)	EBR
LIC		IET
(*malicia*)		(*ebrietas*)

	FRA	
	VS	
CR	(*fraus*)	EMV
APV		LAT
(*crapula*)		(*emulatio*)

	AM	
	BIT	
CON	(*ambitio*)	SVS
TEN		PIC
(*contentio*)		(*suspicio*)

	PE	
	CCA	
DOI	(*peccatum*)	ODL
VM		VS
(*odium*)		(*dolus*)

	VAN	
	ACLO	
PIG	(*vana gloria*)	DES
RIC		PERA
(*pigricia*)		(*desperatio*)

	DIS	
	SEN	
TRI	(*dissensus*)	FVR
STIC		OR
(*tristicia*)		(*furor*)

Der Inschriften-Cyklus der in Groningen entdeckten Schüssel lautet:

	INM	
	VND	
MA	*(inmundicia)*	EBR
LIE		IET
(malicia)		*(ebrietas)*

	FRA	
	VS	
CAS	*(fraus)*	EMV
TIT		LAT
(castitas)		*(emulatio)*

	RE	
	CCA	
CON	*(peccatum)*	ODL
TEN		VS
(contentio)		*(dolus)*

	PE	
	CCA	
PRI	*(peccatum)*	ODL
VM		VS
(odium?)		*(dolus)*

	DIS	
	CIP	
TRI	*(disciplina)*	CONT
SAI		NIE
(tristicia)		*(continentia)*

Man würde es ohne Kenntniss der Genter Schüsseln niemals wagen PRIVM als ODIVM, RECCA als PECCATVM und TRISAI als TRISTICIA zu erklären; da hier jedoch diese abgekürzten Wörter weniger fehlerhaft, und dabei in gleicher Ordnung in demselben Wörtertrio zusammentreffen, so ist unsere Deutung er-

laubt. Es ist klar, wie wir bereits oben hervorhoben, dass dem Künstler, welcher die Schüssel offenbar nach einer Vorlage schmückte, die lateinische Sprache nicht geläufig war und dass er die Buchstaben als Verzierung, des Sinnes der Wörter unbewusst, darstellte.

Es erübrigt jetzt noch die Frage zu erörtern, welchem Zwecke diese aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem XII. Jahrhundert herstammenden Schüsseln gedient haben. Herrn Aldenkirchen erscheint die Bestimmung zur Aufnahme des heiligen Oels bei verschiedenen kirchlichen Salbungen als die einzig mögliche. „Somit“, so schreibt derselbe, „dürfen wir, da eine andere Zweckbestimmung sich nicht ergibt, in den von uns veröffentlichten drei Patenen aus Aachen, Xanten und Trier gewiss auch solche patenae chrismales sehen, in welche bei der Vornahme kirchlicher Salbungen und namentlich bei feierlicher Ausspendung der Sacramente der Taufe, Firmung und Priesterweihe aus grösseren Ampullen das zur Verwendung kommende h. Oel gegossen wurde. Die im Innern der Schüsseln angebrachten bildlichen Darstellungen der Parabel vom barmherzigen Samariter, der nach Luc. X 34 Oel und Wein auf die Wunden seines Mitbruders goss, die so überaus sinnige, tief symbolische Veranschaulichung der sieben Gaben des h. Geistes und die Verse auf dem äussersten flachen Rande der Xantener Schüssel enthalten einen direkten Hinweis auf die Benutzung der Schüsseln bei Spendung der Sakramente als Patenen für das h. Oel.“

Aber, so hat schon Baron de Béthune gefragt, zwingt nicht die Entdeckung der Genter Schüsseln, diese Hypothesen zu modificiren? Er vertheidigt die Ansicht, unsere Schüsseln seien Waschbecken, sowohl zum kirchlichen Gebrauche bei der Messe, als auch zum Gebrauch der Ritter in den Schlössern. Eine ähnliche Schüssel in der National-Bibliothek zu Paris, welche mit Darstellungen der Haupt-Episoden aus dem Leben des Achilles geschmückt ist, mit Bildern unstreitig nicht geistlichen, sondern heidnischen Charakters, giebt ihm das Recht, eine derartige Meinung auszusprechen und zu verfechten. Ich persönlich bin nicht abgeneigt die Groninger Schüssel für ein Waschbecken zum kirchlichen Gebrauch zu erklären. Eine bereits im Jahre 347 bestehende Vorschrift der katholischen Kirche befiehlt den Priestern die Hände zu reinigen, bevor sie die heilige Messe auftragen. Dabei ist für die Beantwortung unserer Frage eine in der Chronik der berühmten Abtei von Aduard (in der Nähe von Groningen) sich vorfindende

Notiz von besonders grosser Bedeutung. Hier enthält die Lebensbeschreibung des Abtes Eggerdus (1268—1287) folgende Stelle[1]: „fecit praeterea fundi lavacrum aeneum ante refectorium, in quo fratres manus abluerent antequam altare vel mensam accederent; in quo lavacro Romana litera hi versus sunt conscripti:

Sordes mentales magis ablue quam manuales,
Inficiunt tales quia plus quam materiales;
Hoc non carnales sapiunt, sed spirituales.“

Hieraus geht hervor, dass derartige kupferne, mit eingravirten figürlichen Darstellungen oder Inschriften geschmückte Schüsseln, lavacra, lavaria oder lavatoria in der Umgegend von Groningen in Gebrauch waren. Dieselbe Thatsache beweisen auch einige Inventare kirchlicher Geräthe aus dem XV. und XVI. Jahrhundert, in denen diese Schüsseln in der Landessprache „mesken lavoirs“ genannt werden. Endlich spricht es entschieden für die Verwendung der Groninger Schüssel als ein kirchliches Waschbecken, dass ihre Fundstelle die ehemalige grangia eines Jakobiner-Klosters war.

1) Vitae ac gesta abbatum Adwerdensium. Ed. F. Koppius, Groningae 1850, pag. 11.

5. Die Funde von Gleuel.

Von

J. Klinkenberg.

Das alte Pfarrdorf Gleuel, etwa 2 Stunden südwestlich von Köln gelegen, welches bereits in einer Urkunde Zwentibold's vom Jahre 898 unter dem Namen *Cloulo* erwähnt wird, hatte bisheran keine Ausbeute an Alterthümern geliefert, als es im März d. J. den genannten Mangel durch um so reichere Spenden wieder ausglich. Man verdankt dieselben der dem 11. Jahrhundert angehörenden romanischen Pfarrkirche, welche, dem Bedürfnisse längst nicht mehr genügend, einem Neubau hat weichen müssen. Die Funde gehören den verschiedensten Epochen an. Darf schon das aus dünnem Leder gefertigte und bemalte Messgewand eines in der Kirche begrabenen Priesters, wohl eines Pfarrers aus dem 17. Jahrhundert, immerhin als eine Merkwürdigkeit bezeichnet werden, so verdienen weit grössere Beachtung die aus verschiedenen Zeiten stammenden Gewebe und Stickereien, welche den in den Altären geborgenen Reliquien als Umhüllungen dienten und demnächst von sachkundiger Seite geprüft und gewürdigt werden sollen. Dazu kommen Steinüberreste aus der romanischen und fränkischen Epoche, darunter ein sehr gut erhaltener karolingischer Grabstein in Trapezform mit aufgezeichnetem Kreuz und Rosetten, sowie das Fragment eines andern, welches zu einem romanischen Kämpfer verarbeitet ist.

Am merkwürdigsten sind die aufgefundenen römischen Alterthümer. Das gothische Sakramentshäuschen enthielt einen Theil eines römischen Grabdenkmals mit der bekannten Darstellung des auf dem lectus tricliniaris ausgestreckten Verstorbenen. Von letzterem sind noch Kopf, Hals und rechter Arm sowie die Nische, in der das Relief angebracht ist, erhalten; die übrigen Theile sind durch Abhauen verschwunden. Zwei Ueberreste eines anderen Grabmonumentes aus Kalkstein fanden sich in den Fundamenten vor, während das ehemals zwischen beiden befindliche Stück fehlt. Das Denkmal scheint einem römischen Reiter anzugehören. Das obere Stück lässt noch zur Linken die sehr roh gearbeitete und stark verletzte

Gestalt eines Waffenträgers erkennen; Reiter und Pferd sind bis auf Reste von den Füssen des letzteren, die man am oberen Ende des unteren Stückes zu sehen glaubt, verschwunden. Auf letzterem steht auch die Inschrift, deren Schluss fehlt. Die mehr eingeritzten als eingehauenen Buchstaben, welche noch die Spuren ehemaliger rother Bemalung zeigen, erinnern in ihren Formen an die römische Cursivschrift. Die Inschrift lautet:

AVRVIN
I V#KDIN

Zeile 1 lässt das zweite Wort die Ergänzungen *Vin(icius)*, *Vin(ucius)*, *Vin(nius)* oder *Vin(ius)* zu[1]). Zeile 2 sind an den beiden E die Querstriche sehr klein und undeutlich; das zweite könnte gradezu als I genommen werden. K dürfte trotz des Schadens, den hier der Stein gelitten hat, sicher sein. Als Ergänzung des ersten Wortes dieser Zeile bietet sich das häufig auch in Köln auf Töpferstempeln vorkommende *Euk(arpus)*[2]); man könnte auch an *Euk(les)* oder *Euk(ratus)* denken[3]). Für den Schluss der zweiten Zeile schlage ich die Lesung *de n(umero)* vor[4]). Die rohe Ausführung des Reliefs und der Inschrift, die Buchstabenformen, der doppelte Gentilname, vielleicht auch die Erwähnung der Numeri und der Ausdruck *de numero* ohne Beifügung von *miles* oder *eques*[5]) weisen, alles zusammengenommen, auf eine späte Zeit, wohl auf das 4. Jahrhundert hin.

Den schlecht erhaltenen Grabdenkmälern schliessen sich eine Reihe besser, z. T. sehr gut erhaltener Weihedenkmäler an. Dahin gehört zunächst eine 1,47 m hohe, 0,76 m breite und 0,34 m dicke Matronenädikula aus gelbem Sandstein, meines Wissens die stattlichste, welche in unsern Gegenden zu Tage gefördert worden ist. Dieselbe enthält zwei Nischen über einander. In der obern kleinern sitzen die drei Matronen, zwei mit Wulsthauben angethan, die mittlere ohne dieselbe. Auf dem Schoosse halten sie theilweise

---

1) Vgl. C. I. L. XII 4023. 2032. 1864. Eph. epigr. VII 1216.

2) Vgl. B. J. LXI S. 103, 108, 112; ausserdem C. J. L. XII 3507 u. s. w.

3) Vgl. C. I. L. XII 5900 und 5697, 8.

4) Durch N abgekürzt z. B. in der von Mommsen herausgegebenen Soldatenliste B. J. LXVII S. 47 f.

5) Muratori 1939, 5: *B(onae) m(emoriae) hic iacit Segetius d(e) scola gentilium.*

zerstörte Fruchtkörbe. Die untere Nische zeigt eine Opferscene, ähnlich der auf den Denkmälern der Matronae Cuchinehae[1]) und Ettrahenae et Gesahenae[2]) des Bonner Museums; nur sind auf letztern 4, auf dem unserigen 3 Personen bei dem Opfer betheiligt, wie es auf dem verlorenen Antweiler Steine der Fall war[3]). In der Mitte steht in schräger Stellung der Altar, rechts von demselben eine weibliche Person mit einer Wulsthaube (Matrone?), hinter dem Altar und links von demselben zwei Gestalten, von denen die erstere eine Kopfbedeckung mit auf den Rücken herabfallenden Bändern trägt. Leider lässt sich die Thätigkeit der einzelnen Personen in Folge der Verstümmelung mancher vorspringenden Theile, besonders der Hände, nicht mehr erkennen. Auf der am meisten sichtbaren Seite des Altars scheint ehemals die Weihinschrift gestanden zu haben. Auch die Seitenflächen des Denkmals sind mit Reliefs geschmückt, unter denen links eine Vase zu erkennen ist; die rechte Seitenfläche stand bei meiner Besichtigung zu ungünstig, als dass sich etwas Näheres über dieselbe sagen liesse.

Zwei der in den Fundamenten der Kirche gefundenen Weihinschriften sind Juppiter Optimus Maximus gewidmet. Die eine ist eine Kalksteinplatte von 0,56 m Höhe und 0,44 m Breite, unten mit einem Rande versehen und auf den Seitenflächen mit je einer Palmette geschmückt. Die Inschrift lautet:

I O M
M·VLPIVS
NOREIIA
NVS
V S L M

Vor- und Geschlechtsname des Weihenden legen die Vermuthung nahe, dass derselbe durch den Kaiser Trajan das römische Bürgerrecht erhielt.

Das andere Denkmal ist ein mächtiger Kalksteinblock, ca. 0,68 m breit, 0,88 m hoch und 0,65 m dick; oben und unten ist er mit einem ca. 0,10 m breiten, rings herumlaufenden Rande umgeben. Er trägt in grossen, zierlichen Lettern die Inschrift:

1) Ihm, Matronenkultus Nr. 255.

2) A. a. O. Nr. 305 u. S. 46.

3) A. a. O. Nr. 224. Das Relief auf demselben wird so beschrieben: *mulier, vir litantes ad aram; stat intermedius puer.* Vgl. Schannat, Eiflia illustrata I 1 Taf. II 8 und VI 24.

I · O · M
SACRVM
C·IVNIVS
FRONTINIVS
VISSV·IVSSVS

Bemerkenswerth ist der doppelte Gentilname, welcher zusammengehalten mit dem Charakter der Buchstaben die Inschrift dem 2. Jahrhundert oder dem Anfang des 3. zuzuweisen scheint.

Am bedeutsamsten unter den Funden ist der 0,88 m hohe, 0,705 m breite und 0,53 m dicke Block von rothem Sandstein, welcher den Kern des Hochaltares bildete. Während ihn unten rings herum (mit Ausnahme eines Theiles der Rückseite) ein Rand umgibt, ist er oben ohne Abschluss und trug hier jedenfalls eine Aedikula mit den Bildern der beiden Gottheiten, denen das Denkmal nach der Inschrift geweiht ist. Diese lautet:

AHVECCANIS
AVEHAE·ET·HELLVESAE
SEXTI·VAL·PEREGRIN
ET·VAL·FELCIO·FRATRES
EX·REDITV·IPSARVM
L P
MVCIANO·ET·FABIANO·COS

201 p. Chr. n.

Der Zeile 1 fehlende Buchstabe kann nach dem erhaltenen Reste und der Beschaffenheit des Wortes nur A gewesen sein. Das hier zuerst auftretende Göttinnenpaar der Ahuekkanen ist celtisch, wie das aus den Beinamen der Matronen sattsam bekannte Suffix *-eha* in *Av-eha* beweist[1]). Vielleicht liegt auch in *Ahueccanis* das celtische *can* = Burg, Niederlassung, mit welchem die Matronenbeinamen *Octocannae* (*Octocanae*) und *Seccannehae* gebildet sind[2]). Ueber den Charakter dieser Göttinnen lässt sich aus unserer Inschrift kein Schluss ziehen; vermuthlich waren es segenbringende Gottheiten, ähnlich den Matronen. Ein Relief im Museum zu Poitiers stellt zwei mütterliche Gottheiten dar, die je drei Früchte im Schoosse

---

1) Vgl. Ihm, Matronenkultus S. 32.
2) Ihm, a. a. O. S. 26.

tragen, während die eine zwischen beide ein Füllhorn hält[1]). Auch der Frankfurter Stein mit der Widmung *Duabus*[2]) und der Alzeier mit DᵛNYMPHIS[3]) können hier vergleichsweise herangezogen werden. Zeile 3 ist SEXTI = *Sextii,* wie auf der Inschrift des Kölner Museums Düntzer Nr. 229: *Valeris Avitiano et Gratinae.* Neu ist unseres Wissens die Wendung *ex reditu ipsarum*: die beiden Brüder, unter denen wir uns die Curatores der genannten Göttinnen denken müssen, haben die Kosten des Monumentes aus der Kasse des Heiligthumes bestritten. Letztere war gewöhnlich auf Grundbesitz fundirt; dazu kamen laufende Einnahmen, besonders aus den Sporteln bestehend, welche für die Darbringung der Opfer gezahlt wurden[4]). Man vgl. mit unserer Inschrift C. I. L. XII 5370: *T. Valerius C. f. Senecio . . . . magistri pagi ex reditu fani Larrasoni cellas faciund(as) curaverunt* und Henzen Nr. 5990: *P. Fannius M. f. . . . . fanorum curatores ex pecunia fanatica faciundum curarunt idemque probarunt.*

1) Abgebildet bei Ihm, a. a. O. S. 54.
2) Ihm, Nr. 443.
3) C. I. Rh. 877. Nach Ihm zu lesen: *du(abus) Nymphis.*
4) Vgl. Mommsen, Römische Staatsverwaltung II S. 80 ff.

II. Litteratur.

1. Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Erster Band. III. Die Kunstdenkmäler des Kreises Mörs. IV. Die Kunstdenkmäler des Kreises Kleve. Zweiter Band. I. Die Kunstdenkmäler des Kreises Rees. Im Auftrage des Provinzialverbandes der Rheinprovinz herausgegeben von Paul Clemen. Düsseldorf, L. Schwann, 1892. gr. 8. VI und 170; VI und 180; VI und 158 S. Preis 5 M.; 5,50 M. und 6 M.

Das grosse, von dem Provinzialverbande der Rheinprovinz unternommene Werk, dessen beide ersten Lieferungen wir an dieser Stelle vor etwa einem Jahre besprachen (Jahrb. 92 S. 233 ff.), nimmt seinen rüstigen Fortgang. Drei weitere Kreise haben sich den damals behandelten beiden angeschlossen und hierdurch ist nicht nur der erste Band der Sammlung zu Ende geführt, sondern auch der zweite begonnen worden. Der nördlichste Theil der Provinz ist damit erledigt, es werden sich zunächst die Stadt Duisburg, die Kreise Mülheim a. d. Ruhr und Ruhrort, Stadt und Kreis Essen, Stadt und Kreis Düsseldorf anschliessen, deren Bearbeitungen theils unter der Presse, theils in Vorbereitung sich befinden. Die Anordnung in den einzelnen Heften ist die gleiche wie in den ersten Lieferungen, in denen sie sich als praktisch und übersichtlich bewährt hatte. Auf einige allgemeine Angaben über den gesammten Kreis folgen die durch ihre Denkmäler wichtigen Orte in alphabetischer Folge, dann eine Karte des Kreises, endlich ein kurzes Register der Orte, Sammlungen und Abbildungen. Auch Ausstattung, Druck, Illustrationen sind gleich ansprechend geblieben. Hervorheben können wir dabei mit grosser Befriedigung, dass letztere in verhältnissmässig grösserer Zahl sich vertreten finden als in den ersten Heften. Der Idealzustand, dass jedes irgendwie nennens- oder beachtenswerthe Denkmal durch eine Abbildung vertreten ist, wie ihn die neue „Beschreibung der antiken Skulpturen“ des Berliner Museums erreicht hat, wird ja selbstverständlich der Kosten halber bei einem so umfassenden Werke nie zu gewinnen sein. Je mehr man sich aber demselben nähert und je zahlreicher die Illustrationen werden, um so werthvoller wird ein solches Inventar für die Wissenschaft sein. Die aufgenommenen Bilder sind mit Geschick ausgewählt, sie reproduciren die hervorragendsten Stücke und sind bei Architekturtheilen und Ansichten so gefertigt, dass sie thatsächlich ein klares und anschauliches Bild des in Rede stehenden Gegenstandes gewähren.

Der Abschluss des ersten Bandes wird gebildet durch zwei Seiten Nachträge mit Berichtigungen, welche besonders zu der aufgeführten Litteratur Ergänzungen enthalten und dann ein umfassendes Gesammtregister zu dem ganzen Bande. Dasselbe ist sachlich geordnet und beginnt mit den römischen Resten (Städte, Lager, Kastelle, Grenzwehren,

Strassen, Grabfunde, Skulpturen, Münzenfunde). Dann folgen germanische und fränkische Reste (Befestigungen, Grenzwehren, Grabfunde), Kirchliche Architektur (Romanisch mit Uebergangsstil, Gothisch, Kirchen des 16—18. Jahrh.), Profanarchitektur, also Burgen, Schlösser, Befestigungen, Rathhäuser, Wohnhäuser, Landwehren, Bauernhäuser. Hieran schliessen sich Einzelarbeiten, so zunächst die Ausstattung der Kirchen (Altäre, Sakramentshäuschen, Lettner, Dreisitze, Chorstühle, Taufstühle, Grabdenkmäler u. s. f.), dann Werke der Malerei einschliesslich der Glasmalereien, Werke der Skulptur bis zu den Elfenbeinarbeiten herab, Goldschmiedearbeiten, Glocken, Paramente, endlich die Inschriften (römische, vom Jahre 300—900, romanische, gothische, spätere). Ein Künstlerverzeichniss und eine Liste der architektonisch bemerkenswerthen klösterlichen Niederlassungen bildet den Schluss. Dieses übersichtlich zusammengestellte Register steuert der Unbequemlichkeit, welche naturgemäss die durch die ganze Anlage der Arbeit gebotene lokale Disposition des Stoffes für den Behandler bestimmter geschichtlicher oder kunsthistorischer Perioden, deren Schauplatz nicht nur innerhalb eines eng umgrenzten Gebietes zu suchen ist, mit sich bringen musste; es erleichtert die Benutzung des regestenartigen Werkes für die systematische Arbeit. Schon eine Durchsicht desselben wird manche Belehrung bringen, beispielsweise zeigen, wie gross, auch abgesehen von Xanten, die Zahl der Ueberbleibsel der römischen Zeit in den besprochenen niederrheinischen Bezirken ist.

Bei der Behandlung des Kreises Mörs fällt der Löwentheil der Arbeit Xanten zu; von den 164 Seiten des Textes sind ihm allein 93 gewidmet, und mit Recht, denn hier vereint sich die geschichtliche Bedeutung des Ortes mit der Fülle erhaltener Alterthümer, um das jetzt unbedeutende Städtchen zu einer der wichtigsten und interessantesten Stellen am Niederrheine zu machen. Hier stand einer der Hauptstützpunkte der Römerherrschaft in Germanien, die jedem Freunde des Alterthumes geläufigen Castra vetera des Tacitus und später die Colonia Trajana, deren Ueberreste sich in dem Werke in übersichtlicher, durch drei Pläne erläuterter Form geschildert finden. Später erhoben sich hier zu Ehren christlicher Märtyrer Kirchen und Kapellen, an ihrer Spitze die Kirche des h. Viktor, und wenn diese auch dem verheerenden Einfalle der Normannen 864 zum Opfer fiel, so entstand an ihrer Stätte ein neuer prächtiger Bau, den deutsche Könige und kölnische Erzbischöfe in gleicher Weise fortdauernd begünstigten. Seit dem 12. Jahrh. tritt Xanten an die Spitze eines der wichtigsten Archidiakonate des Erzstiftes, seine Kirche wetteiferte trotz gelegentlicher schwerer Schädigung, wie durch den Brand 1373, an Pracht und Ausdehnung mit den Kölner Anlagen. Die in den Kunstdenkmälern besprochenen und herausgegebenen, in der Kirche selbst erhaltenen Stücke legen noch heute Zeugniss ab von dem Ansehen, das der Dom bis in weite Ferne genoss und von dem Reichthum an Kunstwerken aller Art, die in ihm zusammenströmten. Und nicht nur die Kirche, auch die sie umschliessende Stadt blühte empor, ihr Ruhm drang durch die deutschen Gauen, in ihr sucht der Dichter des Nibelungenliedes Siegfrieds Heimathsstätte. Als die Reformation in dem südlichen Theile des Kreises

Mörs in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. durchgeführt ward, blieb Xanten mit dem Nordtheile des Gebietes dem katholischen Glauben treu und konnte so den katholischen Schmuck seiner Kirche beibehalten und weiter ausgestalten. Seine Fülle hat öfters zur Behandlung gelockt, Clemen giebt auf S. 81 ein Verzeichniss der einschlägigen reichen Litteratur, unter welcher vor allem ein seinerzeit auch in diesen Jahrbüchern (76 S. 216 ff.) besprochenes umfangreiches Werk von Stephan Beissel hervorragt. Diese ältere Litteratur hat der Verf. durchgearbeitet, verwerthet, mit eigenen Studienfrüchten vermehrt und auf diese Weise ein Bild der Victor-Kirche und ihrer Schätze gegeben, aus dem man die Schicksale des Baues, seine Umgestaltungen, Bereicherungen und Beschädigungen klar zu verfolgen vermag. Trotz der Ueberfülle des in dem Bau aufgespeicherten künstlerischen Materiales ist der Schilderung die Uebersichtlichkeit nicht verloren gegangen, der beste Beweis, wie richtig die Dispositionsweise ist, welche bei der Festlegung des Planes des Denkmälerwerkes gewählt wurde. Dieselbe bewährt sich, wie dieses Beispiel zeigt, bei einer reichen Kirche ebenso gut wie bei den ärmer oder auch geradezu ärmlich ausgestatteten, welche in den bisher behandelten Theilen der nördlichen Rheinprovinz bei weitem die Mehrzahl bilden.

Aehnlich wie Xanten und sein Dom, nur ihrem Werthe entsprechend minder ausführlich sind die übrigen Orte des Kreises behandelt. Ueberall wird dem Programm der Kunstdenkmäler entsprechend das Hauptgewicht auf kunsthistorisch wichtige Dinge gelegt, ohne dass darum der Zusammenhang der Werke und Orte mit der politischen Geschichte verloren ginge. Verhältnissmässig am knappsten werden die römischen und germanischen Funde besprochen, doch ermöglichen hier die Litteraturangaben es dem Archäologen einen schnellen Ueberblick zu gewinnen; des grösstenTheiles der betreffenden Ueberbleibsel der Vorzeit des Rheinlandes ist auch gelegentlich in diesen Jahrbüchern gedacht worden. Daneben finden sich jedoch eine Reihe bisher litterarisch nicht erwähnter Funde berücksichtigt, wie solche zu Winnenthal und vor allem ein kleines römisches Lager zu Hoch-Emmerich, welches eine eingehendere Untersuchung und Ausgrabung zu verdienen scheint.

Ausser den noch an Ort und Stelle befindlichen, bezw. in Kirchen u. s. f. aufgestellten Denkmälern sind in dem Hefte über den Kreis Mörs auch die in drei Sammlungen vereinigten besprochen und kurz inventarisirt. Am bedeutendsten unter denselben ist die Sammlung des Xantener Alterthumsvereins, welche besonders reich an römischen Gegenständen, darunter zahlreichen bei Xanten selbst gefundenen geschnittenen Steinen, ist; die aufgenommene Uebersicht ward vom Vorsitzenden des niederrheinischen Alterthumsvereins zu Xanten Dr. Steiner aufgestellt. Von Privatsammlungen kamen die des eben genannten Dr. Steiner mit italiänischen und deutschen Gemälden und die des Landraths Haniel zu Mörs mit Holzschränken, besonders der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. und rheinischen Thonwaaren in Betracht.

In dem Kreise Kleve bilden Kleve und Kalkar die Mittelpunkte; das Hauptinteresse gruppirt sich um die Holzschnitzwerke der sog. Kalkarer

Schule, deren Arbeiten freilich, wie der Verf. hervorhebt, in fast gleichem Maasse in Kleve, Emmerich und Wesel entstanden sind. Als Auftraggeber erscheinen vor allen Gilden und fromme Bruderschaften, die mit den künstlerisch vollendeten, figurenreichen und daher oft etwas unruhigen Arbeiten die Kirchen auszustatten bestrebt waren. Zahlreiche charakteristische Proben dieser Kunstrichtung finden sich in dem Hefte durch Abbildungen theils in ihrer Gesammtheit, theils in charakteristischen Einzelstücken veranschaulicht. Für die Reproduktion des Hauptwerkes, des grossen Schreines des Meisters Loedewich zu Kalkar von 1498—1500 sind leider auf Taf. I und S. 55 zu kleine Dimensionen gewählt worden, als dass dieselben dem Eindrucke des Originales gerecht zu werden vermöchten. Weit anschaulicher sind die andern Bilder; vor allem das des Kalkarer Johannesaltars von um 1540 ist sehr gut gerathen. Ausser in Kleve und Kalkar finden sich auch in andern Orten des Kreises, wie in Zyfflich gute Arbeiten der Schule. — Die Zahl der Alterthümersammlungen ist im Kreise Kleve grösser als in den früher behandelten Bezirken, die interessante im Rathhaus zu Kleve aufgestellte konnte programmentsprechend, da ein gedruckter Katalog von Mestwerdt vorliegt, nur genannt werden. Ausführlicher gedacht wird der Gemäldesammlungen des Freiherrn von Hoevel zu Gnadenthal und Baron von Steengracht zu Moyland, der hervorragenden Sammlung von Skulpturen, insbesondere der Kalkarer Schule, des Bildhauers Langenberg zu Goch, der Sammlung römischer Alterthümer des Pächters Heyers auf dem Monterberg und der verschleuderten Sammlung des Pfarrers Wahl zu Qualburg. Eine Reihe germanischer Urnen besitzt Aloys Schlüpers zu Goch, dessen Hauptsammlung jedoch, ebenso wie die des Dr. Schraven zu Goch aus Porzellanen besteht.

Im Kreise Rees ist der wichtigste Ort die Stadt Wesel. An ihrer Geschichte lässt sich die Entwicklung rheinischen Befestigungswesens vom Ende des 14. bis zur Mitte dieses Jahrhunderts verfolgen und werden besonders die beachtenswerthen, Anfang des 17. Jahrh. aufgeführten, leider zum Theil kürzlich abgebrochenen Thoranlagen der Citadelle durch Wort und Bild erläutert. Auch die schöne Façade des Rathhauses zeigt eine Illustration; auf dem in ihm aufgestellten, auf Taf. VI publicirten Gerichtsbilde von Heinrich Dünwegge ist die neben dem Teufel mit dem Angeklagten sprechende Figur in langem weissen Gewande, langen Lockenhaar u. s. f. als Engel, nicht als Dominikanermönch zu deuten. Neben Wesel sind Emmerich, Rees und Hochelten zu nennen, an welch letzterem Orte das Fig. 40 abgebildete Krystallreliquiar beachtenswerth erscheint. Auf Taf. II findet sich das in mehrfachen Wiederholungen vorkommende (in Emmerich, Kleve, Rees), auf Grund älterer Porträts zusammengestellte eigenartige Gruppenbild der 6 Klevischen Herzöge von Adolph bis zu Johann Wilhelm, in guter Reproduktion vorgeführt. Die Zahl der in diesem Kreise vorhandenen Sammlungen ist auffallend klein. Das niederrheinische Museum zu Wesel ist noch sehr in den Anfängen; die in Wesel befindliche Sammlung von B. Küchel enthält wesentlich Porzellane und Möbel, die des rühmlich bekannten Lokalhistorikers Kaplan J. J. Sluyter zu Rees eine Reihe wenig bedeutender Bilder.

Zu den Kosten der Drucklegung der vorliegenden Hefte haben die Kreise Mörs und Rees und die Stadt Wesel in dankenswerthester Weise Beiträge bewilligt. Hoffentlich folgen die Vertretungen der weiter zur Behandlung kommenden Kreise diesem Beispiele und fördern so die Fortführung dieses für die Geschichte des Rheinlandes und seine Alterthümer grundlegenden Werkes, für dessen Durchführung ausser dem Verfasser, dem Provinzialverband und der Denkmälercommission, in ihr vor allem dem thatkräftigsten Förderer des Unternehmens, Herrn Geheimrath Loersch, der besondere Dank der Wissenschaft und der Alterthumsfreunde gebührt. A. Wiedemann.

2. Alexander Riese, Das rheinische Germanien in der antiken Litteratur. Leipzig, B. G. Teubner, 1892. 8°. VII und 496 Seiten. Preis: 14 M.

Das Buch des um die rheinische Alterthumsforschung verdienten Verfassers bietet eine Sammlung aller Stellen der alten Schriftsteller, welche zur Aufklärung der Geschichte, der Geographie, Topographie und des Kulturzustandes der Rheinlande im Alterthum beitragen können — eine undankbare Aufgabe, wie der Verfasser mit Recht in der Vorrede betont, die aber doch auf den Dank der Historiker und Antiquare, überhaupt aller Freunde rheinischer Geschichte und Alterthumskunde zu rechnen hat. Die Stellen der Autoren sind, soviel Ref. übersehen kann, vollständig zusammengetragen, den griechischen Texten ist eine möglichst präcise lateinische (warum nicht deutsche?) Uebersetzung beigefügt. Wir finden Stellen, die allbekannt und bis zum Ueberdruss von Forschern jeglicher Gattung citirt, interpretirt, emendirt, corrumpirt worden sind, daneben aber auch solche, die mancher wohl zum ersten Male lesen wird. Benutzt sind die besten neueren kritischen Ausgaben, oder, wenn solche nicht vorhanden, die zugänglichsten, also Jordanes, Solin von Mommsen, Ptolemaeus von Carl Müller, Notitia dignitatum von Seeck, Gregor von Arndt und Krusch u. s. w. Nur in der Orthographie hat sich Riese einige Freiheit gewahrt; über sein Verhalten hinsichtlich der halbbarbarischen Orthographie des Gregor von Tours u. a. spricht er Seite 151 in der Anmerkung. Die wesentlichsten handschriftlichen Varianten sind unter dem Text notirt; bei eingehenderem Studium der einzelnen Stellen wird man natürlich die kritischen Ausgaben selbst zu Rathe ziehen müssen. Dies gilt z. B. von Ptolemaeus; Riese giebt (XIII 86) den Text nach dem Vaticanus 191 und weicht bisweilen von dem C. Müller'schen Texte ab. Müller setzt, um ein Beispiel anzuführen, Ptol. II 9, 2 *Ἀβρίγκα*, Riese zieht *Ὀβρίνκον* vor, ob mit Recht, scheint mir zweifelhaft (vgl. die *Abrincatui*; auch Zangemeister Westdeutsche Zeitschrift III S. 320 f.). Auf ausführliche Anmerkungen hat der Verfasser von vornherein verzichtet; sie treten sporadisch auf und sind elementarer Art, dienen zum Theil als Hinweisungen auf den Zusammenhang. Sachlich gleichgültige Worte und Sätze sind weggelassen, die Lücken durch Punkte gekennzeichnet. Ergänzungen im Text sind kursiv gedruckt; eckige Klammern deuten an, dass die Worte dem Schriftsteller nicht angehören.

Die ganze Sammlung ist in einzelne Abtheilungen zerlegt: erstens eine geschichtliche, die wiederum in 12 Abschnitte zerfällt (I vorrömische Zeit, II Zeit Cäsars, III Zeit des Octavianus Augustus, IV Claudische Dynastie, V Zeit der Aufstände 68—70 n. Chr., VI Zeit der Flavier, VII Nerva bis Septimius Severus, VIII Caracalla bis Carinus, IX Diocletian bis Constantin II., X Zeit des Julian, XI Zeit des ersten Valentinian, XII von 375 bis zum Ende der römischen Herrschaft, Ende des 5. Jahrhunderts). Zweitens eine geographische (XIII. Abschnitt) und drittens eine kulturgeschichtliche Abtheilung. Abschnitt XIV behandelt die Bauten unter folgenden Rubriken: 1) Städte, 2) Lager und Castelle, Heerwesen, 3) Grenzbefestigungen, 4) Brückenbau, 5) Gallische Befestigungsarbeiten, 6) über Strassenbau und dergl. (aus den Gromatici latini), 7) Bau der Häuser, Bäder, Villen, 8) Wasserleitungen, 9) Tempel und Götterbilder in Gallien, 10) Häuser der Gallier und Germanen. Abschnitt XV enthält „Verschiedenes" (darin allerlei Nachträge, besonders solche Stellen, die zur Erklärung von Bildwerken und anderen Einzelfunden des Rheinlands, nicht von Bauten, verwendet werden können).

Innerhalb der einzelnen Abschnitte sind die Stellen nach Möglichkeit chronologisch geordnet, d. h. der Chronologie der Ereignisse entsprechend. Ausgezogen sind die Stellen aus den Autoren bis zum Ende des 5. Jahrhunderts; die aus der späteren Zeit, Kirchenschriftsteller u. a., zwar nicht vollständig, aber alles wesentliche hat seine Stelle gefunden. Aus den wenigen Notizen über Franci, die Raetiae u. a. bei Ambrosius u. s. w. ist nicht viel zu gewinnen; vielleicht hätten die *equi Burgundiones* bei Veget. mulomed. VI 6 und ähnliches erwähnt werden können.

Dass sich in diese Anordnung des Stoffes manche Inconsequenzen einschleichen mussten, ist dem Verfasser natürlich nicht entgangen; einige Stellen hätten unter verschiedenen Rubriken Platz finden müssen, kulturgeschichtliche Angaben sind schon in dem historischen Theil vorweggenommen und dergleichen mehr. Aber das liess sich nicht ändern, und Wiederholungen hätten zu viel Raum erfordert. Diesen Uebelständen hilft das Register ab, indem es solche Stellen nicht nur einmal, sondern unter sämmtlichen geeigneten Stichwörtern anführt.

Was die lokale Begrenzung anlangt, so hat sich der Verfasser dankenswerther Weise nicht zu enge Grenzen gesteckt, vielmehr die Rheinlande in ziemlich weitem Sinne berücksichtigt: Germania superior und inferior, das Land der Treveri, Mediomatrici, Tungri, Rauraci, Helvetii. Auch aus den entfernteren Gebieten Galliens, sowie aus Rätien und dem inneren Germanien finden wir solche Stellen angeführt, die zum Rheinlande irgend welche Beziehung haben, und in zweifelhaften Fällen giebt der Verfasser „lieber zu viel als zu wenig." In der geographischen Abtheilung (XIII) erwies sich dem Verfasser jede reale Anordnung als nicht durchführbar; er hat sich daher darauf beschränkt, die Stellen nach der Chronologie der Autoren zu geben. „Die kulturgeschichtlichen Abschnitte endlich sind zunächst für das praktische Bedürfniss der Entdecker, Ausgraber, Lokalforscher und der Museen bestimmt; sie geben, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob das Rheinland darin genannt ist oder

nicht, die für dieses wichtigen Stellen, denen allerdings vielleicht noch andere hätten hinzugefügt werden können." . . . „Was die Nachrichten über Christenthum und Kirche in den Rheinlanden angeht, so sind dieselben bis in das 5. Jahrh. einschliesslich vollständig gesammelt." Von der Wiedergabe der frühmittelalterlichen Legenden hat der Verf. abgesehen; nur über den „Apostel des Lahnthals" giebt er (XV 92) die erforderlichen Nachweise, „da noch in neuesten Schulbüchern die späte Tradition über ihn wie Geschichte gelehrt wird." Dagegen hat sich Riese nicht entschliessen können, auch mythologische Nachrichten einzureihen, mit der Begründung, einmal angefangen, hätten diese zahllos werden müssen. Gewiss, aber doch nur dann, wenn alle in Betracht kommenden Inschriften Aufnahme gefunden hätten. Die Inschriften aber hat Riese überhaupt ausgeschlossen, wie er selbst sagt, seiner ursprünglichen Absicht entgegen. Ich glaube, alle Freunde der rheinischen Geschichte und Alterthumskunde hätten ihm Beifall gezollt, wenn er sich nicht von dieser ursprünglichen Absicht hätte abbringen lassen. Der Hauptbeweggrund war wohl der, dass der sehnlich erwartete Zangemeister'sche Inschriftenband noch aussteht. Was die Inschriften für die rheinische Alterthumskunde bedeuten, braucht hier nicht auseinandergesetzt zu werden. Wenn sie auch nicht für Alles unsere einzige Quelle sind, wie schön ergänzen sie topographisch, historisch, mythologisch die Berichte der Schriftsteller! Die wenigen Münzaufschriften, die der Verf. berücksichtigt hat, fallen dem gegenüber nicht sehr ins Gewicht, so dankenswerth auch ihre Aufnahme ist. Nur ganz vereinzelt finden wir in dem Buche auch inschriftliches Material verwerthet. Doch bescheiden wir uns. Der Verf. sagt am Schluss der Vorrede, dass, falls sein Buch günstig aufgenommen werden sollte, ein zweiter Band ihm folgen könnte, welcher umfassen würde, was aus den Inschriften und aus mittelalterlichen Schriften und Urkunden für Geschichte, Geographie und Kulturgeschichte des römischen Rheinlands verwendbar wäre. Hoffentlich geht dieser Plan in Erfüllung und versteht sich der Verf. dazu, was meines Erachtens noch wünschenswerther wäre, dann ein ganz neues Werk zu liefern, inschriftliches und litterarisches Material zusammen zu verarbeiten, dass eines das andere ergänze. Darüber werden ja noch Jahre vergehen, denn ehe der Inschriftenband der beiden Germaniae und tres Galliae vorliegt, ist daran kaum zu denken, und bis dahin wird der vorliegende Band auch ohne die Inschriften Nutzen stiften können. Dann erst, wenn das ganze Urkundenbuch vorliegt, wird eine allseitige Beschreibung der Rheinlande im Alterthum, die der Verf. von seiner Arbeit erhofft, möglich sein und wohl auch nicht lange auf sich warten lassen.

Dem Werk sind zwei Register beigegeben; das erste verzeichnet die Namen der benutzten Autoren, das zweite ist Sachregister. Letzteres fasst „neben seiner im Allgemeinen alphabetischen Anordnung auch manche Dinge in grösseren, mehr systematisch gehaltenen Artikeln zusammen, von denen einige unter deutschen Stichwörtern stehen, wie: Bauten, Berufsarten, Bildung, Christenthum, Geldspenden, Geräthschaften, Grenzen, Inschriften, Klima, Kriegführung der Einheimischen, Kunstwerke, Militär-

wesen, Sprache, Steuern, Verfall, Wagen, Weissagungen, Wunder." In dies Register haben sich allerlei Incongruenzen eingeschlichen. Seite 480 ist z. B. bei dem Wort 'marga' auf das Stichwort 'Ackerbau' verwiesen, das nicht vorhanden ist. Gemeint ist eine der 17 Stellen unter dem Stichwort 'agricultura', XIII 60, aber die Pliniusstelle selbst ist nicht ausgeschrieben. Einige Zahlenangaben sind fehlerhaft (S. 462 'Ambatiensis vicus', lies 14, 65; S. 467 'calceus', lies 15, 28; S. 480 'Mardellen', lies 14, 72 u. a. m.). Hinter den lateinischen Ortsnamen sind in Klammern die heutigen Benennungen angeführt (wenig genau z. B. 'Bodensee' sowohl hinter 'Acronus' wie hinter 'Venetus' lacus); Fragezeichen wären hier öfter angebracht gewesen, denn ob 'Nieder-Aewen' wirklich dem alten *Andethanna vicus* oder *Andethannale* (besser *Andetannale*, vgl. Glück, Keltische Namen bei Caesar S. 25) entspricht, müsste doch erst bewiesen werden. Doch sind diese Ausstellungen Nebendinge, welche die Brauchbarkeit des Registers nicht wesentlich beeinträchtigen.

Ausserdem hat der Verfasser das Register dazu benutzt, um an geeigneten Stellen eigene Ansichten kurz anzudeuten. Wenigstens eine derselben sei hier angeführt. S. 471 „*Decumates agri* XIII 80: nicht 'Zehntland', sondern, wie *Taurinates agri* von *Taurinum*, so von einem Namen *Decuma* oder *Ad decumum* (scil. *lapidem*), den der ursprüngliche Hauptort des rechtsrheinischen Gebietes geführt haben muss, abzuleiten." Ob diese Erklärung den Beifall der Sachverständigen finden wird, sei dahingestellt; ich meinerseits möchte es bezweifeln. Es wäre doch zu auffallend, dass dieser Hauptort des rechtsrheinischen Gebietes so spurlos in der Ueberlieferung verschwunden ist. Zudem meint Tacitus sicher ein ziemlich ausgedehntes Gebiet, nicht nur die agri einer einzelnen Stadt oder Wegestation. Neuerdings sind die agri decumates wiederholt Gegenstand der Besprechung geworden. Zangemeister (Westdeutsche Zeitschrift III S. 244) fasst nach dem Vorgange Georg Friedr. Creuzer's (Altröm. Cultur S. 81 ff.) *decumates* als Nominativ und bemerkt, die zum Ackerbau verwendeten Theile dieses Gebiets seien zehntpflichtig (*agri decumani*) gewesen und daher würden die Ackerbauer selbst als *decumates* bezeichnet. Auch diese Erklärung, die ja sprachlich nicht unmöglich ist, dürfte schwerlich das Richtige treffen. Vgl. Asbach, Westdeutsche Zeitschr. V S. 372, der Mommsen's Bedenken (Röm. Geschichte V S. 138) gegen die Bedeutung von *decumates* = Zehntland gerechtfertigt findet und der Ansicht ist, dass das Wort *decumates* ein technischer Ausdruck der Feldmesskunst sei, die bekanntlich zahlreiche archaische Formen in ihrem Wortschatz bewahrt hat; ferner Hübner, Bonner Jahrb. LXXX S. 60, der gegen Zangemeister an der alten Bezeichnung *agri decumates* als der einzig bezeugten mit Recht festhält.

Den Abschluss des Buches bilden Nachträge und Berichtigungen zu den Autorenstellen (S. 494—496). Hier fiel mir die ansprechende Vermuthung zu I 7 (Plin. nat. hist. XXXVII 35) auf, dass die Vulgata *Gutonibus* fehlerhaft und das *Guionibus* der besten Handschrift den Namen der *Inguaeones* zu enthalten scheine.

Der Verfasser spricht in der Vorrede den Wunsch aus, dass sein

Buch für das Studium der rheinischen Vorzeit den erhofften Nutzen stiften möge; wir zweifeln nicht, dass dieser Wunsch in Erfüllung gehen und dass namentlich die grosse Zahl derer, die sich mit der alten Geschichte und Alterthumskunde der Rheinlande beschäftigen und von denen ein beträchtlicher Theil über ein nicht gerade grosses Maass philologischer Kenntniss und Methode verfügt, diesen brauchbaren Wegweiser mit Freude begrüssen wird. M. Ihm.

3. F. Haverfield, The Mother goddesses. With illustrations and a map. Sonderabdruck aus der Zeitschrift 'Archaeologia Aeliana'. Vol. XV. 1892. p. 314 ff.

Der bereits durch andere epigraphische Arbeiten bekannte Verfasser giebt in der obigen Abhandlung eine kurze, gemeinverständliche Darstellung des Mütter- und Matronenkultus, wesentlich im Anschluss an meine im Jahre 1887 erschienene Arbeit über diesen Gegenstand. Seit der Zeit hat sich das inschriftliche Material um mehr als 30 Nummern vermehrt, von denen nur ein kleiner Theil dem englischen Gelehrten bekannt ist. Er hat auch weniger den Kult in seiner Gesammtheit im Auge, als vielmehr die in Britannien entdeckten Inschriften und Skulpturen. Er will seinen Landsleuten ein Bild von dem Mütterkult auf britannischem Boden geben, und insofern ist seine Abhandlung eine ganz nützliche, zumal den Lesern fast alle noch vorhandenen Denkmäler in Abbildungen vorgeführt werden. Benutzt scheinen meist ältere Clichés (aus dem Lapidarium septentrionale u. s. w.). Auch ein Kärtchen ist beigefügt, aus dem man ein ungefähres Bild von der geographischen Verbreitung dieses Kults gewinnen kann, d. h. es sind dabei nur die Denkmäler in Betracht gezogen worden, welche die Bezeichnungen *Matronae* oder *Matres* oder *Matrae* aufweisen. Ueber den Gang der Abhandlung möge das Kapitelverzeichniss Aufklärung geben: I. Introduction, II. Distribution, III. Original seat of the worship, IV. Date and worshippers, V. Titulature, VI. Sculptures, VII. Kindred deities, VIII. General character. Im Einzelnen ist dazu nur wenig zu bemerken. Der Verfasser beschränkt sich auf das Nothwendigste, einige Ungenauigkeiten laufen mit unter, fallen aber nicht sehr ins Gewicht. Dass der Beiname *Ollototae* „of another land" bedeute, habe ich bereits an anderer Stelle zu bezweifeln gewagt. Ebenso sind *Matres communes* für mich bis jetzt nicht erwiesen.

Auf die Darstellung des Kultus im Allgemeinen folgt eine Liste der in Britannien gefundenen Denkmäler der Matres und der verwandten Göttinnen, im Ganzen 62 Nummern, darunter einige incerta. Die unter Nr. 8, 21a, 43 angeführten Skulpturen fehlen in meiner Sammlung, andere habe ich als unsicher absichtlich nicht aufgenommen. Neu gefunden sind Nr. 6 *Matribus Sulevis* etc. (Ephem. epigr. VII n. 844, vgl. Bonn. Jahrb. LXXXIX S. 241) und Nr. 19 *J(ovi) o(ptimo) m(aximo) et Matribus Ollototis sive transmarinis* (vgl. Bonn. Jahrb. LXXXXII S. 256 ff.). Uebersehen hat Haverfield merkwürdiger Weise eine Inschrift, die er selbst vor kurzer Zeit in der Ephemeris epigraphica VII n. 927 veröffentlicht hat

(*Matribus domesticis*), ebenso das Fragment mit *Matribus* (Nr. 354 meiner Sammlung; Watkin, Archaeol. journal 42 S. 145).

Den Abschluss bilden einige Addenda, die nur in dem Sonderabdruck, nicht in der Zeitschrift selbst stehen. Hier bemerkt Haverfield u. a., dass er die Inschrift des im British Museum befindlichen Rings CIL. VII 1299 genau geprüft habe, und dass nicht MATR|VIA, sondern MATR|VM darauf stehe. Ebenso hatten die früheren Herausgeber gelesen; erst Hübner im CIL. trat für die Lesart MATR|VIA ein. Sonach hat es den Anschein, dass die *Matres viales* in Wegfall kommen.

M. Ihm.

4. J. P. Waltzing, Découverte archéologique faite à Foy, en mai 1892. Une inscription latine inédite. Louvain 1892. 26 S. (S.-A. aus den 'Bulletins de l'Académie royale de Belgique' 3e série, tome XXIV).

Als Waltzing kürzlich über die in Foy (in der belgischen Provinz Luxemburg) gemachten römischen Funde berichtete (Korr.-Bl. der Westdeutschen Zeitschrift XI 1892. S. 102 f.), erklärte er, er habe über diese Funde eine längere Besprechung an die königliche Akademie in Brüssel gerichtet. Es ist das die vorliegende Abhandlung, auf welche hier kurz hingewiesen sei. Der Verfasser erörtert das Hauptfundstück, eine römische Inschrift, in sehr ausführlicher Weise, ohne aber viel Neues beizubringen; die kürzere Publikation im Korr.-Bl. d. Westd. Zeitschr. enthält schon alles Wesentliche. Die Inschrift lautet: *Deo Entarabo et Genio 7 (centuriae) Ollodag(i) porticum, quam Velugnius Ingenuus promiserat, post obitum eius Sollavius Victor fil(ius) adoptivos fecit.* Danach scheint auch auf der jetzt verschollenen Inschrift aus dem Gebiet der Treveri (Brambach CIRh. 855) ENTARABO statt INTARABO zu lesen zu sein *(Deo Entarabo ex imperio Q. Solimarius Bitus aedem cum suis ornamentis consacravit l. m.)* Bemerkenswerth die keltischen Namen *Sollavius*, *Velugnius* (vgl. Zangemeister, Korr.-Bl. d. Westd. Zeitschr. 1888. S. 115), *Ollodagus* (vgl. die *Matres Ollototae*. Jahrb. 92. S. 256 ff.). Die Deutung des *Entarabus* ist unsicher; Waltzing theilt S. 16 einige Vermuthungen des französischen Gelehrten D'Arbois de Jubainville mit. Die Inschrift gehört den Buchstabenformen nach, wie Waltzing und Zangemeister annehmen, in das erste nachchristliche Jahrhundert. M. Ihm.

5. Prof. Dr. Otto Kohl: Ueber die Verwendung römischer Münzen beim Unterricht. Programm des Gymnasiums in Kreuznach Ostern 1892 (Nr. 446). Kreuznach, R. Voigtländer. 8°. 68 S.

Diese Schrift, deren Hauptzweck darin besteht, den Lehrern höherer Schulen beachtenswerthe Winke zu ertheilen, wie sie die römischen Münzen beim Unterrichte nutzbar machen können, bietet eine solche Menge ansprechender Erklärungen der Münzbilder, dass sie sicher auch von allen angehenden Münzsammlern als willkommene Gabe begrüsst wird. Viele Stellen der Klassiker und manche geschichtlichen Vorgänge werden angeführt, welche durch bestimmte Münzen dem Verständniss der Lernenden näher gerückt werden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass

durch ein Vorgehen, wie es der Verfasser empfiehlt, das Interesse für die Alterthumswissenschaften überhaupt in erfreulicher Weise geweckt und gefördert wird. Im Hinblick auf die Münzfunde unserer Provinz hätten wir es vielleicht zweckmässiger gefunden, wenn den Kaisermünzen etwas mehr Raum zuerkannt worden wäre; die Familien-Denare haben eine genügende Beachtung gefunden.

Auf S. 4 in der Note wird mitgetheilt, dass die im Buche angegebenen Preise den Cohen'schen Münzwerken entnommen sind, auch wird der Rath ertheilt, man möge sich bei beabsichtigten Anschaffungen nur die in den Verkaufskatalogen mit „gut" und „sehr gut" bezeichneten Stücke schicken lassen. Was die Preise anlangt, so möchte ich davor warnen, sich durch deren Höhe einschüchtern zu lassen; die Erfahrung lehrt, dass für nicht besonders seltene Stücke von mittlerer Erhaltung die Cohen'schen Preise fast nie erreicht werden, am wenigsten bei Auctionen. Auch meine ich, Unterrichtsanstalten sollten bei der Auswahl der Exemplare nicht allzu wählerisch sein; vollständige Umschrift und Klarheit der Münzbilder sollte da genügen, wenn letztere auch etwas an Schärfe verloren haben. Der höchste künstlerische Genuss beim Beschauen geht dann allerdings in etwa verloren, aber hier ist doch der wissenschaftliche Zweck die Hauptsache und während bei vollendeten Stücken der Preis meistens hoch über die Cohen'schen Schätzungen hinausgeht, sind Exemplare mittlerer Erhaltung sehr billig zu erwerben.

van Vleuten.

6. Florenz Tourtual, Bischof Hermann von Verden, 1149—1167. Zweite Auflage. Berlin, J. A. Stargardt. 8. VIII u. 82 S. Preis 2 Mk.

In dankenswerther Weise hat sich Ulrich Graf Behr Negedank der Aufgabe unterzogen, die 1866 erschienene, längst vergriffene Schrift Tourtual's über Hermann von Verden durch eine Neuherausgabe wieder allgemein zugänglich zu machen. Er wurde hierzu vor allem durch die Ausführungen des Freiherrn von Hammerstein-Loxten bewogen, denen zufolge der Bischof dem Geschlechte der Behr angehörte. Die Wiedergabe der Arbeit ist eine durchaus getreue, hinzugefügt ist nur eine Anmerkung auf S. 1, welche auf die Hammerstein'schen Forschungen hinweist, während zwei in der ersten Auflage als Anhang gegebene Schriftstücke hier fehlen, da sie in einem Nachtrage zu den von Lisch herausgegebenen Urkunden und Forschungen zur Geschichte des Geschlechts Behr zum Abdrucke gelangen sollen. Das Werk selbst giebt zunächst eine Zusammenstellung der über Hermann bekannten Thatsachen, dann einen Aufenthaltsnachweis und eine Regeste für sein Leben, endlich einen Excurs über seine Sendung nach Spanien. Dasselbe zeichnet sich dabei durch seine sorgsame Benutzung der bis 1866 erschienenen Litteratur und durch einen wortgetreuen Abdruck der wichtigeren Quellenangaben aus, so dass man es noch jetzt mit Vortheil wird zu Rathe ziehen können.

A. W.

7. Moderne Geschichtsforscher. I. J. Lulvès, Die gegenwärtigen Geschichtsbestrebungen in Aachen. Eine kritische Studie. Aachen. Otto Müller. 1892. 8°. 104 S.

Das hohe Ansehen, in welchem der 1844 verstorbene Christian Quix noch jetzt bei den Aachener Lokalhistorikern steht, hat dazu geführt, dass einige seiner Schriften kürzlich in einem minutiös genauen Neudrucke herausgegeben worden sind. Wesentlich hierdurch ist der Verfasser vorliegenden Schriftchens bewogen worden, die Leistungen von Quix und anderen Aachener Lokalforschern von einem rein kritischen Standpunkte aus durchzuarbeiten und zu beurtheilen. Das Resultat, welches er dabei zu erweisen sucht, ist ein für die betreffenden Schriftsteller ungünstiges, der Stand der Aachener Geschichtsbestrebungen soll nach ihm ein trauriger, im Vergleich zu anderen Städten tiefer sein. Bei dieser Grundauffassung ist sein Urtheil über die Einzelleistungen schroff und absprechend, besonders da er selbst an in der Tagespresse erschienene Aufsätze streng wissenschaftliche Anforderungen stellt und sie dementsprechend kritisirt. Die Fehler der einzelnen Arbeiten werden besonders betont, die Verdienste, die sich zahlreiche der behandelten Männer um die Erhaltung und Sammlung von Materialien erworben haben, treten dagegen völlig zurück. So ist denn das Ergebniss ein wesentlich negatives, wenn auch die Anführung einer reichen Fülle von Einzelarbeiten, deren Inhalt vom Verfasser skizzirt wird, auch positiven Werth besitzen wird. Zum Schlusse des rein polemischen, oft sehr persönlichen, wenig erfreulichen Schriftchens macht der Verfasser Vorschläge zur Besserung der von ihm so herb verurtheilten Verhältnisse. Er erwartet eine solche vor allem von einem engern Anschlusse der Lokalforschung an das Aachener Stadtarchiv, an welchem er selbst thätig war, dieses „als Sammelstätte aller Dokumente der Vorzeit unserer alten Kaiser- und Krönungsstadt muss demnach in den Mittelpunkt der lokalen Geschichtsbestrebung treten; von hier aus haben sie auszugehen, wollen sie wirklich wissenschaftlicher Wahrheit genügen“.

8. P. Florian Wimmer. O. S. B.: Anleitung zur Erforschung und Beschreibung der kirchlichen Kunstdenkmäler. In zweiter Auflage mit Illustr. vermehrt und herausgegeben von Dr. Math. Hiptmair. Linz 1892, bei Haslinger. 8°. XIV und 152 S.

Die erste Auflage dieser Schrift verdankt ihr Entstehen dem Bedürfniss, die kirchlichen Denkmäler der Linzer Diöcese einer baldigen gründlichen Erforschung und Beschreibung entgegen zu führen. Es wird vorab Werth darauf gelegt, das Vorhandene zu registriren; die kritische Beurtheilung wird in den meisten Fällen einer späteren fachmännischen Prüfung vorbehalten bleiben müssen. Um eine solche Beschreibung dem Nichtfachmanne zu ermöglichen, sind (S. 1 bis 116) eine Menge praktischer Fragen gestellt, welche sich auf die Geschichte, die Architektur, das Mobilar, die einzelnen Kunstwerke u. s. w. beziehen; jeder Frage sind nähere Erklärungen zugefügt, vielfach durch Abbildungen erläutert; so auf Seite 18 bis 37, eine kurze Abhandlung über die kirchlichen Stilarten.

(Hierbei vermisse ich die Berücksichtigung des sog. Uebergangsstiles). Zum Schlusse giebt dann der Verfasser ein alphabetischen Verzeichniss der auf den Heiligenbildern vorkommenden Attributen, mit der Angabe derjenigen Heiligen, bei welchen dieselben vorkommen.

Es scheint mir unzweifelhaft, dass an der Hand dieser Anleitung jeder Gebildete in der Lage ist, die Beschreibung einer Kirche so zu gestalten, dass der Forscher alsbald erkennen kann, wo es angezeigt und lohnend ist, ein gründliches Studium des Bauwerkes folgen zu lassen; und dies zu erreichen, ist ja der Zweck des Buches. F. van Vleuten.

9. Hildesheimer Land und Leute des 16. Jahrh. in der Chronik des Dechanten Johan Oldecop. Bilder aus Hildesheims Vergangenheit von Dr. Carl Euling. Hildesheim, F. Borgmeyer. 1892.

Die Chronik des Hildesheimer Dechanten Johan Oldecop bringt aus der Feder eines objectiven Beobachters und glücklichen Darstellers, der in Beziehungen zum kaiserlichen Hofe und zu hohen Würdenträgern stand, Schilderungen der Ereignisse und Zustände in Niedersachsen aus der Zeit der Reformation. Ihr Herausgeber (Bibl. des Litt. Ver. Stuttgart Bd. CXC) bietet in dem vorliegenden Schriftchen eine Auswahl daraus, bestimmt, auch dem Nichthistoriker jene Zeiten näher zu bringen. In fünf Abschnitten (Oeffentliche Sicherheit, Glauben und Sitte, Ecclesia turbatur-clerus errat, Ein Fürstbischof, Aus Zeiten schwerer Not) gibt er dem Leser in frischer und anschaulicher Schreibart ein Bild der vielfach verworrenen und ungesunden Verhältnisse, die durch den Gegensatz auf religiösem Gebiet nur noch unerquicklicher wurden. Wenn auch das Büchlein seine Leser zunächst in Hildesheim und Umgegend suchen und finden soll, so ist die Auswahl doch eine so glückliche und sind die behandelten Gegenstände vielfach so typisch für jene Zeiten, dass es auch das Interesse eines jeden erregen dürfte, der die Kulturzustände Norddeutschlands im Anfange der Neuzeit kennen zu lernen wünscht. S.

10. Meteorologische Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der Meteorologie und zur Kulturgeschichte. Von Prof. Dr. G. Hellmann. (Sammlung popul. Schriften, herausg. von der Gesellschaft Urania zu Berlin. Nr. 8.) Berlin, H. Paetel. 1891.

Das Schriftchen gibt nach einer kurzen orientirenden Einleitung eine Uebersicht über die für den gemeinen Mann bestimmte Literatur, die sich auf die meteorologischen Erscheinungen bezieht, in folgenden sechs Abschnitten: Das Buch der Natur von Konrad von Megenberg (um 1350), der Elucidarius, Wetterbüchlein, Bauern-Practik, Practiken und Prognostiken, Hundertjähriger Kalender. Die einzelnen Werke und Gattungen von Schriften werden eingehend unter Anführung von bezeichnenden Proben charakterisirt, in ihrem gegenseitigen Zusammenhang und dem mit anderen Werken beleuchtet und so eine litterargeschichtliche Uebersicht dieses bisher vernachlässigten Zweiges der volksthümlichen Litteratur gegeben. Bei den letztgenannten Gattungen sind facsimilirte Wiedergaben der Titel besonders merkwürdiger und seltener Schriften beigefügt. S.

III. Miscellen.

1. Weihinschrift an die Göttinnen der Kreuzwege in Köln. Bei meinem letzten Aufenthalt in Köln, September 1892 bemerkte ich im untern Kreuzgang des Museums Wallraf-Richartz ein kleines Altärchen mit der sauber eingemeisselten Inschrift:

QVADRV
BIS·DOMI
TIA·LVPV
LA·V·S·L·M

also *Quadrubis Domitia Lupula v(otum) s(olvit) l(ubens) m(erito).*

Meines Wissens ist dieselbe nicht veröffentlicht. Der Stein ist nicht nummerirt, und in den Inventaren, die bis zum Jahre 1888 hinaufreichen, findet sich, wie mir Herr Hofrath Aldenhoven mittheilen lässt, keine Notiz darüber. Der Stein muss schon seit einigen Jahren im Museum sein; man kann annehmen, dass er zwischen 1885, in welchem Jahre die dritte Auflage des Düntzer'schen Katalogs erschien, und 1888 ins Museum gekommen und dass er unbeachtet liegen geblieben ist. Der Fundort dürfte Köln sein. Denselben Göttinnen geweiht ist der an der Aachener Strasse gefundene, von mir im Rheinischen Museum Bd. XLII 1887 S. 487 veröffentlichte Stein:

Quadrubiis Ucletianius Crescens

(vgl. Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift VI 1887 S. 182, Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland LXXXIII S. 226, LXXXVIII S. 247).

Anhangsweise sei an dieser Stelle auf die jüngst in Carnuntum gemachten Funde hingewiesen. Bei den im November 1891 und im Sommer 1892 vorgenommenen Grabungen wurde ein ansehnlicher Gebäudecomplex mit erheblichen Ueberresten einer alten Strasse aufgedeckt. U. a. fand man zwei kleine Heiligthümer, beide angefüllt mit kleinen Votivaltären; die des einen Raums tragen meist die Widmung an den Flurgott *Silvanus domesticus* (ein Altar mit der Aufschrift *Diane sacurum*), die des andern sind den Kreuzweggöttinnen (*Quadriviae, Quadrubiae*) geweiht, einer den *Silvanae* und *Quadrubiae* gemeinsam (eine analoge Widmung CIL. III 4441, Bonn. Jahrb. LXXXIII. S. 121. Nr. 108; Fundort ebenfalls Carnuntum). Eine vorläufige Notiz über die interessanten Funde

steht im Nachtrag zum „Führer durch Carnuntum“ von Kubitschek und Frankfurter (1892). Eine eingehende Publikation wird wohl in nächster Zeit von österreichischer Seite erfolgen. M. Ihm.

2. Zur Numismatik von Köln. In dem Annuaire de la Société française de numismatique v. J. 1892 kommt Herr Raym. Serrure auf zwei Münzen zurück, welche 1856 in Maestricht gefunden und in demselben Jahre von de Coster in der Revue belge de numism. besprochen wurden. Beide Münzen zeigen den Namen des Kölner Erzbischofes Hiltolf, doch war von Anfang an kein Zweifel darüber, dass dieselben im Hinblick auf Gepräge und Gewicht nicht in Köln, sondern in der Gegend der Maas geschlagen seien. Dannenberg, Deutsche M. d. sächs. und fränk. Kaiserz., Nr. 273 und 274, versetzte dieselben nach Malmedy.

Aus einer von Pinchart 1860 in der Rev. belge de numism. S. 361 veröffentlichten Urkunde ersieht Serrure, dass die Abtei St. Pantaleon in Köln von Bruno I. ausser Besitzungen in Wessem (in holl. Limburg gelegen) auch das Münzrecht daselbst erhalten habe, und glaubt in den oben angeführten Stücken, zwei von der Abtei Pantaleon in Köln, für Wessem geschlagene Münzen zu erkennen. Die Gründe, welche ihn hierzu veranlassen, hier alle zu wiederholen, würde zu weit führen, ich habe die rheinischen Numismatiker nur auf diese höchst interessante Bestimmung hinweisen wollen.

F. van Vleuten.

3. Rheinische Terracotta-Büsten. Als vor einigen Jahren zu Köln eine später in diesen Jahrbüchern 85 S. 55 ff., Taf. 3 publicirte, lebensgrosse Terracotta-Büste des fälschlich sogenannten Seneca entdeckt ward, wurde die Frage des antiken Ursprunges des Stückes viel besprochen. Eine moderne Fälschung erschien, durch den geringen Finderlohn, der für dasselbe gezahlt worden war, ausgeschlossen, ebenso wie durch den Fundbericht, welcher zeigte, dass es in altem Schutt gelagert hatte. Doch ward schon damals darauf hingewiesen, es könne sich um eine die Antike nachahmende ältere, bereits vor Jahren zerbrochene Büste handeln, welche seinerzeit in den Schutt geworfen, nunmehr wieder zum Vorschein gekommen sei. Dieser Gedanke ward jedoch mit der Motivirung zurückgewiesen, von einer Herstellung derartiger Terracotten im Rheinlande sei aus älterer Zeit nichts bekannt. Die beiden folgenden, dem Bönnischen Intelligenzblatt entlehnten Geschäftsanzeigen zeigen dem gegenüber, dass gerade im Rheinlande Ende vorigen Jahrhunderts die Thonindustrie und insbesondere die Fertigung von Imitationen antiker Büsten, darunter auch des sog. Seneca eifrig betrieben ward. Die rührigere unter den beiden zu nennenden Firmen scheint die von Imhof gewesen zu sein, dessen Annonce sich z. B. Jahrgang 1791 S. 340 f., 1792 S. 438 und 568 findet, während die von Zezzi 1790 S. 249 f.

steht. Sie werden im Folgenden vollständig wiedergegeben, da die betreffenden Jahrgänge des Bonner Blattes verhältnissmässig selten sind, und ihr Gesammtinhalt für die Beurtheilung der Fabrikanten nicht ohne Interesse ist. Diese Anzeigen beweisen, dass der Gedanke, derartige Büsten könnten der für die Antike begeisterten Zeit des letzten Kurfürsten entstammen, nicht ohne Weiteres von der Hand gewiesen werden darf. Von Interesse wäre es, und hierzu anzuregen ist mit der Zweck dieser Zeilen, wenn es gelänge, Erzeugnisse der beiden Fabrikanten nachzuweisen, um so Aufschluss über die Ergebnisse ihrer Thätigkeit und deren Verhältniss zu ihren antiken Vorbildern zu gewinnen.

„Künster-Anzeige.

Peter Imhof der jüngere Sohn, Bildhauer und Figurist in Erde gebackener Bilder in der Spielmannsgasse nächst Severinstrasse in Köln zeigt einem verehrungswürdigen Publikum hiermit an, dass er eine Kunstfabrik angefangen habe, in welcher man künftig alle Gattungen von Kunstbildern in gebackener Erde haben kann und zwar: 1) Alle Gattungen von antiken Bildern, als Herkules, Neptun, Merkur, Flora etc. etc. 2) Köpfe und Brustbilder der alten und neuen gelehrten und berühmten Männer, z. B. Platon, Homer, Cicero, Seneka, Cartesius, Newton, Leibniz, Gellert, etc. etc. 3) Kleine Gruppen von spielenden Kindergen, von Wassernymphen, von Thieren, etc. für auf Tische, dergleichen grose Gruppen für in Gärten und Vorhöfe. 4) Allerhand Vasen und Urnen mit Zierrathen in dem besten antiken, hetrurischen, griechischen und römischen Geschmack. 5) Allerhand Bassrelieven für Süporten, Medaillonen für an Kamine und Zierrathen in Arabeske für in Zimmer und Kirchen. 6) Marienbilder, und alle Gattungen von Bildern der Heiligen von allerhand Grösse für in Kirchen, Klöster und für an Häuser wie sie nur verlangt werden. Alle diese Bilder, Urnen und übrige Kunstwerke in dauerhaft gebackener Erde werden nicht allein gut aus freier Hand nach einer guten Zeichnung sondern so fein auspoussirt, als jemals ein Bild auf einer Porzellanfabrik kann poussirt werden. Hierbei hat man noch den Herren Käufern den besondern Vortheil bemerken wollen, dass alle diese mit dem grössten Fleiss und Kunst in gebackenem Thon poussirte Figuren billiger und wohlfeiler, als jene in Formen abgedruckte, steife, geschmacklose Bilder werden verkauft werden. Auf das Verlangen und Befehl der Herren Käufer werden die Bilder, Büsten, Gruppen, Urnen, etc. für in Zimmer mit einer Bronz- oder Goldfarbe oder mit einem neuerfundenen weissen Lackfirnis angestrichen, als wenn es der feinste Porzellan wäre. Briefe mit Geld werden postfrei ausgebeten. Um aber ein zu verehrendes Publikum von der Wirklichkeit dieser mit so vielem Fleisse in Erde gebackenen Bilder zu überzeugen; so kann jedermann wirklich verschiedene Figuren bei ihm (Peter Imhof, in der Spielmanns-

gasse) ganz unentgeldlich sehen, welche er für einen vornehmen deutschen fürstlichen Hof verfertigt hat.

Peter Imhof, der jüngere Sohn, Bildhauer und Poussirer in Erde gebackener Bilder, wohnhaft in der Spielmannsgasse nächst der St. Severinstrasse in Köln am Rhein."

„Kunst-Nachricht.

Da gewisse Leute (welche seit 30 bis 40 Jahren die Kirchen, Gärten und Häuser mit allerhand in Erde gebackenen steifen Bildern, mit krumbeinigten, dickbäuchigten und buckelichten Figuren, mit geschmacklosen Urnen [wie Buttertöpfe] ohne wahre Zeichnung und ohne antiken Geschmack angefüllt haben) sich erfrecht, nicht nur Bilder und Köpfe heimlich unter der Hand durch schlechte Bursche kaufen zu lassen, dieselben abzuformen, in ihrem Haus aufzustellen und solche auf eine unverschämte prahlende Art NB. für ihre eigene Erfindung fälschlich anzugeben: sondern sich sogar bei ihrer Stümperei erkühnt haben, andere wahre geschickte Künstler in öffentlichen Zeitungen auf die dummste Art anzugreifen, als wenn man ihre elende geschmacklose Bilderbäckerei nachaffen wolte; so rechne ich mir es zur Pflicht, einem Kunstliebenden und ächten Geschmack besizzenden Publikum anzuzeigen, dass meine Kunstarbeit von in Erde gebackenen Statuen, Brustbildern, Köpfen, Urnen, etc. etc. den besten Fortgang habe, dass meine in Erde angefangene Bilderbäckerei mit dem grössten Beifall und besonderen Vorzug bei allen wahren Kennern in Aachen, Bonn, Mainz, Koblenz, Elberfeld und in andern Städten im Reich, in Holland und benachbarten Ländern aufgenommen worden, wo man weder in Gärten noch in Häuser keine Affen, Puppen, Marionetten, keine steife Soldaten und Fehlervolle Bilder aufstellt. Dem Himmel sei Dank! dass man auch in unsern niederdeutschen Gegenden anfängt, ächten Geschmack in den bildenden Künsten zu kennen, zu lieben, dass man hingegen stümperhafte Bilder und dumme Hanswurstereien mit Verachtung ansieht. Ich habe nicht allein die Erlaubnis erhalten, aus einer fürstlichen Sammlung die schönsten Antiken, Statuen, Köpfe etc. etc. zu meinem Werke zu gebrauchen; sondern aus Rom die prächtigsten und meisterhaftesten Köpfe und Figuren mit vielem Aufwand zu erhalten, so dass ich ohne Prahlerei anzeigen kann, dass bei mir alle Arten von Statuen, Brustbildern, Köpfen, Hermen, Gruppen, Vasen, Urnen und alle möglichen Zierathen für an Häuser, für in Gärten, und für in Kirchen, nach dem besten antiken Geschmack, nach einer richtigen Zeichnung in dauerhaft gebackener Erde um die billigsten und wohlfeilsten Preise zu haben sein. Da meine Fabrik und Kunstwerk aus verschiedenen geschickten Künstlern besteht, so zeige zugleich an, dass ich auch ganze Kirchen, Zimmer, etc. mit in Stucatur erhabener Arbeit und Zierathen verfertige, wovon man dahier in Düsseldorf schon verfertigte Säle sehen kann. Auch wird auf meiner Fabrik aller natür-

liche Marmor in Tafeln für Tische, Fenster, Altäre, Predigtstühle, etc. von solcher Härte und Schwerheit verfertigt, als wenn es natürliche Marmor-Arten wären.

Anton Zezzi, Fabriquant und Figurist in Erde gebackener Bilder, wohnt in der Karlstadt in Düsseldorf."

A. Wiedemann.

4. In eigener Sache. Herr Dr. Georg Wolfram bringt im vierten Bande des Jahrbuchs des Vereins für lothringische Geschichte und Alterthumskunde eine Besprechung meiner in der vorliegenden Zeitschrift erschienenen Abhandlung über merovingische und karolingische Plastik, die er zu einer Weiterführung der leidigen Polemik über den Ursprung der Metzer Reiterstatuette im Musée Carnavalet benutzt. Das würde an und für sich keinen Grund für mich abgeben, noch einmal auf das Thema zurückzukommen, da ich alles Wesentliche längst gesagt und mich nur wiederholen könnte — nur einige unrichtige Angaben des Kritikers verlangen eine kurze Berichtigung. Wolfram überrascht mich mit seiner Mittheilung, dass er nach wie vor die genannte Statuette für ein Werk der Renaissance hält. Das thut mir aufrichtig leid, denn ich hatte allerdings gehofft, dass, nachdem alle in dieser Frage kompetenten Fachgenossen auf meine letzten Ausführungen hin die Möglichkeit einer Entstehung der Figur in dieser Zeit von der Hand gewiesen, nunmehr auch Wolfram seinen Irrthum, zu dem ihn voreilige Entdeckerfreude verführt, eingestehen würde. Mein Kritiker glaubt, die ganze Arbeit solle im Wesentlichen nur dazu dienen, meine Ansicht von dem karolingischen Ursprung der Figur zu stützen. Darin liegt eine doppelte Ueberschätzung: Wolfram überschätzt dabei sowohl den Werth der Statuette wie den seiner Einwände. Meine ganze Auseinandersetzung sucht er dadurch zu schwächen, dass er sie erst „lediglich einen Abdruck der früheren Replik" und dann, zwei Seiten später: „im Wesentlichen einen Abdruck" nennt. Damit ist Wolfram ein sehr bedauerlicher Rechenfehler begegnet. Die betreffende Replik zählt genau 104 Zeilen, der Abschnitt in den Bonner Jahrbüchern, der „Wiederabdruck", deren 330. Zum Schluss sucht Wolfram mich unter die testes suspecti zu klassificiren, indem er mir drei ungenaue Citate vorwirft. Er vergisst dabei nur zu bemerken, dass die bemängelten Citate sich überhaupt gar nicht in der kritisirten Arbeit befinden, sondern an einer ganz anderen Stelle, bei Gelegenheit einer bibliographischen Zusammenstellung in einer vor drei Jahren in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins erschienenen Abhandlung. Eines kritischen Epilogs auf die freundliche Schlussbemerkung Wolframs, mit der die in unnöthig gereiztem Tone abgefasste Apologie schliesst, darf ich mich wohl füglich enthalten. Clemen.

5. Morsbach. Römische Funde. Einige Kilometer südwestlich von Forbach in der Ebene, und am Fusse des Herapel (das Verzeichniss

der Literatur über diesen findet sich bei Kraus, Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen. Band III S. 201 ff.) liegt der Ort Morsbach. Bei Anlage einer Kiesgrube auf freiem Felde fanden Bauern dieses Dorfes 5 bis 6 ziemlich gut erhaltene Urnen, die sie dem Pfarrer Bour in Rossbrücken, zu dessen Kirchspiel Morsbach gehört, übergaben. Bei einem Besuche bei genanntem Herrn im April d. J. sah ich diese Urnen und bewirkte, da eine systematische Ausgrabung an der dortigen Stelle günstige Ergebnisse zu versprechen schien, die bereitwillige und unverzügliche Zurverfügungstellung der nöthigen Geldmittel von Seiten S. Excellenz des Herrn Staatssekretär von Puttkamer auf Kosten der Landesverwaltung. Fünf Leichenverbrennungsstätten, welche durch eine starke Schicht von Kohlen und Aschenresten als solche kenntlich waren, vier kleinere und eine grössere, letztere etwa 8 Meter im Geviert, wurden aufgedeckt und die Fundstätte dergestalt als Begräbnissstätte gekennzeichnet. Zahlreiche Gegenstände lagen unregelmässig vertheilt, jedoch meist in nur geringer Entfernung von einander, 50—60 cm unter der Oberfläche im Kiesboden. Es waren vornehmlich Urnen von verschiedener Form und Grösse und mannigfachen Materials; sämmtliche jedoch mit Knochenkohlenresten gefüllt. Neben denselben befanden sich Krüge, Näpfe, Schalen, Vasen, ebenfalls verschiedenster Art und verschiedenen Materials, auch vielfach in terra sigillata, sowie mit Ornamenten und Thiergestalten. Ferner in grosser Zahl Lanzenspitzen und sonstige Waffenreste, Bronzegegenstände wie Armringe, Scheiben, Schlüssel, Kämme, Seihgefässe, Nadeln, Fibeln u. s. w., sowie Glasgeschirre und Münzen. 211 Nummern und 9 Münzen (darunter Agrippa, Vespasian, eine solche von Nemausus) wurden bis jetzt in das Metzer Museum übergeführt; doch wird die Ausgrabung noch fortgesetzt und täglich und stündlich werden neue Gegenstände zu Tage gebracht. Die Stücke, deren ausführlichere, von Tafeln begleitete Schilderung das nächste Jahrbuch bringen wird, sind fast durchweg vorzüglich erhalten, vor allem ein bronzener Schlüssel. Ausserdem erscheint wegen der Seltenheit des Vorkommens bemerkenswerth ein Kamm mit sehr feinen dichtgestellten Zähnen, der anscheinend als Bartkamm gedient hat.

Aus den Münzen ergibt sich, dass die Anlage aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. stammt. Möglicher Weise bildete sie den Begräbnissplatz der Besatzung des befestigten Lagers auf dem zur Seite gelegenen Herapel, womit die von F. W. Schmidt bei Kraus a. a. O. P. 202, freilich ohne Begründung, gegebene Notiz übereinstimmen würde. Da indessen die Entfernung der Fundstätte vom Herapel volle 2 Kilometer beträgt, so dürfte es wahrscheinlicher sein, dass wir es hier mit der Begräbnissstätte einer in der Nähe belegenen Niederlassung zu thun haben. Die Fundstätte liegt, um dies noch zu erwähnen, neben der am Herapel von der Römerstrasse Metz-Strassburg sich abzweigenden Strasse Metz-Mainz, deren Profil ich bis jetzt an fünf verschiedenen Stellen habe freilegen lassen.

Metz, 30. Mai 1893. Tornow.





